
UC-NRLF
B 3 743 062


UNIVERSITY OF CALIFORNIA
MEDICAL CENTER LIBRARY
SAN FRANCISCO
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Zeitschrift

des

Berliner Vereines homöopathischer Aerzte.

Neunter Band.

Zeitschrift

des

Berliner

Vereines homöopathischer Aerzte.

Herausgegeben

von

Dr. Windelband und **Dr. Sulzer,**
praktischen Aerzten etc. zu Berlin.

Neunter Band.

BERLIN.
B. BEHR'S VERLAG (E. BOCK).
1890.

Inhaltsverzeichniss.

Erstes und zweites Heft:

Drittes Heft:

Viertes und fünftes Heft:

Sechstes Heft:

Namen- und Sachregister.

(Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahl.)

Oeffentliche Vorträge

des Dr. med. **L. Brasol,**

gehalten

im grossen Auditorium des pädagogischen Museums zu St. Petersburg.

Deutsch von **Dr. Bojanus.**

I. Vortrag. Ueber das homöopathische Aehnlichkeitsgesetz.

Hochgeehrte Versammlung!

Der Gegenstand, über welchen ich Sie heute zu unterhalten die Ehre haben werde, verdiente wohl, als in das Gebiet der Medicin gehörend, einer eingehenden ärztlichen Besprechung. Die Intoleranz aber der Vertreter der officiellen medicinischen Schule ist schon dem Namen „Homöopathie" gegenüber so gross, dass mein Bestreben, die Sache selbst in einer medicinischen Gesellschaft zur Sprache zu bringen, fruchtlos geblieben ist, trotzdem denn doch die, die Therapie betreffende Frage zu einer brennenden geworden ist, und es daher immer mein Wunsch war, das Interesse der Aerzte für sie zu gewinnen. Der Weg, durch öffentliche Blätter, zu deren ausgedehntem Leserkreise auch viele Aerzte sich zählen, meine Aufgabe zu lösen, musste mir auch aus dem Grunde zu einem unmöglichen werden, da sowohl die medicinischen, als auch überhaupt unsere Journale jedem für die Homöopathie gesprochenen Worte ihre Spalten zu öffnen verweigern.

Specielle Werke oder Broschüren über Homöopathie führen hauptsächlich daher auch nicht zum Ziele, da dieselben unter den Aerzten vergebens auf Leser harren würden, um so mehr aber auch noch deshalb, weil die medicinischen Journale sogar die An-

zeigen über derart erschienene Werke aufzunehmen verweigern, und sie daher von Hause aus todtschweigend, dem vollständigen Unbekanntbleiben preisgeben.

Giebt es etwa in der deutschen und englischen Literatur nicht hervorragende Werke auf dem Gebiete der homöopathischen Therapie und Pharmakologie, die den Aerzten nicht allein gänzlich unbekannt sind, ja, von denen sie nicht einmal eine Ahnung haben? Bei der Art und Weise, wie die Homöopathie officiell und ex Cathedra verkehrt und in verzerrter Gestalt vor die Augen geführt wird, wie die sie ausübenden Aerzte öffentlich und privatim und aus sicherem Hinterhalte durch Wort und Schrift immer und allerwegen von den Gegnern für Unwissende, Charlatane und Geldreisser ausgeschrien werden, schweigen wollen, stellte sich mir nicht allein als unschicklich, sondern auch als schwere Schuld dar. Nach einer zehnjährigen praktischen Thätigkeit, während der ich mir theils durch diese, theils durch Studium, theils durch kritische Sichtung, hauptsächlich aber durch Beobachtung am Krankenbette eine positive therapeutische Ueberzeugung schuf, halte ich es noch länger darüber zu schweigen für nicht im Einklange mit meinem angesichts der Facultät gegebenen Versprechen. Aus diesem Grunde ergriff ich die sich mir bietende Gelegenheit, über diesen Gegenstand im pädagogischen Museum öffentlich sprechen zu können, mit Freude und in der Hoffnung, auch Aerzte unter meinen Zuhörern zu sehen. Diese Hoffnung hat sich zu meiner besonderen Befriedigung realisirt. Mit Vergnügen erblicke ich mehrere mir bekannte Aerzte und bin genau von der Gegenwart anderer, mir unbekannter, unterrichtet. Mit dem lebhaftesten Dankgefühle für die Beehrung meiner Vorlesung mit Ihrer Gegenwart werde ich, besonders Sie, meine Collegen, im Auge habend, mein Glaubensbekenntniss niederlegen und mich dabei der gangbaren wissenschaftlichen Sprache bedienen, in der Hoffnung, auch dem übrigen zahlreichen, nichtärztlichen Publikum verständlich zu sein. Es ist das erste Mal, dass es mir vergönnt ist, vor einem so zahlreichen, aus zwei entgegengesetzten Elementen — einem für, dem andern wider — nicht der Person, wohl aber der Sache gegenüber, bestehenden Auditorium zu sprechen; der Umstand aber, dass ich hier als Vertreter einer mit feindlichen Augen angesehenen Angelegenheit erscheine, dürfte mich vielleicht der zur erfolgreichen Lösung der Aufgabe erforderlichen Ruhe berauben; ich werde daher Ihre gütige Nachsicht für diesen Punkt ganz be-

sonders zu beanspruchen mir die Freiheit nehmen, zu gleicher Zeit aber auch darum ersuchen, meinen Vortrag mit demselben Gefühle zu beurtheilen.

Das Ihnen überreichte Programm ist, wie Sie sehen, sehr umfangreich; ich werde daher so kurz und so klar wie möglich mich zu fassen und nur die Hauptsache zu behandeln mich bestreben. Die ersten, keine besondere Opposition zu erwecken vermögenden Thesen des Programms werde ich einer kurzen, die letzten hingegen einer eingehenderen Demonstration unterwerfen.

Die Homöopathie stützt sich auf drei unerschütterliche Grundpfeiler: das Aehnlichkeitsgesetz, die Dosologie und die Pharmakologie oder Reine Arzneimittellehre; uns interessirt für heute ganz besonders das erste von diesen Gesetzen, und zwar aus dem Grunde, dass es mir nicht nur an Zeit zur Entwickelung der beiden andern gebricht, sondern auch aus dem, dass sie über die Grenzen meiner heutigen Vorlesung hinausgehen; ich werde mich also darauf beschränken, Ihnen das Hauptgesetz der Homöopathie, auf das die Wahl der von den homöopathischen Aerzten verordneten Arzneien sich stützt, zu erläutern.

Bekanntlich kommen alle direkt oder indirekt dem Blut einverleibte arzneiliche Stoffe mit allen Theilen des Organismus in Berührung, es werden indessen nicht alle von ihnen auf gleiche Weise afficirt, nicht alle Zellen, Gewebe und Organe reagiren gegen den reizenden Eindringling, sondern nur die, welche mit einer besonderen Wahl — oder physiologischen Verwandtschaft ihm gegenüber ausgestattet sind. So sehen wir, dass beispielsweise Belladonna, Opium und Hyoscyamus hauptsächlich das Gehirn als den Schauplatz ihrer Wirkung erwählen; es ist dieses somit eins von den Organen, zu dem diese Arzneistoffe eine besondere, bevorzugende Verwandtschaft haben, während eine unabsehbare Menge anderer Arzneistoffe das Gehirn wenig oder garnicht berühren. So sehen wir ferner, dass Aconit und Spigelia besonders auf das Herz wirken; es ist folglich dieses das Organ, zu dem diese Stoffe eine physiologische Verwandtschaft besitzen. Sepia, Secale cornutum und Sabina haben zur Gebärmutter, Cantхariden, Terebentina, Copaiva zu den Harnorganen, Mercurius, Argentum nitricum und Ferrum zum Blut, Aconit, Bryonia und Colchicum zu den serösen Häuten, Arsenicum und Sulphur zur Haut, Podophyllum und Kali bichromicum zum Zwölffingerdarm, Aloes zum Mastdarm, Chininum und Acidum salicylicum zum inneren Ohre, Aconitum zu

den sensiblen Nervenfäden des Trigeminus, Gelseminum zu den motorischen Fasern des sechsten Nervenpaares, Conium zu denen des dritten Paares u. s. w. u. s. w., eine besondere Beziehung, mit einem Worte, allen Arzneistoffen ist ein bestimmt localisirter Wirkungskreis angewiesen. Abgesehen von dieser local-beschränkten Wahl- oder physiologischen Verwandtschaft der Arzneistoffe zu gewissen Organen und Geweben, manifestirt sich ihre Wirkung noch in einem gesetzlich bestimmten Charakter, welcher in mehr oder weniger stetigem Bilde zur Beobachtung gelangt, gleichviel auf welchem Wege sie in das Blut gelangten, sei es per os, oder durch Resorbtion vom Darmkanale aus, sei es auf dem Wege der Respiration durch Einathmen, sei es endermatisch durch Injection unter die Haut, oder direkt in eine Vene. Auf dem Wege durch das Labyrinth der Blut- und Lymphcapillaren äussern nun diese Arzneistoffe immer und stetig ihre Wirkung nur in den Zellen, Geweben und Organen, zu denen sie, vermöge ihrer physiologischen Wahlverwandtschaft, in specifischer Beziehung stehen; auf der andern Seite reagiren die von ihnen — den Arzneistoffen — afficirten Zellen, Gewebe und Organe in gewisser, constanter Weise und treten daher unter der Form verschiedenartiger pathologischer Processe, das heisst also, nosologisch bekannter und wissenschaftlich benannter Krankheiten auf.

So tritt uns z. B. in der physiologischen Wirkung des Mercurs eine Entzündung der Mundhöhle, folglich die unter dem nosologischen Namen der Stomatitis bekannte Krankheit entgegen; in der physiologischen oder toxischen Wirkung des Phosphors beobachten wir die Necrose des Unterkiefers, in der des Bleies Lähmung der Extremitäten, besonders der obern, die uns unter dem Namen Paralyse bekannt ist. Ueberblicken wir sämmtliche durch die physiologische, das heisst also pathogenetische, krankheitserzeugende Wirkung im Organismus hervorgerufene Umstimmungen, so entdecken wir alle möglichen Krankheitsformen, welche unter dem Namen von Erythema, Pusteln, Papeln und unter dem der verschiedensten Hautleiden, der Gangrän, der Phlegmone, des Oedems bekannt sind; in dem durch dieselbe Wirkung hervorgerufenen Zustande von Hyperämie und Entzündung sämmtlicher inneren Organe, der Meningen, der Pleura, der Lungen, der Nieren, des Darmkanals, erkennen wir die Meningitis, Pleuritis, Pneumonie, Nephritis, Gastroentritis u. s. w. u. s. w. — Nebenbei aber stellen sich ausserdem noch zahlreiche, bestimmte, functionelle Störungen

im Nervensystem, Hyperaesthesie, Anaesthesie, Neuralgie, Analgesie, Krämpfe, Lähmungen u. s. w. unserer Beobachtung dar, zugleich aber auch noch eine lange Reihe unbestimmter, d. h. solcher Krankheitserscheinungen, die noch nicht physiologisch gedeutet, daher auch nicht nosologisch klassificirt werden können, nichts desto weniger aber als die Begleiter natürlicher Krankheitsbilder täglich der Beobachtung des praktischen Arztes entgegentreten, und dadurch in dem vor ihm aufgerollten Panorama von Krankheiten auf ihre Analogien deutlich hinweisen. Dadurch aber wird der zwischen der natürlichen und der Arzneikrankheit — der künstlichen — bestehende Parallelismus auf das Evidenteste bewiesen, oder mit andern Worten, es bilden die Arzneikrankheiten eine eigene besondere aetiologische — ursächliche — Krankheitsgruppe.

Die dem Blute einverleibten Arzneistoffe besitzen die Fähigkeit, das physiologische Gleichgewicht des menschlichen Organismus aufzuheben, seinen Gesundheitszustand zu stören und bestimmte pathologische Processe oder Krankheitscomplexe hervorzurufen, die im Verhältnisse zu jedem einzelnen Arzneistoff ihren eigenen pathologischen Werth, ihren eigenen Grund, ihr eigenes Substrat, ihr eigenes Colorit und ihre eigenen Nüancen schaffen — das eben ist die pathogenetische oder krankheitserzeugende Wirkungssphäre der Arzneistoffe.

Wenn dem so ist, so unterliegt es auch weiter weder dem geringsten Zweifel, dass diese Arzneistoffe therapeutische Eigenschaften besitzen, vermöge welcher sie auf den Verlauf und Ausgang vieler Krankheitsprocesse einen günstigen, resp. heilenden Einfluss ausüben und den pathologischen Zustand in den physiologischen umwandeln müssen, noch kann ferner ein Zweifel darüber obwalten, dass diese therapeutischen durch und durch nur von den physiologischen, den gesunden Organismus so oder so umstimmenden Eigenschaften unbedingt abhängig sind. Wir sehen also, dass Arzneistoffe ebenso wie sie einerseits Krankheiten zu erzeugen, ebenso auch schon vorhandene zu heilen im Stande sind.

Es müsste das ideale Bestreben und der Endzweck einer wissenschaftlichen Therapie in dem Auffinden eines leitenden Gesetzes für die Wirkungsweise der Arzneistoffe zu suchen sein, vermöge dessen das zwischen Arzneistoff und Krankheitsprocess bestehende Beziehungsverhältniss aufgeschlossen würde; dann würde jener diesem gegenüber als unbedingtes Heilmittel in der vollen

Bedeutung des Wortes ins Leben treten. Vermöge eines solchen Gesetzes und ausgerüstet mit der Kenntniss von Charakter und Eigenschaft krankhafter Processe einerseits, mit der der physiologischen Wirkungsweise des Arzneistoffes andererseits, wären wir zuversichtlich im Stande, mit gewisser Bestimmtheit auf Erfolg, die letzteren zur Heilung ersterer in Anwendung zu bringen.

Meinungen und Ansichten über Homöopathie sind unbedingt frei; zu leugnen ist es indessen nicht, dass Hahnemann in seinem Similia similibus curantur — Aehnliches werde durch Aehnliches geheilt, seinem bekannten, so formulirten therapeutischen Principe ein solches Gesetz aufstellte und vorschlug; ein Gesetz, welches aus Experiment und Beobachtung die Nothwendigkeit des Bestandes vom Aehnlichkeitsverhältniss des Arzneistoffes zum Krankheitsprocesse deducirt; ein Gesetz, zufolge dessen also den Arzneistoffen die Fähigkeit innewohnt, Krankheitsprocesse zu heilen, die ähnlich denen sind, die sie im gesunden Organismus hervorrufen.

Da die Art und Weise, wie Hahnemann zu der Entdeckung dieses Gesetzes geführt wurde, nicht allen meinen verehrten Zuhörern bekannt sein dürfte, so will ich in aller Kürze nur darauf hinweisen, dass dieser Weg ein zweifacher gewesen ist. Versuchsweise nahm er eine grosse Dosis Chinarinde ein und sah zu seinem Erstaunen einen Fieberparoxysmus auftauchen, der dem ähnlich war, von dem er selbst einmal betroffen und mit Chinin geheilt wurde. — Das war die einfache Thatsache, welche diesem genialen Menschen zum fallenden Apfel Newton's, zur Entdeckung des Aehnlichkeitsgesetzes wurde. Das Forschen nach der Ursache dieser Erscheinung wurde für ihn ein Lebensziel.

Nun begann er aus literarischem Materiale und aus eigener praktischer Beobachtung solche Krankheitsprocesse zusammenzustellen, welche durch Heilmittel beseitigt worden waren, die damals diesen Krankheitsprocessen gegenüber für specifische galten. Ferner forschte er in der alten und neuen medicinischen Literatur den bekannt gewordenen Wirkungen von Arzneistoffen auf den gesunden menschlichen Organismus nach und fand zu seinem Erstaunen ihre Wirkung ähnlich den Krankheitsprozessen, gegen die sie sich als Heilmittel erwiesen hatten.

Die zweite und ungleich wichtigere Reihe seiner Beobachtungen beruhte auf dem in umgekehrter Richtung angestellten Experimente: Er begann an sich und andern gesunden Leuten damals noch wenig bekannte Arzneistoffe zu prüfen, und nachdem er mit dem

ihm eigenen Scharfblicke ihre physiologische Wirkung aufgefasst hatte, auch in den ihr an Aehnlichkeit am nächsten stehenden Krankheitsfällen anzuwenden, was meistens zur vollkommenen rasch eintretenden Heilung des vorliegenden Falles führte.

Aus dieser ersten 6 Jahre hindurch angestellten Versuchsreihe wurde Hahnemann davon überzeugt, dass Arzneistoffe, welche gewisse Krankheitsprocesse erfolgreich zu bekämpfen, diesen ähnliche im gesunden Organismus auch hervorzurufen befähigt sind; umgekehrt stellte sich ihm aus einer zweiten, 9 Jahre und sein übriges Leben andauernden Versuchsreihe auf das Evidenteste heraus, dass Arzneistoffe, welche im gesunden Organismus gewisse Krankheitsprocesse erwecken, diesen ähnliche, aus andern Ursachen entstehende Leiden auch zu heilen im Stande sind. — Dann erst, d. h. also nach langjähriger, vorurtheilsfreier und ununterbrochener Arbeit und Beobachtung wagte er es, seine Beobachtungen und Schlüsse in dem der Homöopathie zu Grunde liegenden Gesetze — Similia similibus curantur — zusammenzufassen und auszudrücken, ein Gesetz also, welches auf dem Wege des Experimentes vermöge strengster, wissenschaftlicher Induction entdeckt wurde Das homöopathische, auf das Experiment sich stützende Aehnlichkeitsgesetz hat also gleich andern Naturgesetzen eine aposterioristische Bedeutung und kann, obgleich sie möglich sind, aller aprioristischen deductiven Beweise entbehren. So stellt sich uns in dem Gesetze, dass die unter den Körpern herrschende Anziehungskraft in direkter Proportion zu ihrer Masse und umgekehrt proportional zu ihrer Entfernung sich verhält, ein eben so unumstössliches Gesetz dar, welches aber dennoch ein unaufklärbares, empirisches, auf aprioristischem Wege durch abstraktes Denken nicht zu lösendes Geheimniss birgt. Wir sehen dasselbe im homöopathischen Aehnlichkeitsgesetze. Seine zwingende Kraft geht von seinem Standpunkte, dem Experiment und der Beobachtung aus; es kann überall, zu jeglicher Zeit, von jedem Arzte controllirt werden, dessen Geist sattsam erleuchtet ist, um den Eindruck seiner Beobachtung zu fassen und ihren Werth kritisch zu bestimmen.

War es anfangs möglich, Hahnemann den Vorwurf zu machen, er habe aus einer zu geringen Anzahl von Experimenten und Beobachtungen voreilig seine Induction formulirt, so ist gegenwärtig ein solcher Vorwurf ein Unding, — ein Unding — aus dem Grunde, weil das Gesetz similia similibus curantur millionenmal von einer Menge unbedingt competenter, gebildeter und durch und durch

glaubwürdiger Aerzte der alten und neuen Welt und aller fünf Welttheile zusammen controllirt und immer und immer wieder zu denselben erfolgreichen Resultaten geführt hat. Es hat also der von Hahnemann inductiv gewonnene Schluss similia similibus curantur in Folge sowohl seines inneren Werthes, als auch durch unzählige Thatsachen erhärtet, die Vollwichtigkeit eines Naturgesetzes erlangt und unter diesen den ihm gebührenden Platz eingenommen.

Es kann indessen der Satz similia similibis curantur je nach der Anzahl der Zeichen, die zur Feststellung einer logisch bestimmten Aehnlichkeit zwischen künstlicher und natürlicher Krankheit erforderlich sein dürften, als ein sehr elastischer erscheinen; so ist uns z. B. aus der Geometrie bekannt, dass zwei Dreiecke ähnlich, wenn ihre Schenkel proportional sind; nun können aber dieser Definition eine Masse Dreiecke mit gegenseitig proportionalen Schenkeln untergeschoben werden; es muss also die Bedeutung der homöopathischen Aehnlichkeit nach Sinn und Inhalt bestimmt werden.

Darüber äussert sich Hahnemann unter anderem in seinem Organon folgendermassen:

„Für einen nach wahrhaft rationellen Grundsätzen handelnden Heilkünstler ist es erforderlich, dass er zuvörderst genau bestimme, was in einem gegebenen Falle geheilt werden soll, d. h. also er soll die Krankheit erkennen, dazu aber sollen weder Speculationen, noch theoretische Muthmassungen, noch Hypothesen über das unbekannte Wesen der Krankheit hilfreiche Hand bieten, sondern einzig und allein die den Sinnen zugänglichen Symptome einer Krankheit, d. h. also, seine Aufmerksamkeit soll sich den Veränderungen des Körpers und des Geistes zuwenden, die von dem Kranken gefühlt, von seiner Umgebung gesehen und von dem Arzte beobachtet werden. Aus der Summe aller dieser Zeichen stellt sich das einzig vollständige und das für uns schliesslich zugängliche Krankheitsbild in seinem ganzen Umfange dar.

§ 3. Sieht der Arzt deutlich ein, was an Krankheiten, das ist, was an jedem einzelnen Krankheitsfalle insbesondere zu heilen ist (Krankheits-Erkenntniss, Indication), sieht er deutlich ein, was an den Arzneien, das ist, an jeder Arznei insbesondere, das Heilende ist, (Kenntniss der Arzneikräfte) und weiss er nach deutlichen Gründen das Heilende der Arzneien dem, was er an dem Kranken unbezweifelt Krankhaftes erkannt hat, so anzupassen, dass

Genesung erfolgen muss, anzupassen sowohl in Hinsicht der Angemessenheit der für den Fall nach ihrer Wirkungsart geeignetsten Arznei (Wahl des Heilmittels, Indicat.), als auch in Hinsicht der genau erforderlichen Zubereitung und Menge derselben (rechte Gabe) und der gehörigen Wiederholungszeit der Gabe — kennt er endlich die Hindernisse der Genesung in jedem Falle und weiss sie hinwegzuräumen, damit die Herstellung von Dauer sei: so versteht er zweckmässig und gründlich zu handeln und er ist ein ächter Heilkünstler.

§ 6. Der vorurtheillose Beobachter — er kennt die Nichtigkeit übersinnlicher Ergrübelungen, die sich in der Erfahrung nicht nachweisen lassen — nimmt, auch wenn er der scharfsinnigste ist, an jeder einzelnen Krankheit nichts, als äusserlich durch die Sinne erkennbare Veränderungen des Befindens Leibes und der Seele, Krankheitszeichen, Zufälle, Symptome wahr, das ist, Abweichungen vom gesunden, ehemaligen Zustande des jetzt Kranken, die dieser selbst fühlt, die die Umstehenden an ihm wahrnehmen und die der Arzt an ihm beobachtet. Alle diese wahrnehmbaren Zeichen repräsentiren die Krankheit in ihrem ganzen Umfange, das ist, sie bilden zusammen die wahre und einzig denkbare Gestalt der Krankheit.[1])

---

[1]) Ich weiss daher nicht, wie es möglich war, dass man am Krankenbette, ohne auf die Symptome sorgfältigst zu achten und sich nach ihnen bei der Heilung zu richten, das an der Krankheit zu Heilende blos im verborgenen und unerkennbaren Innern suchen zu müssen und finden zu können sich einfallen liess, mit dem prahlerischen und lächerlichen Vorgeben, dass man das im unsichtbaren Innern Veränderte, ohne sonderlich auf die Symptome zu achten, erkennen und mit (ungekannten!) Arzneien wieder in Ordnung bringen könne und dass so Etwas einzig gründlich und rationell curiren heisse? Ist denn das durch Zeichen an Krankheiten sinnlich Erkennbare nicht für den Heilkünstler die Krankheit selbst — da er das die Krankheit schaffende, geistige Wesen, die Lebenskraft doch nie sehen kann und sie selbst auch nie, sondern blos ihre krankhaften Wirkungen zu sehen und zu erfahren braucht, um hiernach die Krankheit heilen zu können? Was will nun noch ausserdem die alte Schule für eine prima causa morbi im verborgenen Innern aufsuchen, dagegen aber die sinnlich und deutlich wahrnehmbare Darstellung der Krankheit, die vernehmlich zu uns sprechenden Symptome, als Heilgegenstand verwerfen und vornehm verachten? Was will sie denn sonst an Krankheiten heilen als diese?*)

---

*) Der nach den verborgenen Verhältnissen im Innern des Organismus forschende Arzt kann täglich irren; der Homöopathiker aber, wenn er mit gehöriger Sorgfalt die gesammte Symptomen-Gruppe auffasst, hat einen sichern Wegweiser, und ist es ihm gelungen, die ganze Symptomengruppe zu entfernen, so hat er sicherlich auch die innere, verborgene Krankheitsursache gehoben. Rau, a. a. O. S. 103.

Ohne weiter die historischen Irrthümer Hahnemanns, noch den Zustand der Pathologie, Diagnostik und Pharmakologie jener Zeit zu berühren, sind wir im Hinblick auf den Entwickelungsgang der medicinischen Wissenschaften von Hahnemann bis auf unsere Zeit, zu der Ansicht gelangt, dass auch jetzt noch die zwischen Arzneistoff und Krankheit obwaltende Aehnlichkeitsbeziehung durchweg auf der Grundlage einer eingehenden Prüfung und Verwerthung aller klinischen Beobachtungen im Vereine mit den subjectiven und objectiven Symptomen der Krankheit hergestellt werden muss. Das therapeutische Princip mit seiner logischen Definition steht fest in seiner ursprünglichen Bedeutung, sein Kreis aber hat sich erweitert und sein Inhalt bereichert. Da nun aber einerseits die Semiologie — die Lehre von den Kennzeichen und ihrem Werthe — sich hauptsächlich durch objective d. h. solche Symptome bereichert hat, welche unabhängig von dem subjectiven Gefühle des Kranken vermittelst des Mikroskops, der chemischen Analyse und der verschiedenen physikalischen Explorationsmethoden der Erkenntniss des Arztes zugänglich geworden sind, und da anderseits den Anhängern Hahnemanns die Schuld des Nichtbeachtens objectiver Symptome aufgebürdet wird, so fühle ich mich gedrungen, bei diesen objectiven Symptomen stehen bleibend, ihre Bedeutung bezüglich des Aehnlichkeitsgesetzes zu beleuchten. Dieses ist insofern um so wichtiger, als es die der Aehnlichkeit unsererseits gegebene Bedeutung klar legt und daher einer eingehenderen Besprechung werth erscheint.

Die objectiven Symptome sind es, welche bei der Bestimmung der Art oder des pathologisch-anatomischen Charakters der Krankheit die bedeutendste Rolle spielen, auch wird heut zu Tage wohl schwerlich jemand in Abrede stellen wollen, dass eine Menge Erkrankungen der Lunge, der Pleura, des Herzens, der Nieren ohne gebührende Würdigung der objectiven Symptome diagnostisirt — erkannt — werden könnten; dass wir ferner auf Grund der objectiven Symptome nicht allein eine richtige Beurtheilung der Stadien, so wie der möglichen Ausgänge eines gewissen pathologischen Processes uns zu verschaffen, sondern auch eine präcise Prognose zu stellen vermögen, — wir der vervollkommneten Diagnostik im Vereine mit den Errungenschaften der pathologischen Anatomie zu verdanken haben. Dieses ist es, was uns die Möglichkeit an die Hand giebt, in vielen Fällen die Bedeutung objectiver Symptome der natürlichen sowohl wie der Arzneikrankheiten richtig würdigen zu

können, was uns daher einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht hat, denn einmal mit dem pathologisch-anatomischen Substrate vieler krankhafter Processe bekannt, erkennen wir zu gleicher Zeit auf das Evidenteste, dass diese pathologischen Processe durch Mittel geheilt werden können, welche befähigt sind, im gesunden menschlichen Organismus gleiche oder höchst ähnliche pathologische Processe mit demselben, nach aussen gekehrten Bilde zu erzeugen. So giebt es beispielsweise eine unter dem Namen der Gehirnhyperämie bekannte Erkrankungsform; nun aber wissen wir, dass die Belladonna im gesunden menschlichen Organismus eine Gehirnhyperämie hervorruft, folglich muss auf Grund unseres Gesetzes die Belladonna unter die Mittel, welche eine Gehirnhyperämie zu beseitigen im Stande sind, eingereiht werden; wenn ferner, wie uns bekannt, die Canthariden eine congestive Nierenentzündung erzeugen, so werden diese zu einem therapeutischen Agens in diesem Processe. Der Sublimat steht in specifischer Beziehung zum Mastdarm, wo er intensive, oft mit krupösem, diphtheritischen Exsudate complicirte Entzündung, begleitet von kolikartigem Schmerzen im Unterleibe, blutigen Dejectionen, kurz das einer Dysenterie höchst ähnliche Bild hervorruft; daraufhin wird der Sublimat, in minimalen Gaben, zu einem homöopathischen Heilmittel bei einer aus anderen Ursachen, selbst bei einer durch vermuthete Mikroben entstandenen Dysenterie. Die Wirkung des Arseniks auf den Dünndarm, in welchem er eine höchst intensive Entzündung und einen der Cholera so ähnlichen pathologischen Zustand so specifisch und prägnant erzeugt, dass selbst Virchow aus dem makroskopischen Befunde sich nicht getraut, den Unterschied zwischen der Cholera und einer Arsenikintoxication aufzufinden. Doch nicht darin allein besteht hier seine Wirkung: das ganze klinische Bild der Cholera mit dem Frost im Beginnen, der nachfolgenden Hitze, den Krämpfen, dem Erbrechen und Durchfall, dem Mangel der Harnabsonderung, dem Sinken der Kräfte u. s. w. entspricht so auffallend einigen Choleraformen, dass also in Folge unseres Gesetzes der Arsenik zu einem Heilmittel in einer Cholera werden muss, die aus anderen Ursachen, beispielsweise auch aus der von den Koch'schen Kommabacillen vermutheten, aber noch lange nicht bewiesenen, entstanden ist, was sich auch unzählige Male in verschiedenen Choleraepidemien bewährt hat.

Auf diese Weise sind wir zu der Erkenntniss gelangt, dass alle möglichen, in verschiedenen pathologischen Processen sich

ausdrückenden Erkrankungen mit solchen Arzneistoffen siegreich bekämpft werden können, welche im gesunden Organismus gleiche oder höchst ähnliche pathologische Erkrankungsformen erzeugen können. Hiermit schliesst sich die Definitionssphäre des Aehnlichkeitsgesetzes, ohne jedoch jedenfalls erschöpft zu werden: Sehr viele Erkrankungen, denen wir täglich begegnen, deren pathologisches Wesen noch gänzlich unbekannt, die bis jetzt weder der nosologischen Klassification untergebracht, noch überhaupt mit einem Namen belegt werden können, hören trotzdem doch nicht auf, ihr deutliches Dasein durch dem Menschengeschlechte auferlegte, schwere Leiden zu bekunden, welche, dem Patienten Klagen entreissend, dem Arzte die Pflicht ihrer Heilung auferlegen. In solchen Fällen pflegt dann gewöhnlich der sogenannte auf muthmasslich pathologischer Basis sich aufbauende Heilplan zu einem Ziele zu führen, welches, vollkommen seiner würdig, im günstigsten Falle dem guten Glücke anheimfällt, oder in einem grobempirischen und symptomatischen Herumcuriren sein unseliges Ende erreicht, daher auch nicht im Entferntesten auf wissenschaftlichen Halt Anspruch machen kann und darf.

Unserem Grundgesetze treu, wählen wir in diesen Fällen, in solchen also, für die weder das pathologische Wesen noch ihr Substrat aufzufinden es der Wissenschaft bisher gelungen, Arzneistoffe, die im gesunden Organismus höchst ähnliche Krankheitsbilder zu schaffen vermögen. Als Illustration zu dem oben Ausgesprochenen erlauben wir uns auf ein klinisch bis jetzt noch nicht definirtes und mit noch weniger entziffertem Wesen dastehendes Leiden, das Essentielle Asthma hinzuweisen. Ob nun das Wesen dieser Erkrankung in einem bronchialen Muskelkrampf, ob es in tonischen Krämpfen des Diaphragma, ob es in centraler vasomotorischer Störung oder in peripherischen Störungen im Verlaufe des Respirationstractus, oder in einer Hyperämie des verlängerten Markes, oder in einem räthselhaft verschlossenen als Hauptfactor in diesem Leiden auftretenden X, Y, Z zu suchen sei — wir wissen es nicht. Wir wissen aber, dass einige Arzneistoffe wie Arsenik, Ipecacuanha, Lobelia und andere in ihrer physiologischen Wirkung ein Krankheitsbild erzeugen, in dem aus dem Complex aller sub- und objectiven Symptome das des Asthma uns unverkennbar entgegentritt. Diese asthmatogene, im gesunden menschlichen Organismus einen dem Asthma höchst ähnlichen Zustand hervorbringenden Arzneistoffe werden in Folge unseres Grundge-

setzes in unseren Händen zu antiasthmatischen, also solchen, welche ein aus unbekannten Ursachen entstandenes Asthma zu heilen im Stande sind. Aus Mangel an Zeit darf ich leider bei solchen unbestimmten und eines pathologisch-anatomischen Substrates noch entbehrenden, so wie bei der Heilung bis jetzt noch unbenannter Krankheiten mich nicht länger aufhalten. Ein ausschliesslich pathologisch-anatomisches, selbst gut erforschter Krankheiten, dem Heilplane zu Grunde gelegtes Princip ist lange nicht ausreichend und entspricht keineswegs den Anforderungen einer wissenschaftlichen Therapie, denn die Aufgabe des Arztes besteht nicht in der Behandlung nomineller, einer nosologischen Klassification eingereihter Krankheitsbenennungen, die Objecte seiner Aufgabe sind lebende erkrankte Individuen, bei welchen ein und derselbe einfache pathologisch-anatomische Process höchst mannigfaltige und individuell charakteristische Krankheitsbilder darzustellen vermag. Eine bekannte klinische Autorität, der Professor Wunderlich spricht sich in seinem Werke „Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten“ S. 337, Capitel Pneumonie, folgendermassen aus:

> „Dieses mannigfaltige Verhalten des Temperaturganges, das nach dem Gesagten keineswegs als regellose Zufälligkeit erscheinen kann, dürfte darauf hinweisen, dass mit dem Ausdruck Pneumonie Affectionen sehr differenter Art bezeichnet werden. Auch schon die anatomische Forschung hat dies längst zu erkennen angefangen; und die croupösen, hämorrhagischen, serösen, eitrigen, jauchigen Pneumonien, die Lobularpneumonie etc. stellen Verschiedenheiten dar von so grosser Bedeutung, dass sie mit Nothwendigkeit als differente Krankheitsprocesse angesehen werden müssen. Aber es möchte nicht wohl in Abrede gestellt werden können, dass auch Formen, wenn sie vorläufig noch anatomisch für identisch erachtet werden, doch in sehr wesentlichen Punkten divergiren können und dass ausser der verschiedenen anatomischen Gestaltung der Resultate des Processes auch die ätiologischen Verhältnisse Differenzen bedingen können, welche manche unter demselben Ausdruck zusammengefasste Erkrankungen wesentlich von einander trennen.
>
> Die Aufstellung einer Krankheitsform Pneumonie ist kaum eine weniger irrthümliche und oberflächliche Zusammenfassung, als wenn man alle mit entzündlichen Vorgängen verlaufende Hautkrankheiten unter dem Ausdruck Dermatitis zusammen

> werfen würde. Jene Aufstellung ist nur darum entschuldigbar, weil es vielfach nicht gelingt, während des Lebens die Diagnose schärfer zu treffen und die einzelnen wesentlich differenten Vorgänge auseinander zu halten, ja sogar, weil diese selbst in ihren wesentlichen Unterschieden zum Theil noch garnicht zu fixiren sind.
>
> Die Symptomatik hat zwar bereits eine Anzahl von Momenten aufgedeckt, welche auf verschiedene Vorgänge in den Lungen bei den als Pneumonie bezeichneten Erkrankungen hinweisen. Aber man wird einräumen müssen, dass die Hilfsmittel der Symptomatik für die differentielle Diagnose noch sehr dürftig sind."

Setzen wir unsererseits auch noch unser „dürftig" hinzu und sagen wir: dürftig ist die Symptomatik freilich, weil man ihr zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. In der Schule der Homöopathie, wo der Symptomatik nicht nur die grösste Aufmerksamkeit, sondern auch der gebührende Werth beigelegt wird, ist die Symptomatik weit davon entfernt dürftig zu sein.

> „Die Thermometrie, fährt Wunderlich fort, ist im Stande, diese Hilfsmittel nicht unbeträchtlich zu erweitern; doch muss man bekennen, dass auch sie noch viele Lücken gelassen hat, und man darf sich der Einsicht nicht verschliessen, dass auch mit sammt den Leistungen der Thermometrie unsere Kenntnisse und unsere Beurtheilung pneumonisch Kranker noch sehr fragmentarisch sind."

Wenn diese, von einem gefeierten klinischen Lehrer der Gegenwart ausgesprochenen Worte in Bezug auf Pneumonie — eines für die Symptomatik am besten bearbeiteten Krankheitsgenus — ihre Vollwichtigkeit haben, um wie viel wächst die Wichtigkeit seiner Worte dem grössten Theile aller anderen Erkrankungen gegenüber. Somit ist denn deutlich bewiesen, dass die, aus der anatomisch-pathologischen Symptomatik gewonnene, ein Krankheitsgeschlecht bezeichnende und als Ausgangspunkt aufgestellte Diagnose noch lange nicht den klinischen, mithin also auch den therapeutischen, Anforderungen entspricht. Um diesen zu genügen, bedarf es der Differencialdiagnose, welche über die Krankheitsgattung und die Krankheitsart Aufschluss giebt und zugleich auf die Zeichen hinweist, durch welche sich ein und derselbe materielle pathologisch-anatomische Process einer Lungenentzündung des einen Individuums von der des andern unterscheidet, zugleich aber auch noch die feinen

Nüancen eruirt, welche jeder Erkrankung den Stempel der Individualität aufdrücken. Die Aufgabe der wahren, wahrhaft wissenschaftlichen Therapeuten besteht also in der minutiösesten Individualisirung des gegebenen Falles; dass dem aber so sei, geht aus dem Vorangegangenen deutlich hervor: die Individualität eines jeden gegebenen Krankheitsfalles hat die Selbstthätigkeit unseres Organismus zur Quelle, also die Fähigkeit, selbstständig auf innere und äussere Reize zu reagiren, in Folge dessen aber müssen gewisse Krankheitsursachen und gewisse disponirende Bedingungen, in gewisser Richtung auf den Organismus einwirkend, in ihm eine gewisse physiologische Reaction hervorrufen, die in einem gewissen Complexe ein gewisses, so oder so colorirtes Bild reflectirt. Diese Reactionsfähigkeit des Organismus nennt man Reizbarkeit, Disposition, am besten aber Empfänglichkeit; sie drückt sich in jedem einzelnen Subjecte in der ihm und nur ihm eigenen qualitativen und quantitativen Gradation aus, indem eine und dieselbe Ursache — Erkältung z. B. bei dem einen eine Angina, bei einem andern eine Bronchitis, bei einem dritten eine Pleuritis, bei einem vierten eine Neuralgie, bei einem fünften Rheumatismus, bei einem sechsten eine Entzündung innerer Organe hervorruft, wobei indessen hervorgehoben werden muss, dass jede dieser Erkrankungen bei jedem Subjecte ein eigenes charakteristisches Bild repräsentirt, welches sich nicht nur von dem allgemeinen, als Genus aufgestellten, sondern sich auch individuell so unterscheidet, dass zwei von demselben Krankheitsgenus befallene Individua verschiedene Bilder vorstellen. Die Bedingungen zum Zustandekommen solcher Krankheitsbilder sind ebenfalls wieder unendlich in ihrer Mannigfaltigkeit; in einem Falle ist protahirte Einwirkung des krankheitszeugenden Reizes, in einem andern kaum ein Anstoss erforderlich; also je nach dem Grade der Empfänglichkeit des Organismus, der Selbstständigkeit, der Selbstwirkungs-, Selbsterhaltungs-, Widerstands- und Reactionsfähigkeit des Organismus in allen möglichen Abstufungen im Vereine mit den aetiologischen Bedingungen: Geschlecht, Alter, Constitution, Temperament, erbliche Belastung u. s. w., Alles dieses sind die Factoren, welche dem Patienten den Stempel einer vollkommenen abgerundeten Individualität aufdrücken. Würde uns daher die Frage aufgeworfen werden, worin denn eigentlich die Individualität eines Einzelfalles zu suchen sei, so würde ich unbedingt darauf die Antwort geben: In der Summe seiner meist subjectiven Symptome, vermöge welcher — vielleicht unter der

Herrschaft seines Nervensystems — die Reactionsweise des Organismus auf äussere Reize zur Anschauung gelangt. Hieraus erhellt der hohe Werth der subjectiven Symptome für die Feststellung der Diagnose in Bezug auf Gattungs- und Arterkrankung.

Wer wollte wohl in Abrede stellen, jede Schmerz- oder subjective Empfindung habe ein vollkommenes Recht zu ihrem Dasein, irgend ein ihr zu Grunde liegendes organisches, vielleicht auf einem functionellen oder anatomisch-pathologischen Processe fussendes Etwas; wer wollte ferner in Abrede stellen, dass in vielen Fällen uns dieses Etwas noch nicht aufgeschlossen ist? Es giebt Fälle, in denen diese subjectiven Symptome eine dermassen charakteristische Physiognomie annehmen, dass sie eine pathognomische Bedeutung erlangen und uns in die Möglichkeit versetzen, den pathologischen Process von Hause aus zu erkennen; wenden wir uns an ein schlagendes Beispiel. Es ist bekannt, dass durch die Schmerzen, — eine subjective Krankheitsempfindung — das Allgemeinbefinden und überhaupt das ganze subjective Bild bei einer Lungenentzündung umgestimmt und verschlimmert wird beim Liegen des Kranken auf der gesunden, von der Entzündung verschont gebliebenen Seite; bei der Entzündung der Pleura hingegen umgekehrt, vom Liegen auf der, von der Entzündung ergriffenen. Unter solchen Umständen sind wir in dem Falle, diese subjectiven Erscheinungen erklären zu können: Bei der Entzündung der Pleura erhöht jeder auf die leidende Stelle ausgeübte mechanische Druck den localen Schmerz; aus diesem Grunde liegt auch der Kranke instinktmässig auf der nicht leidenden Seite, ebenso instinktmässig den Schmerzen ausweichend. Bei der Lungenentzündung hingegen, wenn ein grosser Theil dieses Organs bereits in Hepatisation übergegangen und die Lungenbläschen schon auf grossen Strecken mit Exsudat angefüllt, nicht mehr den Austausch der Gase bewerkstelligen, also ausser Function sich befinden, leidet der Kranke bei dem unbefriedigten Gefühle nach Luft an Kurzathmigkeit; legt er sich nun auf die nicht leidende Seite, so werden die respiratorischen Excursionen des Brustkorbes dieser Seite beeinträchtigt, es verringert sich der Gasaustausch in der noch freien Lunge, es wird die Ventilation derselben erschwert und in Folge dessen die Kurzathmigkeit gesteigert. Dieses ist es, was den Kranken zwingt, sich instinktmässig auf die leidende Seite zu legen, damit die nicht ergriffene Lunge frei und tief genug athmen könne, um die in der erkrankten darniederliegende func-

tionelle Thätigkeit zu compensiren. Hier also, sagte ich vorhin, sind wir in dem Falle, diese Erscheinungen in dem Cyclus der subjectiven Symptome erklären zu können, was aber mit derselben Sicherheit in vielen andern Erkrankungen zu erreichen uns schwerlich gelingen dürfte. Sehen wir uns zwei nebeneinander liegende Kranke A und B an, Beide leiden an dem unter dem Namen des Gelenkrheumatismus uns bekannten Krankheitscomplexe, angenommen in der subacuten Form; wir sehen, dass bei dem Patienten A durch die geringste Bewegung unerträgliche Schmerzen in den leidenden Theilen hervorgerufen werden und wie er bestrebt ist, die vollkommenste Ruhe und Bewegungslosigkeit zu beobachten, während bei dem Patienten B umgekehrt in der Ruhe die Schmerzen erhöht werden und er daher fortwährend bemüht ist, seinen leidenden Gliedern durch wiederholte Bewegung eine andere Lage zu verschaffen, weil sein subjectives Befinden durch Beschwichtigung der Schmerzen bei Bewegung gebessert wird. Bei zwei von demselben Krankheitsgenus ergriffenen Individuen — welch auffallender Unterschied in dem klinischen Bilde! Es liegt daher wohl ausser Zweifel, dass solchen entgegengesetzten subjectiven Erscheinungen irgend ein organisches Substrat zu Grunde liegen muss; allein wer wäre wohl im Stande, mit einiger Gewissheit zu bestimmen, worin und wo dieses Substrat besteht? Wir wissen indessen, dass die Pathogenese zweier Arzneistoffe uns dieses Bild reflectirt: Bryonia und Rhus toxicodendron. Diese beiden Arzneistoffe rufen im gesunden menschlichen Organismus charakteristisch scharf ausgesprochene rheumatische Erscheinungen hervor, wobei die von der Bryonia erzeugten sich positiv bei Bewegung verschlimmern und in der Ruhe bessern, während die von Rhus erzeugten umgekehrt bei Bewegung sich bessern und in der Ruhe verschlimmern; es wird folglich auf Grund unseres Gesetzes bei sonst entsprechenden sub- und objectiven Symptomen die Bryonia ein individuell specifisches Heilmittel für den Kranken A, während Rhus ein eben solches für den Kranken B wird.

In gleicher Weise ist auch, für die Bestimmnng der Localität des Krankheitsprocesses der Charakter des Schmerzes von besonderer Bedeutung, so z. B. sind brennende Schmerzen den Schleimhäuten, dumpfe, nagende und bohrende besonders den Knochen eigen, nnd welcher Arzt wäre wohl mit der Bedeutung der dolores osteocopi als Unterscheidungszeichen von anderen Affectionen unbekannt? Ferner sind zuckende Schmerzen den

Muskeln und Nerven, lebhafte, schneidende, stechende hauptsächlich serösen Häuten und fibrösen Geweben eigen. Es ist also klar, dass die von dem Patienten gegebene Beschreibung seiner subjectiven Schmerzempfindung für uns zu einem Fingerzeig bei der Bestimmung der Localität des Uebels wird.

Kinder bekunden ihre subjectiven Empfindungen durch Weinen und Schreien; die verschiedenen Nüancen in diesem Weinen und Schreien sind so charakteristisch, dass der aufmerksame Kinderarzt oft schon aus ihnen allein den Krankheitsprocess zu erkennen vermag. Der ganze Symptomencomplex, welcher in Folge einer Erkrankung und bei gradatim fortschreitender Mitleidenschaft des ganzen Organismus, besonders aber des Nervensystems, sich dem Arzte als Allgemeinbild präsentirt, giebt ihm mittels seiner Erfahrung die Möglichkeit, bis zu einem gewissen Grade genau den pathologischen Process zu erkennen, noch bevor er seine Diagnose auf die Resultate der physikalischen Exploration begründet hat, wird aber auch dann jedenfalls nicht ermangeln, seine Vorausbestimmung bestätigt zu finden. Alle Einzelnheiten der subjectiven Symptome, die scheinbar geringfügigsten Umstände hinsichtlich der Bedingungen, unter denen sie auftreten oder schwinden, gebessert oder verschlimmert werden, ihre Abhängigkeit von der Jahres- oder Tageszeit, vom Wetter, vom Barometerstande, von der Körperlage, ihr Verhältniss zu Constitution und Temperament, dieses Alles im Vereine mit dem Zustande von Geist und Gemüth des Kranken bildet ein wichtiges und zur Individualisirung des Krankheitsfalles höchst reiches Material, mithin auch für die differentielle Arzneimittel-Diagnose und zwar aus dem Grunde, weil alle diese Zeichen, Unterschiede und Nüancen sich in der Pathogenese der Mittel wiederfinden. Da ein gewisser pathologischer Process von zahlreichen Mitteln erzeugt werden kann, die sich mit ihrem unter einander ähnlichen Symptomencomplexe in ähnlicher Beziehung zu nosologisch-klassificirten Krankheitsgeschlechtern stehen, so gruppiren sie sich um dieselben in dem Sinne heran, dass sie mit ihrem Symptomencomplexe allgemeine pathologische Erscheinungen aufweisen, die mit dem Krankheitsgenus in Entsprechung stehen, wie z. B. Fieber, Durchfall, Erbrechen u. s. w., allein jeder derselben besitzt in seiner physiologischen Wirkungsweise Eigenheiten, die ausschliesslich ihm zukommen; diese Eigenheiten verleihen ihm einen individuellen Charakter, vermöge dessen derselbe durch die mannigfaltigsten mit ihm unternommenen Symp-

tomencombinationen von allen übrigen, ihm ähnlichen unterschieden werden kann. Diese Eigenheiten charakteristischer Kennzeichen der Arzneistoffe (Keynote der Amerikaner) sind es, welche bei der Herstellung der Mitteldifferencialdiagnose die höchste Bedeutung haben. Bieten sich uns mehrere localspecifische, also solche Mittel dar, die zu gewissen Wegen, Systemen oder Provinzen des Organismus, in denen sich ein pathologischer Process entwickelt hat, in Beziehung stehen, so führen die Symptome des krankhaften Processes, verglichen mit den physiologischen Symptomen der Mittel, zu der definitiven Bestimmung des am meisten passenden, des simillimum — des individuellspecifischen — für den gegebenen Fall.

Von dergleichen charakteristischen Eigenheiten kann ich Ihnen einige Beispiele vorführen.

Die Eigenheiten der Bryonia, Verschlimmerung bei Bewegung und Besserung in der Ruhe, sowie von der umgekehrten des Rhus, Verschlimmerung in der Ruhe und Besserung bei Bewegung, habe ich schon erwähnt. Die Pulsatilla weist Verschlimmerung in der Stube und Besserung in freier Luft, Nux vomica Verschlimmerung beim Winde auf. Die Chamomilla bringt eine besondere Reizbarkeit, Aergerlichkeit und Unerträglichkeit der Schmerzen hervor, aus diesem Grunde eignet sie sich besonders für Kinder und hat, besonders während des Durchbruchs der Zähne (in 6ter, 12ter und 30ter Dilution) eine fast narkotisch-beruhigende Wirkung. Der Arsenik ruft Durst hervor mit dem Bedürfniss, denselben nur durch schluckweises Trinken zu stillen, und dergleichen mehr. Hieraus erhellt nun, dass die nosologische Classification der Krankheiten, d. h. also die Diagnose bezüglich des Krankheitsnamens — da wo sie überhaupt möglich ist — die erste Stufe des logischen Processes bildet, der die Wahl solcher Arzneistoffe bedingt, welche zu erkrankten Organen und Systemen Bezug haben. Die zwischen den objectiven Symptomen der Krankheit und denen der Arzneistoffe obwaltende Gleichheit oder Aehnlichkeit verleiht uns in den meisten Fällen nichts als die Möglichkeit, über die Gleichheit oder Aehnlichkeit der von beiden krankheitserzeugenden Ursachen gewählten Localität zu urtheilen, womit übrigens das therapeutische Ziel noch lange nicht erreicht ist — das localia localibus, als im Similia similibus enthalten, verhält sich zu ihm wie ein Theil zum Ganzen. Die zweite Stufe im homöopathisch-therapeutischen logischen Processe bildet sich aus dem Individuali-

siren und der Differentialdiagnose, die sich als das Resultat des Vergleiches vieler, ähnlich wirkender Mittel herausstellt; — es handelt sich hier also um die Wahl eines nicht nur dem allgemein semiotischen, sondern auch dem special specifischen und individuellen Charakter entsprechenden Arzneistoffes. Ueber die Gleichheit oder die Aehnlichkeit objectiver und subjectiver Symptome wird aus dem Gesichtspunkte ihrer Beziehungsverhältnisse, ihres Ursprunges und der Ordnung, nach welcher sie auftreten, geschlossen; selbst in dem Falle einer zweifelhaft richtigen Namensdiagnose ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, die Gleichheit ihrer Wirkungsweise zu bestimmen und so den Schlüssel zur Wahl des höchst ähnlichen — individuellen — Mittels zu finden.

Folgendes Beispiel wird auf die schlagendste Weise deutlicher und besser als jegliche Erklärung darthun, in welcher Ausdehnung die subjectiven Symptome von den Homöopathen ausgenutzt werden.

Es sei die Patientin ein junges an chronischem Zahnschmerze leidendes Mädchen. Die objective Untersuchung giebt negative Resultate, weder einen schadhaften Zahn, noch Anschwellung, noch Entzündung des Zahnfleisches. Die Art des Schmerzes, seine Verbreitung in Verbindung mit andern rheumatischen Leiden weisen auf diesen, den rheumatischen Charakter hin. Irgendwelche dyskrasische Complicationen sind nicht vorhanden, — trotzdem aber ist die Kranke chlorotisch. Bekannte, dem weiblichen Geschlechte eigene, periodische Ausscheidungen gehen träge vonstatten, setzen aus und während derselben, ebenso wie nach jeder Erkältung, erhöht sich der Zahnschmerz. Einige auf Spinalirritation hinweisende Symptome, Herzklopfen u. s. w. weisen auf die Verbindung von neuralgischen und rheumatischen Schmerzen, die den Zahnschmerz oft zu charakterisiren pflegen. Fiebererscheinungen fehlen. Der Blutandrang zum Kopfe hat den passiven Charakter, das Temperament ist ein phlegmatisches, die Gemüthsstimmung weinerlich.

Jedem, einigermassen in der Arzneimittellehre bewanderten Arzte wird, bei einer so allgemeinen sich darstellenden Diagnose, die Pulsatilla einfallen. Um aber sicher zum Ziele zu gelangen und um die Differenzialdiagnose zwischen andern, in dem vorliegenden Falle concurrirenden Mitteln wie Aconit, Rhus, Chamomilla, Belladonna, Mercur, Spigelia, Staphysagria, Nitri acidum, Magnesia carbonica, Mezereum, Sulphur, China, Ferrum zu stellen, ist eine genaue Untersuchung erforderlich. Beginnen wir mit der

Zusammenstellung des Charakters der Schmerzen und sehen wir zu, ob drückende (auf Bryonia und Nux Vomica hinweisende) oder wühlende (der Magnesia carbonica und dem Mezereum eigene) oder zuckende (denen wir bei Belladonna, Mercur, Spigelia begegnen), oder endlich ziehende und reissende (wie bei Rhus und Chamomilla) sich vorfinden, so gelangen wir zu der Einsicht, dass vorwaltend stechende und zuckende Schmerzen, als würde der Zahnnerv bald gespannt, bald wieder erschlafft, ganz besonders charakteristisch für Pulsatilla sind. Ferner überzeugen wir uns, dass die Ausbreitung des Schmerzes sich nur auf die Weichtheile, das fibröse und Muskelgewebe erstreckt, ohne das Knochengewebe zu berühren (wie das bei Mercur und Mezereum der Fall ist), wohl aber sich bis ins Ohr, die Wangen und Schädelhaut erstreckt. Von Zeit zu Zeit tauchen in den Gliedern umherirrende Schmerzen auf, die Zähne scheinen nicht verlängert (wie bei Bryonia) und wackeln nicht (was bei Bryonia, Mercur, Rhus, Nux Vomica der Fall ist). Die Verschlimmerung des Schmerzes fällt in die Abend- und Nachtstunden, nicht aber in die der Frühe (was auf Nux vomica hinwiese). Da nun aber nächtliche Verschlimmerung auch bei andern Arzneistoffen (Belladonna, Chamomilla, Mercur, Rhus, Staphysagria, Sulphur u. s. w.) angetroffen wird, so liegt uns ob, uns noch nach anderen Eigenheiten umzusehen; da erfahren wir denn, dass Bett- und Stubenwärme verschlimmert; allein diese Bedingung sehen wir auch bei Chamomilla, Magnesia carb., Sulphur und anderen. Für die Chamomilla fehlt indessen die Unruhe, für den Mercur der Zustand des Zahnfleisches, für die Magnesia carbonica und Spigelia die Art des Schmerzes, während wir einen für die Pulsatilla sehr charakteristischen Zug antreffen, den nämlich der Verschlimmerung in der Stube und der Besserung in freier Luft, namentlich kalter, (bei dieser Bedingung hat Nux vomica Verschlimmerung), von kaltem Wasser und Stochern in den Zähnen und Verschlimmerung während des Essens. Bewegung, geistige Beschäftigung und Spirituosa haben keinen schädlichen Einfluss. Stellt man nun Alles hier gesammelte den localen Symptomen, den aetiologischen Momenten, als da: weibliches Geschlecht, Temperament, Anemorrhoe, dem Zustande von Geist und Gemüth u. s. w. an die Seite, so wird man einsehen müssen, dass alle Indicationen für die Pulsatilla sprechen, deren Wirkung auch mit mathematischer Bestimmtheit eintreffen muss, wovon sich ein jeder überzeugen

kann, sobald er die Mühe nicht scheut, auf die hier auseinander gesetzte wissenschaftliche Weise zu verfahren.[1])

Aus Allem eben angeführten ergiebt sich die logische Schlussfolgerung, dass die Wahl der nach dem Aehnlichkeitsgesetze zu bestimmenden Arzneistoffe von drei Hauptbedingungen abhängig ist: Bestimmung 1) der Localität der Krankheit, 2) ihrer pathologischen Form, 3) Eruirung der aetiologischen Momente und der Individualität des Falles.

Die Aufgabe eines der neuen Schule huldigenden Arztes — ich sage der neuen, der Schule Hahnemanns, zum Unterschiede von der alten Galenischen, an Altersschwäche dahinsiechenden, besteht also darin, einem in der Praxis begegneten natürlichen Krankheitsbilde ein höchst möglich ähnliches künstliches entgegen zu setzen, d. h. also den Arzneistoff zu finden, dessen physiologische Wirkung so zu sagen das Portrait der natürlichen Krankheit aufzuweisen hat, oder mit anderen Worten: der Kranke ist dem homöopathischen Arzte gegenüber der Repräsentant eines individuellen Krankheitsbildes, für welches ein höchst ähnliches in der Pathogenese ihm aufzufinden obliegt. Der ganze Process reducirt sich also auf das Vergleichen und Nebeneinanderstellen natürlicher mit und zu den künstlichen Krankheiten.

Zu einem solchen Vergleiche wird es zur unbedingten Nothwendigkeit, die mass- und ausschlaggebenden Zeichen, sowohl der natürlichen als auch der künstlichen Krankheit herauszufinden zu verstehen, was aber nur durch die genaueste Kenntniss beider Krankheitsprocesse erreicht werden kann.

Wird uns also der Vorwurf des Nichtbeachtens objectiver Symptome gemacht, so kann ich denselben nur als eine Unwahrheit zurückweisen; denn ohne Beachten objectiver Symptome ist die Diagnose — obgleich nicht immer ebenso unmöglich, wie unmöglich ohne letztere — freilich nicht ohne Ausnahme — ein rationelles therapeutisches Einschreiten, besonders nach dem Aehnlichkeitsgesetze und zwar aus dem Grunde, weil, so lange nicht bestimmt, welche Organe im Allgemeinen und welches im Besondern und wie es erkrankt ist, es auch unmöglich wird, einen Arzneistoff aufzufinden, der auf dieselben Organe und Gewebe in derselben, von der Krankheit eingeschlagenen Richtung zu wirken im Stande wäre.

---

[1]) Hirschel, Compendium der Homöopathie, pag. 327.

Was nun den auf der anderen Seite uns gemachten Vorwurf betrifft, wir seien im Unrechte, wenn wir den subjectiven Symptomen einen viel zu grossen Werth beilegen, so können wir uns bei denjenigen, von denen dieser Vorwurf ausgeht, nur gehorsamst bedanken, da sie ohne es zu ahnen und freilich ohne es zu wollen, uns das höchste Lob spenden. Wenn das in der That triviale Symptomendecken der Laien zur Zielscheibe des Hohnes und der sogenannten Witze unserer Gegner geworden ist, so werden die von den Aerzten der neuen Schule wissenschaftlich verwertheten subjectiven Symptome in ihren Händen zu den mächtigsten Waffen für den siegreichen Kampf mit den Leiden der Menschheit. Giebt es nicht Fälle, in denen die Krankheit des Patienten sich nur im Bereiche subjectiver Symptome bewegt, und wendet er sich nun an einen Jünger der allopathischen Schule, so kommt dieser meist in die Verlegenheit, nicht zu wissen, was er mit ihm anfangen soll, ist geneigt, die Klagen des Kranken der Einbildung, der Gefährlichkeit, der Hypochondrie oder Hysterie zuzuschreiben und beschränkt sich schliesslich mit der Verordnung narkotischer oder empirischer Mittel. Der Arzt der neuen homöopathischen Schule hingegen wird allen diesen Leiden seine specifischen Arzneistoffe entgegenstellen, von denen ihm durch sein Studium bekannt ist, dass sie in ihrer physiologischen Wirkung alle Klagen des Patienten aufweisen und auf diesem Wege wird er auch sich der Resultate der erfolgten Heilung des krankhaften Zustandes zu erfreuen haben.

Sie werden also, hochgeehrte Anwesende, in Folge alles Vorangeschickten leicht zu der Einsicht gelangen, die Bedeutung und die Macht der homöopathischen Behandlungsweise liege nur in der durch das vergleichende Studium von Pathologie, Symptomatologie und Arzneimittellehre gewonnenen Parallele.

Ausgerüstet mit solchen Kenntnissen und angesichts der pathologischen Form einer natürlichen Krankheit, deren Glieder zu einem klinischen Ganzen zusammengefasst, in höchster Aehnlichkeit zu den Gliedern einer wissenschaftlich erworbenen Kenntniss von künstlicher arzneilicher Krankheit stehen, ist der homöopathische Arzt vollkommen davon überzeugt, dass dieser dem Organismus einverleibte Arzneistoff auf die erkrankten Theile, Zellen, Gewebe und Organe einwirken wird, weil gerade diese Sphäre es ist, welche jener des Arzneistoffes entspricht. — Er ist, auf die Kenntniss der physiologischen Wirkungsweise der Arzneistoffe

fussend, sich vollkommen bewusst, sein Ziel, die leidenden Organe, nicht zu verfehlen. Das erkrankte Organ entdeckt zu haben und mit der Möglichkeit ausgestattet zu sein, auf dasselbe unfehlbar einwirken zu können, heisst aber noch lange nicht heilen, denn sobald von dem specifisch wirkenden Mittel eine zu grosse Gabe dem Organismus aufgebürdet wird, so gesellt sich zu dem schon vorhandenen Krankheitsprocesse noch ein neuer Reiz hinzu, der die ganze Krankheit in einen sehr verschlimmerten Zustand versetzt — ein Umstand, den Hahnemann beim Beginne seiner homöopathischen Praxis erfahren musste, der aber jedenfalls vom Heilplane des Arztes ausgeschlossen bleiben muss, da eine seiner Hauptpflichten darin besteht, dem Kranken nicht zu schaden: primum non nocere. Wird aber eine zu geringe Gabe in Anwendung gebracht, so geht sie spurlos an den erkrankten Geweben vorüber, ohne in ihnen eine Reaction hervorzurufen, wodurch der Krankheitsprocess seinem eigenen Gange überlassen, in dem Status quo verharrt, was auch nicht in der Absicht und dem Plane des Arztes liegen darf, da der Patient für den natürlichen Verlauf seiner Krankheit höchstens einer Wärterin, keineswegs aber seiner bedarf.

Erfahrung und Beobachtung lehren uns, dass zwischen dem Extrem einer zu grossen, activ verschlimmernden und dem einer zu kleinen passiven, indifferenten Gabe eine dritte Reihe therapeutischer, ohne zu verschlimmern activ bessernder oder heilender liegt, mit denen der Krankheitsprocess bekämpft werden kann und soll. — Wie gross soll nun diese therapeutische Gabe sein? — darüber schweigt das Aehnlichkeitsgesetz, welches nur das zwischen dem natürlichen und dem künstlichen — durch den Arzneistoff erweckten — Krankheitsprocesse bestehende Aehnlichkeitsverhältniss aufgedeckt und constatirt hat. Die Gabenfrage kann nur von der Erfahrung definitiv entschieden werden, diese lehrt aber, dass erkrankte Organe ihrem specifischen Reize gegenüber höchst empfindlich sind, so z. B. das Auge dem Lichte, das Ohr dem Schalle, das entzündete Bauchfell der Berührung, selbst der leisen eines Betttuches, während gesund es eine Centnerlast zu tragen vermag. Es muss also für erkrankte Organe, d. h. für therapeutische Zwecke die Gabe des nach dem Aehnlichkeitsgesetze gewählten Arzneistoffes, im Vergleiche zu der physiologischen, d. h. zu der, für die Hervorrufung von Reactionserscheinungen im gesunden Organismus erforderlichen, um Vieles geringer sein. Die Grenzen der therapeutischen Gabe lassen sich aber eben so wenig

wie die der Reizbarkeit erkrankter Organe ihrem specifischen Reizmittel gegenüber a priori bestimmen; dazu ist nicht nur die Anzahl der Ursachen, sondern auch ihre Schwankungen viel zu gross, denn wir kommen hier in Conflikt mit den Eigenschaften der Krankheit, mit der Individualität derselben, mit ihrem Träger dem Patienten und mit der physiologischen Eigenthümlichkeit des Arzneistoffes. Wenn es einerseits Arzneistoffe giebt, die nur in rohen, materiellen Gaben Wirkung äussern und diese in Verdünnungen einbüssen, (Camphora, Kal. jodat.) so giebt es anderseits auch wieder solche, die im rohen, materiellen Zustande wirkungslos oder fast wirkungslos sind und ihre vortrefflichen therapeutischen Wirkungen nur dann hervortreten lassen, wenn sie in den Zustand der Verfeinerung — Verdünnung — gelangen. (Silicia, Lycopodium, Carbo.)

Das grösste Verdienst Hahnemanns besteht darin, durch Experiment und Beobachtung — praktisch — nachgewiesen zu haben, um wie viel höher die Empfänglichkeit des erkrankten Organismus seinem specifischen Reize gegenüber steht, als man es früher vermuthete, um wie viel weiter die Grenzen der therapeutischen Gabe über die der physiologischen hinausgerückt sind, was auch heute noch von den Therapeuten der herrschenden Schule nicht zugelassen wird. Diese Erfahrung Hahnemanns gehört zu biologischen Thatsachen der höchsten Bedeutung und Wichtigkeit; da es mir aber über dieses Thema zu sprechen an Zeit gebrechen wird, so spare ich dasselbe für eine andere günstige Gelegenheit auf.

Experiment und Beobachtung im Vereine haben also zu folgendem Endresultate geführt: Der Arzt, welcher zur Heilung der Krankheiten seine Mittel nach dem Aehnlichkeitsgesetze wählt, indem er zur Erreichung seines Zweckes — der Heilung — solche Arzneistoffe in Anwendung bringt, welche im gesunden Organismus einen, der zu heilenden Erkrankung höchst ähnlichen Process hervorzurufen vermögen, giebt diese Stoffe in einer weit geringeren Dosis als die üblichen physiologischen; er erreicht dadurch nicht nur die erkrankten Organe und Zellen, sondern heilt, seinem Ziele treu, den pathologischen in den physiologischen Process umwandelnd, ohne dabei die von dem pathologischen unangetastet gebliebenen Organe und Zellen zu beeinträchtigen, d. h. er löscht den Brand, da wo er aufgelodert ist. Wie und durch welche Kräfte der Heilungsprocess zu Stande kommt, ist eine untergeordnete, obgleich höchst interessante Frage, die für heute unberührt bleibt. Ein

wichtiges Factum steht fest: Arzneistoffe, die in therapeutisch angemessener Gabe auf erkrankte zu ihnen nach Wahl- oder physiologischer Verwandtschaft in Beziehung stehende Organe einwirken, rufen in demselben Reactionen hervor, die sich durch das Zurückführen gestörter Organfunctionen zu ihrem Normalzustande ausdrücken.

Ein zweites Factum steht fest. Die Heilung vollzieht sich rasch, sicher und radikal nur auf diesem Wege. Die biologische Erklärung dieser Thatsache kann, bevor die molekulären Processe des lebenden Organismus aufgeschlossen, nur im Reiche der Hypothese sich bewegen, die ich heute ohne Nachtheil mit Schweigen übergehe. Hoffentlich wird es Ihnen, hochgeehrte Anwesende, nicht schwer geworden sein, zu der Einsicht gelangt zu sein, die homöopathische Therapie oder Homöotherapie müsse durchaus eine wahrhaft physiologische sein; eine Therapie, dieauf dem Grundpfeiler des physiologischen und anatomisch-pathologischen Vergleiches der Pathologie natürlicher mit der der arzneilichen, küns lichen Krankheiten sich aufbaut, dadurch aber die Stufe von Vollkommenheit erreicht hat, die überhaupt zu erreichen die Zeit in der wir leben gestattet. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdiente doch wohl die Homöopathie, sollte man glauben, von Seiten der Aerzte, statt der Verachtung — Hochachtung und ein ernsthaft eingehendes Studium, denn hat je ein medicinisches System das Epitheton „wissenschaftlich" verdient, so ist es die Homöopathie, und wo liegt denn die Zukunft der gesammten Heilkunde, wenn nicht in ihr!?

II. Vortrag. Die homöopathische Arzneimittelllehre.

Hochgeehrte Versammlung!

Im vorigen Vortrage hatte ich die Ehre, Ihre Aufmerksamkeit für das Aehnlichkeitsgesetz in Anspruch zu nehmen, welches, wie Sie sich dessen wohl erinnern werden, darin besteht, dass verschiedene krankhafte Processe mit Arzneistoffen geheilt werden, die im gesunden menschlichen Organismus mit ihnen in höchster Aehnlichkeit stehende pathologische Processe hervorzurufen vermögen; heute erlaube ich mir, Ihnen die Art und Weise der

Untersuchung und Prüfung der Stoffe zu unterbreiten, mit denen wir unser therapeutisches Princip verwirklichen und erreichen. Der Gegenstand an und für sich von besonderer Richtung dürfte vielleicht nicht ohne den Anstrich einer gewissen Trockenheit im Vortrage erscheinen, da mir aber nur zu gut bekannt ist, dass nicht Kurzweil, sondern Verlangen nach ernsthafter Belehrung mir die Ehre einer so zahlreichen Versammlung geschaffen, so fürchte ich mich nicht, Langeweile hervorzurufen und werde daher selbst auf die Gefahr der Trockenheit hin den Gegenstand gründlich anfassen. Das Thema unseres nächsten dritten Vortrages über die homöopathische Dosologie wird, Zweifels ohne, geeigneter sein, ein allgemeines lebhaftes Interesse zu erwecken; allein es ist ein Erforderniss der höchsten Wichtigkeit für das Verständniss und die richtige Auffassung der Homöopathie, dass die Auseinandersetzung der Gesetze unserer Arzneimittellehre sich unmittelbar an die des Aehnlichkeitsgesetzes anschliesse, dessen historischen Ursprung ich Ihnen schon früher in aller Kürze mitzutheilen die Ehre hatte.

Sie werden sich erinnern, dass, als Hahnemann durch die Wirkung der von ihm selbst, im gesunden Zustande, mehrere Tage hindurch zu einer Gabe von 240 gr. eingenommenen Chinarinde in einen solchen versetzt wurde, der ihn auf das Lebhafteste an ein früher gehabtes Wechselfieber erinnerte, in ihm der Gedanke an das Dasein eines allgemeinen therapeutischen Gesetzes auftauchte, zu Folge dessen ein gewisser Krankheitszustand durch kleine Gaben eines einen ähnlichen Krankheitszustand am Gesunden hervorzurufen vermögendes Mittel geheilt werde. Ein solch anscheinend paradoxes Factum, dass ein Mittel, welches einen krankhaften Zustand hervorruft, denselben spontan aufgetauchten in kleinen Gaben auch zu heilen im Stande sei, konnte einen so tiefen Denker wie Hahnemann nicht unberührt lassen und musste ihn zum Forschen anregen, um zu ergründen, ob dieses, wie gesagt, paradoxe Factum ein Spiel des Zufalls sei, oder ob hinter ihm ein allgemeines therapeutisches Gesetz verborgen liege. Er begann nun mehrere Jahre hindurch Untsrsuchungen über Mittel anzustellen, die ihm selbst und anderen in vielen Fällen als die heilenden sich erwiesen hatten und fand jedesmal, dass die Mittel, welchen die Heilung zugeschrieben werden muss, auch im gesunden Organismus Zustände hervorzurufen vermögen, die mit den von ihnen geheilten in höchster Aehnlichkeit stehen. So heilt z. B.,

wie er selbst anführt, Belladonna gewisse Fälle von Hundswuth und Epilepsie, während sie bei Gesunden einen maniakalen Zustand und epileptische Krämpfe hervorruft; Hyoscyamus heilt und erzeugt einen gewissen Zustand von Wahnsinn, Mercur heilt und erzeugt um sich greifende Hautgeschwüre, Arsenik heilt chronische Hautausschläge und erzeugt sie im Gesunden, Rhus heilt und erzeugt rothlaufartige Hautausschläge, Rhabarber verhält sich ebenso gewissen Durchfällen den Kranken und Gesunden gegenüber. Der erste von Hahnemann mit der Chinarinde angestellte Versuch stammt aus dem Jahre 1790, aber erst 6 Jahre später 1796 wagt er es höchst vorsichtig zum ersten Male, seinen Gedanken, Aehnliches könne durch Aehnliches geheilt werden, öffentlich auszusprechen. In seinem Aufsatze: „Versuch eines neuen Princips zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen": Hufelands Journal Bd. 2, drückte er sich folgendermassen aus: „Man ahme der Natur nach, welche „zuweilen eine chronische Krankheit durch eine andere hinzu„kommende heilt, und wende in der zu heilenden (vorzüglich „chronischen) Krankheit dasjenige Arzneimittel an, welches eine „andere, möglichst ähnliche künstliche Krankheit zu erregen im „Stande ist, und jene wird geheilt werden: Similia Similibus." Das sind seine eigenen Worte vom Jahre 1796. Damals indessen wagte er es noch nicht, seine durch Erfahrung erlangten Beobachtungen auf weitere Kreise auszudehnen, auch beschränkte er sein vorgeschlagenes Princip nur auf chronische unter der Zulassung des Contraria Contrariis für acute Erkrankungen, denn er sah nur zu gut ein, dass, um Krankheiten mit solchen Mitteln zu heilen, die ähnliche Zustände im gesunden Organismus erregen, um also ein allgemeines Heilgesetz aufzustellen, vorab die physiologische Wirkung einer Menge von Arzneistoffen am gesunden menschlichen Organismus ergründet, dass also vorab eine Arzneimittellehre geschafft werden müsse. Allein, sich zu diesem Zweck nach Material umsehend, was erblickte er da? Nichts, das ihm hätte behülflich sein können; gab es denn überhaupt eine Arzneimittellehre vor Hahnemann, und jene aus der Volksmedicin und den Kräuterbüchern stammende Heilanzeigen im Vereine mit unzusammenhängenden und durch nichts bewiesenen Ansichten und Erzählungen von Heilerfolgen, auf Aberglauben gestützten Phantasien, Erbstücken mittelalterlicher Alchemie, Astrologie, — hatten sie wohl die Bedeutung und verdienten sie den Namen einer

Arzneimittellehre? Ihm, Hahnemann, stand die grosse Aufgabe bevor, eine neue Arzneimittellehre zu schaffen und sehr wohl den colossalen Umfang der bevorstehenden Arbeit einsehend und anerkennend, ging er dennoch ans Werk und wählte dazu den einzig wahren und zum Ziele führenden Weg: den der Prüfung der einfachen Arzneistoffe am gesunden Menschen und dieses grosse Werk musste er an sich und den Seinigen beginnen!

Mit eiserner Beharrlichkeit, beseelt von der Liebe für die Sache trat er heran an seine historische Aufgabe und schon 1805 erschienen in seinen „Fragmenta de viribus medicaminum positivis sive in sano corpore observatis" die Anfänge seines grossen Werkes: die Pathogenese von 27 Arzneistoffen, die er theils an sich selbst und den Seinigen, theils an andern Gesunden geprüft und auch noch mit Hinzuziehung toxicologischen Materials bezeichnet hatte. In einem Zeitraum von 10 Jahren 1811 bis 1821 erschien nach und nach ein Band auf den andern folgend, seine die Pathogenese von 61 Mitteln enthaltende „Reine Arzneimittellehre", von denen 22 schon in den „Fragmenta" enthalten, hier aber bedeutend mit Beobachtungen und Krankengeschichten bereichert, wiedergegeben wurden. In den darauf folgenden sechs Jahren von 1822 bis 1827 erschien die zweite mit vielen Zusätzen und einem Zuwachs von drei neuen Mitteln ausgestattete zweite Auflage dieses Werkes; von 1828 bis 1830 aber giebt er uns in seinen chronischen Krankheiten noch 17 und in der 1835 bis 1839 erschienenen zweiten Auflage noch 13 neu geprüfte Mittel.

Im Dienste der physiologischen Prüfung der arzneilichen Heilkräfte, der Hahnemann sein ganzes segensreiches Leben gewidmet hatte, kam er auf dem Wege des Studiums der verschiedenen Krankheitsbilder, die diese Stoffe im gesunden Organismus erwecken, dieselben spontan entstehenden nach dem Aehnlichkeitsprincip anpassend, zu der immer mehr an Kraft zunehmenden Ueberzeugung von der Richtigkeit des von ihm vorgefühlten und geahnten therapeutischen nicht nur für chronische, sondern auch für acute Krankheitsfälle geltenden Gesetzes. Nach Maassgabe dessen musste er aber anderseits auch zu der Ueberzeugung gelangen, dass alle übrigen Heilmethoden, die antipathische, allopathische, derivative, palliative u. s. w., obgleich noch einen gewissen eigenen Wirkungskreis mit Recht beanspruchend, ihre Wirkungssphäre proportional der Entwickelung der reinen Arzneimittellehre dennoch immer und immer enger werdend,

schliesslich der homöopathischen den Platz werden einräumen müssen. So hat uns denn Hahnemann ein Vermächtniss von fast 100 von ihm geprüften Mitteln hinterlassen. Es ist nicht zu läugnen, dass nicht alle Mittel gleich genau, gleich ausgiebig und gleich vollkommen geprüft sind, so dass nicht alle Prüfungsresultate dieselbe Bedeutung in Hinsicht ihres inneren Werthes haben, denn um gerecht zu sein, muss man eingestehen, dass seine ersten in den Fragmenta enthaltenen Prüfungen eine viel tiefere Bedeutung als die in den chronischen Krankheiten gegebenen haben, weil diese ersten ausschliesslich an Gesunden und mit grösseren sogenannten pharmakologischen Gaben ausgeführt, daher auch ausschliesslich physiologische Resultate bieten. In seiner letzten Lebensperiode wich er von seinem anfänglich verfolgten Wege insofern ab, dass er seine Beobachtungen auch an Kranken von der Pathogenese nicht ausschloss. Hinsichtlich der Prüfungen von Arzneistoffen an Gesunden spricht sich Hahnemann folgendermassen aus: Heilkunde der Erfahrung: „Die Auffindung von Arzneisymptomen, also künstlicher, in einer Gruppe natürlicher Symptome ist das Geschäft eines induktiven Denkprocesses höchster Ordnung und muss nur den Meistern in der Kunst der Beobachtung überlassen werden.“ Obgleich wir Hahnemann als den grössten Beobachter, dem kein zweiter ebenbürtig aus der ganzen Geschichte der Medicin an die Seite gestellt werden kann, anerkennen, müssen wir dennoch darauf hinweisen, dass die Prüfung von Arzneistoffen am Kranken, selbst in der Hand eines eminenten Beobachters nicht für die Quelle der reinen Pathogenese verwerthet werden darf; bedenkt man nun noch ferner, dass er, besonders in seiner letzten Lebensperiode, dergleichen Prüfungen mit der 30ten Verdünnung unternahm, so müssen wir, ohne überhaupt die Wirkungskraft einer 30ten Verdünnung in Zweifel zu ziehen, denn doch dergleichen Beobachtungen mit skeptischem Blicke betrachten, da sie eine ganz ausschliesslich individuelle Erregbarkeit und Empfänglichkeit voraussetzen, und sie nur dann anerkennen, wenn sie sich pathogenetisch und klinisch erhärten. Die Arzneiprüfungen Hahnemanns sind ein so kolossales Werk von Menschenhand, dass ihnen kein zweites in der Geschichte der Medicin gleich kommt, was Wunder also, wenn wir in ihm auf Mängel, zuweilen sogar bedeutende stossen? Zu diesen Mängeln muss gerechterweise das Ueberwiegen der subjectiven vor den objectiven Symptomen, und die Bevorzugung der Symptomatik im engeren

Sinne dieses Wortes auf Kosten der Pathologie gerechnet werden, ferner aber auch noch das einerseits lobenswerthe Bestreben, ein möglichst genaues Bild der Arzneikrankheit zu geben, wodurch aber andererseits unwesentliche, zuweilen sogar der Einbildung entsprungene Symptome sich in das Protokoll der physiologischen Pathogenese einschlichen. Dieser Umstand ist es, welcher in unsere Arzneimittellehre Elemente einführte, welche sie auf den ersten flüchtigen Blick als trivial erscheinen lässt und denjenigen, welche in die Lehre der Homöopathie nicht tiefer eindringen, Stoff zu trivialen Witzen behufs Belustigung ihrer Leser oder Hörer bieten. Trotzdem aber hielt ich es für meine Pflicht, auf diesen bestehenden Uebelstand hinzuweisen. Ein zweiter nicht minder wichtiger Uebelstand liegt nicht so wohl in dem Inhalte als in der Form, welche den Arzneiprüfungen gegeben, namentlich in dem anatomischen, als Rahmen für das Anpassen der Symptome dienenden Schema. Statt nämlich die ausführlichen Prüfungsprotokolle, wie sie von den Prüfern verfasst wurden, der Nachwelt zu vermachen, schien es Hahnemann zweckmässig, ihnen ein künstlich hergestelltes System anzuweisen, nicht bedenkend, dass auf diese Weise die einzelnen Symptome aus ihrem physiologischen Zusammenhange, aus ihrer Gehörigkeit zu einer gleichzeitig mit ihnen auftauchenden Symptomengruppe herausgerissen werden. So trennt er beispielsweise alle Kopf-, Ohren-, Augen- u. s. w. Symptome aller Prüfer eines und desselben Mittels und führt sie gesammelt unter der Rubrik Kopf, Ohr und Augen an. Der treffenden Bemerkung des Dr. Dudgeon nach gliche dieses Verfahren dem, welches der Maler, der eine Familiengruppe zu portraitiren unternommen, einschlagen würde, wenn er z. B. alle Ohren, Nasen, Augen u. s. w. der einzelnen Personen in verschiedenen Ecken oder Orten seines Bildes zusammen dargestellt hätte. Aus einem solchen Bilde lässt sich nur mit der grössten Schwierigkeit die Physiognomie der betreffenden Familienglieder wenn überhaupt, zusammenstellen; dieselben Schwierigkeiten treten uns in der nach oben angeführtem topographischen Plane angelegten Arzneimittellehre entgegen, es wird also daher, wenn nicht vollkommen unmöglich, dennoch höchst schwierig bei einer solchen Anordnung ohne Prüfungsprotokolle aus den ihrer natürlichen Ordnung verlustig gegangenen Symptomen auf den jeweiligen pathologischen Zustand des Prüfers zu schliessen. Schon die nächsten Nachfolger Hahnemanns fassten, diese Mängel fühlend

und einsehend, den Entschluss, durch Nachprüfungen das Fehlende zu ersetzen, das Schwankende zu befestigen, das Ueberflüssige zu entfernen, Alles dem Zweifel unterliegende aufzuklären, sozusagen alle Spreu von dem Weizen zu sondern und so die grosse Anzahl der kostbaren Perlen aus dem Vermächtniss der reichhaltigen Arzneimittellehre des grossen Meisters in ihrem wahren Glanze darzustellen. Der Verein der Aerzte Oesterreichs hat sich in den 40er Jahren auf diesem Felde wohlverdienten Ruf erworben, indem er seine Nachprüfungen im Geiste der Wissenschaft der Gegenwart durchführend mit den Resultaten der pathologischen Anatomie in Einklang brachte; ihrem Beispiele folgten bald darauf Deutsche, Engländer und Amerikaner. Ihrem gemeinschaftlichen Streben verdanken wir nicht nur die Bestätigung der von Hahnemann geschaffenen Arzneimittellehre, sondern auch den Aufschwung derselben auf die Höhe von Vollkommenheit, in der sie sich gegenwärtig befindet; da nun aber diese in neuerer und neuester Zeit erreichte Entwickelung, dieses Werden der Homöopathie, in gleichen Schritt mit dem der Physiologie und Pathologie und parallel mit ihnen unseren Gegnern, selbst denen, die mit Würde uns gegenüber stehen, unbekannt ist, so werde ich mich bemühen im Folgenden in gedrängter aber prägnanter Kürze den gegenwärtigen Stand unserer Arzneimittellehre so wie das Ziel, nach dem wir streben, darzulegen. Wenn wir mit der Losung similia similibus curantur an das Krankenbett herantreten und dadurch unsere praktische Richtung bezeichnen, indem wir gewisse natürliche pathologische Processe mit Stoffen zu beseitigen uns bestreben, die im gesunden Organismus höchst ähnliche zu erregen vermögen, so ist es einleuchtend, dass unser ganzes Thun und Handeln sich auf genauer Kenntniss der Beziehung dieser Stoffe zum gesunden Organismus stützen, dass also die Basis der homöopathischen Therapeutik, ohne die sie überhaupt im Dunkeln ist, in der Arzneimittellehre liegen muss. Arzneistoffe aber sind, wie ich in meinem letzten Vortrage auseinanderzusetzen die Ehre hatte, solche, welche schädlich auf den gesunden Organismus einwirken, indem sie sein physiologisches Gleichgewicht aufhebend, pathologische Zustände erregen. Jedweder dem Organismus entweder auf einmal in toxischen, oder nach und nach in cumulativen Gaben einverleibte Arzneistoff übt auf denselben eine krank machende, pathogenetische, mehr oder weniger ausgesprochene Wirkung aus (es ist also hier die pathogenetische gleich der

physiologischen) und folgt dabei dem allgemeinen Naturgesetze der Causalität, d. h. jedwedem Arzneistoffe kommt eine stetig eigenthümliche, nur ihm ausschliesslich angehörende, daher denn in diesem Sinne specifische oder eklektische, bevorzugende Wirkung zu, vermöge der er eine besondere Verwandtschaft zu gewissen Zellen, Geweben, Organen oder ganzen physiologischen Systemen äussert. Die Bestimmung dieses specifischen Verhaltens der Arzneistoffe, die durch dieselben ins Leben tretende und der Beobachtung zugängliche Wechselwirkung von Arzneistoffen und Organismus, sowohl in seiner Allgemeinheit, als auch auf einzelne Theile desselben, das Studium seiner lokalen und allgemeinen constitutionellen Wirkung, bildet den Endzweck unserer Arzneimittellehre. Es muss sich also unsere Arzneimittellehre aus folgenden Hülfswissenschaften aufbauen.

I. Die Toxikologie oder die Wissenschaft von der Wirkung der Gifte, d. h. also deletär wirkender, entweder absichtlich in den Organismus eingeführter, oder zufällig in denselben gelangter Stoffe. Das Studium der Wirkungssphäre der Stoffe auf diesem Wege weist in allgemeinen Umrissen auf das Charakteristische ihrer Einflussweise, sowie auf die Organe und Gewebe hin, welche von ihnen bevorzugt werden; die Toxikologie ist es also, welche uns die pathologische anatomische Unterlage für unser therapeutisches Princip liefert. Die hohe Bedeutung der Toxikologie für unseren Zweck ist von Hause aus schon von Hahnemaun gebührenderweise anerkannt worden; auch hat er es nie unterlassen, sie zu seinen Zwecken zu verwerthen und ihr eine Ehrenstelle in der Arzneimittellehre anzuweisen. Die Homoeopathen der Gegenwart aber in ihrem Bestreben, dem therapeutischen Princip unerschütterliche Grundpfeiler in der pathologischen Anatomie zu schaffen und auf diese Weise eines mit der anderen in Einklang bringend zu vereinigen, befleissigen sich ganz besonders des Studiums der Toxikologie, indem sie nicht ohne Grund auf diese Weise die glänzendsten Resultate zu erreichen hoffen.

II. Die Pharmakologie, d. h. also die Wissenschaft in dem Sinne, wie sie bis heute von der herrschenden Schule gepflegt wird, von der Wirkung der Arzneistoffe auf Frösche, Kaninchen, Hunde, Meerschweinchen und Thiere überhaupt. Bei der Benutzung dieses Materials gehen wir begreiflicher Weise mit der grössten Umsicht zu Werke und können nicht genug darüber staunen, mit welcher Eilfertigkeit und welchem Leichtsinne die

Rationellen an Fröschen z. B. gewonnene Resultate ohne weiteres auf das Gebiet des menschlichen Organismus übertragen, ohne dabei zu erwägen, dass diese Resultate Organismen entnommen sind, die nicht nur weit unter dem menschlichen stehen, mit ganz anderem anatomischen Baue, folglich auch anderen physiologischen Functionen, einem weit weniger entwickelten Nervensysteme etc. ausgerüstet sind, ausserdem aber auch noch durch Durchschneidung von Nervenstämmen, oder des Rückenmarkes, oder durch andere eingreifende Operationen verstümmelt oder auch noch mit Strychnin, Atropin, Curare und anderen todtbringenden Stoffen vergiftet sind. Bedenkt man ferner, dass z. B. Digitalis weit prägnanter auf das Herz der Rana temporaria als auf jenes der Rana esculenta wirkt, dass also diese beiden Arten von Fröschen, die sich scheinbar durch nichts als die Farbe unterscheiden, verschieden, nicht nur auf dieses, sondern auch auf Coffein und Polycarpin reagiren, so ist die Frage nun, wie viel diese Unterschiede der Wirkungsweise dieser Stoffe an Umfang gewinnen werden, wenn sie mit der beim Menschen verglichen würden, eine höchst einfache, natürliche und von selbst verständliche. Sehen wir nicht z. B., dass Frösche auf solche Gaben Morphium scheinbar gar nicht reagiren, die genügen würden, um einen erwachsenen, gesunden und kräftigen Menschen zu betäuben; oder sehen wir nicht, dass der Esel eine Masse Pflanzen aus dem Geschlechte der Nachtschatten, Solanum und auch Stechapfel, Stramonium in Masse als Nahrung zu sich nimmt, alles Stoffe, die einen gesunden Menschen unfehlbar tödten würden. Bei alldem haben die Prüfungen an Thieren noch den Uebelstand, dass die subjective Sphäre des zu prüfenden Stoffes für immer verschlossen bleibt, wovon übrigens später. Auf der anderen Seite indessen gewähren Versuche an Thieren den Vortheil, dass sie experimentell wissenschaftliche Bedingungen für die Versuche zulassen; es können also Bedingungen je nach Bedürfniss und Ziel gestellt oder ausgeschlossen werden; ferner bieten sie ein weit umfangreicheres Feld für die Gabengrösse, welche leicht von der kleinen physiologischen bis zu der tödtlichen toxischen hin aufgesteigert werden kann. Es wird also auf diese Weise die Pharmakologie für uns zu einer Ergänzung der physiologischen Wirkungsweise des Arzneistoffes auf einzelne Organe und Systeme, als z. B. Herz, Haut, Lunge u. s. w. Durch die Bezeichnung der Arzneistoffe in Schweiss oder Harn treibende, oder Erbrechen erregende wird ihre physiologische, sich localisirende und ihre

allgemeine Wirkungsrichtung, d. h. also ihre Verwandtschaft zu gewissen Zellen, Geweben, Organen oder physiologischen Systemen ausgedrückt.

III. Die Pharmokodynamik, d. i. also die Wissenschaft, welche sich das Studium der Wirkungsweise der Arzneistoffe auf den gesunden menschlichen Organismus zum Vorwurfe genommen. Wenn wir von einer Wirkungsweise die Rede führen, so ist damit nicht etwa die mechanische, physische oder chemische gemeint, sondern einzig und ausschliesslich die im lebenden Organismus sich manifestirende, specifisch-dynamische, deren Quelle in dem Vermögen desselben besteht, auf gewisse arzneiliche Reize selbstständig in individueller Richtung zu reagiren, wodurch functionelle Umstimmungen gewisser Organe in einem solchen Grade hervorgerufen werden, der jedwede grobe Schädigung der Gewebe ausschliesst. Diese von dem grossen unsterblichen Hahnemann gegründete und seither eifrig gepflegte Wissenschaft verleiht uns nicht allein eine grosse Anzahl objectiver Zeichen, sondern auch das ganze Bild der subjectiven Seite der Wirkungssphäre des Arzneistoffes mit allen selbst den feinsten Nuancen, die von ihm im Nervensysteme und in der physischen Sphäre des Organismus hervorgerufen werden, kurz die Charakteristik der Erkrankung, welcher in dem ihr entsprechenden pathologischen Processe eine so wichtige Rolle zukommt und die ihre Individualität auf das Genaueste kennzeichnet. Ich brauche kaum wohl noch zu erwähnen, dass diese so schwer in die Waagschale der Symptomatologie fallende Seite der Arzneiwirkung bei Experimenten an Thieren gänzlich, bei Anwendung toxischer Gaben theilweise verloren geht: die stürmische Hast, mit der in Vergiftungsfällen die Symptome auf einander folgen, tritt der Entwickelung feiner charakteristischer Zeichen der Arzneiwirkung, welche nur auf der ruhigen Spiegelglätte des ungetrübten Bewusstseins klar und deutlich hervorzutreten vermögen, hemmend entgegen. Wir bedienen uns je nach dem Zwecke, den wir zu erreichen anstreben, sowohl der grossen, als auch der kleinen Gaben; grosse und selten gereichte Gaben intensiv wirkender Stoffe erregen meist acute, während kleine, oft wiederholte und längere Zeit fortgesetzte Gaben desselben Stoffes mildere, weniger energische, dem Verlaufen chronischer Krankheiten gleichkommende Zustände hervorrufen; auf diese Weise erlangen wir eine ganze Reihe arzneilicher Bilder, aus denen das geübte Auge

die charakteristischen Zeichen der meisten dem Menschengeschlechte eigenthümlichen Erkrankungen herauszufinden weiss.

Sie sehen also, dass die Pharmakodynamik der Gabengrösse einen sehr bedeutenden Spielraum angewiesen hat; denn wenn einerseits die Gabe so lange gesteigert wird, bis besorgniserregende und die Gesundheit des Prüfers gefährdende Symptome auftreten, werden andererseits kleine Gaben so lange fortgesetzt, als überhaupt noch ihnen eine sicht- und nachweisbare Wirkung zugeschrieben werden kann; alles hängt also einmal von der Eigenschaft des zu prüfenden Stoffes, das anderemal von dem Grade der Empfänglichkeit der Versuchsperson ab; denn es können, um gleiche Resultate zu erreichen, für einen Prüfer Scrupel und Drachmen erforderlich sein, während bei einem andern ganze, ja hundertel und tausendtel Grane eines und desselben Arzneistoffes genügen. Es ist einleuchtend, dass bei so umfassend angelegten Experimenten minimale Dosen oft schon obgleich schwache, dennoch unverkennbare Wirkungen aufzuweisen vermögen, welche nach Maassgabe von Wiederholung und in Folge dessen auch von Anhäufung dieser Minimalgaben im Organismus, oder von stetiger Steigerung derselben auch eine Steigerung der Wirkung erregen, welche schliesslich deutliche pathologische Umstimmungen gebiert; diese letzteren erlangen, ähnlich dem klinischen Falle, dessen Analyse mit Hülfe des Secirtisches bestimmt und erhärtet wird, ebenfalls und auf demselben Wege nach Vergiftungsfällen, oder durch Experimente an Thieren ihre endliche Deutung und Klärung. Diese Verfahrungsweise setzt uns also in den Besitz einer unendlichen Reihe stetig ansteigender, künstlich geschaffener oder pathogenetischer Symptome, die mit kaum wahrnehmbaren, subjectiven functionellen Störungen beginnend, schliesslich mit dem ganzen vollständigen Bilde der Vergiftung und allen ihr zukommenden materiellen und organischen Umstimmungen ihr Ende erreicht. Der zwischen den mit kleinen Gaben erlangten und den durch zufällige oder absichtlose Vergiftungen gewonnenen Symptomen herrschende Unterschied kann dennoch nur ein quantitativer sein; denn die parallel angestellte Prüfung eines Arzneistoffes in kleinen, sowie in grossen Gaben, muss nothwendig die Thatsache herausstellen, dass er immer auf dieselben Zellen, Gewebe, anatomischen Organtheile und physiologischen Organengruppen, nur in verschiedener Intensität, zu wirken im Stande ist; dass also folglich sowohl in dem einen als in dem anderen Falle

zwischen Wirkung und Gegenwirkung (Reaction), d. h. zwischen Arzneistoff und den hervorgetretenen Symptomen (Organismus) eine causale Wechselwirkung obwaltet; daraus nun ergiebt sich die Nothwendigkeit des Studiums der Toxikologie; denn sie ist es, welche uns den Commentar zu den subjectiven Symptomen liefert, durch die ihre physiologische Realität klar gelegt wird. Wenn, wie wir soeben sehen, der zwischen der Wirkungsweise grosser und kleiner Gaben herrschende Unterschied ein quantitativer, so müssen wir indessen erwägen, dass er zugleich auch ein qualitativer ist; dieses aber liegt hauptsächlich in dem Umstande, dass kleine Dosen die feinen charakteristischen Linien der Wirkungsweise des zu prüfenden Stoffes hervorheben, während eben diese feinen Nuancen bei Anwendung grosser Dosen oder in Vergiftungsfällen im Sturme der Reaction untergehen. So bewirken beispielsweise grosse Dosen Coloquinte Kolik und überhaupt Symptome im Bereiche der Därme, während kleine ihre Wirkung im Bereiche des Trigeminus als Gesichtschmerz austreten lassen; daraus folgt indessen nicht, dass kleine Gaben die Wirkung grosser an Macht übertreffen, eine Ansicht, welche unsere Gegner so oft uns unterzuschieben bemüht sind, die wir aber nie ausgesprochen, noch verfochten haben; denn durch Anderswirken wird keine Wirkungsgradation ausgedrückt; wir sagen, und das mit Recht, dass bei Experimenten mit massiven Gaben oft die feineren Nuancen der individuellen Arzneiwirkung nicht zur Beobachtung gelangen, oder dass mit anderen Worten die Wirkung grosser Gaben intensiver, die der kleinen hingegen extensiver seien, und dass diese in so entfernten Provinzen des Organismus ihre Wirkung äussern, wohin die massiven lange nicht hinzureichen im Stande sind.

Unserer Pharmakodynamik ist so oft der Vorwurf gemacht worden, dass sie der wissenschaftlichen Realität entbehre, weil eben die in ihr enthaltenen Symptome entweder zufällige oder dem Bereiche der Einbildung entnommene, oder aber das Produkt einer Masse unerklärbarer Einflüsse seien u. s. w. Dieses aber ist eine gänzlich falsche auf einseitige Betrachtung der Sache gegründete Ansicht, die hauptsächlich nur auf einzelne Thatsachen mit Hintenansetzung des ganzen Complexes derselben sich stützt. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, dass sich in die homöopathische Pharmakodynamik auf Einbildung beruhende Symptome eingeschlichen haben; nicht minder wahr ist es, dass Hahnemann in seiner letzten Lebensperiode in die Prüfungsprotokolle zuweilen

auch Symptomen von zweideutigem Werthe einen Platz vergönnte, dass aber auch schon längst in unserem Lager darauf hingewiesen ist; so z. B. sind von Dr. Wesselhöft in Boston bei der Nachprüfung der Holzkohle, deren Symptomenregister aus Hahnemanns späterer Lebensperiode stammt, eine Menge unwesentlicher und unexakter Symptome nachgewiesen worden. Eben so wahr ist es auch noch, dass es in unserer Mitte auch noch solche Prüfer gab, wie Wolff in Berlin, welcher die Thuja auf die Weise prüfte, dass er nach einem einmal gegebenen Körnchen der 1000ten Verdünnung alle in den darauf folgenden Monaten, ja sogar Jahren auftauchenden Unpässlichkeiten und Krankheiten, in einem Falle sogar die Variola confluens, als ein gewonnenes Prüfungsresultat der Thuja betrachtete; zu dieser Kategorie muss auch das Jucken der Nase, welches mehrere Wochen nach der Einnahme eines Körnchens der 30ten Verdünnung von Lycopodium eintrat, gerechnet werden. Ich halte es für überflüssig, noch mehr dergleichen Beispiele anzuführen, von denen Sie wahrscheinlich noch während der Disputation genug zu hören bekommen werden, und will Sie daher auch nicht noch länger mit dergleichen Widerwärtigkeiten belästigen; nur so viel sei gesagt, dass über diese excentrische Richtung bei uns längst der Stab gebrochen, dass sie weiter keinen Einfluss auf die Pharmakodynamik und ihre fernere Ausbildung ausübt, dass aber dergleichen Extravaganzen bei unseren Gegnern als Waffen gegen uns trotzdem noch immer im Gange sind. Es unterliegt weiter keinem Zweifel, dass durch die in rein wissenschaftlicher Richtung und unter der strengsten Controle von oesterreichischen, amerikanischen und englischen Aerzten ausgeführter Nachprüfungen die von Hahnemann der Nachwelt hinterlassenen auf das glänzendste bestätigt werden. Ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, dass rationelle, an einer grossen Anzahl Prüfer angestellte Parallelprüfungen kleiner und grosser Gaben, bei Beobachtung strenger experimenteller Kritik und Controle, bei Durchführung aller durch dieselben gebotenen Vorsichtsmaassregeln, bei Beseitigung physischer Einflüsse, ferner mit strenger Untersuchung der zwischen objektiven und subjectiven Symptomen nothwendig waltenden Entsprechung, nicht etwa einzelne, sondern bei der Mehrzahl der Prüfer aufgetretene, subjective Erscheinungen uns höchst schätzbare Aufschlüsse über die Wirkung der Arzneistoffe hinsichtlich dieser beiden Symptomengruppen geben, die wir demnach mit dem glänzendsten Erfolge am Kranken-

bette verwerthen. So also giebt uns unsere Pharmakologie mit allen ihren übrigens leicht zu beseitigenden Mängeln einen bei weitem festeren Grund und Boden, als die Pharmakologie der herrschenden Schule mit allen ihren unabänderlichen und unverbesserlichen Vorzügen, weil diese letzteren den Anforderungen der Therapeuten weder entsprechen, auch noch überhaupt für ihn ausführbar sind.

Eine vierte Quelle für die Kenntniss der Wirkung von Arzneistoffen auf den menschlichen Organismus eröffnet sich uns in den klinischen Beobachtungen. Klinische Beobachtungen über die Wirkung von Arzneistoffen auf den kranken menschlichen Organismus, zugleich aber auch über die Wirkungen des zu Viel dieses Stoffes, aus mit zu grosser Munificenz gereichter Gaben, ist für uns ein Beobachtungsmaterial, mit dem uns unsere Gegner reichlich versehen. Die empirische Anwendung von Arzneistoffen, also einer solchen, der die mit derselben erzielten Heilerfolge zur Unterlage dienen, darf, man muss es eingestehen, bei dem noch unvollkommenen Zustande der Pharmakologie nicht ganz verworfen werden. Giebt es denn nicht auch bei uns Mittel, die lediglich auf die Beobachtungen am Krankenbette zur Anwendung kommen, z. B. Bromkalium, Natr. salicylicum. Auf diesem selben Wege haben wir höchst nützliche Kenntnisse über die Wirkungsweise des Atropin in der Epilepsie erlangt; eine ähnliche Bewandniss hat es mit den sogenannten charakteristischen Symptomen, die sich bei uns einer grossen Bedeutung erfreuen, als beispielsweise die der Arnica (Fallkraut) bei mechanischen Verletzungen, des Rhus und der Dulcamara bei Erkrankungen in Folge von Erkältungen u. s. w., alles Arzneien, die dem usus in morbis ihren Ursprung verdanken. Es trägt sich daher auch bei uns wohl hin und wieder zu, dass Arzneistoffe einzig und allein nach klinischer Beobachtung in Anwendung kommen, selbst dann, wenn ihre physiologischen Eigenschaften noch lange nicht erschöpfend geprüft sind; es ist indessen dabei daran zu erinnern, dass, obgleich dieser Quelle für die Untersuchung der Wirkungsweise von Arzneistoffen eine gewisse Rolle in der praktischen Wirksamkeit des Arztes nicht abzusprechen ist, ihr indessen in der Arzneimittellehre eine nur sehr untergeordnete Bedeutung zukommen kann. Es baut sich also die homöopathische Arzneimittellehre aus folgenden Hilfswissenschaften: aus der Toxikologie, der Pharmakologie, der Pharmakodynamik und theilweise auch aus klinischen Beobachtungen auf. Das Studium

der Pharmakodynamik rollt uns also die ganze Evolution, die ganze Geschichte der Entwickelung von Arzneikrankheiten auf, in der sie mit kaum bemerkbaren Abweichungen von dem normalen physiologischen Zustande beginnend, heraufzeigt bis zur Zerstörung der wichtigsten Lebensfunctionen; sie bietet also auf diese Weise einen höchst umfassenden Gesichtskreis, und es muss ihr daher auch in der Reihe der biologischen Wissenschaften eine wichtige Stelle angewiesen werden. Bevor ich weiter gehe, seien mir noch einige Worte zur Verständigung vergönnt. Ich begann mit dem Hinweis auf die Mängel der Hahnemann'schen Arzneimittellehre und gab scheinbar dadurch Veranlassung zu dem leicht auftauchenden Gedanken, Alles auf diesem Felde von ihm geschaffene bestände eben nur aus Mängeln; es wäre unverzeihlich und ebenso unverantwortlich meinerseits, wenn ich Sie in diesem Irrthum verharren liesse; im Gegentheil, ich muss ganz besonders betonen, dass je tiefer man in den Geist der homöopathischen Arzneimittellehre dringt, um so mehr gewinnt man die Ueberzeugung, dass alle diese Mängel im Vergleiche mit ihrem Verdienste der Wissenschaft gegenüber verschwindend klein sind; auch werden sie nach Maassgabe von Entwickelung und Vervollkommnung der Wissenschaft und ihrer Forschungsweise ausgeglichen, während das grosse Verdienst des unsterblichen Hahnemann's in stetig wachsendem Glanze die Annalen der Geschichte der Heilkunde schmückt. Von allen Hahnemann gebührenden Verdiensten bleibt für ewige Zeiten das, den segensreichen Gedanken, die Kräfte von Arzneistoffen seien nicht durch Versuche an Fröschen, auch nicht an Kranken, sondern nur an gesunden Menschen zu ergründen, verwirklicht und durchgeführt zu haben; nicht am Kranken, weil dann Arzneisymptome, mit denen der Krankheit gleichzeitig auftretend, die Unterscheidung und Sichtung derselben erschweren, wo nicht unmöglich machen. Schon vor Hahnemann sprechen einige, unter andern Haller und Störk, denselben Gedanken über die Bestimmung der Arzneikräfte aus; Störk machte sogar Versuche an sich selbst; von keinen von ihnen ward aber die Nothwendigkeit der Prüfung an Gesunden als conditio sine qua non, zur Herstellung einer rationellen Arzneimittellehre und zur Begründung einer physiologischen Therapie so tief und so lebhaft durchgeführt wie von ihm; keiner von ihnen hat diesen Gedanken mit so viel Energie, mit so vielen ihm zu Liebe gebrachten Opfern in so grandiosem Maassstabe ausgeführt wie Hahnemann. Doch

nicht allein nur darin beruht sein unsterbliches Verdienst; muss man nicht staunen über seine ausserordentliche Beobachtungsgabe, seine eminente Fähigkeit, die charakteristische und eigenthümliche Wirkungsweise der Arzneistoffe klar und richtig aufzufassen, seine besondere, ich möchte sagen künstlerische, noch von keinem übertroffene Fähigkeit, in scheinbar unwesentlichen Symptomen den Keim höchst wichtiger pathologischer Umstimmungen zu erkennen? Müssen wir nicht in Hahnemann den Vater der experimentalen Pathologie, Pharmakologie erblicken, der als feiner Kenner arzneilicher Waffen einzig und allein — unübertroffen — in der Geschichte der Medicin dasteht? Noch nicht genug: Er schuf nicht allein eine Arzneimittellehre auf festem, unerschütterlichem Grunde des Experimentes, d. h. also, er erhob sie zur Ebenbürtigkeit mit der Wissenschaft, er schuf auch noch ein Gesetz, an dessen Hand wir diese Wissenschaft verwerthen können, er zeigte, dass und wie die physiologischen Eigenschaften der Arzneien dem Arzte zu einer untrüglichen, ewig wahren und unveränderlichen Richtschnur für sein therapeutisches Handeln werden, namentlich aber dadurch, dass ihr Heilbereich mit dem ihrer krank machenden Fähigkeit durch das Aehnlichkeitsgesetz innig verbunden ist. Es wird zur Evidenz klar, dass zufolge dieses inductiven Gesetzes beide Wirkungsseiten der Arzneistoffe, die physiologische und die therapeutische sich decken müssen, also congruiren, dass aber zu gleicher Zeit auch die Grenzen ihrer therapeutischen Fähigkeit dadurch gerade bezeichnet werden, dass die physiologische Specificität in der therapeutischen enthalten ist; es wird also auf diese Weise das Similia similibus curantur zu einer leitenden Maxime nicht nur für das Heil-, sondern auch für das Arzneiprüfungsgeschäft, welches neue therapeutiche Schätze in Aussicht stellt. Hahnemann hat nie unterlassen, sowohl durch überzeugende und begeisterte Worte in seinen Schriften, als auch in seiner praktischen Thätigkeit auf die Nothwendigkeit der Anwendung eines einfachen Mittels ohne jegliche Beimischung mit Beharrlichkeit zu dringen und hat dadurch den unumstösslichen Beweis dazu geliefert, dass nur auf diesem Wege Kenntnisse über die ungestörte therapeutische Wirkung der Arzneistoffe erreichbar sind. Auch ist er in dieser Beziehung nicht nur seinem Zeitalter vorangeeilt, er steht auch jetzt noch wie ein Gigant, die Menge derjenigen seiner Zeitgenossen überragend, welche aus ihm ein Zerrbild zu machen in ihrem kleinlichen Bestreben sich ab-

mühten; demnach ist also Hahnemann nicht nur der Begründer der physiologischen Arzneimittellehre, sondern auch der Vater der wissenschaftlich-rationellen physiologischen Therapie. Zu dem über unsere Arzneimittellehre Gesagten halte ich es für nothwendig, noch Folgendes hinzuzufügen: da wir in unseren pathogenetischen Forschungen die klinischen Abbilder natürlicher Krankheiten zu suchen uns bemühen, so muss unsere Arzneimittellehre auch mit den Mitteln ausgestattet sein, die uns palpabel darthun, dass Arzneistoffe in der That befähigt sind, pathologische Zustände zu erzeugen, die denen ähnlich sind, welche von ihnen geheilt werden sollen, sie muss den unumstösslichen Beweis zu führen im Stande sein, dass jede Zelle, jedes Organ, jedes physiologische System des menschlichen Organismus, welcher Weise es auch sei, von einem beliebigen Arzneistoffe so afficirt werde, dass das organische Substrat fast aller pathologischen Umstimmungen, deren unser Organismus unterworfen ist, sein künstliches Abbild in der pathologischen Wirkungssphäre des Arzneistoffes aufzuweisen habe, ja sie muss die pathologischen Ebenbilder natürlicher Krankheiten, wenn auch nicht schon in der Vollendung, so doch mit den Hauptgrundlinien und Conturen uns vorführen, damit wir mit Hülfe der Thierexperimente und der Toxikologie das Bild zu seiner Vollendung auszuführen im Stande seien — da wir eben die Experimente an gesunden Menschen nicht bis zu dem gefährlichen Grade auszudehnen berechtigt sind. So auf diese Weise muss uns also die Arzneimittellehre den pathologischen Carton der natürlichen Krankheit liefern. Allein das ist immer noch nicht genug. Die Kenntniss dessen, wie irgend ein Arzneistoff auf irgend ein Organ des menschlichen Körpers, z. B. Nieren, Herz u. s. w. wirkt, genügt uns nicht, wir bedürfen nicht sowohl der analytischen Einzelheiten, als der synthetischen Bilder der Arzneikrankheit, d. h. solcher, die voll Leben mit frischem Colorit aufgetragen, in dem Vorstellungsvermögen die Erinnerung an analoge natürliche Krankheiten zu erwecken im Stande seien. Es müssen also demnach die Prüfungsprotokolle dem klinischen Bilde der individuellen Art einer Erkrankungsform entsprechen, in der der speciellen Therapie eigenthümlichen Sprache abgefasst sein und den Forderungen der individualisirenden Therapie Genüge leisten, denn von klinischem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist der Complex subjectiver und objectiver Symptome, der dem Bereiche der Analyse unserer Sinne, gleichviel ob diese bewaffnet oder unbewaffnet,

anheimfällt, am Ende wichtiger als der pathologische. Vorhin machte ich Hahnemann den Vorwurf, er habe im Vergleich mit den objectiven dem Werth der subjectiven Symptome zu viel Gewicht beigelegt und die Symptomatologie im engeren Wortsinne vor der Pathologie bevorzugt. Dabei hatte ich indessen nicht die Absicht, die Bedeutung der Symptomatologie zu schmälern, ich wollte nur die der Pathologie heben, ich wollte hauptsächlich betonen, die Pathologie müsse nicht hintangewiesen werden, denn beide Wissenschaften, Pathologie und Symptomatologie — müssen Hand in Hand, Schritt für Schritt gehen, sich gegenseitig ergänzend, sich gegenseitig beleuchtend. Ich gehe weiter und gestehe ein, dass die Symptomatologie in der ganzen Ausbreitung des Wortes als rationelle Verwerthung aller anwesenden Krankheitssymptome der Therapie im Vergleich mit der Pathologie einen viel sichereren Grund und Boden giebt und zwar daher, weil die Pathologie von den verschiedenen Oscillationen in Abhängigkeit ist, die ihr durch verschiedene Ansichten und Hypothesen speculativer Voraussetzungen aufgebürdet werden. Die pathologische Diagnose kann auf Irrthum beruhen, wie das die Sectionen zur Genüge nur zu oft beweisen, während ein rationelles Vergleichen der eruirten Symptome meist immer zum Ziele führt. Pathologische Theorien und Hypothesen gleichen in ihrem Gange den Phasen des Mondes und können daher der Therapie nie eine feste Unterlage gewähren, währenddem die klinischen Bilder gewisser Krankheiten, gleichviel ob sie aus den Zeiten eines Hippocrates oder eines Sydenham stammend, also vor Jahrtausenden oder Jahrhunderten entworfen, sich immer gleich bleibend, ebenso deutlich dem Auge zugänglich sind, als hätten sie sich in unserer Gegenwart zugetragen; es kann also die Pathologie durch die Symptomatologie ersetzt oder doch jedenfalls von ihr ergänzt werden.

Ausserdem aber ist die sympathologische Methode richtig aus dem Grunde, dass sie die Möglichkeit verleiht, die Krankheit in ihrer frühesten Periode, zu der sie lediglich durch subjective Symptome zum Ausspruch kommt, sicher zu erkennen. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit wieder auf die Wichtigkeit der Verwerthung subjectiver Symptome zurückzukommen. Sehen wir nicht, dass nur zu oft eine Krankengeschichte lediglich auf subjectiven Symptomen beruht? In solchen Fällen findet der untersuchende Arzt in Folge physikalischer Exploration in ihrem ganzen Umfange, nachdem er also den Kranken auscultirt und percutirt,

die Ausscheidungen genau untersucht, Nerven und Muskelerregbarkeit bestimmt, die Pulscurven gezogen, den Kranken gewägt u. s. w., dass der Kranke vollkommen gesund ist und dass sein Unwohlsein lediglich auf Einbildung, Hypochondrie oder Hysterie beruhe; der Kranke verlässt den Arzt mit einem Recept in der Tasche: 6 Drachmen Kalium bromatum auf 6 Unzen Wasser. Allein von dieser Panacae, diesem Universalbalsam, wird dem Kranken nicht besser. Er hat die vollkommene Ueberzeugung einer inneren Unruhe und Mangels an Kraft, eines ihm fehlenden Etwas, eines Mangels der Stütze, er fühlt einen unbewussten, unerklärlichen Schmerz, ja mehr als Schmerz: das Gefühl einer einbrechenden schweren Erkrankung, er kann sich nicht des Gefühls einer krankhaften Thätigkeit seines Herzens, oder eines unnatürlichen Zustandes seines Hirnes erwehren, er empfindet eine unerklärliche, unbegreifliche physische Mattigkeit, er hat das Vorgefühl einer ernsten Erkrankung, ein Gefühl, das tief aus seinem Innern aufsteigt, mit einem Worte, er fühlt sich leidend, krank und unglücklich — und dieses Leiden, hat es nicht am Ende reellen Grund? Gestern also wurde er von dem Arzte für gesund, oder nur für etwas nervös erregt erklärt und heute lesen wir in der Zeitung, dass dieser selbe Patient, der bei ihm Hülfe suchte — heute plötzlich auf offener Strasse an Herzruptur gestorben sei, oder aber ein anderer, der über geistige Unruhe klagte, wahnsinnig geworden und sich das Leben genommen habe, oder aber es erfährt der Arzt, dass ein dritter Kranker, der über ein unbegreifliches, durch subjective Empfindung ausgedrücktes Leiden sich beschwerte, das Opfer einer chronischen unheilbaren Krankheit geworden sei. Dieses Alles sind nicht etwa vereinzelt dastehende Facta, sondern tagtäglich sich wiederholende Begebenheiten. Die Homöopathie hat daher auch nie unterlassen, die Symptomatik besonders zu pflegen, und von vorne herein einsehen gelernt, dass die subjectiven Symptome einen sehr wichtigen integrirenden Theil der Krankheiten der Menschen ausmachen, sie hat daher auch stets diesen Umstand im Auge, diesen auch in den Prüfungsprotokollen reichlich vertretenen Symptomen ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt. Der kritisch zu unterscheiden verstehende Arzt Hahnemannscher Schule wird immer herauszufinden wissen, wo ein gewisses Leiden im Bereiche ephemärer Phantasie und Einbildung gelegen und wo es reelle und tiefe Bedeutung hat; es wird ihm stets gegenwärtig sein, dass bei dem

Nichtbeachten der subjectiven Symptome des Kranken ihm der Weg zum Verständniss des pathologischen Processes verloren geht, und wird immer dessen eingedenk sein, dass es gerade die subjectiven Symptome sind, welche mahnend auf die im Werden begriffene ernste Krankheit hinweisen; indem er aber dergleichen Zustände bei Zeiten Herr wird, gelingt es ihm auch, ernste und gefährliche Krankheiten im Keime zu ersticken, dadurch aber der höchsten therapeutischen Aufgabe gegenüber, der nämlich, nicht nur Krankheiten heilen, sondern ihnen auch vorbeugen, prophylaktisch verfahren zu können, gerecht zu werden. Darauf hin macht man uns die Einwendung, dass wir nur nach Symptomen behandeln, was aber grundfalsch ist, denn wenn die Symptome für uns zum leitenden Faden bei der Wahl der Arznei werden, so folgt doch wohl noch lange nicht daraus, dass sie das einzige Ziel sind, nach dem unser Handeln strebt. Der Wanderer auf unbekanntem Wege, der sich nach Meilenzeigern und weisenden Schriftmahnungen, die an demselben für ihn vorsorglich aufgestellt sind, richtet, verfolgt seinen Weg zum Ziele, sich dieser Mittel dazu bedienend, die aber begreiflicher Weise nicht sein Ziel ausmachen. In der Absicht, uns zu Boden zu schmettern, wirft man uns verächtlich vor, unsere therapeutische Methode sei eine symptomatische — indessen weit gefehlt. Unsere Methode ist allerdings eine symptomatische, aber in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, weil sie alle, sowohl sub- als objective Symptome verwerthet; der uns gemachte Vorwurf fällt aber zurück auf unsere Gegner, denn wer handelt wohl so roh und primitiv symptomatisch wie sie, wenn sie Laxantia gegen Verstopfung, Adstringentia gegen Durchfall, Antipyrin und Antifebrin in allen mit Fieber einherschreitenden Krankheiten verordnen; ist das aber ein der Krankheit und nicht vielmehr einzelnen abgerissenen, oft höchst unwesentlichen Symptomen angepasstes Verfahren?! Indem der Homöopath auf das ganze Gebiet der Erkrankung sein Verfahren richtet, erhebt er sich zu dem Ideal einer Therapie in ihrer Vollkommenheit, er ist es, der der indicatio morbi auch dann noch Genüge leistet, wenn die Krankheit eine unbekannte ist und eine unbekannte bleibt; bei Beseitigung der Symptome, was anders kann wohl hinterbleiben, wenn es nicht die Gesundheit ist? Denn eine Krankheit ohne Symptome, ohne äussere wahrnehmbare Zeichen ist ein unverständliches Etwas, jedenfalls würde eine solche Auffassung dem allgemeinen herrschenden Begriffe von

Krankheit und Gesundheit widersprechen. Lassen Sie uns jetzt den Inhalt meiner beiden Vorträge in aller Kürze überblickend, den zwischen Homöopathie und Allopathie waltenden Unterschied hervorheben, wobei ich aber keineswegs eine genaue Parallele zwischen ihnen zu verzeichnen die Absicht habe, wozu es mir übrigens heute auch an Zeit gebrechen würde.

I. Der Pharmakologie der herrschenden Schule dienen als Prüfungsobjecte Frösche, Kaninchen, Hunde, also überhaupt Thiere, die homöopathische hingegen erwählt als Prüfungsobject den gesunden Menschen, während die Versuche an Thieren für sie nur einen relativen, einen die physiologische Wirkung des Arzneistoffes ergänzenden Werth haben.

II. Die Pharmakologie der herrschenden Schule ignorirt fast durchgängig die Symptomatologie, oder das durch den Arzneistoff hervorgebrachte Bild, was in der ausschliesslichen Benutzung der Thierexperimente seinen Grund hat. Die homöopathische Pharmakologie befleissigt sich mit demselben Eifer sowohl des symptomatischen Wirkungskreises des Arzneistoffes, als auch des anatomisch-pathologischen von ihm geschaffenen Zustandes und beiden eine gleich wichtige Stelle einräumend, giebt sie den unumstösslichen Beweiss, dass sie ihren Gegenstand umfangreicher auffassend, auch mit mehr Macht beherrscht.

III. Bei Stellung der Diagnose legt die herrschende Schule bis jetzt noch wenig Werth auf die Symptomatologie und ihre Bedeutung, übrigens fehlt ihr auch das nöthige Verständniss, um diese für die Diagnose auszunutzen. Die Diagnose der homöopathischen Schule hingegen umfasst unbedingt alle Elemente der Diagnose der herrsehenden Schule, zugleich aber auch die exacte physiologische Analyse der subjectiven Empfinduugen und der Symptomatologie der Krankheit, die ihr zu einer Hauptstütze für ihre Therapie wird.

Daraus folgt, dass die Diagnose des Homöopathen eine vollständigere und ausführlichere, auf breiterer Basis angelegte, schwierigere und mühsamere, als die ist, mit der der Allopath sich begnügt. Es folgt also daraus, dass die Differential-Diagnose der Krankheitsspecies und ihrer Individualität des Homöopathen erst da beginnt, wo der Allopath sein Werk als beendigt und beschlossen betrachtet.

IV. Das Individualisiren des Krankheitsfalles in diagnostischer

und therapeutischer Beziehung ist eine Richtung, die in unvergleichlich grösserem Maassstabe der Schule der Homöopathen als der der Allopathen eigen ist, es nähert sich daher auch jene mehr dem Ideal einer rationellen Therapie als diese.

V. Ein grosser Unterschied zwischen Allopathie und Homöopathie besteht darin, dass jene die gesund gebliebenen Theile angreift, während diese die erkrankten unterstützt; illustriren wir dieses durch ein Beispiel. Bei einem spasmodischen, oder sogenannten Pseudo-croup stellen sich folgende Indicationen vereinzelt, oder alle im Vereine heraus: Erbrechen erregen, Schweiss hervorrufen, Ableitung auf die Haut bewirken, also ein Canthariden-Pflaster oder Senfteige anwenden, ein Laxans verordnen, die Reizbarkeit des Nervensystems dämpfen, d. h. also narcotisiren u. s. w. Mit allen diesen Proceduren wird ein Anlauf auf die gesund gebliebenen Theile genommen, das Erbrechen wird bei vollkommen intactem Magen erregt, es wird schweisstreibend gewirkt, d. h. also die normale Hautthätigkeit wird künstlich verstärkt, oder sie wird durch künstliche Reize entzündet; das Laxans, nehmen wir an, es sei Calomel, reizt den Darm und zu gleicher Zeit auch die Leber, also alles Organe, die an den aufgetretenen Leiden vollkommen unschuldig sind; die Reizbarkeit des Nervensystems wird herabgestimmt durch Betäubung der normalen Thätigkeit gesund gebliebener Hirntheile. Mit einem Worte, es wird Anaesthesie, Narcose, Reizung und Entzündung gesund gebliebener Theile des Organismus erregt, während der Schwerpunkt für die Behandlung, die Krankheit, unberührt verharren muss, man will also den kranken Menschen durch künstlich erregte Krankheit in seinen gesunden Theilen von seiner Krankheit befreien, das heisst also doch wohl seinen Zustand verschlimmern und die schon vorhandene Krankheit mit den neu zugekommenen zu compliciren. In der Schule der Homöopathie herrscht ein vollkommen entgegengesetztes Verfahren; ohne die gesunden Theile zu berühren, wirkt sie auf die erkrankten, indem sie sich dazu solcher Mittel bedient, welche in specifischer Beziehung oder Wahlverwandtschaft zu diesen Theilen stehen (für den in Rede stehenden Fall also Ipecacuanha, Belladonna, Platina, Cuprum u. andere). Ihre therapeutische Aufgabe besteht nicht in dem Hervorrufen von Erbrechen, Durchfall, Schweiss, Entzündung u. s. w.; das einzige Ziel, zu dem sie strebt, ist die Heilung des Krankheitsprocesses, was sie auch durch milde auf die erkrankten Theile wirkende Gaben von

Arzneistoffen erreicht, welche es vermögen, in ihnen eine Heilreaction hervorzurufen.

VI. Unter den Errungenschaften der Therapie der Gegenwart erblickt der Herr Professor Manasse in seinem ausgezeichneten, unglücklicherweise unbeendet gebliebenen Handbuche der Allgemeinen Therapie (pg. 25—27) das Bestreben, den Heilapparat direkt auf die Krankheit zu lenken und ihn auf diese Weise möglichst zu lokalisiren; dieses steht scheinbar mit dem von mir soeben gesagten im Widerspruch, allein es findet dieser scheinbare Widerspruch sofort seine Auflösung in dem Umstande, dass der geehrte Herr Professor unter dem Localisiren ein grobes und rein mechanisches Verfahren meint, welches lediglich auf Manipulationen, wie Ausspülung des Magens, Resection des Pförtners, die chirurgische Entfernung der Kysten, die Operation der Darmverschlingungen, Erweiterung des Kehlkopfes, Injection arzneilicher Stoffe in die Lunge u. s. w. beruht. Wir erblicken in dem Bestreben der Therapie zur Localisation ebenfalls einen Fortschritt, verstehen aber unter Localisation nicht etwa das Entfernen auf operativem Wege für das Leben wichtiger Organe, oder das Einwirken von adstringirenden oder ätzenden Mitteln auf die Organoberfläche, sondern im Sinne der Localisation des therapeutischen Eingriffes auf erkrankte Zellen mittels solcher Arzneistoffe, welche in Folge specifischer oder auf Wahlverwandtschaft sich gründenden Kräften in Beziehung zu diesen Zellen stehen und in den Blutkreislauf eingeführt, sich vermöge dieser Kräfte den Weg zu diesen Zellen zu bahnen wissen, um dort Reaction mit Schonung aller gesund gebliebenen Theile zu bewirken, denn die moleculare oder mikroscopische Pathologie erheischt auch eine ähnliche Therapie und die homöopathische ist die, welche ihr am nächsten steht. Professor Hoecksley spricht die Hoffnung aus, dass mit der Zeit der Therapeut in den Stand versetzt werden wird, in beliebiger Richtung auf die physiologische Function jeder Elementarzelle einwirken zu können, er hofft auf die nicht mehr ferne Zeit, zu der es möglich sein wird, in die Oeconomie des menschlichen Organismus solche Molecularapparate einzuführen, welche gleich einem künstlich erdachten Sprungapparate im Stande sein werden, sich den Weg zu einer gewissen Zellengruppe zu bahnen, um dort unter Schonung aller übrigen Zellen eine Explosion zu bewirken. Die homöopathische Therapie strebt eine solche Localisation der Arzneistoffe an, indem sie ihre spezifische Eigenschaften er-

forscht und hat in dieser Richtung, obgleich noch Vieles zu erringen nothwendig, schon grosse Fortschritte gemacht. Die homöopathische, den ganzen Krankheitscomplex umfassende Therapie wird in ihrer nicht mehr fernen Entwickelung und Vervollkommnung gleichzeitig eine locale atomistische oder celluläre und eine allgemeine constitutionelle sein, eine Therapie, welche vor allen möglichen anderen nicht nur der indicatio morbi auf das pünktlichste nachkommt, sondern auch dem Ideale einer rationellen Wissenschaft am Nächsten stehen wird.

VII. Die veraltete Schule kann sich bis jetzt noch nicht von dem Mixturen-Mummenschanz emancipiren; dass sie das nicht kann, beweisen die Haufen Recepte als redende corpora delicti in den Händen der Kranken, die Handbücher der allgemeinen speciellen Therapie und die Recepttaschenbücher, die unverlässlichen Requisiten von Aerzten und Studenten. Von dem bunten Durcheinander in diesen litterarischen Productionen verschwimmt Alles vor den Augen und Uebelkeitsanwandlungen bemächtigen sich des Lesers. Wenn in der Vorzeit der Ausspruch „medicamentorum varietas ignorantiae filia est“ seine Geltung hatte, so hat sie jetzt erst recht volle Berechtigung und man kann wohl ohne, wem es auch sei, zu nahe zu treten, sagen, die Polypharmacie der Misch-Masch-Therapie sei der Schlupfwinkel medicinischer Mittelmässigkeit. Die veraltete Schule, mit ihren unsinnigen Gemischen, weiss nie, was in einem gegebenen Falle genützt oder geschadet hat, für sie bleiben auf diese Weise die Eigenschaften der Arzneistoffe für ewig verborgen. Die homöopathische Schule hingegen, welche die locale und specifische Wirkung jedwedes einfachen, mit einem oder mehreren anderen nicht vermischten Arzneistoffes untersucht und denselben auch wieder einfach bei ihrem therapeutischen Handeln in Anwendung bringt, erreicht, die Wirkung des Arzneistoffes anlangend, ohne Ausnahme positive und unzweideutige Resultate; es bezieht sich also das uns von unseren Gegnern gegebene Epitheton der Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit, wie Sie sehen, in keinem Falle auf uns. Ohne im Geringsten in scharfen, schneidigen oder polemischen Ton zu verfallen, kann ich im Gegentheil ruhig, gelassen und vom objectiven Standpunkte aus behaupten, jede Seite, jede Zeile aus den oben angeführten Handbüchern, welche dergleichen Arzneigeheimnisse enthalten und jedes von einer klinischen Berühmtheit unterschriebene Recept sei das eclatanteste und lauteste Zeugniss der

in der veralteten Schule herrschenden Ignoranz und Unwissenschaftlichkeit. Zur Ehre der russischen Schule sei es gesagt, dass sie unter dem Einflusse der Homöopathie und dem ihrer besten Vertreter die Anwendung einfacher Mittel und die Moderirung der Dosis anstrebt, so dass also durch diesen Fortschritt sie der Homöopathie um ein Kleines sich nähert. Die deutsche medicinische Schule, besonders bei uns in Petersburg, steckt noch tief in der mittelalterlichen Routine, verschreibt unmögliche Recepte und vergiftet ihre Kranken mit Dosen, die kaum von Pferden vertragen werden dürften.

VIII. Die Anwendung der Arznei in der herrschenden Schule steht weder in Beziehung zu einem Grundprincipe, noch in irgend welcher Abhängigkeit von einem solchen und stützt sich lediglich auf die Empirie oder auf die Empfehlung irgend einer klinischen Autorität. Da nun aber an dergleichen klinischen Autoritäten kein Mangel herrscht und jede von ihnen gegen irgend welche Krankheit ihr eigenes Lieblingsmittel empfiehlt und da diese Mittel auch wieder einem steten, oft allmonatlichen Wechsel unterworfen sind, so häuft sich eine Masse roh empirisch gewählter Mittel an, aus denen der Arzt dieses oder jenes wählt, ohne dabei von der Nothwendigkeit gewisser physiologischer Gründe oder eines therapeutischen Gesetzes beeinflusst oder beherrscht zu werden; er wählt unter dem Zwang seines Amtes und von der wetterwendischen Mode beherrscht. Der Homöopath verordnet seine Arznei nicht, weil sie von einer klinischen Autorität empfohlen wurde, sondern weil sie im gesunden menschlichen Organismus ein dem höchst ähnliches Krankheitsbild gebiert, welches durch dieselbe geheilt werden soll, d. h. er verordnet seine Arznei auf Grund eines physiologischen Gesetzes — hier liegt also der Moment, indem die Medicin den ersten Schritt thut, um sich zu einer exacten, auf Naturgesetze gegründeten Wissenschaft zu erheben.

IX. Hieraus folgern sich nun von selbst sehr interessante Unterschiede beider Schulen — die Situation ihrer beiderseitigen Adepten während einer Consultation am Krankenbette. Die Aerzte der veralteten Schule, selbst dann, wenn sie mit der Diagnose des behandelnden Arztes einig sind (was bekanntlich zu den Seltenheiten gehört), unterlassen es dennoch nicht, zu streiten, sie legen sich gegen anders formulirte Meinungen auf, wollen nur die ihrigen gelten lassen und einigen sie sich auch

wirklich, so geschieht dieses meist daher, dass die minores gentes aus Unterthänigkeit der Autorität gegenüber nachgeben. In der Homöopathie sind weder individuelle Meinungen, noch das Imponiren mit dem sufficienten Ich von irgend welcher Bedeutung. Nachdem der Krankheitsfall aufmerksam untersucht und allseitig betrachtet, schreitet man zur Wahl nach dem Mittel, welches ein Krankheitsbild aufzuweisen hat, das zu dem gegenwärtigen in höchster Aehnlichkeit steht. Bei exacter und aufmerksam angestellter Analyse der Pathologie und der Symptomatologie des Krankheitsfalles und bei genügenden Kenntnissen der Arzneimittellehre einigen sich in der meist grössten Anzahl der Fälle alle consultirenden Glieder.

X. Ein aus allem Vorhergegangenen von selbst sich herausstellender Unterschied ist der, dass in der Homöopathie die Mode ohnmächtig und unmöglich ist. Die gegen gewisse Krankheitsformen vor fast 100 Jahren von Hahnemann bezeichneten Arzneistoffe haben in demselben Maass noch jetzt ihren Werth, wie sie ihn damals hatten. Da die Wahl eines Arzneistoffes in der Homöopathie nicht von den Veränderungen pathologischer Hypothesen und Theorien abhängig ist, sondern sich ausschliesslich auf die phsyiologische Analyse des klinischen Krankheitsbildes stützt, welche immer und immer sich gleich bleibt, so muss der heute in dem gegebenen Falle heilsame Arzneistoff ebenso wirksam sein, wie er es vor einem Jahrhnnderte war und auch nach einem Jahrtausend sein wird, weil er sich auf das Gesetz stützt, dass ein Arzneistoff nur dann heilsam sein kann, wenn er im Stande ist, am Gesunden einen krankhaften Zustand zu erregen, der zu dem in Frage stehenden natürlichen in höchster Aehnlichkeit steht. Durch die Homöopathie hat sich also die Medicin zum ersten Male von der Macht der Mode und von der fieberhaften Jagd nach neuen Mitteln emancipirt.

Das sind also die Zeichen, welche die Wissenschaftlichkeit unserer Pharmakologie bedingen, diese letztere aber muss und wird über kurz oder lang sich unter den medicinischen Wissenschaften den Ehrenplatz erwerben.

Sie sehen also, dass bei uns das Studium der Pharmokologie mit dem der Pathologie Hand in Hand geht, beide Wissenschaften verfolgen parallel neben einander denselben Weg, auf dem sie sich in ihrem progressiven Fortschreiten auf jedem Schritt und Tritt controliren, beleuchten und ergänzen. Untersuchen wir irgend

eine natürliche Krankheitsform, so forschen wir nach einem Arzneistoff, der in seiner physiologischen Wirkung ihr am ähnlichsten ist und umgekehrt untersuchen wir die physiologische Wirkungssphäre eines Arzneistoffes, so forschen wir in der Pathologie nach einem ihm analogen Krankheitsbilde, in Folge aber dieses vergleichenden Studiums erlangt die Pharmakologie nicht nur ein höchst reges Interesse, sondern auch eine hohe Bedeutung. Während also der Allopath, im Begriff seine praktische Laufbahn zu beginnen, beeilt ist, sich mit einem Recepttaschenbuch zu versehen und die Pharmakologie als nutzlosen Ballast sobald als möglich über Bord zu werfen, ist der Arzt der neuen Schule von dem Bewusstsein durchdrungen, dass die genaueste Kenntniss seiner therapeutischen Waffen nur durch ein ununterbrochenes Studium der Arzneimittellehre erlangt werden könne und dass ihm nicht nur seine ganze geistige Kraft, sondern auch alle von dem Berufsgeschäfte erübrigte Zeit gewidmet sein müsse; er erblickt in dem Studium der Arzneimittellehre die Zukunft der Heilkunde. Die Arzneimittellehre wird zur naturgesetzlichen Vermittlerin zwischen Pathologie und Therapie und erhebt letztere aus der Tiefe einer rohen Empirie in das glänzende Reich der göttlichen Wissenschaft, welche uns lehrt, wie wir mit Bewusstsein handelnd, der leidenden Menschheit Hülfe zu spenden vermögen.

III. Vortrag. Ueber die homöopathische Dosis.

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist Ihnen schon bekannt, dass das Wesen der homöopathischen Heilmethode auf dem therapeutischen Principe: similia similibus curantur, beruht, dass dieses Prinzip die praktische Regel involvirt, die verschiedenen Erkrankungen mit Arzneistoffen zu heilen, die mit gewissen specifischen Beziehungen zu verschiedenen Organtheilen ausgestattet sind, d. h. also, welche die Eigenschaft haben, in denselben gesunden Organtheilen ähnliche pathologische Zustände zu erwecken. Dabei tritt ein höchst auffallender Umstand in den Vordergrund — wie mir scheint, aus Mangel an erschöpfender Kenntniss der Sache — der nämlich, dass das Princip der Homöopathie sich mit dem der Dosis identificirt: Die Frage über die Wahl des Arzneistoffes fällt mit der

über die Grösse der Gabe zusammen und unter dem Namen einer „homöopathischen" wird in der Regel eine unendlich kleine verstanden.

Wenn dergleichen Begriffsverwirrungen bei nicht speciell vorbereiteten Leuten herrschen, so hätte man sich darüber nicht zu wundern, herrschen denn nicht im grossen Ganzen ebenso confuse Vorstellungen über andere Zweige des menschlichen Wissens? Wenn aber solche confusen Ideen öffentlich und unverhohlen von Aerzten, die vermöge ihrer hohen Stellung mit dem Nimbus der Autorität umgeben sind, ausgesprochen werden und in Folge dessen in ihrer Sufficienz sich nicht scheuen, als Bekämpfer des Homöopathie aufzutreten, so verdient ein solches Gebahren und eine solche Unkenntniss der Sachlage auch eine öffentliche Besprechung und eine öffentliche Rüge. Hier das Beispiel: Die medicinische Facultät der Universität Kiew fand für gut und richtig, auf die Anfrage der Landesbehörde von Nowgorodsewensk[1]) den Nutzen der homöopathischen Heilmethode betreffend, Folgendes zu antworten[2]): Die Lehre Hahnemanns unterscheidet sich von den in der medicinischen Wissenschaft herrschenden Ansichten hauptsächlich dadurch, dass nach Hahnemanns Meinung jeder Arzneistoff, je mehr er verdünnt und in je kleinerer Gabe er angewandt, um desto kräftiger in seiner Wirkung wird. Ohne weiter zu betonen, dass dieses eine von den unwesentlichen hypothetischen Ansichten Hahnemanns ist, welche in vorgerückter Lebensperiode, nachdem die Homöopathie schon Jahrzehnte bestanden hatte, von ihm aufgestellt wurde, dass diese Ansicht keinen Anklang, selbst nicht unter seinen nächsten Schülern fand und auch von der weit grössten Anzahl der gegenwärtigen Homöopathen nicht anerkannt wird, muss man nicht darüber staunen, dass die gelehrten Herren Professoren in ihrer Charakteristik der Lehre Hahnemanns mit keinem Worte des Aehnlichkeitsgesetzes, des therapeutischen Hauptunterschiedes der Homöopathie von allen übrigen Heilmethoden erwähnen. Heisst das nicht eine Kritik über Shakespeares Hamlet schreiben, ohne dieses letzteren zu gedenken.

Wir haben uns für heute die Aufgabe gestellt, die homöopathische Dosis zu besprechen; obgleich nun in der Gabengrösse, ich wiederhole es, das Wesen der homöopathischen Therapie nicht

---

[1]) Kreisstadt im Gouvernement Tschernigow.

[2]) Nachrichten der Universität Kiew 1886.

gelegen ist, so hat dieser Gegenstand denn doch ein eigenthümliches Interesse, welches erheischt, ihm auch vor seiner Besprechung so manche andere dabei auftauchende Gedanken voranzuschicken und ihnen eine Stelle in der Reihenfolge der Vorträge anzuweisen, wäre es auch nur desshalb, dass gerade die Gabenfrage es ist, welche uns die meisten Aus- und Anfälle unserer Gegner zugezogen hat. Die gelehrten Professoren der medicinischen Facultät in Kiew legen den Schwerpunkt ihrer absprechenden Meinung auf ihre Versicherung, „die Homöopathie bediene sich ihrer Arzneien gewöhnlich in so nichtiger Gabe, dass diese unmöglich im Stande sind, irgend eine Wirkung hervorzubringen.“ Einer meiner geehrten Opponenten hat nach meinem ersten Vortrage, wenn Sie sich dessen erinnern, sogar die Grenzen der homöopathischen Nichtse bestimmt, indem er behauptet, in der Praxis können nur solche Stoffe zugelassen werden, welche, es mag nun die Dosis so klein sein wie sie wolle, dennoch der physikalischen und chemischen Analyse zugänglich sind. Diese Entgegnungen gründen sich also auf den ganz richtigen Schluss, dass jegliche Wirkung das Produkt irgend einer Ursache ist, involvirt indessen den nicht ausgesprochenen, also reservirten Gedanken, die Grösse der Arzneigabe stehe im Verhältniss zu der von ihr erwarteten Wirkung. Hier ist der Gedankengang offenbar folgender: 1) Um eine therapeutische Wirkung zu erreichen, muss die sie hervorbringende Arzneigrösse der chemischen und physikalischen Analyse zugänglich sein. 2) Die homöopathischen Dosen sind der Analyse nicht zugänglich, folglich 3) Kann auch die homöopathische Dosis keine therapeutischen Wirkungen erreichen.

Bevor ich weiter gehe, wollte ich Sie an die Bereitungsweise homöopathischer Arzneien, ohne mich dabei in technische Einzelheiten einzulassen, erinnern: Es giebt also Verreibungen und Verdünnungen, erstere für direct unlösliche, letztere für lösliche Stoffe. Die Verdünnungen werden so bereitet, dass ein Tropfen der reinen Tinctur mit 99 Tropfen Spiritus vermischt und geschüttelt wird, das giebt die erste Verdünnung, von dieser ersten Verdünnung ein Tropfen mit frischen 99 Tropfen Spiritus geschüttelt, giebt die zweite Verdünnung und so fort. Die Verreibungen werden bereitet, indem 1 Gran des nicht löslichen Stoffes mit 99 Gr. Milchzucker verrieben wird, was die erste Verreibung darstellt; von dieser ersten Verreibung wird 1 Gr. mit frischen 99 Gr. Milchzucker aufs Neue verrieben, was die zweite

Verreibung giebt u. s. w. Das sind die sogen. Centesimal- oder einprocentigen Theilungen. Nach einer anderen Methode werden 10 Gr. des nichtlöslichen Stoffes mit 90 Gr. Milchzucker verrieben, was die erste Verreibung giebt, von dieser ersten Verreibung 10 Gr. mit frischen 90 Gr. Milchzucker verrieben, giebt die zweite Verreibung u. s. w., für die Verdünnungen gilt dasselbe Verhältniss, also 10 Tropfen Tinctur mit 90 Tropfen Weingeist geschüttelt, giebt die erste Verdünnung, von dieser ersten Verdünnung 10 Tropfen mit frischen 90 Tropfen Spiritus geschüttelt, giebt die zweite Verdünnung u. s. w. Diese sogenannte Decimal- oder 10procentige Scala hat vor der Centesimalscala den Vorzug, dass sich in ihr zwischengeschobene Verdünnungen bilden, was in der andern nicht der Fall ist. Die ersten Verreibungen und Verdünnungen heissen die tiefen oder niedrigen, die mittleren von 3 bis 6 und von da ab bis 30 die hohen. Es ist einleuchtend, dass bei einer solchen Bereitungsweise das Volumen des Arzneistoffes sich rasch vermindert und dass die hohen Verdünnungen und Verreibungen den primitiven Arzneistoff in verschwindend kleiner Quantität enthalten, was also nothwendig zu der Frage auffordert, wie die quantitativen und qualitativen Eigenschaften der Materie beschaffen sein müssen, um von ihr eine Wirkung erwarten zu können, und wo die Grenzen der Wirksamkeit der Materie und ihrer Theilbarkeit liegen.

Um meinem Vortrage die erforderliche Abrundung zu geben, erlauben Sie mir, Ihnen aus Chemie und Physik einige Beispiele aus der Theilbarkeit der Materie anzuführen.

Von dem Cocon des Seidenwurms lässt sich ein Faden von 600 Arschinen (458 Meter) Länge, der nach Réaumur aus 60 000 Fäden besteht, abwickeln, jeder Zoll dieses Fadens kann in einige Millionen Theile getheilt werden, von denen jeder noch einen zusammengesetzten, bestimmten Körper darstellt, der aus unzählbaren Theilen einfacher Materie besteht. Réaumur vergoldete einen silbernen Stab und zog ihn zu Draht von solcher Länge aus, dass die Dicke der Vergoldung $^{1}/_{12'000'000}$ eines Zolls betrug, woraus die Dehn- und Theilbarkeit des Goldes erhellt. Die mikroscopischen Untersuchungen Mayerhofers und Buchmanns haben dargethan, dass Eisen, Kupfer, Gold und andere Metalle in Folge von sorgfältiger Verreibung mit Milchzucker nach und nach zu den kleinsten Theilen zerfallen, so dass sie mit dem Mikroscop in unseren mittleren Verreibungen noch nachgewiesen werden können; so

wies Mayerhofer Kupfer in der 6., Eisen in der 8., Platin, Gold, Silber und Quecksilber in der 10 und das gefällte Zinn sogar in der 14. Verreibung nach; die Unvollkommenheit unserer optischen Instrumente trägt die Schuld daran, dass die Metalltheile in höheren Verreibungen nicht aufgefunden werden können.

Ein Gran Karmin kann in 2 000 000 000 mit unbewaffnetem Auge sichtbarer Theile getheilt werden, was der 9. Decimal-Verdünnung gleich kommt. Ein Gran Asa foetida verflüchtigt sich in 12 000 000 mit dem Geruchsorgan erkennbarer Theile und ein Gran Moschus verbreitet in einem frei ventilirten Raume 20 Jahre hindurch Geruch und verflüchtigt sich, indem er in 300 Quadrillionen Theile zerfällt.

Ein ebensolcher Grad von Theilbarkeit herrscht im organischen Reich; so berechnete z. B. Ehrenberg, dass ein Kubikzoll Raum 41 Tausend Millionen Infusorien fassen könne, von denen jedes mit gewissen physiologischen und pathogenetischen Eigenschaften ausgestattet ist.

Ebenso staunenswürdig ist die chemische Theilbarkeit resp. Empfindlichkeit gewisser Reagentien: Jod, Chlor, Arsenik, Bleioxyd, Eisenoxydul, Galläpfelsäure und andere können durch ihnen entsprechende Reagentien in Verdünnungen nachgewiesen werden, die unserer 6. gleichkommen. — Dieselbe Empfindlichkeit besitzen einige Alcaloide, wie Strychnin, Veratrin, Anilin und ihre Reagentien.

Nach den Versuchen des Dr. Oxanum giebt die Spectralanalyse die Möglichkeit, einige Stoffe in der 5. und 6., andere aber auch noch in der 7. und in noch höheren Verdünnungen nachzuweisen.

Sie werden mit Recht jetzt die Frage aufwerfen, wass denn das alles beweise? Vorab natürlich nichts Anderes, als dass die ersten sechs am meisten im Gebrauch gangbaren homöopathischen Verdünnungen zu Folge der Analogie mit anderen physischen und chemischen, dieselbe Richtung einhaltenden Thatsachen deutlich nachweisbare Arzneitheile enthalten, dass also die Meinung der Gegner der Homöopathie, welche behaupten, dass unsere Verdünnungen nichts arzneiliches enthalten, falsch sei, falsch wenigstens in Bezug auf unsere niederen und mittleren Verdünnungsstufen. Mit dem Beweise der Anwesenheit von Arzneitheilen in den homöopathischen Verdünnungen ist allerdings noch nicht auch der ihrer therapeutischen Wirksamkeit gegeben, obgleich jedem

mit der Empfindlichkeit des menschlichen Organismus Vertrauten es einleuchten muss, dass, wenn höchst kleine Theile der Materie fähig sind, auf ein lebloses, inertes, chemisches Reagens einzuwirken, um wie viel mehr sie zu einer Wirkung auf das empfindliche Nervensystem befähigt sind. Es gilt also jetzt die Frage zu beantworten, ob es Facta gebe, welche den Einfluss minimaler Theile der Materie im Bereiche des organischen Lebens überhaupt und dem des menschlichen Organismus im Besondern darthun?

Es ist in dieser Beziehung bekannt, dass die physiologische Reaction einiger Alcaloide an Feinheit weit die chemische übertrifft; so z. B. giebt Aconit in einer kaum der chemischen Reaction zugänglichen Dosis in das Blut eines Thieres gebracht, seine characteristische Pulscurve: Vor kurzem entschied Labardun die Aufgabe, ob ein in Frage stehender Hund mit Aconitin oder Veratrin vergiftet worden, dadurch, dass er aus dem Erbrochenen des Thieres einen unbestimmten Stoff darstellte, welcher einem anderen lebenden Thiere injicirt, die characteristische Pulscurve des Aconit zum Resultate ergab.

Professor Donders, der bekannte Ophthalmolog, führt an, dass ein Tropfen einer Atropinlösung, der gleich ist einem Gehalt von $1/400{,}000$ Atropin, noch Pupillenerweiterung hervorbringt, was um so staulicher ist, wenn man bedenkt, dass von diesem Tropfen kaum $1/80$ resorbirt wird. Darwin theilt in seiner Beschreibung der insectenfressenden Pflanzen seine merkwürdigen Versuche mit einer Lösung von phosphorsaurem Ammonium mit, nach denen $1/1{,}400{,}000$ eines Granes, also ungefähr unsere 7. Decimalverdünnung, eine deutlich ausgesprochene Wirkung auf die Blätter und Trabakeln der Drosera rotundifolia ausübt. Bewunderungswürdig ist, sagt Darwin am Ende des Capitels, dass Pflanzen, die kein differenzirtes Nervensystem haben, so empfindlich für solche Dosen sind, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, dass auch andere Gewebe mit dieser exquisiten Empfindlichkeit begabt sind, wenn das überhaupt ihrer Organisation dienlich ist, so z. B. das Nervensystem höherer Thiere.

Duclos untersucht in seinem vortrefflichen Werke „Fermente und Krankheiten“ den Einfluss verschiedener Ingredienzien der Rollinschen Nahrflüssigkeit auf Ernährung, Wachsthum und Entwickelung von Mikroorganismen und führt zum Beweise, wie klein die Menge der zum Leben derselben dienlichen Stoffe und um wie viel wichtiger noch die der für dieselben schädlichen Stoffe

ist, folgende merkwürdige Facta an: Wenn der Nahrflüssigkeit $^1/_{1,000,000}$ Silberoxyd zugesetzt wird, so steht das Wachsthum plötzlich still, es kann überhaupt nicht in einem silbernen Gefässe beginnen. Die Chemie wird wohl schwerlich beweisen können, dass Theile von dem Gefässe sich in der Flüssigkeit auflösen, die Mikroorganismen beweisen es aber durch ihr Absterben.

Wasser, das einige Minuten in einem Metallgefäss gestanden, nimmt einen Metall-Geschmack an, den empfindliche Leute sofort herausschmecken, auch wenn das Wasser vorher in ein Glas-Gefäss umgegossen wird, physikalische und chemische Reagentien vermögen nicht die geringste Veränderung im Wasser nachzuweisen, ein Beweis also, dass die physiologische Function unserer Sinne, in diesem Falle der Geschmack, empfindlicher sind, als physikalisch-chemische Reagentien.

Aus den oben angeführten Beispielen der Theilbarkeit von Asa foetida und Moschus ist zu ersehen, dass dort, wohin keine Reagentien, weder physikalische noch chemische, reichen, der menschliche Organismus durch den Geruchsinn die erwähnten Stoffe herausfindet und noch nicht genug: diese unendlich kleinen Theile sind fähig, bei sensiblen Leuten Uebelkeit, Erbrechen, Schwindel, Kopfweh, Ohnmacht, kurz einen ganzen Complex von Krankheitssymptomen hervorzurufen; daraus lässt sich gerechter Weise schliessen, dass es Fälle giebt, in denen die physiologischen Reagentien feiner und schärfer sind als alle übrigen.

Es giebt wohl kaum einen Arzt, dem solche Fälle unbekannt seien: Der Kranke A wird mit einer Jodsalbe eingerieben und bei dem am andern Ende des Zimmers liegenden Kranken X wird Jod im Harne nachgewiesen. Dem Kranken B wird eine Mercurial-Einreibung gemacht und bei dem noch weiter am entgegengesetzten Ende des Zimmers gelegenen Kranken Y stellt sich Speichelfluss ein, d. h. also die ersten Zeichen einer Vergiftung mit Quecksilber, es fragt sich nun, in welcher Verdünnung gelangte das Jod zu dem Kranken X und in welcher das Quecksilber zu dem Kranken Y?

Die Chemie giebt zu, dass Verdunstung des Quecksilbers ununterbrochen, obgleich in einem anderen Aggregatzustande als bei 360 Gr., auch bei gewöhnlicher Temperatur vor sich gehen kann. In jeglichem unendlich kleinen Theile einer Secunde verdunstet ein gewisser, unendlich kleiner Theil Quecksilber; würde man diese Theile beispielsweise einen Monat lang sammeln, so

würde die Summe derselben auch dann noch unendlich klein sein, weil es fast unmöglich ist, den Gewichtsverlust eines offenen Gefässes mit Quecksilber auf der besten chemischen Waage zu bestimmen. Der menschliche, einer solchen Atmosphäre ausgesetzte Organismus weist Spuren einer Vergiftung mit Quecksilber nach; es wirft sich hier abermals die Frage auf: wie viel wohl hier Quecksilber — nach dem Nürnberger Apothekergewicht — erforderlich, um diese Erscheinungen hervorzurufen.

Ebenso bekannt sind die Thatsachen aus dem Wirkungsbereiche minimaler unwägbarer Theile der Ipecacuanha auf sensible Leute: es genügt, das pulverisirte Ipecacuanha-Wurzel enthaltende Gefäss zu öffnen, um bei sensiblen in grosser Entfernuug von dem Gefässe sich befindenden Leuten die charakteristischen Symptome: Uebelkeit, Erbrechen, Niesen, Husten, Brustbeklemmung u. s. w. hervorzurufen.

Die interessanten Versuche des Dr. Molin haben nachgewiesen, dass die 6. Verdünnung von Brechweinstein, längere Zeit hindurch gereicht, bei Kaninchen characteristische Umstimmungen des Lungengewebes hervorbringt.

Professor Imbert Gourbeyre führte auf seinen öffentlichen Vorträgen folgendes interessante Experiment aus: In einem 20 Liter Wasser enthaltenden Gefässe wurde ein Milligramm Jodquecksilber aufgelöst, welches sich in demselben der Berechnung nach in 20 Mill. Theile auflösen musste, eine Quantität, die kein, selbst das feinste chemische Reactif nicht nachzuweisen vermag, und doch starben nach kurzer Zeit alle in dieses Wasser gebrachten Fische.

Obgleich nun durch diese Facta die Wirkung unendlich kleiner Gaben im strengsten Sinne des Wortes noch nicht bewiesen, so vermögen sie doch die Möglichkeit einer grossen Wirkungskraft solcher nichtiger Mengen zur Genüge darzuthun, die unsern tiefen und mittleren Verdünnungen gleichkommen und die im Vergleiche mit den in der alten Schule gangbaren wohl als unendlich klein bezeichnet zu werden verdienen, trotzdem aber doch eine entschiedene und unzweifelhafte Wirkung auf den lebenden Organismus ausüben.

Es ist also wohl keinem Zweifel unterworfen, dass wir, auf die hier herrschende Analogie gestützt, nicht im Mindesten das Recht dazu haben, die in der Natur herrschende Wirkungsfähigkeit minimaler materieller Theile, mithin also auch die Möglichkeit

einer therapeutischen Wirkung minimaler Arzneimengen zu leugnen; dieses gilt unbestritten für unsere niederen und mittleren Verdünnungen.

Es fragt sich nun, ob wir das Recht haben, ein solches Urtheil auch auf unsere hohen und höheren Verdünnungen zu erstrecken. Wenn die Kiewer medicinische Facultät behauptet, unsere 14. Verdünnung sei dasselbe wie ein in einer Wassermasse, die unserm Erdball gleichkäme, aufgelöster Arzneitropfen oder Gran und unser hoher Medicinalrath die Absicht hatte, die Homöopathie in der Wassermasse zu ersäufen, die erforderlich ist, um die 30. Verdünnung herzustellen, so müssen wir die Frage aufstellen, ob es beweisende Facta für die Wirksamkeit solcher Verdünnungen giebt und ob nicht hier die Qualität die Haupt-, die Quantität hingegen die untergeordnete Rolle spielt.

Der bekannte Mathemathiker und Professor der Physik Doppler in Prag, beschäftigt mit der Untersuchung, ob die Wirkung eines Arzneistoffes proportional seiner Gewichtsabnahme erhöht werden könne, fragt, mit welchem Rechte man denn überhaupt die Wirkung eines Stoffes von der Grösse seines Gewichts abhängig machen wolle und nicht vielmehr von der Ausbreitungsfläche seiner Atome.

Unter der physikalischen Oberfläche eines Körpers zum Unterschiede von der mathemathischen wird die Masse Atome verstanden, die wenigstens in einer Richtung von denen eines andern Körpers umgeben wird, es wird daher begreiflich, dass jeder Körper, der einer stetigen Verkleinerung unterworfen wird, an wirksamer Oberfläche dadurch gewinnen muss, dass die in seinem Innern gelegenen Theile mit dem umgebenden Medium in Berührung kommend, von einander getrennt und im Abstande sich befindend, mit ihrem Medium — dem Zwischenkörper — eine grössere Fläche darstellen. Bei genauer Untersuchung dieses Gegenstandes muss man zu dem Schluss gelangen, dass die Oberfläche des der Verreibung unterworfenen Körpers wenigstens in dem Maasse sich vergrössert, als sich der Durchmesser seiner Theile vermindert, oft aber sogar in einem noch grösseren Verhältnisse. Wenn demnach ein fester Körper von einem Kubikzoll Umfang verkleinert — pulverisirt — wird, nimmt er schon eine Fläche ein, die 1000 Quadratfuss hält. Um aber aus dieser Oberfläche eine wahrhaft physikalische darzustellen, ist es erforderlich, die gegenseitige Berührung seiner Einzeltheile zu verhindern, was

aber nicht anders als durch Verreibung dieses Körpers mit Hülfe eines andern, vermittelnden, indifferenten Körpers — Milchzucker — erreicht wird, ganz auf dieselbe Weise, wie dieses in unseren Verreibungen geschieht, die eben auch nichts anderes bezwecken, als der gegebenen Einheit eine möglichst ausgebreitete Oberfläche zu verschaffen, dasselbe gilt natürlich auch von unseren Verdünnungen. Das Volumen des flüssigen Körpers wird bedingt durch die Wände des ihn einschliessenden Gefässes, wird er aber mit einem anderen vermischt, so wird seine physikalische Oberfläche proportional der Wiederholung der Verdünnung immer grösser, weil seine einzelnen Theile durch den hinzugekommenen Körper von einander getrennt werden. Es folgt also nicht, dass wenn ein Gran der 2. Decimalverreibung de facto $^1/_{10}$ Gran des Arzneistoffes enthält, daher auch um 10 Mal weniger kräftig wirken müsse, weil 1 Gr. der ersten Verreibung in Folge der innigen Verbinduug und Vermischung mit 9 Gr. Milchzucker eine um 50, ja 100 Mal vermehrte physikalische Oberfläche und daher auch eine grössere Wirkungskraft erlangt hat, in Folge dessen wird auch ein Gran der 2. Decimalverreibung, ebenso behandelt, in Bezug auf seine Oberfläche zu einer grösseren Einheit als $^1/_{10}$ Gr. der 1. Verreibung, welche grössere und weniger zertheilte Theile enthalten muss. Diesen Gedankengang verfolgend, kommt Professor Doppler zu den interessantesten Resultaten: Wenn aus der ersten die zweite, aus dieser die dritte und so fort alle Verreibungen oder Verdünnungen consecutif und sorgfältig gemacht werden, so erhalten wir schon in der dritten eine physikaliische Oberfläche von 2 Quadratmeilen, in der 5. eine, die gleich ist der ganzen Oesterreichischen Monarchie, die 6. übersteigt schon das Areal Asiens und Afrikas zusammen. Die Vergrösserung geht in den folgenden Verdünnungen so rasch vorwärts, dass die 9. eine Oberfläche darstellt, die 20 Mal die der Sonne und ihrer Planeten übersteigt; um schlieselich sich die Oberfläche der 30. Verdünnung zu versinnlichen, denke man sich eine aus 50 Zahlzeichen bestehende Ziffer. Doppler fügt noch hinzu, dass, obgleich dieses Wachsen der Oberfläche eine colossale ist, so ist sie doch noch kleiner angegeben, als sie in der That sein muss, da die Berechnung auf der Annahme angelegt wurde, dass der Urstoff bei jeder folgenden Verdünnung nur in 100 Theile getheilt werde, während es höchst wahrscheinlich ist, dass diese Zahl überschritten wird. Diese Berechnung könnte noch anschaulicher werden, wenn es denkbar

wäre, dass man die ganze Masse von einem Kubikzoll Urstoff anfangend, mit der entsprechenden Masse Vehikel verreiben oder verdünnen könnte, allein bei der 25 angelangt, hätte man schon eine Masse vor sich, die 5 Mal die unseres Erdballes überstiege.

Unsere Verreibungen und Verdünnungen bewegen sich in bescheideneren Grenzen, indem sie je 100 Gran oder 100 Tropfen nicht übersteigen und geben, obgleich nicht eine so colossale Oberfläche, eine, bescheideneren Grenzen angemessene, denn doch in der 30. Verdünnung die anständige Zahl von 2000 Quadratmeilen repräsentirend.

Hängt also die Wirksamkeit des Arsneistoffes von seiner Masse oder von der Summe seines Gewichtes ab, so müssen wir vorab alle übrigen Bedingungen nicht berührend, eingestehen, dass die obenerwähnten allerdings richtig sind; wird hingegen die Wirksamkeit des Arzneistoffes von seiner Oberfläche bedingt, so wird auch das nach Maass und Gewicht Nichtige zu einer namhaften Wirkungsmacht. Hier muss ich noch darauf aufmerksam machen, dass viele Mathematiker, so z. B. Doppler und der bekannte Abbé Moigneau, einer der ersten Mathematiker Frankreichs, die Wirksamkeit der Arznei als von ihrer Oberfläche und nicht von ihrem Gewicht abhängig betrachten. So sagt unter Anderem Moigneau über diesen Gegenstand (Kosmos I, pag. 615): „Nichts steht der „Annahme entgegen, dass die homöopathische Wirkung eine „Flächenwirkung, wie z. B. die electrische sei. Daher ist auch, „— weil die Summe der Oberfläche der Infinitesimal-Theilchen „(unendlich kleine Theilchen) Millionen mal grösser ist, als die „Oberfläche der messbaren von der Allopathie angewandten Theile „— die Wirkung der homöopathischen Mittel durchaus nicht un„möglich oder unglaublich."

Mit diesen mathematischen Theorieen stehen die Experimente vermöge des Mikroscops Mayerhofers, Buchmanns und Seguins vollkommen im Einklange. Aus ihnen geht namentlich hervor, dass die Arzneitheile nach Massgabe der Verreibung und Verdünnung sich lösend, von einander trennend ihrer Adhäsionskraft verlustig gehend, schliesslich in einen Zustand versetzt werden, der sie für die Resorption und Assimilation von Seiten des Organismus so vollkommen macht, dass sie von den Elementarzellen der Gewebe ohne Hinderniss aufgenommen werden. Nach den Beoachtungen Mayerhofers empfängt ein Kranker in der 3ten Verreibung des Zinns über 115 verkleinerter und noch einer weiteren

Verkleinerung fähiger Theilchen, deren Kubikinhalt 64mal kleiner als der einer Blutzelle ist, so dass jene von diesen ohne weiteres aufgenommen werden können. Nach einer andern auf der Annahme beruhenden Berechnung, dass jedes Arzneitheilchen bei jeder folgenden Verreibung nach der Decimalscala nur in 50 Theile zerfällt, erhalten wir in einem Milligramm der 12ten Verreibung das aus dem primitiven Milligramm des Stoffes entstandene Produkt oder 245 Millionen mit dem Mikroscop noch sichtbarer Theile. Nehmen wir die mittlere Blutmasse beim Menschen auf 6 Kilogramm an, so müssen wir einsehen, dass 1 Milligramm der 12ten Verreibung, sich auf die ganze Blutmasse gleichmässig verbreitend, jedem Milligramm Blut 40 Theilchen zur Verfügung stellt und wer wollte wohl bestreiten, dass diese 40 Theile Arzneistoff unter gewissen Umständen sehr fühlbare Wirkungen im menschlichen Organismus erzeugen müssen? Da nun aber die in der Homöopathie gereichte Gabe stets ein Milligramm überschreitet und dieselbe, unter Umständen täglich mehrere male wiederholt wird, so muss auch die auf jedes Blutmilligramm kommende Arzneimenge an Grösse gewinnen:

Abgesehen von allem diesen könnte man auch noch mit Zuhilfenahme der Katalyse — der Kraft, vermöge welcher die Gegenwart eines Körpers genügt, um auch ohne chemische Verwandtschaft Veränderungen zu veranstalten — die Wirkungskraft homöopathischer Gaben anschaulich machen. So z. B. genügt die Gegenwart des Platinschwamms, um eine chemische Verbindung zwischen Sauerstoff und Wasserstoff zu veranlassen, wobei die Platina ihren Zustand nicht verändert. Ein ähnlicher Process geht bei der Gährung vor sich; es genügt nämlich eine minimale Quantität eines gewissen energischen Stoffes, eines Fermentes, um bedeutende Mengen organischer Stoffe zu einer von Neubildungen begleiteten Zersetzung anzuregen, ohne dass dabei das Ferment selbst zu Grunde ginge. Virchow sagt, dass sobald katalytische Erreger in den Organismus gelangen, so bewirken sie einen innern Process, eine moleculare Bewegung, deren Kraft keineswegs proportional der Quantität des Erregers ist, im Gegentheil, fährt er fort, kann ein Minimum eines energischen Erregers sehr energische und anhaltende Wirkungen hervorbringen und zwar in Folge der sich immer mehr und mehr ausbreitenden Katalyse. „Das ist eine der Thatsachen, welche die Möglichkeit der sogenannten homöopathischen Wirkungen anschaulich machen.“ Das sind Virchows eigene Worte.

Sie werden daher wohl jetzt im Stande sein sich, erklären zu können, warum ein Milliontheil eines Granes Kochsalz in seiner besonderen Bereitung Wirkungen auf den empfindlichen Organismus ausübt, während ein Gran reinen unzubereiteten Salzes wirkungslos bleibt, zu gleicher Zeit werden Sie aber auch einsehen, dass der arithmetische Maassstab physiologischer Erscheinungen nicht anpassbar ist, und um sich die Wirkung eines Arzneistoffes nach physiologischen Grundsätzen zu erklären, müssen seine Qualität, Quantität, die Art und Weise seiner Bereitung, die vergrösserte Fläche seiner wirkenden Atome, die gegenseitige Entfernung der Molecule, der grössere, ihnen gewährte Bewegungsraum u. s. w. u. s. w. in Anschlag gebracht werden.

Hier herrscht eine Masse Bedingungen, von denen heute aus dem Grunde nicht die Rede sein kann, weil ihre Erörterung zu der Besprechung der über die Materie herrschenden Hypothesen, über den Mechanismus des nach dem Aehnlichkeitsgesetze Wirkenden u. s. w. führen würde, was Alles die Grenzen meines heutigen Vortrages nicht gestatten. Für mich ist es von besonderer Wichtigkeit und von besonderem Werthe, das Factum zu constatiren, es seien hohe Verdünnungen von Arzneistoffen fähig, gewisse Wirkungen im Organismus zu erzeugen, dass auch ein Billiontheil Kochsalz fähig ist unter gewissen Umständen und Bedingungen therapeutische Wirkungen hervorzurufen. Ist einmal das Factum constatirt, so liegt es uns ob, die Erklärung dazu zu finden, ich kehre daher zu der Frage, ob es Facta gebe, welche die Wirkung hoher homöopathischer Verdünnungen beweisen, und antworte gewiss und zuversichtlich mit einem kategorischen Ja!

Durch die umfassenden und höchst gewissenhaft angestellten Versuche des Professor Imbert Gourbeyre ist nachgewiesen, dass Arsenik in der 7ten Decimalverdünnung noch Hauterythema, Exanthema und Brennen in den Augen erzeugt und in der 15ten einen confluirenden Miliar-Ausschlag nebst allgemeiner Hinfälligkeit. Dr. v. Grauvogl, der die 30te Verdünnung des Arsenik an sich selbst prüfte, wurde von allgemeinem Krankheitsgefühle und dem für Arsenik charakteristischen, unauslöschlichen Durst heimgesucht; auf längeren Gebrauch der 30ten Verdünnung der Thuja beobachtete er ebenfalls an sich selbst, dass die Nägel an Händen und Füssen weich würden und ihre Sprödigkeit ganz einbüssten. Jeder homöopathische Arzt hat zu wiederholten Malen die sogen. homöopathische Verschlimmerung beobachtet, d. h. also solche

Fälle, wo unter dem Einflusse mittlerer oder hoher Verdünnungen nicht nur alle im Krankenorgane vorhandenen Erscheinungen an Intensität gewinnen, sondern auch in den gesund gebliebenen krankhafte, also physiologische Erscheinungen auftreten.

Eines mir aus meiner Sommerpraxis erinnerlichen, hierher gehörigen Falles werde ich stets eingedenk sein. Es wurde mir ein 3½jähriges Kind eines Bauern, dass an scrophulöser Augenentzündung mit Secretion eiterartigen, wundfressenden Schleimes und starker Lichtscheu litt, gebracht, dem ich Mercur. corros. in der 6ten Centesimalverdünnung verordnete. Nach 2 oder 3 Gaben bildete sich eine so arge Verschlimmerung, wie sie noch nicht dagewesen und nach der 4ten Gabe stellten sich Kolik mit den charakteristischen Tenesmen beim Stuhl ein. Die erschrockenen Eltern brachten das Kind mit der Frage, was zu thun sei. Die offenbare Wirkung des Mercur corros. hier wohl erkennend, verordnete ich zum Troste der Eltern reinen Spiritus, 2 mal täglich 3 Tropfen zu geben, mit der Weisung nach 3 oder 4 Tagen wiederzukommen; erst nach einer Woche sah ich das Kind wieder, die Augen hatten sich bedeutend gebessert und die Mastdarmsymptome waren gänzlich geschwunden. Nicht zufrieden mit dieser Beobachtung, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ein Controllexperiment zu veranstalten und gab dem Kinde abermals Mercur. corros. in der 6. Centesimalverdünnung und wer stellt sich meine Freude vor, als schon am Abend desselben Tages man mir das Kind mit der Klage brachte, dass Alles schlimmer geworden und sich abermals Durchfall mit den charakteristischen Tenesmen eingestellt habe. Hier hatte ich also zu meiner grossen Genugthuung die physiologische, vorhergesehene und mit mathematischer Exaktheit eingetretene Wirkung minimaler Gaben hervorgerufen, wobei alle Täuschung und jedweder auf Einbildung gegründeter Irrthum ausgeschlossen ist; bei all Dem hatte ich auch noch die mit derselben mathemathischen Genauigkeit bestimmte Gewissheit, dass die Genesung des Kindes eintreffen müsse; die auch bald darauf nach Anwendung desselben Mittels in der 30ten Verdünnung, namentlich aber nach 10 Tagen erfolgte, nachdem die Krankheit überhaupt 5 Monate gedauert hatte.

Dergleichen in die Augen springende Fälle gehören allerdings nicht zu den alltäglichen, werden sie aber, besonders auf so prägnante Weise wie hier, beobachtet, so graben sie sich für immer tief in das Gedächtniss und begründen die unerschütterliche Ueber-

zeugung, die homöopathischen Arzneien seien weder indifferent, noch Nichtse, im Gegentheil aber solche, die unter gewissen Umständen dem lebenden Organismus gegenüber als eine namhafte Grösse erscheinen und in ihm mächtige Wirkungen hervorzurufen im Stande sind, trotzdem sie sich physikalischen und chemischen Reagentien gegenüber indifferent verhalten können. Ich sagte vorhin, die Gegenwart arzneilicher Stoffe in den homöopathischen Gaben beweise noch nicht ihre Fähigkeit zu therapeutischen Wirkungen, jetzt aber muss ich zu dem Resultat kommen, dass die auf dem exacten Wege des Experiments fussende, manifeste, therapeutische und physiologische Wirkung homöopathischer Gaben unwiderleglich die Anwesenheit arzneilicher Theile oder Molecule oder einen noch unbestimmten Zustand der Materie beweisen; unser Schluss wird sich also folgendermassen gestalten:

Ohne Ursache keine Wirkung.

Die homöopathischen Arzneien sind unter Umständen befähigt, nicht nur therapeutische, sondern auch physiologische Wirkungen im lebenden Organismus hervorzurufen, es folgt also daraus, dass

diese Wirkungen ihre Ursache haben müssen, welche nirgends weiter zu suchen ist, als in einer materiellen, arzneilichen, welche trotzdem der physikalischen und chemischen Analyse unzugänglich ist.

Noch muss ich auf interessante Versuche hinweisen, die besonders in Frankreich allgemeines Interesse erweckten und an die auch schon Professor Torchanow erinnert hat, ich meine hier die Wirkung auf Hypnotisirte, bei denen es genügt, die sorgfältig geschlossene Arznei haltende Flasche in ihre Nähe zu bringen, um pathogenetische Erscheinungen hervorzurufen, so z. B. erregen Brechmittel Erbrechen, Strychnin Krämpfe, Atropin Pupillenerweiterung. Ich bin weit entfernt, diesen Experimenten besonderen Werth zuzuschreiben, da sie noch durch fernere Versuche und wiederholte vorurtheilsfreie Beobachtungen erhärtet werden müssen, muss indessen eingestehen, dass, sollten sie einmal als ausser allem Zweifel bewiesen dastehen, sie zu dem Beweise der Wirkungsfähigkeit minimaler Gaben mächtig beitragen werden, denn hier hängt die Wirkung nicht von physikalischen Einflüsse nund Eindrücken ab, sondern von der Nähe der Arznei zu der betreffenden Person, wobei möglicher Weise eine das Gefäss umgebende arzneiliche Atmosphäre die Ursache der Wirkung sein mag.

Noch muss ich auf eine Untersuchungsart hinweisen, welche das Vorhandensein von Arzneikörpern in der 30ten und auch in

höheren Verdünnungen darthut; ich meine Professor Jägers Neuralanalyse, welche als eine, alle übrigen Beweisführungen, Mikroscop und Spectralanalyse weit hinter sich lassend, höchst feine und eigenthümliche Methode betrachtet werden muss. Ich enthalte mich vorab noch jedweden Urtheils und spreche daher weder für noch gegen die Neuralanalyse, so lange mir die Gelegenheit mangeln wird, mich factisch selbst von ihrem Dasein zu überzeugen. Dieses Vorhaben konnte leider trotz bestem Willen im vergangenen Sommer nicht ausgeführt werden. Ich werde also vorab auch die Frage über die homöopathische Dosologie noch als unabgeschlossen betrachten und spare mir die Erledigung derselben für eine Zeit auf, zu der es mir möglich geworden sein wird, Gesehenes und, unter der Anleitung des Professor Jäger Erfahrenes, vielleicht hier in demselben Auditorium meinen geehrten Zuhörern zu unterbreiten.

Es ist Ihnen, hochgeehrte Anwesende, gewiss nicht entgangen, dass bisher fast ausschliesslich nur von der physikalisch-chemischen und physiologischen Wirkung homöopathischer Arzneien die Rede gewesen, d. h. also von der Möglichkeit ihrer Wirkung im Bereiche des Anorganischen und Organischen im Allgemeinen, im Besondern aber auf den gesunden menschlichen Organismus. Diese Ordnung in meinem Gedankengange habe ich einmal aus logischen Gründen, dann aber auch unserer Gegner halber einhalten müssen, um ihnen die Möglichkeit ihres gewohnten Kunstgriffes, sich schlau aus dem Streite herauszuwinden, unmöglich zu machen. Denn wer Anderes verlangt denn von uns das Experiment, mit homöopathischen Mitteln Schweiss, Erbrechen, Durchfall, Pupillenerweiterung u. s. w., d. h. doch wohl physiologische Wirkungen hervorzubringen, wenn nicht gerade sie? Damit aber beweisen sie ihre totale Unkenntniss entweder des Zieles unserer Dosologie, oder aber des Wesens des dem Discurs hier zu Grunde liegenden Gegenstandes, oder aber sie bestreben sich den Schwerpunkt des Streites auf solche Fragen über zuführen und zu stützen, die garnicht zu seinem Bereiche gehören, indem sie Sätze bestreiten, die von uns garnicht ausgesprochen wurden und nicht im Entferntesten zum Wesen der Sache gehören. Mit einem Worte, sie bedienen sich fortwährend der ablenkenden Sophismen, welche gewöhnlich die Zuflucht des Opponenten sind, der zu furchtsam oder nicht redlich genug ist, um dem streitigen Gegenstand die Stirne zu bieten, der kein Zeug

zu einem Gegenbeweise hat und auf schlaue Weise der Betrachtung des Gegenstandes seinem Wesen nach auszuweichen sucht.

Unsererseits ist nie die Behauptung aufgestellt worden, als müssten durch homöopathische Arzneien, besonders in hoher Verdünnung, rein physiologische Erscheinungen hervorgerufen werden, obgleich — aus allem Vorhergegangenen zu ersehen — wir eine solche Wirkung bei sensiblen Leuten nicht ausschliessen und ihnen eine Stelle in dem Bereiche der Idiosyncrasien anweisen, d. h. also eine gewissen Organismen inwohnende specifische Empfänglichkeit für gewisse Reize. Ich hatte die Ehre Ihnen in dem vorangegangenen Vortrage darzuthun, dass das Haupt- und am meisten Werth habende Material unserer Arzneimittellehre die Erscheinungen seien, welche durch gewöhnliche physiologische, sogen. pharmakologische Gaben erzeugt wurden und dass um die charakteristischen Eigenschaften und feinen Eigenthümlichkeiten der zu prüfenden Mittel zu eruiren, wir die Gaben so lange gradatim verkleinern, als sie überhaupt noch eine physiologische Wirkung auf den gesunden Organismus auszuüben im Stande sind. Daraus geht doch deutlich hervor, dass um physiologische Wirkungen zu erregen, wir die Nothwendigkeit der physiologischen Gaben nie bestritten haben, noch bestreiten, wir sagen nur, dass jede natürliche idiopathische Erkrankung, welche analog ist einer künstlichen, beobachteten und studirten Arzneierkrankung, von dem diese Krankheit zu erzeugen vermögenden Mittel geheilt werde und zwar in einer weit unter der Grösse der physiologischen stehenden Gabe; ob das nun eine 1ste Decimal- oder eine 30te Centesimaldosis ist, ist eine andere Frage, über deren Beantwortung die Individualität der Erkrankung, die ihres Trägers und viele andere Umstände und Bedingungen entscheiden. Wir haben also die Behauptung aufgestellt, dass homöopathische, selbst in hohen Verdünnungen angewandte Arzneien t h e r a p e u t i s c h e Wirkungen hervorzubringen im Stande seien. Darauf haben unsere Gegner d i e Entgegnung in Bereitschaft, dass dieses unmöglich sei, weil, wenn eine Arznei nicht im Stande ist physiologische Erscheinungen zu erzeugen, sie auch keine therapeutischen zu Wege bringen könne. Dieses ist aber wieder ein Sophism, eine Petitio principii, nach welcher das schon als bewiesen angenommen wird, was erst zu beweisen bevorsteht. Wir bestreiten keineswegs für die allopathische, auf die gesund gebliebenen Organe gerichtete Behandlung auch die grossen allopathischen Gaben, denn zum Erwecken grober physiologischer

Wirkungen bedarf es auch entsprechend grober Gaben. Wir hingegen behaupten, dass zu homöopathischen therapeutischen Zwecken, nicht um die gesunden Organe anzugreifen, sondern die kranken, welche durch specifische Mittel leicht zur Reaction anzuregen sind, zu unterstützen, auch nicht physiologische, sondern dynamische Kräfte erforderlich seien, wir behaupten also, dass bei homöopathischer Behandlung die therapeutische kleiner als die physiologische Gabe sein müsste. Die Nothwendigkeit, die sich in diesem Satze ausspricht, wird Ihnen sofort einleuchten, wenn Sie den Zustand eines gesunden und eines kranken Organs sich vergegenwärtigen und denselben mit dem physikalischen Gleichgewichte der Körper vergleichen. Der gesunde Organismus befindet sich in stabilem feststehenden Gleichgewichte und es bedarf, um ihn desselben zu berauben, eines namhaften Kraftaufwandes; des Kranken Gleichgewicht hingegen ist schwankend, um diese Lage zu ändern, zu verbessern, bedarf es keiner Anstrengung, besonders dann, wenn die in Anwendung gebrachte Kraft die Richtung der am meisten gestörten Stabilität des Gleichgewichtes verfolgt. Eben so verhält sich der erkrankte Organismus den Reizen gegenüber, welche befähigt sind, in ihm ähnliche Abnormitäten zu erweckend, die also in ihrer Wirkungsweise die Richtung seines Krankseins einhalten, deshalb auch wirken eben die homöopathischen Mittel in minimaler Gabe, weil sie diesen Anforderungen entsprechen, ähnlich geartete oder analoge Reize in den Organen erwecken, wie die von denen sie spontan erkrankten; — ich bitte der Worte Virchow's „Das Minimum eines energischen Reizes kann heftige und anhaltende Katalyse erzeugen" — zu gedenken.

Jedweder Arzneistoff, der auf erkrankte Organe oder Gewebe in Folge seiner wahlverwandtschaftlichen, specifischen Beziehung wirkt, tritt diesen Organen und Geweben gegenüber als energischer Reizerreger auf, oder mit anderen Worten, es befinden sich die erkrankten Organe und Gewebe in höchst gesteigerter Empfindlichkeit, im Zustande der Idiosyncrasie. — Wenn nun aber die physiologische Idiosyncrasie die Ausnahme, so bildet die therapeutische die Regel: — das physiologische Gesetz, in welchem der Schlüssel zur Erklärung des Vermögens homöopathischer Mittel, in minimalen Gaben auf ihre empfindlichen physiologischen Reagentien einzuwirken — zu suchen ist. Es liegt also die ganze Aufgabe darin, die Empfänglichkeit des erkrankten Organismus zu seinen specificirten Reizerregern und die Grenzen der Reaction

zu bestimmen, der Weg aber, auf dem dieses erreicht wird, ist der, welcher überhaupt zur Untersuchung der auf dem Felde der Naturwissenschaften auftretenden Facta führt: — Experiment und Beobachtung. Ist es nicht lächerlich, über durch das Experiment leicht erklärliche Dinge sich in Streit einzulassen, oder in Spekulationen zu verlieren? Als Galilei mit einem Telescop die Trabanten des Jupiter entdeckt hatte, wollten seine Zeitgenossen und die damals berühmten Astronomen dieser Entdeckung keinen Glauben schenken und zwar deshalb nicht, weil diese Trabanten für das blosse Auge unsichtbar sind und ein hochberühmter Professor der Universität Padua — der Name ist mir entfallen — verweigerte es hartnäckig, durch das Telescop zu sehen. Es erhob sich daher ein ganzer Sturm von Urtheilungen, Meinungen und Ansichten, während die Angelegenheit sich einfach durch die Beobachtung hätte schlichten lassen. Nehmen wir noch ein Beispiel an dem von Marsh zum Nachweise sehr geringer Mengen Arsenik in einer Flüssigkeit erfundenen Apparate, in dem bekanntlich mit Hülfe des sich in demselben entwickelnden Wasserstoffgases der vorhandene Arsenik metallisch dargestellt wird: Was würden Sie wohl einem Chemiker antworten, der Ihnen sagen würde, er glaube nicht an die Empfindlichkeit des Marsh'schen Apparates? Doch nichts Anderes, als machen Sie den Versuch und überzeugen Sie sich. In welchem Lichte würde wohl ein Chemiker erscheinen, der in der eben erwähnten Methode, ein empfindliches Reagens auf Arsenik erblicken zu müssen, nur deshalb verweigern würde, weil Arsenik nicht auch durch die für Zucker empfindliche Fehlingsche Lösung z. B. nicht nachgewiesen werden kann. Die Aerzte aber, welche die Wirksamkeit homöopathischer Arzneien bestreitend, den Vorschlag machen, dieselben durch an gesunden Organismen hervorgerufene physiologische Reactionen zu beweisen, stehen sie nicht in lächerlicher und Mitleid erregender Positur auf einem Brett mit dem Chemiker, der mit Fehlingscher Flüssigkeit Arsenik nachweisen will. Unser Ausspruch, homöopathische Mittel seien fähig, therapeutische Wirkungen hervorzurufen, setzt also nothwendig das Dasein eines kranken Organismus voraus, der dem Arzneistoff gegenüber die Rolle eines Reagens nach Wahlverwandtschaft einnimmt und die durch Wechselwirkung von Arzneistoff und Organismus eingetretene Reaction drückt sich durch Umstimmung des pathologischen in den normalen physiologischen Zustand aus, stellt sich daher als das heraus, was wir

Kunsttheilung nennen. Dem Wesen der Sache nach kann überhaupt der Streit nicht durch das Gutachten medicinischer Facultäten, noch solcher von dem Medicinalrath in corpore ausgehender, sondern einzig und allein auf dem unerschütterlichen und untrüglichen Grunde der therapeutischen Erfahrung und Beobachtung geschlichtet werden. Sollte sich Ihnen also ein kühner Experimentator mit dem Vorschlage vorstellen, er wolle zum Beweise der Wirkungslosigkeit homöopathischer Arzneien eine ganze Apotheke verschlucken, so werden Sie auf der Stelle einsehen, dass sein kostbares Leben dabei nicht der geringsten Gefahr ausgesetzt ist, und zwar aus dem Grunde nicht, weil die homöopathischen Arzneien für therapeutische Zwecke am kranken Organismus und nicht für physiologische am gesunden berechnet sind. Diesen selben kühnen Experimentator wünschte ich mir doch einmal anzusehen, wenn er das Unglück haben sollte, an einer Lungenentzündung zu erkranken, (wovor ihn alle guten Geister schützen mögen) und dann die Wirkung der Stoffe, welche beim Gesunden diese Krankheit hervorzubringen vermögen, unter anderen auch den Phosphor und zwar in derselben Form, in der er ihn mit der Apotheke verschluckte, an sich selbst zu erfahren — wir glauben, dass in diesem Falle seine Kühnheit und Tapferkeit denn doch etwas gedämpft werden dürfte. Bei dieser Gelegenheit würde ihm zugleich auch die geboten werden, etwas zu lernen, er würde z. B. unter Anderem einsehen müssen, dass der kranke Organismus anders, als der gesunde reagirt, dass die Lungen-Entzündung sich dem Phosphor gegenüber in dem Zustande der Idiosyncrasie befindet und zwar aus dem Grunde, weil er befähigt ist, einen analogen Zustand hervorzurufen und sogar in kleinen Gaben eine bedeutende Verschlimmerung zu veranlassen. Auf diese Weise würde er — immer derselbe kühne Experimentator — am höchst eigenen Organismus die Gegenwart der empfindlichen Reagentien verspüren, zugleich aber auch sich von der activen Kraft der homöpathischen Arzneien überzeugen, welche vorher — als er die Apotheke verschluckte — bei dem Fehlen dieser feinen Reagentien im Zustande der potentiellen sich befand. Nun aber auf der Verdünnungsscala weiter hinaufsteigend, würde er die individuell passende, nicht mehr eine Verschlimmerung hervorbringende Verdünnung finden, dabei, abermals an seinem höcht eigenen Organismus, den unermesslichen zwischen allopathischer und homöopathischer Behandlung der Lungenentzündung obwaltenden Unter-

schied erkennen und vielleicht auf diesem Wege aus einem ungläubigen, Verfolgung dürstenden Saulus ein überzeugter, gläubiger Paulus werden.

Es dreht sich also doch wohl der ganze Streit nur um die Nothwendigkeit der therapeutischen Beobachtung, denn wollte man die Therapie ihrer Stütze, des therapeutischen Experimentes, berauben, woraus und worauf sollte dann überhaupt die Therapie sich aufbauen? Das Kriterium zur Beurtheilung der homöopathischen Therapie sollte doch, scheint es, dasselbe zur Beurtheilung jeder anderen Therapie gebräuchliche sein, oder aber beschränkt sich das Dasein der Medicin etwa nur auf therapeutische Speculationen und ist ihr Dasein überhaupt ohne Zutrauen der bei ihr Hilfe Suchenden denkbar? — Und doch unterliegt es keinem Zweifel, dass die aufgeklärten und gewissenhaften Aerzte der Gegenwart den alten Theorien und der alten Schulweisheit, kein Heil in ihnen für Kranken sehend, den Rücken kehren und sich der neuen, frischen, lichten, einer grossen Zukunft entgegengehenden Therapie Hahnemanns zuwenden. Mit dieser begonnenen Reformation des ärztlichen Publikums gehen gleichzeitig Millionen Leidender aller Klassen der menschlichen Gesellschaft, mit der Intelligenz als Anführerin an der Spitze, in aller Herren Länder in progressiv jährlich zunehmender Anzahl in das Lager der Homöpathie hinüber, sich ihr mit Geist und Seele hingebend. Wir sind also vollkommen in unserem Rechte, wenn wir den Anführern der herrschenden Schule unsere gesetzliche Forderung stellen, die Homöopathie, ohne vorher experimentirt und beobachtet zu haben, nicht zu verwerfen, ihr etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken und dabei ohne Parteihass und ehrlich zu Werke zu gehen; dann aber, wenn diese Experimente und Beobachtungen sich als nicht stichhaltig herausstellen sollten, frei und offen, ohne Winkelzüge und schlaugesponnene Phraseologie die Facta und Beweise herstellen, welche diesen Mangel an Stichhaltigkeit auf das Palpabelste und Evidenteste darthun und das Hinderniss ausmachen, dem zufolge die Homöopathie nicht in den Schooss der Wissenschaft erhoben werden kann. Wenn aber diese Experimente und Beobachtungen die volle Competenz der Homöopathie als einer Wissenschaft aufdecken, so fordern wir staatliche Gleichstellung und Berechtigung bei freier Existenz und Entwickelung unter dem Schutze der Regierung und der öffentlichen Lehrfreiheit.

Als einmal der holländische Gesandte dem König von Siam erzählte, in seinem Vaterlande gefriere im Winter das Wasser so stark, dass es einen Elephanten tragen könne, so antwortete ihm die siamesische Majestät darauf: „Bisher habe ich allen auffallenden Erzählungen über Dein Vaterland Glauben geschenkt, weil ich Dich für vernünftig und gewissenhaft hielt, jetzt aber sehe ich, dass Du lügst." Alle Homöopathen befinden sich in der Lage des holländischen Gesandten vor dem Könige von Siam. Was Anderes konnte er zu seiner Rechtfertigung erwidern, als ihm eine Reise nach Holland vorschlagen, um sich zu überzeugen, also eigentlich sagen: Komm und sieh! Und was können wir zu unserer Rechtfertigung vorbringen, wenn nicht dasselbe: Komm und sieh, d. h. also auffordern, sich durch gewissenhafte, nach allen Satzungen der Wissenschaft angestellte Versuche von der Wahrheit unserer Lehre überzeugen, Jetzt aber steht die Frage „Homöopathie" der herrschenden Schule gegenüber in einer unbestimmten Phasis. Die siamesischen Majestäten der Wissenschaft erkennen die Homöopathie nicht an, weil sie ihr keinen Glauben schenken, den Glauben schenken sie ihr aber nicht, weil sie nicht prüfen wollen, prüfen aber wollen sie sie deshalb nicht, weil sie ihr eben keinen Glauben schenken: so drehen sich nun also diese siamesischen Majestäten wie des Färbers Gaul in diesem bezauberten Ringe herum, der nur einen Ausweg hat: sich mit dem Muthe zu wappnen, durch das Telescop die Trabanten des Jupiters zu beschauen, d. h. Experimente nach den Satzungen der Wissenschaft anzustellen. Hierher gehören vielzählige, vielfältige und verschiedene Gründe, die ich heute mit Stillschweigen übergehen muss, weil ihre Erörterung die Grenzen meines heutigen Vortrages überschreiten würde, ich spare mir übrigens dieses Thema für einen meiner späteren Vorträge auf.

Die Frage von der Gabengrösse wieder aufnehmend, wollte ich auf auf einen Ihnen allen bekannten Umstand aufmerksam machen, den nämlich, dass, wie Sie gesehen haben werden, es unter den homöopathischen Aerzten solche giebt, welche den niederen, solche, welche den mittleren und solche, welche den hohen Verdünnungen ihr besonderes Zutrauen schenken, dass es aber wiederum auch solche giebt, die je nach Umstanden sich der ganzen Verdünnungsscala bedienen; es folgt also doch wohl daraus, dass die Gabenfrage in der homöpathischen Heilkunde nicht eine das Wesen dieser letzteren bestimmende ist. Die Verschiedenheit

in der Wahl der Verdünnungen dieser Aerzte hindert sie nicht im Geringsten, wahrhafte Jünger Hahnemanns und der Homöopathie zu sein, so lange sie in ihrem therapeutischen Handeln treu dem Aehnlichkeitsgesetze folgen. Es wird daher klar, dass, wenn die Rede von einer homöopathischen Arznei geführt wird, dabei der Begriff einer solchen involvirt wird, die auf den erkrankten Organismus in einer, seiner Erkrankung gleichen Richtung wirkt, während aber der Ausdruck „homöopathische Dosis“ jedes reellen Begriffes entbehrt, weil eben homöopathische Dosen sich in einem Raume bewegen, der mit ganzen Tropfen der Tinctur beginnt und hinaufsteigt bis weit über die 30. Verdünnung. Es liegt also unseren Gegnern, die sich die Ausrottung der Homöopathie mit Stumpf und Stiel zur Aufgabe gemacht haben, vorab die Pflicht ob, unsere Grundsätze zu widerlegen, was nun aber die homöopathischen Dosen anlangt, so liegt ihnen noch ausserdem ob, praktisch die Wirkungslosigkeit der niedrigen und hohen Verdünnungen zu beweisen und zwar aus dem Grunde, weil:

1) dieselben am Meisten unter den Aerzten und Laien im Gebrauch sind, dann aber:

2) würde sich dieser Beweis um so sicherer und um so mehr auf die höheren erstrecken; denn der 30. Verdünnung Wirkungskraft absprechen, heisst doch lange nicht, die Wirkungslosigkeit niedriger und mittlerer Verdünnungen bewiesen zu haben.

Was nun die Flüsse, Meere, Oceane und die unendlichen Zahlen anbelangt, mit denen unsere Gegner die kritische Fähigkeit ihrer Hörer oder Leser von Hause aus lahm zu legen suchen, so will ich diesen Herren, auf schon früher angedeutete Analogien mich stützend, ein Gegengewicht aufstellen, das vielleicht auf ihr lahmlegendes Bestreben einen kleinen Dämpfer aufsetzen dürfte. Wissen denn diese Herren noch nicht, dass die Natur im unendlich Kleinen ebensowenig begrenzt ist wie im unendlich Grossen und daher dem menschlichen Begriffs- und Vorstellungsvermögens unzugänglich ist? Ich erlaube mir also zum Schlusse meines Vortrages ein Beispiel aus dem Reiche des unendlich Grossen und dem des unendlich Kleinen anzuführen:

Nach der Berechnung Arago's müsste man, wenn die Sonne auf eine Waagschaale gelegt würde, 335,000 Kugeln von der Grösse der Erde auf die andere legen, um die Waage ins Gleichgewicht zu bringen. Den Berechnungen Humboldts zufolge ist der Mond von der Erde in einem Abstande, der 238,000 Meilen beträgt;

würde man sich die Erde mit seinem Trabanten so in die Sonne gestellt denken, dass die Erde in den Mittelpunkt käme, so würde der Mond mit seiner Bahn nicht nur Platz in derselben haben, sondern auch noch von einem breiten lichten Kreise umringt sein, — dieses giebt einigermassen eine Anschauung von der Gröse der Sonne, trotzdem aber ist die Sonne im Vergleich mit den weit von uns entfernten Fixsternen nur ein Sandkörnchen. Von der Entfernung der Fixsterne kann man sich annähernd eine Vorstellung dadurch verschaffen, wenn man daran denkt, dass das Licht in einer Secunde einen Weg von 40,000 Meilen zurücklegt; nun aber giebt es der Berechnung der Astronomen zufolge so weit entfernte Himmelskörper, dass das von ihnen ausgehende Licht einen Zeitraum von etlichen tausend Jahren verwendet, um bis zu unserer Erde zu gelangen, und wahrscheinlich giebt es noch Himmelskörper, deren Abstand von unserer Erde so gross ist, dass ihr Licht bisher noch nicht zu uns gelangen konnte. Begriffe über so unermessliche Grössen sind dem menschlichen Verstande nicht zugänglich, nichtsdestoweniger stehen sie als von allen Astronomen unbestrittene Facta fest, es ist daher unerklärlich, warum in Folge derselben Beschränktheit des menschlichen Verstandes unendlich kleine Dosen zu leugnen und zu verwerfen. Um Ihnen eine schwache Vorstellung von der Grösse der Theile zu geben, in welche ein Arzneistoff bei einer consecutiven Verreibung zerfällt, will ich Ihnen ein Crooks entlehntes Beispiel anführen:

Nach der Berechnung fasst eine gläserne Hohlkugel von 13½ Cm. Durchmesser, also ungefähr von der einer grösseren Orange über eine Quadrillion Molecule. Nimmt man nun einen solchen Radiometer, d. h. eine solche Hohlkugel mit luftleerem Raume (auf $^{1}/_{1\cdot000\cdot000}$ der Atmosphäre verdünnt) und bringt in ihr mittelst des elektrischen Funkens eine Oeffnung an, so wird die äussere Luft durch diese, für diesen Zweck genügend grosse Oeffnung in die Hohlkugel hineinströmen und die Flügel des Radiometers in Bewegung setzen. Angenommen, dass durch diese mikroscopische Oeffnung in der Secunde 100 Millionen Luftmolecule in die Kugel strömen, wie viel Zeit, wirft nun Crooks die Frage auf, würde wohl die Luft brauchen, um die Hohlkugel zu füllen? — Eine Stunde, einen Tag, ein Jahrhundert? Mit nichten — viel länger und zwar eine Ewigkeit, jedenfalls eine Zeitperiode, die das menschliche Fassungsvermögen übersteigt. Zugegeben, die

Kugel sei unverwüstlich und schon bei Erschaffung unseres Sonnensystems mit obenerwähnter Oeffnung versehen worden, zugegeben, sie sei später ein Augenzeuge der ganzen vorhistorischen und der ganzen sogenannten antidiluvianischen Zeitperiode unseres Erdballes gewesen, mithin auch ein Augenzeuge des ersten auf ihm erschienenen Menschen, so wird sie auch einer des letzten von der Erde verschwindenden Menschen sein, wobei man annehmen muss, dass der Meinung der Astronomen zufolge die Sonne nach 4 Millionen Jahrhunderten von dem Momente ihres Entstehens an gerechnet in Asche umgewandelt sein wird; wenn, wie gesagt, das Alles zugegeben wird, so wird auch dann noch die Kugel bei der vorausgesetzten Einströmung von 100 Millionen in der Secunde nicht vollständig mit Luft angefüllt sein. Was aber werden Sie nun dazu sagen, fährt Crooks fort, wenn diese Kugel in ihrer Gegenwart durchbohrt, sich, bevor Sie das Auditorium verlassen haben werden, mit Luft anfüllt und die Quadrillion Luftmolecule in dieser Zeit jene mikroscopische Oeffnung passirt hat, die immer von demselben elektrischen Funken angelegt, immer dieselbe Dimension hat. Diese scheinbare Paradoxon findet seine Erklärung einzig und allein in der unendlichen Kleinheit der Molecule, welche nicht in der Anzahl von hundert Millionen, sondern in der Schwindel erregenden von 300 Trillionen in der Secunde in die Kugel dringt.

Angesichts solcher Thatsachen muss der menschliche Verstand stille stehend erblassen, allein so viel einsehen lernen wird er gewiss, dass überall und immer die Natur nur vermöge des unendlich Kleinen ihr unendlich Grosses herstellt, oder um den Vorgang in einen mathematischen Satz einzukleiden: die Summe unendlich kleiner differentieller Einflüsse integrirt sich in ihren endlichen grossen Wirkungen, und nur dadurch werden sie unseren verhältnismässig groben Sinnen zugänglich. Unendlich kleine Ursachen sind der Grund unendlich grosser Effecte, und es ist der menschliche Organismus, ja die ganze Natur schliesslich doch nur eine homöopathische Werkstatt!

Ueber Hartleibigkeit.

Von Dr. **H. Goullon** (Weimar).

Wenn der Mensch älter wird, so fangen gewisse Organe an zu stocken. Bald sind es die Füsse, die nicht mehr recht fort

wollen, bald thun die Lungen ihre Schuldigkeit nicht mehr und stellt sich das lästige Lungen-Emphysem ein, bald sind es die Sinnesorgane, der Gesichts- oder Gehörsinn, wo das Alter „anklopft“ — besonders aber macht sich der schleichende vitale Niedergang in den Funktionen der Unterleibsorgane geltend. Trägheit der Leberfunktion charakterisirt schon „das Mittelalter“, den Mann, der kaum die „besten Jahre“ hinter sich hat. Und es sind nicht nur aufreibende Berufs - Geschäfts - Sorgen, anhaltende sitzende Lebensweise oder diätetische Sünden, welche Qualität und Quantität der Galle verändern, es ist die Abnutzung des Organs an sich ein Grund der nachlassenden Arbeitskraft, der Arbeit nach physiologischem Ideale. Fassen wir die zuletzt angedeuteten Störungen mit dem Collektivbegriff der hämorrhoidalen Diathese zusammen, so haben wir den einen Faktor für die näher zu besprechende habituelle Hartleibigkeit genannt, der zweite Faktor aber nimmt seinen Ausgangspunkt von der erschlaffenden Darmmuskulatur selbst. Zum Fortschaffen des Darminhaltes dienen bekanntlich die wurmförmigen (mit dem Kunstausdruck so genannten peristaltischen) Bewegungen der Därme. Solche eigenthümlich kriechenden, das Lumen bald verengenden, bald erweiternden Bewegungen führt sogar schon der Magen aus in der Richtung von oben nach unten. Nur beim Erbrechen geschieht das Fortwälzen des Inhaltes vom Magenausgang (dem Pförtner) nach dem Magenmund (der Cardia) zu. Es versagen also bei zunehmendem Alter auch in diesen Regionen die Theile ihren Dienst. Die Innervation, d. h. der Einfluss der sie beherrschenden Nerven, ist eine minder intensive geworden.

Wenn man dies alles überschaut und ruhig überlegt, so wird man auch das Widersinnige begreifen, welches in der Darreichung drastischer, allopathischer Abführmittel liegt, um dem Uebel jener habituellen Hartleibigkeit abzuhelfen. Und selbst da, wo weniger das Alter anzuklagen ist, als eine bestimmte pathologische Abnormität auf dem langen Wege des Digestions- oder Verdauungs-Apparates, selbst da ist von dauernder Hilfe doch nur dann die Rede, wenn man den Nerv des Uebels trifft, den Sitz der kranken Stelle berührt und nicht planlos und schlendrianmässig durch scharfe Reizmittel die so schon ermatteten und erschlafften Organe zu einer über ihre Kräfte gehenden Leistung zwingt.

Das geringste Erforderniss also, welches man an eine rationelle Hilfe stellen muss, besteht darin, dass zunächst der Sitz der

Hartleibigkeit ergründet wird. Denn es ist z. B. nicht einerlei, ob das Hinderniss, die träge Funktionirung den Mastdarm oder Dickdarm oder eine noch höher in der Richtung nach dem Magen zu gelegene Stelle betrifft. Und während in ersterem Falle ein einfaches Oel-Lavement am Platz wäre und ausreichte, würde dasselbe in letzterem Falle nichts helfen, könnte unter Umständen nur schaden. Daher ist man denn auch in der Verlegenheit dahin gelangt, möglichst viel und möglichst weit hinauf Flüssigkeit einzupumpen. Aber man muss doch auf ein: „Bis hierher und nicht weiter" gefasst sein.

Es ist daher ein nicht zu verantwortender Unsinn, bei Hartleibigkeit überhaupt immer von den Injectionen etwas erwarten zu wollen, aber ebenso widersinnig, sich auf ein und dasselbe innere Mittel zu steifen. Dasselbe gilt von der stereotypen Zusammensetzung der Schweizerpillen. — Wenn nun aber auch die habituelle Hartleibigkeit viele Abstufungen kennt und individuell unterschieden sein will, wenn ferner besonders die homöopathische Heilmethode in der Mittelwahl sehr subtil und nie schablonenmässig vorgeht, so kennt sie doch Kategorien des genannten Leidens, in denen ein und dasselbe Mittel eine grosse Zahl von Fällen sicher zu beeinflussen vermag. Es ist Zweck dieser Zeilen eine dieser Kategorien namhaft zu machen und zu definiren und dasselbe mit dem also hier specifisch wirkenden Mittel zu thun. Denn eine andere Wirkungssphäre hat die auf die Regulirung des Stuhles grossen Einfluss übende Nux vomica, eine andere Natrum muriaticum, Sulphur, Sepia, Plumbum oder Opium. — Hier nun wollen wir nur die mineralische Kohle, d. i. Graphites ins Auge fassen, bekanntlich bei den Allopathen ein sehr gering geschätztes, für fast indifferent gehaltenes Mittel. Und doch ist dies eine vorzügliche Gelegenheit, die positive Wirksamkeit des mit Unrecht verschmähten Reissbleies dem Gegner ad oculos zu demonstriren.

Natürlich wirkt Graphites nicht wie Ricinusöl oder wie der erbärmliche, aus Semesblättern bereitete St. Germain-Thee oder die Cortex Rhamni frangulae, nein, und das soll er auch garnicht, aber er wirkt doch, d. h. er hebt in viel schonender und dauernderer Weise den lähmungsartigen Zustand in dem Darm-Lumen auf, belebt das Darm-Nervensystem und veranlasst Wiederkehr kräftigerer peristaltischer Darmbewegungen ohne — wie es die allopathischen Drastica ausnahmslos thun — einen künstlichen Darmkatarrh zu erzeugen. Denn nur um diesen Preis gelingt dem Allopathen sein

wohlfeiles Kunststück, dessen öftere durch die Natur der Palliativa sich nöthig machende Wiederholung den angestrebten Nutzen in das Gegentheil umwandelt.

Wo und wie soll nun also Graphit verabreicht werden?

Zunächst halte ich das weibliche Geschlecht für besonders empfänglich gegenüber der potenzirten Mineralkohle. Namentlich sofern es eine sitzende Lebensweise führt und in den vorgerückteren Jahren steht, was mit unserer weiter oben erörterten Theorie von den abgenutzten Organen zusammenfällt. Aber auch übele Gewohnheit, nicht zur rechten Zeit zu Stuhl zu gehen, begünstigt diese Art Trägheit der Därme, weshalb man das Uebel bis in die Zeit der Schuljahre hinein verfolgen kann. Diesem Umstand wird sogar von hygienischer, wie pädagogischer Seite viel zu wenig Rechnung getragen. Die so schon durch die notorische Ueberbürdung mit Schularbeiten geängstigten und frühzeitig der Neurasthenie zugeführten Kinder, welche in ihrem Eifer oft das Frühstück stehen lassen, haben ebenso wenig Zeit zu den nöthigsten Verrichtungen. Die Nervosität raubt ihnen sogar die Möglichkeit. So bildet sich ganz allmälig aber auch ganz nothwendig jener hässliche Zustand von Koprostase oder mindestens von künstlich geförderter Stuhlverhaltung aus. Beim weiblichen Geschlecht wird sogar jetzt schon der Grund zu Lageveränderungen, Knickungen und Beugungen der Gebärmutter gelegt. Denn der mechanisch gefüllte und verschlossene Mastdarm drückt auf die Nachbarorgane. Auch bildet das Reisen, das Tag und Nacht unterwegs Sein eine Gelegenheitsursache zur Unsitte der künstlichen Retentio alvi. Natürlich resultirt hieraus auch Stauung der Blutgefässe, nennen wir es Hämorrhoidalismus. Hier also greift Graphit erst recht ein, d. h. er leistet den Frauen das, was den Männern Sulphur nützt und ist wie dieser ein prächtiges Antihämorrhoidale. Zwischen beiden steht Nux vomica mitten inne, welches sogar dem kindlichen Alter werthvoll sein kann, wenn z. B. die Eltern an genanntem Uebel der Hämorrhoiden, bezw. der habituellen Hartleibigkeit leiden.

Die Graphit-Natur ist überdies in instruktiver Weise repräsentirt durch — die Töchter Albions. Dies könnte etwas paradox klingen, entspricht aber vollkommen der Erfahrung. Mag nun die berüchtigte Spleen-Natur in Frage kommen oder die „englische Körperconstitution“ überhaupt, welche der v. Grauvogl'schen carbonitrogenium am nächsten kommt, Thatsache ist, dass die Träger

bez. Trägerinnen derselben eine träge Unterleibsfunktion besitzen und speciell die Obstruktionsfrage eine grosse Rolle spielt. In therapeutischer Beziehung aber spielt eben unser von unkundiger Seite verkannter und missachteter Graphit ebenfalls eine entsprechend grosse Rolle. Solche Patientinnen haben gewöhnlich schon alle möglichen Mittel und Wege gebraucht, ehe sie sich zum Homöopathen versteigen. Aber dann wissen sie den Werth des Mittels zu schätzen.

So schrieb mir erst kürzlich eine nach ihrer Heimath zurückgekehrte „Miss", und den Wunsch in den Besitz einer grösseren Menge des Graphits zu gelangen begleiteten die Worte:

„I find it does me a great deal of good and I should like to keep some by me."

Bezeichnend sind auch die Worte ihrer Schwester, welche von der Patientin aussagt: „She suffered for many years from indigestion and has found your medicine the only one of real use to her." — Also Jahre lang an Verdauungsbeschwerden respective lästiger Stuhlverhaltung leidend, findet sie erst „reelle' Hilfe bei Hahnemann, Hilfe durch ein Mittel, das die Allopathie für absolut indifferent hält und dem sie den Rücken kehrt, Hilfe von einem Mittel, welches nach dem Urtheil der exacten Medicin nichts vermag, als die Faeces schwarz zu färben. — Es fehlt aber auch nicht an Beispielen, wo Graphit das Leben rettete. So erinnere ich mich eines Falles von Verstopfung bei einem Kinde von 5 Monaten, die so hartnäckig war, dass der behandelnde Arzt nach 4 Monaten erklärte, dem Kinde wäre überhaupt nicht mehr zu helfen, „es könnte nicht besser werden." Ueber diese seltsame Heilung soll eingehend anderswo berichtet werden. Sie gelang mit Graphit im Verein mit Natrum muriat. und geeigneten diätetischen Massregeln. Dem Graphit schreibe ich aber den Hauptantheil des Gelingens zu. Besonders leitete mich auf die Wahl der gleichzeitige Abgang von copiösen Schleimmassen, welchen Umstand im Verlaufe der Hartleibigkeit Kafka sen. für eine Hauptindication des Graphits hält. Oft glauben solche Kranke, es handelte sich um Knäule von Würmern, so geartet ist dieser Schleim. Auch jener fragliche Fall betraf ein Mädchen, also das weibliche Geschlecht. Andere Male waren es bejahrtere Frauen, bei denen die Diagnose auf Magenkrebs gestellt worden war, wo ausgesprochener Magenkrampf die Hartleibigkeit begleitete und die dem Graphit ihre Wiederherstellung verdanken. So sollte man sich des

Mittels immer bedienen, wo die im Verlaufe unserer Abhandlung geschilderten begleitenden Umstände vorliegen oder auch die Hartleibigkeit wie ein selbstständiges Leiden für sich auftritt, sobald nur immer Repräsentanten „des schwächeren Geschlechts" in Frage kommen.

Denn das Eingangs genannte „Striken" der Organe, in specie der Darmmuskulatur des Dickdarmes ist nicht immer an die Jahre gebunden.

Und wer die theils lächerlichen, theils wahrhaft verhängnissvollen, also tragischen Eingriffe der Allopathie zu beobachten Gelegenheit hat; wer diese für die armen Kranken (arm oft in doppeltem Wortsinn) ebenso qualvollen und nutzlosen, als kostspieligen und oft nur einer landläufigen Theorie angepassten Kuren verfolgt, der muss es als ein sociales Unglück beklagen, dass die heilkräftigen, bequemen und bei näherer Betrachtung der Wissenschaftlichkeit durchaus nicht entbehrenden und unter allen Umständen die Erfahrung auf ihrer Seite habenden homöopathischen Specifica noch kein Gemeingut der Arztwelt geworden sind.

Es ist hier die geeignete Stelle, an die erschöpfende meisterhafte und musterhafte Monographie unseres gelehrten, leider nun verstorbenen belgischen Collegen Dr. H. Bernard in Mons zu erinnern: Etude sur le traitement homoeopathique de la constipation, deren Anfang im Juniheft der Revue hom. Belge 1878 zu finden und welche später im Separatabdruck erschienen ist. Durch diese klassisch-schöne Arbeit hat sich der Verfasser ein bleibendes Denkmal gesetzt. Ihr würdig zur Seite aber steht die Abhandlung desselben Autors über die homöopathische Therapie der Diarrhoe. (S. das Februarheft 1884 u. f. derselben Zeitschrift). Ob auch von dieser fleissigen und instruktiven Denkschrift ein Separatabdruck existirt, ist uns nicht bekannt.

Die auf Graphites bezüglichen Stellen der Bernard'schen Schrift dürfen wir nicht übergehen.

Zunächst sind Hahnemann's Worte citirt: „Bei chronischer Hartleibigkeit und sobald eine Verzögerung der Menses um einige Tage Zufälle hervorruft, kann man Graphit nicht entbehren." Und in „den chronischen Krankheiten" heisst es: „Viel Bedürfniss zu Stuhl zu gehen; obgleich die Massen nicht hart sind, erfordert ihr Abgang grosse Anstrengungen. — Harter Stuhl mit Stichen im Anus. Geformter Stuhl sehr schlank, wie ein Wurm." (S. o.)

Nach v. Boenninghausen ist charakteristisch der durch Anhäufung von Gasen sehr ausgedehnte Leib. Verstopfung und ausgedehnte Zusammenziehung des Bauches, mit Härte in der Lebergegend.

Einige meiner Patientinnen, denen Graphit gut that, sagten „der Leib oder Magen wird dick."*) — Noch gedenkt v. Boenninghausen der Schmerzen in den Hämorrhoidalknoten am After.

Nach Espanet passt Graphit bei der hypochondrischen Hartleibigkeit, wobei fast regelmässig Flatulenz und Unterleibsbeschwerden aller Art sich vorfinden, brennende Hitze im Magen nach dem Essen und wenigstens Verschlimmerung der Leiden nach der Mahlzeit (was auf venöse Plethora abdominalis zurückzuführen ist.) Gleicherweise ist Graphit indicirt bei Hartleibigkeit, wie sie zuweilen zusammenfällt mit ausgedehnten herpetischen Läsionen der Haut oder mit skrophulöser Kachexie.

Bei Richard Hughes aber lesen wir: Graphit ruft hervor und hat geheilt die hartnäckige Verstopfung. Die Entleerungen sind copiös und maronen- (kastanien-) artig und erfordern heftige Anstrengungen.

Nach Bruckner und Schädler setzen sich die Stühle aus grossen Ballen zusammen, die unter sich durch Schleimfäden verbunden sind. Von Zeit zu Zeit aber sind die Stühle dünn, wie ein Askariden-Wurm. (S. o.) Besonders entspricht Graphit den Personen, die an Eruptionen leiden, die eine wässerige oder klebrige Flüssigkeit absondern.

Auch Ruddock resümirt die Wirkungssphäre des Graphites dahin:

„Verstopfung mit voluminösen und geballten Stühlen bei gleichzeitiger trockener und runzeliger Haut."

Nach anderen Autoren soll die Graphit-Hartleibigkeit nie mit Diarrhoe abwechseln.

Auch die von Dr. Bernard für charakteristisch gehaltene klinische Beobachtung von Dr. Dures — Journal de Société Gallicane, 2. sér. t. II. S. 207 — geben wir hier wieder, um so bereitwilliger, als sie wohl in deutschen hom. Journalen noch nicht enthalten war.

Gastro-intestinal-Affection mit Erythem des Gesichts.

---

*) Bis zu gewissem Grade ein physiologischer Vorgang, da der vorher tief stehende Magengrund bei der Verdauung sich nach vorn wölbt.

Fräulein M., 28 Jahre alt, brünett, ist seit den ersten Jahren ihrer Kindheit der Hartleibigkeit unterworfen, sie brachte dieselbe mit auf die Welt, ohne dass sie erblich wäre. Schlimmer wurde sie durch eine fehlerhafte Ernährung, bestehend aus Backwerk, Zuckerzeug aller Art u. s. w. Später hat Frl. M. unter dem Einfluss fälscher Schamhaftigkeit sich alle Mühe gegeben, den Akt der Stuhlentleerung so lange hinauszuschieben als möglich (ein Fehler, den wir weiter oben gerügt haben.) Oft vergingen **10 Tage**, ohne dass sie zu Stuhl ging und sie freute sich darüber. Als sich ihre Regel einstellte, traten heftige Stirnkopfschmerzen auf, denen fast zu derselben Stunde (3 Uhr Nachmittags) Röthe der Wangen, der Nase und Augen folgte. Zugleich wurde ihr Charakter reizbarer, es bemächtigte sich ihrer äusserste übele Laune (maussaderie) das Verlangen nach Einsamkeit, Schreckhaftigkeit, Furcht vor Gespenstern, unterbrochener Schlaf, bizarrer Appetit. Cruveilhier wurde vergeblich 1½ Jahre consultirt. L'héritier verordnete den Gebrauch der Plombièreschen Mineralwässer. Die während dessen eintretende Besserung war nicht von Dauer, trotz der gleichzeitigen Pillen von Nux vomica, der verschiedenen Purgantia, Thees und vieler anderer auf Geheiss des Badearztes unternommener Versuche. Dr. Cazenave sah immer nur das Gesichts-Erythem und doch schlugen auch seine Cosmetica nicht an.

So kam es, dass Dr. Doures am 8. Oktober 1853 gerufen wurde und folgende Symptome fand:

Traurigkeit, Thränen, schwarze Vorstellungen; die sonst liebsten Beschäftigungen widerstehen ihr, kein oder durch schreckliche Träume gestörter Schlaf. Permanenter Kopfschmerz mit dem Gefühl, als würde die Hirnschale ausgedehnt, Congestion nach dem Gesicht, auf die Nase localisirte Röthe, welche viel dicker erscheint. Diese Röthe tritt gewöhnlich um 3 Uhr ein, wird durch den geringfügigsten Umstand hervorgerufen, so durch die äussere Luft, durch den Aufenthalt im Zimmer mit mehreren Personen, durch die Verdauung, Lesen u. s. w. und ist mit betäubendem Kopfschmerz verbunden. Die Augen sind abgespannt. Patientin klagt über einen reifartigen Druck um die Stirn. Die Gesichtshaut ist von dem Blutandrang roth, leuchtend; die Poren merklich erweitert. Das ist gerade die Hauptqual für Frl. M., welche sich des comfortabelsten und luxuriösesten Lebens erfreuen könnte, geht sie aber aus, so wird sie über die entstellende Gesichtsmaske untröstlich. — Sehr hartnäckige Verstopfung. Sie ist

6*

gewöhnlich 8 Tage ohne Stuhl. Aber auch bis 21 Tage dehnt sich die Hartleibigkeit aus. Stuhl erfolgt dann, wie Schaflorbern, enthält gräuliche Massen, zuweilen etwas Blut. Reichliche Menses, die sie schwächen. Nach der Regel Weissfluss (4 Tage lang), Ohrenklingen. Appetit bizarr, zuweilen Heisshunger mit rascher Sättigung. Auftreibung der Magengegend. Das Kleid genirt sie an der Stelle, Kälte der Füsse und Knie.

Es wird mit Sulphur begonnen wegen der psychischen Symptome, besonders aber wegen der Verstopfung und der die Massen einhüllenden Bestandtheile, ebenso wie wegen der hämorrhoidalen Complication. Also Sulphur 6 in 120 Gramm Wasser, früh und Abends einen Löffel. Darnach den 1. und 2. Tag eine ziemlich reichliche Ausleerung, ohne dass die übrigen Symptome nachliessen.

12 Tage darnach wird ebenso Graphit gegeben. Der Gebrauch dieses Mittels, welches alle 12 Tage wiederholt wurde, brachte eine wirkliche Besserung hervor. Die Stühle erfolgten alle 4 Tage, dann alle 2 Tage. Das Blut, welches sie begleitet hatte, verschwand. Der Appetit regelte sich, die Auftreibung des Magens, die Beengung durch die Kleidung gab sich. Auch die Röthe zeigte sich nicht mehr täglich. 3 Monate wurde nun alle 12 Tage mit Plumb. 30 gewechselt und so stellte Graphit die regelrechte Functionirung der Därme wieder her. Allein die Röthe verschwand erst völlig unter dem Einfluss von Argilla 30 (Alumina.) Aber nur 2 Gaben machten sich innerhalb von 2 Monaten nöthig. — Frl. M. ist jetzt ganz gesund. Graphit im Wechsel mit Alumina hob gänzlich die Neigung zur Hartleibigkeit, welche sich in Folge von Bällen, Soiréen und im Allgemeinen in Folge von ausgedehntem Nachtwachen bekundete.

Wenn nun auch diese Beobachtung keine reine Graphitheilung enthült, der Zustand war hierzu zu komplicirt, so ist eben nicht minder lehrreich, hier die treuen Verbündeten von Graphit kennen zu lernen: ausser Sulphur und Plumbum die Thonerde. Und hat in der That Alumina so viele pathogenetisch-therapeutische Berührungspunkte mit Sulphur ebensowohl, als mit Nux vomica, dass man seine adjuvirende Stellung zu Graphit in Bezug auf die Behandlung der habituellen Hartleibigkeit sehr wohl begreift.

Es mag jetzt die Frage erörtert werden: Wie soll man Graphit zu dem angestrebten Heilzweck benutzen? Und da constatire ich zunächst die Thatsache, dass die 12. Potenz nach den Er-

fahrungen homöopathischer Collegen ebenso gewiss „gewirkt“ hat, wie die von mir beliebte und hier bevorzugte 3. centesimale Verreibung, von der ich täglich eine Gabe (= 0,25 Gramm), höchstens 2 verabreichen lasse bei habitueller Hartleibigkeit. Graphit in Substanz zu geben würde den Zweck nicht erreichen. Es muss vielmehr die Cohäsion der Graphit-Moleküle durch systematische regelrechte Verreibung, bez. Schüttelung möglichst aufgehoben und so zur Aufnahme in die Blut- und Nervenbahnen geschickt gemacht oder, wie man sich auch ausdrückt, die arzneiliche Kraft des an sich fast indifferenten Körpers muss ebenso „entbunden“ werden, wie dies die Homöopathie mit ähnlichen chemisch fast indifferenten Stoffen zu thun pflegt. Wer heut zu Tage einer solcher Gestalt hergestellten Arznei die Wirkung absprechen möchte, thut nichts anderes, als der, welcher an der Entdeckung von Amerika zweifelt, die Erfindung des Schiesspulvers für eine Lüge und Edison's Phonograph für ein Märchen hält. Man kann sich ja hier und da im Leben irren, auch einmal sich über eine Heilung freuen, die die Natur allein und nicht, wie wir glaubten, die Kunst vollbrachte, allein unsere homöopathischen Triumphe ins Reich der Fabel und Selbsttäuschung verweisen, den täglichen klinischen Erfolgen mit jenen Mitteln, wie Graphit, Natr. mur., Lycopodium, Silicea, Calcarea carb., auch Sulphur muss dazu gerechnet werden, ihre Existenz, ihre naturgesetzliche Berechtigung absprechen zu wollen, wagt ernstlich auch der schroffste Gegner nicht mehr, seitdem Männer wie Virchow, v. Nussbaum u. a. (mögen ihre Argumente auf den Gesetzen des Hypnotismus basiren, an den pathogenetisch-klinischen Beobachtungen mit Ichthyol anknüpfen — v. Nussbaum — oder das katalytische Moment betonen — Virchow) wiederholt für die Möglichkeit und die Art und Weise der Wirksamkeit infinitesimaler, d. i. homöopathischer Arzneigaben gesprochen haben. — Doch dies nur beiläufig.

Wir rathen also, was den Graphit betrifft, denselben zwar in 3. Verreibung zu geben, allein sich nicht auf diese Stufe der Gabenskala zu steifen. Manche Individualität reagirt möglicher Weise auf eine höhere Potenz, wie ich dies gegenüber von „Flechten“, bekanntlich die Hauptdomaine des Graphits, welche nicht zufällig öfters mit einer sehr trägen Verdauung zusammenfallen, öfters beobachtet habe. — Selbst ein sogen. Hochpotenz mit Nachwirkung ist gerade in chronischen Erkrankungen und bei den nach traditionellen Begriffen chemisch indifferenten Stoffen zuweilen

von glänzendem Erfolg begleitet gewesen. Und ich bin dem verehrten Pariser Collegen Dr. Jousset heute noch dankbar dafür, dass er einst auf eine Anfrage in der Allg. hom. Ztg., betreffend eine sykotische Lippenaffection, auch auf Graphit in Hochpotenz verwies.

Wir schliessen unsere kleine Abhandlung mit einem kurzen allgemeinen Ueberblick über die einzuhaltende Diät. Selbstverständlich soll, wer an Hartleibigkeit leidet, durch Obstgenuss die Verdauung zu fördern suchen. So ist auch Dr. Billig's Rath zu beherzigen: Esse Abends vor Schlafengehen einen geschälten und mit dem Messer geschabten Apfel. Derselbe rühmt bei dieser Gelegenheit den Genuss von 1—2 Weinglas frischen kalten Wassers. Früh nüchtern soll man eine gleiche Menge Wassers trinken und die Bauchdecken mit einem in kaltes Wasser getauchten und wieder ausgerungenen Handtuche reiben. Diese Procedur, welche mit dem so sehr zur Mode gewordenen Massiren sich wohl verträgt, muss wochenlang fortgesetzt werden, wen sie dauernd umstimmend wirken soll. Der Genuss kalten Brunnenwassers ist aber nicht unbedingt zu empfehlen. Es hinterlässt oft einen ganz fatalen Mundgeschmack, bewirkt Nachts Trockenheit der Mundhöhle und Unbehagen, besonders bei den hier in Frage kommenden zu Leberaffectionen Geneigten. Von abgekochtem oder einem geeigneten Mineralwasser Säuerling, wie Apollinaris, Harzer Sauerbrunnen, gemeinem Selterwasser u. s. w. gilt dies nicht oder weniger.

Das gekochte Obst, zumal in Gestalt des beliebten kühlenden Apfelmuses, ist verträglicher. Pflaumenmus setzt schon einen guten, nicht zu krankhafter Säurebildung geneigten Magen voraus, wäre aber manchem grossstädtischen Bonvivant und carnivoren Gourmand dienlicher, als sein abendliches Lendenbeefsteak u. drgl. Zumal der sitzenden Lebensweise ist Obst und speciell der Apfel in allen möglichen Zubereitungsweisen zu empfehlen. Eine milde und schmackhafte Speise ist in dieser Beziehung auch die Feige und die zuckerreichen Datteln; von Feigen die sogen. Mittelsorte, welche den Vorzug haben, durch ihre gröbere Fläche die Magenwände mehr zu reizen, etwa wie es das Grahambrod thut im Gegensatz zu den Brodsorten, in denen die Kleie nicht mit verarbeitet worden ist. — Honig, fettes Butterbrod sind ebenfalls förderlich, natürlich wirkliche Oel- und Fettsorten anderer Art auch. Von dem genannten Grahambrod kann man indessen nur einen beschränkten Gebrauch machen. Dasselbe gilt nochmehr

von dem die Verdauung begünstigenden Schweizerkäse und dem an Milchsäure reichen Sauerkraut, nach welchem einzelne Personen, gesunde wie kranke aus dem angedeutetem Grunde ein instinktives Verlangen haben.

Kaffee gehört gleicherweise hierher, d. h. für manche ist er nothwendig, wenn der Verdauungsprocess nicht stocken soll und muss man ihn deshalb zuweilen trotz homöopathischer Kur weiter trinken lassen. Kaffee, als Tonicum aufgefasst, wirkt dann wohl analog dem Chinin, von dem ich, wie von China, trotz ihres Gerbsäuregehaltes, zuweilen einen überraschenden Einfluss auf die chronisch darniederliegende Darmthätigkeit sah. Vom Thee kann ich ein Gleiches nicht behaupten. Noch weniger von dem ja auch tonisirenden Rothwein. Dieser ist sogar für gewisse Individuen ein so verstopfendes Mittel, dass sie Tage und, wie ich erlebt habe, selbst über eine Woche und länger absoluter Obstipation unterworfen erschienen. Die Folgen einer solchen Rothwein-Obstipation sind aber alsdann durchaus nicht immer bedenklich, zumal wenn etwa eine nothwendig werdende Acclimatation damit zusammenfällt und man es mit einer guten Weinqualität zu thun bekommt. Und hier möchte ich auf eine wichtige Frage zu sprechen kommen, nämlich ob es denn überhaupt immer nöthig sei, gegen „Verstopfung“ etwas, respective etwas Energisches zu thun; und da hat der denkende homöopathische Arzt sich schon längst überzeugt, dass viele Male der zögernde Stuhl eine Wohlthat und eine physiologische Nothwendigkeit ist, und erfahrungsmässig werden auch zu habitueller Hartleibigkeit Neigende älter, als solche die mit Weichleibigkeit behaftet sind. Ferner bringen alle mit starken Schweissen verbundene Erkrankungen eine innere Dürre mit sich, es tritt dann mit Nothwendigkeit wegen mangelnder Absonderung der Darmschleimhaut eine Verstopfung ein, welche die Natur selbst wieder auszugleichen bestrebt ist, aber man lasse ihr Zeit. — Von jeher hat mir die Theorie vom „offenen Leib“, auf welche sich die traditionelle Therapie so viel zu Gute thut, nicht imponiren können. Oft heisst es da, wo der Kranke der grössten Ruhe seiner Gedärme bedurft hätte, mit einer Wichtigkeit und Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, nur keinen Tag vorüber lassen, ohne für Stuhl zu sorgen. Und was muss man erleben? Dass die best ersonnenen Drastica im Stich lassen, dass Lavements nichts fördern als eitel „Wind“ und dass nach endlicher Erreichung des Zieles der Kranke sich schlechter fühlt

als vorher. Wie oft beobachtet man selbst bei anscheinend Gesunden oder als indicatorisches Symptom der Krankheit: Verschlimmerung nach dem Stuhlgang! Also man gehe in dieser Beziehung vorsichtig individualirend zu Werke und misstraue von vornherein dem Dogma vom offenen Leib.

Wir sehen es ja auch bei Gelegenheit der Karlsbader Kuren, die keineswegs immer zur Erbauung der „Erleichterten" ausfallen. Die wiederholte künstliche Erschlaffung der Darmwände kann ja unmöglich zu was Gutem führen.

Nach dieser kleinen Excursion kehren wir zu den besten diätetischen Massnahmen zurück und da möchte ich noch zweierlei Hilfen gedenken, der sogen. engl. Latwerge (Sennamus), welches der verstorbene Homöopath Clotar Müller sehr gern verordnete, z. B. im Verlauf der Reconvalescenz, sowie eines Mittels der neuesten Zeit, nämlich des Sagradaweines, dessen Wirksamkeit ich nicht leugnen kann. Der Liebe'sche Sagradawein wird von Rhamnus burshiana gewonnen und von mir für solche Fälle vorbehalten, wo die gewöhnlich helfenden Homöopathica, wie Graphit, Natrum mur., Nux, Aloe nicht genügen wollen. Die Vorschrift ist nun zwar 3mal täglich 20 Tropfen nach den drei Hauptmahlzeiten zu nehmen, indessen ist ja daran Niemand gebunden, und wären wir es, so würden wir gegen den weiter oben aufgestellten Grundsatz verstossen, auch heisst es express weiter — und das hat mir gefallen — man soll zunehmend weniger Tropfen nehmen und so die Intestina nicht verwöhnen, sie dürfen nicht auf eine bleibende Unterstützung rechnen, sondern müssen wieder selbstständig arbeiten lernen.

Hat man also einem solchen Hämorrhoidarier oder dergleichen Patienten 10—14 Tage 3mal täglich 20 Tropfen des flüssigen Extraktes gereicht — am besten in Zuckerwasser — und sieht, wie die Unverdaulichkeit weicht, die Leber thätiger wird, die spärlichen, trockenen Stühlen normalen Verhältnissen Platz machen, so „entwöhnt" man den Kranken oder versucht, ob nun mildere Diätetica helfen oder eine striktere Indication für ein homöopathisches Mittel vorliegt. Nach einer neuerlichen Bekanntmachung J. P. Liebes wird übrigens die Gabe für einen Erwachsenen auf je einen Kaffeelöffel des Weines bemessen (für Kinder die Hälfte), dreimal täglich, wodurch „eine sichere, wenn auch langsam eintretende, zumeist breiige Entleerung" erzielt wird. Und der längere Gebrauch von je einem halben Kaffeelöffel regele „bei Atonie

des Darmes und in zahlreichen Fällen habitueller Constipation die Verdauung ohne irgend welchen nachtheiligen Einfluss." Es mag manchem „alten Homöopathen" nicht in den Kram passen, dass wir der Vollständigkeit wegen hier auch des Sagradaweines gedacht haben. Ich halte ihn aber so gewiss einer Anwendung werth, wie den Pepsinwein, und schliesse mich überhaupt nicht hermetisch ab gegen Alles, was sich nicht streng mit dem Aehnlichkeitsgesetz vereinbaren lässt. Bei dieser Orthodoxie, bei diesem puritanischen Hahnemannismus fahren unsere Patienten nicht am besten. Und, so wenig verkannt werden soll, dass man chronische Hartleibigkeit durch anhaltende, klug gewählte Gaben homöopathischer Arzneien in hoher Potenz und verhältnissmässig seltener Dosis, also mit Hilfe von Sepia, Lycopodium, Sulphur, Calarea carb. u. s. w. im Verein, bez. in richtiger Reihenfolge, zu heben vermag zum Erstaunen des Kranken, ebenso wenig ist zu leugnen, dass es zuweilen stärkeren, von anderem Gesichtspunkt ausgehenden Stosses bedarf. Wer, wie ich, Sectionen beigewohnt hat, wo man das Lumen des Dickdarms fast in seiner ganzen Länge mit uralten verhärteten Kothmassen angesammelt fand, welche Stauungen entweder lebensgefährliche gangränöse Zufälle oder jene charakteristische Psychose hervorriefen, die als Melancholie besonderer Art einhergeht und deren Repräsentanten ein hübsches Contingent der Irrenhäuser darstellt — der weiss auch die Nothwendigkeit der multipeln Praxis zu würdigen und wo unsere von mir selbst viel gerühmten Homöopathica nicht ausreichen, muss man sich eben nach anderen Hilfen diätetischer, wie arzneilicher Natur umsehen.

In letzterer Beziehung nur noch ein Schlusswort über Aloë.

Die homöopathische Literatur hat schöne Aloëheilungen von Monate, ja Jahre lang währender Diarrhoeen zu verzeichnen. Ich schätze Aloë nicht minder als „Dickdarm-Mittel" da, wo es gilt, ganz ähnlich, wie mit Graphit, habituelle Hartleibigkeit zu heben. Versagt letzteres z. B. bei einer männlichen Constitution, die auch von Nux und Sulphur nicht berührt wurde, so gebe ich Aloë in 1. Decimale, tropfenweise oder täglich eine Pille, höchstens zwei in der folgenden Receptformel: Reines Aloë-Pulver 3,75, in Spirit. saponat. gelöst, wird mit dem nöthigen Constituens zu 30 Pillen verarbeitet, welche ich vorurtheilslosen und zu solchen Ausnahmemassregeln sich nur nach genauer Individualisirung des Falles entschliessenden Collegen als erprobt empfehlen kann, weil

in dem Graphit, so wenig wie in einem Menschen, sich nicht alle Anforderungen vereinigt finden. — Schröder van der Kolk, gestützt auf zahlreiche Autopsien, meinte, dass an der chronischen Constipation fast immer Contracturen des absteigenden Colons schuld seien. Daher auch der umfassende Nutzen des genannten Colonmittels.

Das Nervenerregungs- beziehentlich biologische Grundgesetz und die Homöopathie.

Von **Dr. Burkhard.**

Am Kopfe einer der letzten Nummern (44) der Klinischen Wochenschrift findet sich ein Artikel von Rud. Arndt-Greifswald, in welchem derselbe für die Verallgemeinerung des Pflüger'schen Zuckungs- oder Nervenerregungsgesetzes eintritt, welches nicht allein für die Nerven, sondern für den ganzen Organismus Geltung habe. Er nennt es in dieser Verallgemeinerung das Lebenserregungsgesetz oder biologische Grundgesetz, und fasst es in die Formel: „Schwache Reize fachen die Lebensthätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf."

Verfasser stützt sich dabei besonders auf die bekannten Arbeiten von Hugo Schulz, und ergeben diese Ausführungen auch für uns homöopathische Aerzte so interessante Resultate, verbreiten in ihren weiteren Consequenzen so viel Licht über unser eigenes Heilprinzip, dass es wohl nicht ohne Interesse sein dürfte, sich den Artikel daraufhin einmal genauer anzusehen.

Da wir nicht annehmen können, dass derselbe allen Lesern bekannt sei, so wollen wir ihn zunächst in toto hier mittheilen und dann unsere Deduktionen daran knüpfen. Derselbe lautet:

Das Nervenerregungs- beziehentlich biologische Grundgesetz und die Therapie.

An verschiedenen Orten, z. B. Neurasthenie, Urban und Schwarzenberg, Wien und Leipzig 1885, S. 31 u. ff., Verlauf der Psychosen, ebenda 1887, S. 6 habe ich ausgesprochen, dass unser, wie das Leben überhaupt, in allen seinen Aeusserungen dem sogenannten Zuckungs- oder Erregungsgesetz der Nerven auch da, wo von solchen nichts vorhanden sei, entspreche. In Folge dessen habe ich diesem Gesetz einen allgemeineren Ausdruck zu geben

gesucht, und von dem Gedanken ausgehend, dass das Leben nur ein Bewegungsvorgang sei, welcher von aussen her wach gerufen und unterhalten werde, dieses Gesetz das Lebenserregungsgesetz oder biologische Grundgesetz genannt und es in die Formel gebracht: „Schwache Reize fachen die Lebensthätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf."

Es ist das vielerseits bedenklich gefunden worden. Man hat nicht einmal das einfache Nervenerregungsgesetz, wie es zuerst von Pflüger als Zuckungsgesetz aufgestellt und dann von seinen Nachfolgern, namentlich v. Bezold, Wundt erweitert und ausgebaut worden ist, schlechthin gelten lassen wollen, und nun gar die Verallgemeinerung! Indessen das hat mich nicht abgehalten, immer wieder von Neuem nach Beweisen für die Gültigkeit des Gesetzes zu suchen und eine Reihe, die in nächster Zeit der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, habe ich denn auch gefunden. Ganz unerwartet wurden aber auch von einer anderen Seite dafür Beweise beigebracht und zwar in einer Angelegenheit, in welcher ich sobald es mit am wenigsten erwartet hätte. Herr Hugo Schulz hat aus dem Gebiete der Pharmakologie und Therapie zwei Arbeiten veröffentlicht, die das zu voller Genüge thun. Ihrer Wichtigkeit und der Art und Weise halber, wie er die Sache begründet, muss ich etwas näher auf sie eingehen, zumal auch die weiteren Gesichtspunkte, welche sie eröffnen, dann nur gehörig verstanden werden können.

Die erste dieser Arbeiten „Zur Lehre von der Arzneiwirkung", Virchow's Archiv, Bd. 108, 1887 (23 S.) geht von folgenden Gesichtspunkten aus: „Die Veränderungen, die ein Medicament in der Thätigkeit eines Organs hervorruft, können sich unter bestimmten Bedingungen in Wirkungsbildern darstellen, welche einander völlig entgegengesetzt sind. Ein und dasselbe Organ, von ein und demselben Agens beeinflusst, sehen wir entweder ausgeprägt vermehrte physiologische Leistungen verrichten, oder mit entschieden herabgesetzter Energie und verminderter Thätigkeit seine Existenz nach aussen hin deutlich machen. Wie die Erfahrung lehrt, steht diese Verschiedenheit der Wirkung zunächst in einem directen Abhängigkeitsverhältnisse zu der Dosis des angewandten Medicaments. Sie hängt davon ab, ob von irgend einem Arzneimittel viel oder wenig mit den Elementen eines Organs — den dasselbe constituirenden Zellencomplexen — in Berührung tritt.

Es handelt sich demnach um die auffallende Thatsache, dass wir unter gewissen Umständen eine bestimmte Arzneiwirkung in ihr Gegentheil verkehren können. Boecker hat schon vor 30 Jahren auf diese interessante Erscheinung hingewiesen mit den Worten: „Wir sind gewohnt, von kleineren Dosen kleine, von grösseren bedeutendere Wirkungen der Arzneien zu erwarten, müssen aber bedenken, dass es Umstände geben könne, unter welchen kleine Arzneigaben das Umgekehrte von grösseren hervorbringen."

„Rein theoretisch betrachtet gilt nun der Satz: „dass kleine Arzneigaben das Umgekehrte von grösseren bedingen" eigentlich durchgehend, aber in der Praxis steht ihm der Umstand entgegen, dass die genannte Erscheinung nicht in allen Fällen mit gleicher Deutlichkeit wahrgenommen zu werden pflegt."

Jegliche Veränderung in der Function und Beschaffenheit eines Organs in Folge der Einwirkung eines Arzneistoffes ist der Ausdruck einer Reizwirkung auf seine Bestandtheile, seine zelligen Elemente. Die Physiologie lehrt, dass es im letzten Grunde nicht auf die Qualität des Reizes ankommt, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, sondern dass es wesentlich die Quantität desselben ist, welche die Differenz nach aussen bedingt. Diese quantitative Wirkung in ihren wechselnden Ausdrucksformen wird am deutlichsten erkannt an verschiedenen Phasen der Nerventhätigkeit, wie sie in dem Pflüger'schen Zuckungsgesetz sich darstellen, Bei ihm sehen wir klar, wie ein und dieselbe Ursache, der elektrische Strom, bei demselben Organ, den Nerven, je nach seiner Stärke scheinbar ganz entgegengesetzte Effecte hervorruft. In Wirklichkeit ist der Gegensatz indessen nur bedingt durch die specifischen, dem Nervensystem innewohnenden Eigenschaften. Wird ein motorischer Nerv von einem aufsteigenden Strom durchflossen, so treten je nach der Stromstärke bekanntlich folgende Erscheinungen auf:

1. Schwacher Strom	Schliessung — Zuckung. Oeffnung — Ruhe.
2. Mittelstarker Strom	Schliessung — Zuckung. Oeffnung — Zuckung.
3. Starker Strom	Schliessung — Ruhe. Oeffnung — Zuckung.

Vergleicht man 1 und 3, so findet man eine völlige Umkehrung des Wirkungsbildes. Warum? ist bekannt. Beim absteigenden Strom ist das Verhältniss durchweg dasselbe, nur muss bei ihm

ebenfalls aus bekannten Gründen der Strom stärker gewählt werden. Eine gleiche Umkehr der Reaction auf den gleichen, aber quantitativ verschiedenen Einfluss zeigt, wie man weiss, der Nerv auch bei thermischer und chemischer Reizung.

Eine Modification erleidet dieses Gesetz aber bekanntlich beim pathologisch veränderten, beim kranken, beim absterbenden Nerven. Für den genügt schon ein verhältnissmässig schwacher Strom, um je nach dem Stadium des Absterbens, in dem er sich befindet, sämmtliche drei oben aufgezählten Reactionsformen hervorzurufen. Die dem Nerven durch den Process des Absterbens innewohnende Menge von Reiz summirt sich mit der Kraft des schwachen Stromes (?) und bringt dadurch ein Bild hervor, als ob ein gesunder Nerv durch einen mittleren oder einen starken Strom gereizt worden wäre.

Ausgehend von dem Gesagten sucht nun Herr Schulz den Nachweis zu liefern, dass auch für die Wechselbeziehung zwischen Medicament und Organ Gesetze bestehen, die direct in Parallele gestellt werden können zu dem, was wir von dem Verhalten des Nerven bei elektrischer Reizung wissen. Denn der wechselnde Ausdruck, den arzneiliche Reize an den verschiedenen Organen hervorrufen, ist abhängig von der inneren Beschaffenheit und äusseren Anordnung einer im Ganzen und Grossen überall identischen Substanz, des Protoplasmas. Und ebenso, wie die Wirkung irgend eines Agens auf den Nerven, seiner Intensität entsprechend von Stufe zu Stufe fortschreitend im wechselnden Bilde sich darstellt, so zeigt uns auch jede andere Vereiniguug von Zellen, jedes aus ihr hervorgegangene Organ, eine wechselnde Reaction gegen den Eingriff der kleinsten, der mittleren und der grossen Dosis eines Medicaments. Der Satz: „Jeder Reiz bedingt auf eine einzelne Zelle oder die aus Zellengruppen zusammengesetzten Organe entweder eine Vermehrung oder eine Verminderung ihrer physiologischen Leistungen, entsprechend der geringeren oder grösseren Intensität des Reizes", gilt deshalb auch in Bezug auf letztere.

Herr Schulz führt dann aus, dass wie nach Nasse die Thätigkeit des Speichelferments durch Kochsalz in der Weise abgeändert wird, dass, setzt man die Fermententwickelung an sich = 100, sich diese verhalte:

a) Kochsalz	= 0	pCt., Fermententwickelung	= 100		
b) „	= 3,85	„ „	= 130	bezw.	116
c) „	= 7,7	„ „	= 72	„	103
d) „	= 11,5	„ „	= 57,7	„	65,8,

so dass er dementsprechend gefunden habe, dass die Kohlensäuremenge bei der Vergährung von Zucker, wodurch die Energie der Gährungsvorganges selbst bestimmt werde, sich verhalte

1. bei Zusatz von Ameisensäure wie:

		pCt.					ccm
a)	Ameisensäure	= 0,	Kohlensäure	desselben	Quantums	Zucker	= 1
b)	„	= 0,05,	„	„	„	„	= 0,00
c)	„	= 0,025,	„	„	„	„	= 0,99
d)	„	= 0,01,	„	„	„	„	= 1,20
e)	„	= 0,005,	„	„	„	„	= 1,08

2. bei Zusatz von Thallintartrat wie:

		pCt.					ccm
a)	Thallintartrat	= 0,	Kohlensäure	desselben	Quantums	Zucker	= 1
b)	„	= 5,	„	„	„	„	= 0,72
c)	„	= 2,5,	„	„	„	„	= 0,82
d)	„	= 1,0,	„	„	„	„	= 0,99
e)	„	= 0,5,	„	„	„	„	= 1,28
f)	„	= 0,1,	„	„	„	„	= 2,38
g)	„	= 0,05,	„	„	„	„	= 2,12

zieht daraus den Schluss, was ihm in ähnlicher Weise auch Arsen Jod und Sublimat gelehrt haben, dass Stoffe, welche in grösserer Menge die Gährung zu beschränken im Stande sind, das Gegentheil bewirken, kommen sie in geringerer Menge zur Verwendung und sucht dann durch eigene und die Beobachtungen Anderer zu beweisen, dass es mit der Arzneiwirkung einer grossen Reihe anderer Stoffe, z. B. des Alkohols, des Campfers, der Digitalis des Morphiums, der sogenannten Balsamica und Aethereo-Oleosa, z. B. des Copaivabalsams und der Juniperuspräparate, ferner des Arsens, Phosphors und Quecksilbers sich gerade so verhalte. *Die Arzneiwirkung überhaupt folge darum im grossen Ganzen dem Zuckungsgesetze vom normalen Nerven, d. h. dem Nervenerregungsgesetze schlechthin.*

Ist das aber der Fall, so wird das natürlich auch in krankhaften Zuständen stattfinden, und die Arzneiwirkung wird dem Zuckungsmodus des kranken oder absterbenden Nerven entsprechen, und wie bei diesem bereits schwache elektrische Ströme, schwache Reize überhaupt, Effecte hervorrufen können, welche der normale Nerv nur bei mittleren oder starken Strömen liefert, so werden auch kleine Gaben von Medicamenten auf kranke Organe dieselbe Wirkung ausüben, welche erst grösseere oder ganz ganz grosse auf gesunde haben. „*Jedes kranke Organ zeigt gegenüber irgend welchem Arzneistoff, der überhaupt im Stande ist*

auf dasselbe wirken zu können, eine veränderte Reaction, denn seine Erkrankung bedingt eine Schwäche seiner physiologischen Leistung."

Herr Schulz zeigt nun, dass verschiedene Arzneistoffe zu verschiedenen Organen in ganz bestimmten Beziehungen stehen, so dass Chinin zur Milz, das Arsenik zu den Drüsen, namentlich den Lymphdrüsen, das Cyanquecksilber zur Rachenschleimhaut, der Tart. stibiatus zur Lunge, speciell zur Bronchial- und Trachealschleimhaut, die Ipecacuanha, bezüglich das Emetin, zur Darmschleimhaut, das Eisen und Secale cornutum zum Gefässsystem, das Wismuth zur Magenschleimhaut; dass andere eine andersartige, sogenannte specifische Wirkung ausüben, indem sie den erkrankten und durch ganz bestimmte Gifte, sogenannte Ptomaine, in bestimmter Weise veränderten Nährboden für die Weiterentwickelung der entsprechenden pathogenen Bacillen in ungünstiger, für das bezügliche Individuum darum aber günstiger Weise beeinflussen, so das Calomel die durch das Typhusgift veränderte Darmschleimhaut die Salicylsäure die durch das Gift des acuten Gelenkrheumatismus afficirten Gelenke, das Chinin die durch das Gift des Wechselfiebers vornehmlich ergriffene Milz. Herr Schulz tritt damit als ein ganz entschiedener Vertreter der Localtherapie auf; aber er kämpft in Anbetracht des Besprochenen doch vornehmlich für die Darreichung kleiner Dosen der bezüglichen Arzneien. Denn diese wirken eben in dem erkrankten Organ nach Analogie der Reize im erkrankten und absterbenden Nerven. Während sie in einem gesunden Organ gar keine oder kaum bemerkenswerthe Wirkungen, ebenso wenig wie im übrigen Körper, hätten, wirkten sie in diesem, nämlich dem erkrankten Organ, nach seiner noch vorhandenen Widerstandsfähigkeit, bald mehr, bald minder, wie sonst grössere Gaben.

Herr Schulz fasst deshalb zum Schluss die Ergebnisse seiner Untersuchungen in folgenden Sätzen zusammen:

1. Die Wirksamkeit eines Medicaments hängt zwar in erster Linie von der engeren oder weiteren Beziehung ab, die zwischen ihm und irgend einem Organ besteht.

2. Die physiologische Wirkung irgend eines Medicaments auf ein Organ ist aber abhängig von der Quantität des Arzneimittels in der Art, dass je nach der zur wirklichen Action gelangenden Menge Erscheinungen

auftreten, die in dem Zuckungsgesetz eine völlige Analogie finden.

3. Der letzte Satz unterliegt bei pathologischen Zuständen der Organe, also für die Therapie, den nämlichen Modificationen, die wir für das Zuckungsgesetz vom absterbenden Nerven kennen. Es bedarf unter bestimmten pathologischen Verhältnissen nur eines geringen Quantums eines Arzneimittels, um den Effect zu erzielen, den man, vom normalen Organ ausgehend, erst von grösseren Dosen erwarten müsste.“

In der zweiten der gedachten Arbeiten: „Ueber Hefegifte“, Pflüger's Archiv für die gesammte Physiologie, Bd. XLII., Bonn 1888 (25 S. mit 6 Taf.), sucht Herr Schulz nachzuweisen, dass das, was er in der vorigen in Bezug auf die thierische Zelle gezeigt hatte, auch für die Pflanzenzelle Gültigkeit habe. In einer grossen Reihe sorgfältig angestellter Versuche, deren Ergebnisse durch Curven verdeutlicht werden, zeigt er, dass dieselben Substanzen, welche in grösserer Menge als Gifte auf die Hefenzellen wirken und die Gährung hemmen oder gar aufheben, in geringer Menge als Reize auf jene wirken und diese begünstigen.

Von einigen Substanzen, z. B. Kupfervitriol oder Salicylsäure hatte schon die Erfahrung gelehrt, dass sie unter Umständen die Hefe zu energischerer Arbeit veranlassen könnten; warum? und dass dem ein allgemein gültiges Gesetz zu Grunde liegt, hat jedoch erst Herr Schulz dargethan. Seine Versuche erstrecken sich auf die stärksten Gifte: Sublimat, Jod, Brom, arsenige Säure, Chromsäure, Salicylsäure, Ameisensäure, bei allen aber dasselbe Ergebniss: **Kleine Dosen derselben vermögen die Thätigkeit der Hefe auf kürzere oder längere Zeit bedeutend über die Norm zu steigern.** Sublimat bei einer Verdünnung von 1 : 700000—1 : 500000, Jod bei einer solchen von 1 : 600000 —1 : 100000, Brom bei einer solchen von 1 : 400000—1 : 300000, arsenige Säure bei einer Verdünnung von 1 : 400000, Chromsäure bei einer solchen von 1 : 6000—1 : 5000, Salycilsäure bei einer solchen von 1 : 4000, Ameisensäure bei einer Verdünnung von 1 : 40000—1 : 10000, am stärksten bei 1 : 30000. Noch stärkere Verdünnungen lassen nur geringen oder auch gar keinen Einfluss der bezüglichen Gifte mehr erkennen und schwächere, bezüglich stärkere ihrer Lösungen setzen stufenweise die Energie der Gährung herab, bis sie selbige ganz aufheben.

Herr Schulz kommt deshalb zu dem Schlusse: „Was ich in meiner oben erwähnten Untersuchung für die thierische Zelle nachzuweisen suchte, trifft für die Pflanzenzelle ebenfalls zu und ich glaube ein Recht zur Aufstellung des Satzes zu haben, dass jeder Reiz auf jede lebendige Zelle eine Wirkung ausübt, deren Effect hinsichtlich der Zellenthätigkeit umgekehrt proportional ist der Intensität des Reizes. Von zwei Zellen wird diejenige am leichtesten auf einen Reiz von bestimmter Grösse reagiren, die vermöge ihrer inneren Beschaffenheit eine geringere Widerstandsfähigkeit besitzt, bei starker Reizwirkung erliegt sie früher, stirbt unter Umständen schneller ab, bei stark herabgesetztem Reiz wird sie eventuell eher eine deutliche Vermehrung ihrer Lebensenergie sichtbar werden lassen, als eine durchaus normale Zelle, die unter derselben Bedingung scheinbar ganz unberührt bleibt."

Was sich zunächst aus den beiden Arbeiten ergiebt, ist, dass das Nervenerregungsgesetz, wie ich das ausgesprochen habe, nicht blos für den Nerven seine Gültigkeit hat, sondern sich auch auf alle übrigen thierischen Gewebe, die Thiere selbst und dann auch auf die Pflanzen und ihre Elemente erstreckt, dass es somit nicht blos ein die Nerven und das Nervenleben, sondern das Leben überhaupt beherrschendes Gesetz ist und der ganzen Art und Weise nach, wie es sich äussert, als das biologische Grundgesetz bezeichnet werden kann. Es ist das Gesetz, nach dem sich alle Lebensvorgänge regeln und vollziehen. Im Weiteren ergiebt sich sodann aus den beiden Arbeiten, wie in gewissen Fällen sich diese Vorgänge regeln und vollziehen und wird Gelegenheit geboten, was gerade den Arzt angeht, manche tiefen Einblicke in das Wesen der Arzneiwirkung und das zu thun, worauf es in der Therapie ankommt. Auf die Widerstandsfähigkeit des Individuums und seiner Organe lenkt Herr Schulz vorzugsweise das Augenmerk und hebt hervor, dass dies besonders zu berücksichtigen sei, wenn es sich um therapeutische Eingriffe handelt. Er redet deshalb auch in Anbetracht der in allen Krankheitszuständen gesunkenen Widerstandsfähigkeit im Allgemeinen den kleinen Gaben von Arzneimitteln das Wort, indem er betont, dass in widerstandslosen, kranken Körpern, beziehungsweise Organen schon kleine Gaben der bezüglichen Mittel die Wirkung haben müssten, welche in widerstandsfähigen, gesunden Körpern oder Organen erst grössere Gaben derselben hätten. Obgleich wir nun das auch tagtäglich

sehen, obgleich bis zu einem gewissen Grade wir davon auch schon seit Langem in der Praxis Gebrauch machen, indem für Erwachsene, für Halbwüchsige, für grössere, für kleine Kinder, für Männer, für Frauen dieselben Arzneien unter denselben sonstigen Verhältnissen in verschieden grossen Mengen gegeben werden, so ist das doch im grossen Ganzen noch nicht zum vollen Verständniss gekommen und die Verabreichung der bezüglichen Medikamente im Allgemeinen noch kaum in den kleinen Gaben erfolgt, als das den Untersuchungen des Herrn Schulz nach sein könnte und häufig wohl sogar sein müsste.

Von welch riesenhafter Bedeutung für unsere gesammte Therapie, namentlich aber die durch Medicamente bedingte, das sein muss, liegt auf der Hand. Mit einer Reihe herkömmlicher Vorschriften und Gebräuche wird vollständig zu brechen sein. Das Individualisiren bei der Behandlung wird noch vielmehr Allgemeingut der Aerzte werden müssen, als es bis jetzt der Fall war, und die Verabreichung der gut gewählten Medicamente in kleinen Gaben wird viel öfter stattzufinden haben, als man für jetzt vielleicht noch glaubt. Sage man doch nicht: „Was soll solch ein Minimum wohl nützen?" Wie viel Schwefel ist in den Quellen von Aachen enthalten und ist er unwirksam? Wie viel Arsenik findet sich in den Wässern von Baden-Baden und gilt derselbe, auf die Erfahrung gestützt, nicht gerade als ein Vorzug derselben? Wie viel Jod, Brom trifft man in den Soolen von Kreuznach, Tölz, Krankenheil u. s. w., und schreibt man nicht insbesondere ihnen ihre Wirkung auf die Skrophulose zu? Man denke an den Einfluss riechender Stoffe auf nervöse Individuen! Orangenblüthen, Jasmin (Philadelphius coronarius), Tagetes-, Pyrethrum-, Allium-Arten rufen Kopfschmerzen, Uebelkeit, selbst Erbrechen durch ihren blossen Duft hervor. Dasselbe gilt unter Anderem auch vom Tabaksrauch, namentlich dem von Cigarretten stammenden. Man denke an die Wirkung gewisser Nahrungsmittel bei Leuten mit sogenannten Idiosynkrasien! dass manche Menschen nicht Erdbeeren, namentlich nicht Walderdbeeren, nicht Pilze, nicht Krebse und insbesondere nicht Flusskrebse, oder gewisse Fische, wie Aale, Flundern vertragen können. Sie erkranken, bekommen Magen- und Darmbeschwerden, Uebelkeit, Erbrechen, Bauchgrimmen, Durchfälle oder auch allerhand, namentlich Nesselausschläge. Wie viel von den wirksamen Stoffen sind in den bezüglichen Nahrungsmitteln enthalten? Die Chemie hat

sie wegen ihrer geringen Menge kaum noch nachweisen können, und dennoch wirken sie. Man denke an den Einfluss gewisser Farben, namentlich des Roth oder Gelb auf andere, ähnlich geartete Menschen, die davon Kopfschmerzen, Migräne, Uebelkeit und Erbrechen bekommen und nachher noch Tage lang krank sein können! Man denke an die Erscheinungen der Photophobie! Das einfache Licht, das sonst nur beschränkte Bewegungen der Iris hervorruft, führt zu krankhaftem Schluss der Augenlieder und selbst krampfartigen Bewegungen des ganzen Körpers. Man denke ferner an den Einfluss gewisser, namentlich schriller Töne auf verschiedene Individuen und dabei auch auf Hunde! Schwingungen der Luft von bestimmter Form rufen Schauern, rufen Schwindel, Schreien, Heulen, Ohrenzuhalten, Weglaufen, krampfhafte Bewegungen hervor. Man denke endlich an den Einfluss auf die äussere Haut aufgelegter Metalle und die dadurch hervorgerufenen Erscheinungen der Translatio aesthesis, des Transfert der Franzosen, an die Vornahmen zur Erzeugung des Hypnotismus, an die Suggestion, die mit dem sogenannten Besprechen ebenso zusammenfällt, wie die Massage mit dem einstigen Streichen der alten Weiber, und man wird genug Beweise für die oft grossartige Wirkung kleinster Reize in der Welt der Organismen bekommen!

Diese Wirkung, vielleicht die einer auslösenden Kraft, entfalten die kleinsten oder auch nur kleinen Reize allerdings nur, wie wir das bereits wiederholt gesagt haben, in abnorm widerstandslosen und darum krankhaften Körpern, bezw. Organen; aber darauf kommt es uns gerade an. Denn bei krankhaften, kranken, geschwächten Individuen überhaupt, oder entsprechenden Organen wirken kleine Dosen so wie bei gesunden, starken, kräftigen grössere, grosse, selbst erst ganz grosse derselben. Ich habe Personen behandelt, erwachsene, welche zur Besänftigung ihres Hustenreizes drei- bis viermal täglich Morphium chloratum 0,005 erhielten und davon Intoxications-Erscheinungen zeigten. Erst als sie den zehnten Theil davon, 0,0005, erhielten, blieben letztere aus. Der Hustenreiz aber wurde gedämpft, wie bei Durchschnittsmenschen, welche die übliche Dosis von 0,005 nehmen. Ich habe einem nervösen Herrn Chinin in kleinen Gaben gegeben. So lange er die von mir gewöhnlich verordnete Dosis von 0,05—0,1 täglich nahm, wurde er aufgeregt, verlor den Schlaf, erfuhr überhaupt eine Steigerung seiner Nervosität; erst als die fraglichen Dosen

auf 0,015 und 0,010 täglich herabgesetzt wurden, trat die gewünschte Wirkung, d. i. Beruhigung, ein. Ich hatte einer jungen Dame als Zusatz zu einer expectorirenden Mixtur Syr. Ipecacuanhae im Verhältniss von 15,0 : 200 verschrieben, zweistündlich einen Esslöffel voll. In jedem Esslöffel war also ungefähr der Auszug von Radix Ipecacuanhae 0,05 und, da der Esslöffel sehr klein war und nicht vollgenommen wurde, vielleicht nur 0,04 enthalten. Das ist aber etwa die Dosis, in welcher die Ipecacuanha von Budd, Hufeland, Niemeyer u. A. als Stomachicum gegeben wurde. Bei der erwähnten Dame bewirkte dieselbe indessen schon nach dem dritten Male Einnehmen eine solche Nausea, dass von dem weiteren Einnehmen Abstand genommen werden musste. —

Mit der hergebrachten, im Allgemeinen recht kritiklosen Anwendung grosser oder auch nur grösserer Gaben von Arzneimitteln wird deshalb nicht mehr so schablonenmässig vorgegangen werden können, wie das jetzt so schlechthin doch für gewöhnlich der Fall ist — sie werden ja auch noch nach wie vor ihren Platz haben —; aber mit kleinen, selbst kleinsten Dosen wird man in einer grossen Anzahl von Fällen weiter kommen. Mit Solut. Fowleri dreimal täglich 1—1½ Tropfen habe ich in einzelnen Fällen bereits vielmehr erreicht, als mit der empfohlenen Verabreichung derselben in allmälig steigender Dosis bis zu dreimal täglich 5—6—8 Tropfen. Das „Viel hilft Viel" mag wo anders seine Richtigkeit haben, im gewöhnlichen Sinne in der Medicin gewiss nicht. Gerade da, wo man alterirend, d. i. constitutionsverändernd, einwirken will und wo es vortheilhaft erscheint, die einschlägigen Mittel lange gebrauchen zu lassen, dürften kleine Dosen am Platze sein; in mehr acuten Fällen, in gelegentlichen Erkrankungen mehr robuster Naturen wären die grösseren Gaben anzuwenden.

Und dann ist eine sehr zu beachtende und doch nur wenig, meist gar nicht gewürdigte Thatsache, es haben die Heilmittel in kleinen Dosen eine ganz entschieden andere Wirkung, als in grossen. Von der Ipecacuanha z. B. ist das schon lange bekannt.

Man hatte seit Decennien erfahren, dass 10 Gran derselben = 0,60 leichter Erbrechen herbeiführten, als 1 Skrupel = 20 Gran oder 1,2. Dann aber erfuhr man noch weiter, dass sie in kleinen Gaben von 0,015—0,05 Appetit erregend, in etwas grösseren von 0,1—0,3 Appetit vermindernd, oder gar Uebelkeit verursachend

wirkte, dass sie in mittleren Gaben von 0,5—1,0 Erbrechen und Diarrhöen hervorrief und in grosser von 3,0—5,0 als Antidiarrhoicum, oder wie in der Jacksch'schen Mixtur (Rad. Ipecac. 6,0—10,0—15,0 auf 200,0 Flüssigkeit) auch ohne Zusatz von Moschus als Erethicum, beziehentlich Analepticum sich bestätigte. Ricinusöl, das kinderlöffel- bis esslöffelweise gereicht, ein Abführmittel ist, verhält sich in Dosen von $^1/_4$ bis $^1/_2$ bis 1 Theelöffel vielfach gerade umgekehrt. Anstatt durch ein paar kräftige Entleerungen die vorhandene Diarrhöe mit der Hinwegräumung der sie bedingenden Schädlichkeiten zu beseitigen, beseitigt es sie in diesen kleinen Dosen häufig unmittelbar. Dasseibe gilt auch vom Crotonöl, wenn es zu $^1/_{20}$ bis $^1/_4$ Tropfen = 0,0012 bis 0,005, wie von *Charles Bell* gegen Neuralgie empfohlen, angewandt wird. Crotonöl ist deshalb in so kleinen Dosen auch schon gegen allerhand in Durchfällen sich zeigenden Darmleiden angewandt und gegen die Ruhr z. B. von *Konopleff* auf das lebhafteste gepriesen worden. Dann denke man aber auch an die Wirkung des Alkohols, des Opiums, des Tabacks, die alle zuerst, d. i. in kleinen Mengen, erregen, sodann, d. i. in etwas grösseren Mengen, die Erregung steigern, darauf, d. i. in grossen Mengen, hemmen und dadurch anscheinend erschlaffen, endlich, d. i. in relativ grössten Mengen, lähmen, tödten. *Die grossen Dosen haben eine umgekehrte Wirkung wie die kleinen. Die Hemmung ist das Umgekehrte von der Anregung, die Lähmung das Umgekehrte von der Erregtheit.*

Dass so etwas bestehe, ist, wie bereits hervorgehoben wurde, auch schon lange bekannt. Warum? und dass dem etwas durchaus Gesetzmässiges zu Grunde liege, das Eingangs erwähnte biologische Grundgesetz, das hat jedoch erst Herr *Schulz* dargethan. Er hat damit der Therapie und insbesondere, soweit sie von der Pharmakodynamik bedingt ist, erst einen festeren, einen sicheren Boden geschaffen, auf dem sich gründend sie nunmehr in wissenschaftlich rationeller Weise sich immer weiter und weiter entwickeln kann. Er hat aber auch die gesammte Biologie damit gefördert. Denn indem er die Arzneiwirkung auf das Nervenerregungssystem zurückzuführen wusste, ermöglichte er erst die Betrachtung jener so mannigfachen Wirkungen unter einem allgemeineren Gesichtspunkte, bewies aber auch damit wieder die Gültigkeit dieses Gesetzes auch für andere Gebiete als das Nervensystem und damit denn auch die Richtigkeit des von mir ver-

fochtenen Satzes, dass es überhaupt ein die Gesammtheit der Organismen, die ganze organische Welt beherrschendes Gesetz, ein biologisches Grundgesetz in vollem Umfange sei.

Was von der medicinischen Therapie im Besonderen, das gilt auch von den therapeuthischer Vornahmen im Allgemeinen, von der Balneotherapie und der ihr sich unterordnenden Hydrotherapie, von der Elektrotherapie, der Klimatotherapie, der Massage, selbst dem zu therapeutischen Zwecken verwandten Hypnotismus und der Suggestion.

Herr Schulz hat mit seinen beiden Arbeiten, wie gesagt, der medicinischen Wissenschaft und durch sie auch der medicinischen Kunst, der Praxis, einen Dienst erwiesen, wie ihr seit langem keiner erwiesen worden ist. Die Möglichkeit einer Verständigung der verschiedensten Richtungen in der Therapie, selbst der Homöopathie und Allopathie ist damit gegeben. Sie liegt eben in dem biologischen Grundgesetz: „Schwache Reize fachen die Lebensthätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf!" beziehentlich: „Schwache Reize — und jedes therapeutische Mittel ist ein Reiz — haben die umgekehrte Wirkung von starken!"

Was aber ein schwacher, was ein starker Reiz ist, ist ganz individuell und hängt von der jeweiligen Reizbarkeit, bezw. Widerstandsfähigkeit der betreffenden Person und ihrer bezüglichen Organe ab. Was für den Einen schwach ist, ist für den Anderen stark, selbst sehr stark. Und da kommt dann wieder das Pflüger-Wundt'sche Erregungsgesetz vom ermüdeten und absterbenden Nerven zur Geltung, das Gesetz, dass man wohl — ich wiederhole es — für ein begrenztes Gebiet in der Neurologie für stichhaltig erklärt hat, aber in seiner ganzen biologischen Bedeutung, in seiner Gültigkeit für die gesammte Medicin noch immer nicht anerkennen will, obgleich, wie die Erfahrung gelehrt uud Herr Schulz experimentell nun nachgewiesen hat, es die Grundlage für all unsere entsprechenden Betrachtungen, für all unsere entsprechenden Handlungen zu bilden hat.

Ich knüpfe an die Worte an: „Die Möglichkeit einer Verständigung der verschiedensten Richtungen in der Therapie, selbst der Homöopathie und Allopathie ist damit gegeben." Nicht allein eine Verständigung, sondern der theorethische Beweis der Wahrheit der Homöopathie lässt sich meiner Ueberzeugung nach un-

schwer aus obigen Ausführungen herleiten. Wir brauchen nur einen Schritt weiter zu gehen als Schulz.

Schulz sagt: Wie im Pflüger'schen Gesetz der elektrische Strom, so wirkt auch jeder Arzneistoff auf den Nerven — und Arndt verallgemeinert dies für den ganzen Organismus — verschieden je nach der Grösse des Reizes, das ist der Gabe. Schwache Gaben fachen die Lebensthätigkeit an, starke hemmen sie. Daher die entgegengesetzte Wirkung desselben Arzneimittels bei grosser und bei kleiner Gabe.

Am kranken Nerven findet eine Modification insofern statt, als für diesen schon ein verhältnissmässig schwacher Strom genügt, um denselben Effect hervorzubringen, als wenn ein gesunder Nerv durch einen starken Strom gereizt würde; oder auf die Arzneiwirkung übertragen, heisst das: Was eine grosse Gabe am gesunden Nerven oder Organ hervorbringt, bringt am kranken schon eine schwache hervor. Darum also, zu diesem Schluss kommt Schulz, in Krankheiten kleine Arzneigaben!

Gegen diese Deduction lässt sich nicht viel einwenden, nur vergisst Schulz, die weiteren, sich consequenter Weise daraus ergebenden Schlüsse zu ziehen.

Gilt denn für den kranken Nerven das Zuckungsgesetz nicht ebensogut, wie für den gesunden? Zweifellos; denn das Zuckungsgesetz ist ein Naturgesetz und muss als solches immer gelten; nur die äusseren Umstände, unter denen es zur Geltung kommt, können modificirt werden, das Gesetz selbst niemals; und diese Modification wird in unserem Fall gegeben durch die in Folge der Krankheit entstandene Schwäche der physiologischen Leistung des Nerven, resp. Organs. Den starken Strömen am gesunden Nerven entsprechen in ihrem Effect schon schwache Ströme am kranken Nerven. Und den schwachen Strömen am gesunden Nerven, müssen wir doch consequenter Weise fragen, was entspricht denn diesen am kranken Nerven? Nun, wenn das Pflüger'sche Gesetz einmal feststeht, selbstverständlich noch schwächere. Der für den gesunden Nerven schwache Strom ist für den kranken eben der starke; und wie am gesunden Nerven dem starken Strom ein schwächerer mit umgekehrter Wirkung gegenübersteht, so wird am kranken ebenfalls dem starken — für den gesunden schwachen — Strom ein schwächerer mit ebenfalls umgekehrter Wirkung gegenüberstehen. Ich will dies Verhältniss in wenigen Zahlen hier klar machen.

Wenn am gesunden Nerven 10 Stromstärken die Leistungsfähigkeit herabsetzen und 1 Stromstärke dieselbe erhöht, so wird die Leistungsfähigkeit des kranken Nerven schon durch 1 Stromstärke herabgesetzt, dagegen durch 0,1 Stromstärke erhöht werden; oder, nach Schulz, auf Arzneien und Organe übertragen: Wenn 10 gr. eines Arzneistoffes die physiologische Leistungsfähigkeit eines Organes herabsetzen, 1 gr. dagegen dieselbe steigert, so wird an dem kranken Organ schon 1 gr. die Leistungsfähigkeit herabsetzen, dagegen 0,1 gr. dieselbe steigern. Schulz hat nur den Schluss gezogen, wir können mit 1 gr. am kranken Organ dasselbe hervorrufen, wie mit 10 gr. am gesunden und plaidirt darum für kleine Arzneigaben. Aus dem eben Auseinandergesetzten müssen wir aber weiter folgern: Wir haben von 0,1 gr. am Kranken den entgegengesetzten Effect, wie von 10 gr. am Gesunden; d. h. wir können mit kleinen Dosen am kranken Organ dieselben Krankheitserscheinungen beseitigen, welche wir am gesunden durch grosse Gaben desselben Mittels hervorrufen; aber wohl verstanden, nicht mit nur so kleinen, wie sie am Gesunden das Gegentheil hervorrufen würden — diese würden die Krankheit verschlimmern — sondern mit noch viel kleineren, mit um ebensoviel kleineren, als der Reiz am kranken Nerven kleiner sein muss, als am gesunden, um das entgegengesetzte Resultat zu erzielen.

Ich glaube, das homöopathische Grundprincip Similia similibus curantur ist auf diese Weise theoretisch bewiesen.

Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass ein solcher theoretischer Beweis keinen grossen Werth beanspruchen darf, so lange seine Richtigkeit nicht durch physiologische Experimente bestätigt ist; immerhin dürfte es doch auch nicht ganz ohne Interesse sein, unseren Gegnern gezeigt zu haben, dass eine wissenschaftliche Erklärung unserer Heilmethode keineswegs unmöglich ist, und es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, dass gerade sie selbst uns das Material dazu in die Hände geben mussten.

Auf das, was Schulz über die specifischen Beziehungen verschiedener Arzneistoffe auf die verschiedenen Organe sagt, will ich hier nicht weiter eingehen; es entspricht vollkommen unseren Anschauungen und es ist nur erfreulich, dass dieselben sich jetzt auch im gegnerischen Lager Bahn zu brechen beginnen.

Wir wollen nicht schliessen, ohne darauf hingewiesen zu haben, dass auch nach einer anderen viel umstrittenen Seite hin obige

Ausführungen uns gewisse Anhaltepunkte geben, welche praktisch zu verwerthen sind, wir meinen die Dosenlehre.

Da die physiologische Leistungsfähigkeit eines Organs proportional zu seiner Erkrankung abnimmt, so wird auch entsprechend der Intensität der Erkrankung schon bei immer kleineren Gaben der schwächende Effect eines Arzneimittels eintreten, d. h. derjenige, welcher bei Gesundheit des Organs erst bei grossen Gaben eintritt; damit aber auch die Gabe, welche Functionserhöhung am kranken Organ hervorruft, d. h. die heilende Gabe, immer kleiner werden, und dies führt zu dem Schluss: Je grösser die Reactionskraft des erkrankten Organs, um so grösser müssen verhältnissmässig die Gaben sein, von denen wir Heilung erwarten, je geringer, um so kleiner.

Die grössere oder geringere Reactionskraft ist aber keineswegs identisch mit der leichteren oder schwereren Erkrankung des Gesammtorganismus. Diese hängt ab von der Wichtigkeit des erkrankten Organs und der Extensität der Erkrankung. Die Reactionsfähigkeit zeigt sich vielmehr in der Fähigkeit, eben gegen die Krankheit zu reagiren, d. h. dieselbe durch eigene Kraft zu überwinden. Danach ist die Reactionsfähigkeit eine verhältnissmässig grosse in acuten Krankheiten, denn hier lehrt uns die Erfahrung, dass das erkrankte Organ die Fähigkeit besitzt, der Krankheit Herr zu werden; dagegen eine sehr geringe in chronischen, eben weil sie chronisch sind, d. h. weil das erkrankte Organ obige Fähigkeit nicht mehr besitzt. Hier ist die Reactionsfähigkeit eine sehr geringe, wenn die Krankheit an sich auch eine leichte sein kann. Danach kommen wir also auch theoretisch zu dem Schlusse, welchen uns die Erfahrung längst gelehrt hat Verhältnissmätsig starke Gaben, d. h. niedere Potenzen bei acuten Krankheiten, schwächere, d. h. höhere Potenzen bei chronischen anzuwenden.

Da brauchen wir nicht an eine mystische Kraft zu glauben, welche die höheren Potenzen umweht, sondern das Passende ihrer Anwendung ergiebt sich lediglich aus dem Pflüger'schen Gesetz in seiner Anwendung auf die kranke Zelle, resp. das kranke Organ. Es folgt ferner aus dem Obigen, dass für jeden Krankheitsfall die Dosis des homöopathischen Mittels keineswegs gleichgiltig ist, wie man öfters sagen hört, sondern dass es thatsächlich für jeden Krankheitsfall eine bestimmte Gabe geben muss, welche die Krankheit am sichersten heilt, dass aber doch auch glücklicher Weise

eine bestimmte Breite gegeben ist, innerhalb welcher dieselbe schwanken kann, ohne doch wirkungslos zu sein. Die Wirkung wird zunächst um so schwächer werden, je mehr sich, um bei unserem alten Beispiel zu bleiben, die Dosis von 0,1 gr. entfernt, um sich dem 1,0 gr. zu nähern. In der Mitte zwischen beiden, also bei 0,5 gr. wird sie indifferent, bei noch zunehmender Grösse verschlimmernd wirken — Hahnemanns homöopathische Verschlimmerung.

Die Thatsache nun aber, dass bei der electrischen Reizung eines Nerven der Strom doch aber immer noch eine gewisse Intensität haben muss, um überhaupt einen Effect hervorzubringen, sowie die Beobachtung von Schulz, dass bei Hefegiften, z. B. der Ameisensäure zwar mit der Verdünnung die Thätigkeit der Hefepilze gesteigert wird, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade, von wo sie wieder allmählich abnimmt, bis sie gänzlich aufhört, lehrt uns, dass es mit der Wirkung der Arzneien auch nach unten eine Grenze giebt, wo sie zwar nicht in die gegentheilige Wirkung umschlagen, aber doch wirkungslos werden und über welche wir nicht hinausgehen dürfen, ohne den Boden der Wisschaftlichkeit zu verlassen, und legt denen einen Zügel an, welche glauben, mit der Potenzirung in infinitum fortfahren zu können.

Alles eben über die Gabengrösse Angeführte kann allerdings nur Fingerzeige abgeben für die ungefähre Schätzung derselben. Eine für alle Fälle festzusetzende Dosologie kann es überhaupt nicht geben, denn die Gabengrösse ist in jedem einzelnen Falle abhängig von der Schwäche der physiologischen Leistung des Organs, und diese ist wiederum bedingt durch die Intensität der Krankheit und die Individualität des Erkrankten.

Studien über Tuberkulose,

im besonderen der grossen Gelenke und Gelenkenden.

Nach fremden und eigenen Beobachtungen

entworfen von

Dr. Adolf Mayländer,

Geh. Sanitätsrath in Berlin.

(Siehe Band VII Heft 5 u. 6; Band VIII, Heft 1, 3 u. 6.)

5.

Während der Dauer einer jeden conservirenden, bezüglich arzeneilichen Behandlung soll ein tuberkulöses Gelenk vor der Einwirkung äusserer Reize, wie sie vor allem der Gebrauch desselben mit sich bringt, nach aller Möglichkeit behütet werden. Das kranke Gelenk ist deshalb in zweckmässiger Lage, und zwar von vornherein unter Berücksichtigung einer möglicherweise erfolgenden Ankylose, festzustellen. In den meisten Fällen ist es geboten, die Sicherheit dieser Ruhigstellung durch die gleichzeitige Fixirung des nächstliegenden Gelenkes zu erhöhen; an manchen Gelenken erachte ich das für unbedingt nothwendig. Wenn keine grösseren Abscesse vorhanden sind, so kann vor Anlegung des fixirenden Verbandes das kranke Gelenk mittelst einer gut geführten Einwickelung mit Heftpflasterstreifen, oder mittelst einer vom Ende des Gliedes centripetal bis über das qu. Gelenk hinaus angelegten elastischen, rein wollenen Flanellbinde leicht comprimirt erhalten werden. Diese Compression lindert die vorhandenen Schmerzen und veranlasst öfters die Rückbildung kleinerer Abscesse; die Feststellung des kranken Gelenkes verhütet manchmal die Erweichung und Abscedirung in den tuberk. Granulationen und befördert die narbige Schrumpfung der letzteren.

Die Gelenke der oberen Extremität sind viel leichter zu fixiren, als die der unteren, bei welchen es darauf ankommt, die ausserordentlich wichtige Möglichkeit der körperlichen Bewegung nicht von vornherein ganz auszuschliessen, andererseits aber die Belastung des kr. Gelenkes durch das Gewicht des zu tragenden Rumpfes so weit als möglich herabzusetzen, am liebsten ganz aufzuheben.

Man stellt also das (seltener erkrankende) Schultergelenk zweckmässig mittelst eines Sayre'schen Heftpflasterverbandes ruhig.

— Zu gleichem Zwecke wird das rechtwinkelig eingestellte Ellenbogengelenk zugleich mit dem Handgelenke und Vorderarme von den ersten Phalangen der Finger an beginnend mit Flanellbinde eingewickelt. Nach Auspolsterung der Knochenvorsprünge mit Verband- oder Sublimatwatte legt man eine nasse Stärkegaze-Binde in zu $^3/_4$ sich deckenden Touren über, zwischen deren Lagen eine leichte Gipsbinde-Schiene zur Verstärkung der Widerstandsfähigkeit des Verbandes eingeschaltet wird. — Derselbe Verband fixirt auch das in mässige Supination, Flexion und Adduction gestellte Handgelenk; es muss aber auch die Finger mit Ausnahme der 2 oberen Daumenphalangen mit umschliessen. Eine schliesslich angelegte Mitella muss den Vorderarm und das Ellenbogengelenk unterstützen und etwas nach oben gegen das Akromion drängen.

Das Fussgelenk wird zunächst mit einer von den Zehen anfangenden und bis über das leicht gebeugte Knie reichenden Einwickelung mittelst nahtloser Flanellbinde gleichmässig und leicht comprimirt. Nach vorsichtiger Umpolsterung des Fusses und Unterschenkels fixire ich es in mässiger Extension und Pronation auf den äusseren Fussrand mittelst Gipsbinden, und fülle den sich emporwölbenden inneren Rand der Fusssohle mit gekrüllter Gipsbinde aus, um dem pronirten Fusse eine möglichst breite Gehfläche zu sichern. Auch die Gipsbinde wird bis über das leicht gebogene Kniegelenk fortgeführt. — Das erkrankte Kniegelenk comprimire ich vorzugsweise gern mittelst zollbreiter, sich halb deckender Heftpflasterstreifen. Das Gelenk wird leicht auseinandergezogen und in mässige Beugung, das Fussgelenk in halbe Extension mit leichter Pronation des Fusses gestellt, und nach sorgfältiger Unterpolsterung befestigt ein möglichst hoch hinauf angelegter Gipsverband das Glied in dieser Stellung. — Am allerschwersten ist natürlich das Hüftgelenk zu fixiren, und ich kenne keinen Verband, der auf längere Dauer hin solchen Zweck erfüllte; sei es mit, sei es selbst ohne Ermöglichung der Gehbewegung. Ein Paar noch so sorgfältig angelegter Gipshosen drückt und belästigt ziemlich bald, weil die vielgestaltigen Contouren der Becken- und Trochanteren-Gegenden sich immerwährend durch grösseren oder geringeren Schwund der deckenden Weichtheile verlagern, und sich namentlich an dem schlotterig werdenden Gipsverbande in einer für den Kranken empfindlichen, nachgerade höchst belästigenden Weise reiben. Leicht werden dann Druckstellen, selbst Druckgeschwüre veranlasst, die zu schleuniger Entfernung des Verbandes

nöthigen. Der letztere bedarf also jedenfalls fortgesetzter, sorgfältiger Ueberwachung.

In bereits vorgeschrittenen Fällen von Hüftgelenkstuberkulose stellt sich deshalb, wenn und so lange die Nothwendigkeit ruhigen Liegens besteht, meist das practische Bedürfniss heraus, mit der Art der Verbände zu wechseln, also vom doppelten Hosen-Becken-Gipsverbande zum bekannten Gewichte-Extensions-Verbande und umgekehrt überzugehen. Denn auch der letztere wird gewöhnlich nicht auf lange Zeit vertragen, besonders weil es — trotz aller Sorgfalt! — an den meist abgemagerten Extremitäten zu verschwärenden Druckstellen unter den Heftpflaster-Extensionsgurten, namentlich aber über der Achillessehne (entsprechend dem oberen Rande des Fersen-Ausschnittes an der hinteren gleitenden Schiene) und auch auf der Fusswurzel kommt. Sie verlangen die Entfernung des Verbandes, und zwar auf so lange, bis die gewöhnlich üppigen, aber schlotterigen Granulationen fester geworden und endlich vernarbt sind. Das geht gewöhnlich recht langsam vor sich.

Mit dem Gebrauche der Taylor-Maschine habe ich mich nie befreunden können. Ganz abgesehen von dem höheren Preise derselben, bewirkt sie zumal bei ungenügender Controle leicht Flexions- und Adductions-Contractur, auch wenn man sie nur bei den leichten, mit mässigem Fieber beginnenden, dann wahrscheinlich katarrhalischen Hüftgelenk-Synovitiden, oder im Beginn einer chronischen, noch mässige Beschwerden machenden Gelenkaffection tragen lässt. Ich habe auch bei den aus fremder Behandlung kommenden Kranken nie gesehen, dass die Taylor-Maschine eine zu schwererer Form veranlagte tub. Coxitis an ihrer weiteren Ausbildung verhindert hätte. — Uebrigens lässt sich auch durch den einseitigen Becken-Oberschenkel-Knie-Gipsverband, wenn er namentlich an der vorderen Seite hinlänglich durch eine Gipsschiene verstärkt wird, eine ziemlich sichere Fixirung des Gelenks erreichen, welche ich der durch den Taylor vorziehe. Ich lege den Verband bei Streckung und bei geringer Abductionsstellung des Beines an. Der Kranke darf aber letzteres nicht zum Gehen aufsetzen, vielmehr muss er sich zu demselben eines Stützmittels bedienen. Als solches empfehlen sich für ältere Kranke die Krücken; aber auch für grössere Kinder ist deren Gebrauch zweckmässig. Nur bedarf es so lange ihrer fortgesetzten Ueberwachung, bis sie in ihm die nöthige Sicherheit erlangt haben. Immerhin ist auch dann, im Eifer der Bewegung, ein Hinfallen möglich, von dem die nachtheiligste

Verschlimmerung des örtlichen Processes ausgehen kann. Viel grössere Sicherheit bietet das Gehbänkchen, dessen ich mich bei Kindern, zumal bei jüngeren, fast ausschliesslich bediene. Freilich bedürfen die anfänglichen Gehversuche auch an diesem sorgfältiger Ueberwachung. Wiederholt und dringend muss ich rathen, hüftkranke Kinder nie die Schule besuchen zu lassen, weil die Möglichkeit des Gestossenwerdens und Fallens inmitten der Schulgenossen eine zu grosse ist, auch wenn sie des Schulweges überhoben und vor Anstrengung und Erhitzung auf demselben bewahrt werden können.

In manchen Fällen kommt es vor, dass der Anlage des Contentivverbandes eine Correctur der abgewichenen Stellung der Gelenkenden und des ganzen kranken Gliedes vorausgeschickt werden muss. Die wichtigsten derartigen Dislocationen kommen bekanntlich am Hüftgelenk vor. Sie müssen in der Narkose so weit gebessert werden, als dies ohne Anwendung von relativ zu grosser Gewalt möglich ist; mindestens aber so weit, dass die herbeigeführte bessere Stellung des Gliedes für die Einleitung einer weiteren allmälichen Streckung durch Gewichte-Extension Angriffspunkte bieten kann. Durch passende Gegenextension sind gleichzeitig das Becken möglichst richtig und die Spinae a. s. in gleiche Höhe zu stellen.

Gelingt die Correctur beim ersten Angriffe, so muss nach derselben am besten ein Doppelhose-Becken-Gipsverband während angemessen starker Ausdehnung des kranken Gelenkes noch in der Narkose angelegt werden. Erst nach möglichster Fixirung der Correctur in demselben gehe ich zum etwa erwünschten Extensions-Verbande über.

In der Praxis wird die Beseitigung höherer Contracturstellungen sich hauptsächlich auf das Hüftgelenk, viel seltener schon auf das Kniegelenk und nur ausnahmsweise auf eines der anderen grösseren Gelenke beziehen. Ich habe nach dem Redressement forcé niemals den Eintritt schwerer, auf die Gelenkreizung folgender Erscheinungen beobachtet, nachdem das mässig ausgezogene Gelenk zunächst mittelst Gipsverbandes in absolute Ruhe gestellt war. Freilich folgte mitunter etwas Fieber nach, das aber gewöhnlich bis zum 2. oder 3. Tage, oft schon nach 24 Stunden zurückging. Auf vorher bestehende Schmerzen sah ich die Contractur-Verbesserung fast immer günstig einwirken. Das mitunter erwähnte Auftreten von grösseren Abscessen ist mir in keinem Falle erinnerlich.

Niemals empfehle ich die Massage eines florid tuberkulösen Gelenks! — auch wenn keine Abscesse an demselben erkennbar sind, deren Aufbruch an gefährlicher Stelle durch sie befördert werden könnte. Die Möglichkeit, dass durch die Massage auf rein mechanischem Wege tuberkulöse Infectionsstoffe in die Lymphgefässe, selbst in die rückläufige Blutbahn eingetrieben werden können, darf nicht ausgeschlossen werden.

Wenn eine chronische abgegrenzte, oberflächlich gelegene Knochen-Anschwellung in einer Epiphyse, die von vorn herein ohne Fieber und örtliche entzündliche Erscheinungen verlief, trotz der passenden Behandlung und Ruhigstellung sich nicht verkleinert, wohl aber bei Bewegung immer schmerzhafter wird und dazu Abweichungen von der normalen Stellung der Gelenkflächen zu einander eingeleitet werden; wenn das geschlossene Gelenk selbst noch keine weiteren pathologischen Veränderungen zeigt: so darf man von der extrakapsulären Eröffnung des wahrscheinlichst in dem angeschwollenen Epiphyse-Theile vorhandenen tub. Herdes mittelst der Ignipunktur einen Heilerfolg erwarten. Wenigstens darf man hoffen, auf diese Weise den Durchbruch eines solchen Herdes in die Gelenkkapsel hintanzuhalten. So ist es mir mehreremale geglückt, durch die extrakapsuläre aseptische Ignipunktur derartige Auftreibungen des äusseren Condylus fem., sowie der unteren Tibia-Epiphyse ohne Miterkrankung des betr. Gelenkes zur Heilung zu bringen. An einer tiefer gelegenen Epiphyse tritt die grössere Unsicherheit der Diagnose diesem Verfahren entgegen; an den kleinen Knochen des Hand- und Fussgelenkes die gewöhnlich schon vorhandene Mitbetheiligung kleiner Synovialsäcke. Indessen braucht man sich, namentlich bei Kindern, nöthigenfalls nicht zu scheuen, z. B. den Taluskopf, den häufigen primären Sitz beginnender Fussgelenkstuberkulose, unter Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse durch die Gelenkkapsel hindurch mit dem Thermokanter zu punktiren, wie ich es in einem Falle mit gutem Erfolge that. Auch am Schultergelenke sind von verschiedenen Autoren solche Heilerfolge der Ignipunktur bei unzweifelhafter Tuberkulose des Humeruskopfes berichtet worden.

Günstiger liegen freilich die Heilungs-Verhältnisse, wenn an einem oberflächlich gelegenen, an einer Gelenkbildung sich betheiligenden Knochen der extrakapsuläre Aufbruch eines in ihm eingeschlossenen tub. Herdes oder einer tub. Sequesterhöhle erfolgte.

Eine durch die äusserlich sichtbare, oder nach Eröffnung eines oberflächlichen kleinen Abscesses freigelegte Fistel geführte Sonde bestätigt dann die Diagnose und erleichtert die genügende Freilegung und Ausräumung des aufgefundenen Herdes. So schilderte v. Volkmann (Sammlung klin. Vorträge No. 168/69) den seltenen Fall einer oberflächlich an der äusseren Seite des gr. Trochanter mündenden Fistel, welche nach Ausweis der eingeführten Sonde den Schenkelhals s. Länge nach durchsetzte und in eine mit tub. Sequestern erfüllte, bis nahe an den Epiphysenknorpel des Schenkelkopfes reichende Höhle führte. Die Ausräumung derselben ohne Eröffnung des Hüftgelenks beseitigte die vorhandenen coxit. Symptome und führte zu dauernder Heilung. Freilich ist das ein selten glückliches Ereigniss! Auch König (Tub. der Knochen u. Gelenke, p. 124) berichtet über einen ganz ähnlichen Fall und seinen glücklichen Ausgang.

Ich entdeckte in einem Falle von andauernder, den Gebrauch des Fusses vollständig hindernder Schmerzhaftigkeit der Fusswurzel einmal einen ausgesprochenen Schmerzpunkt an der Ferse unter dem Ansatz der Achillessehne und eine scheinbar kleine Lücke am Knochen. Die subperiostale Freilegung desselben und nachfolgende Akupunktur wies eine Höhle im Fersenbeine nach, die sich ziemlich weit nach vorn verfolgen liess. In ihr fand sich nach der Aufmeisselung ein grösserer tub. Sequester, nach dessen Entfernung die Heilung begann. — In einem anderen Falle führte eine durch Eröffnung eines kleinen Abscesses freigelegte feine Fistel in eine ähnliche tub. Sequesterhöhle des Fersenbeines. — In gleicher Weise wurde eine tub. Sequester-Höhle an der unteren Tibiaepiphyse entdeckt und Heilung nach deren Ausräumung erzielt.

Jeder an einem tuberkulösen Gelenk beobachtete oberflächliche oder tiefer liegende Abscess, der sich trotz zweckmässiger arzeneilicher und mechanischer Behandlung (Ruhigstellung und Compression des kr. Gelenkes) nicht zurückbildete, soll alsbald künstlich eröffnet werden, hauptsächlich um der Möglichkeit seines Durchbruches in den Gelenksack und den sich daraus entwickelnden schweren Gefahren nach Kräften vorzubeugen. Während die Eröffnung oberflächlicher Abscesse keine Schwierigkeiten bietet, muss man sich mit ihr bei den tieferen vorsehen, wenn sie in der Nähe grösserer Gefässe liegen oder möglicherweise mit deren Scheiden verlöthet sind. Man sucht deshalb nach entsprechend ausgiebiger Durchschneidung der

Haut und der äusseren Fascie sich den Weg zu ihnen zwischen den Muskeln hindurch mit stumpfen Instrumenten, der Kornzange oder der geschlossenen Hohlscheere zu bahnen, eröffnet sie dann mit der Hohlsonde und erweitert sie auf letzterer nach Einführung einer passenden Kornzange, indem man die Blätter derselben auseinandersperrt. Die Oeffnung in die Abscesswand muss mindestens so gross gemacht werden, dass sie bequem den Finger zu näherer Untersuchung der Abscesshöhle hindurchlässt. Wenn dann die letztere keine weiteren Eingriffe als nothwendig anzeigt, so wird nach Säuberung resp. Abschabung der Abscesswände und vollständiger Entleerung des Inhalts durch Ausspülen der Höhle mittelst Sublimatlösung oder einer Perubalsam-Emulsion ein passendes Drainrohr eingeführt. Die äusseren Schnitte werden vernäht, und ein ausreichender antiseptischer Deckverband wird über ihnen angelegt. Mitunter heilen nach solcher Eröffnung derartige Abscesse unter allmälicher Verminderung ihrer Absonderung aus. — Füllt sich die Abscesshöhle aber von neuem, so wird ihre Spaltung nothwendig behufs Aufsuchung der dann wahrscheinlichst in die Wandung sich öffnenden Fistel, die zu einem Herde oder einem Sequester im Knochen führt. Letzterer muss aufgefunden und ausgeräumt werden, um einen von ihm aus drohenden Aufbruche in die Gelenkhöhle vorzubeugen, zumal wenn er in der Nähe der Gelenkknorpel vermuthet oder nachgewiesen werden kann.

Aus demselben Grunde wird die baldige Spaltung einer extrakapsulär mündenden Fistel (die namentlich nicht an einer der oben erwähnten für den Aufbruch der Senkungsabscesse typischen Stellen sich öffnete) nothwendig. Deren Eintritt in die Epiphyse ist — vielleicht nach Ueberwindung mancher schon früher erwähnten Schwierigkeiten — danach aufzufinden, und ihr Fortgang bis in einen Herd zu bestätigen, dessen Ausräumung dann alsbald erfolgen muss.

Die einfache typische Gelenk-Incision wird bei tuberkulösen Erkrankungen der Gelenke selten angezeigt sein. Ich entsinne mich, sie mehrmals bei jüngeren Kindern am Schulter- und Hüftgelenke vorgenommen zu haben. Diese Fälle zeichneten sich dadurch aus, dass sie sämmtlich nach überstandenen Masern auftraten. Am Schultergelenke bildete sich ohne besondere Fiebererscheinungen und ohne lebhaftere örtliche Entzündung eine Eiteransammlung, die allmälich das Gelenk prall anfüllte. Beim Ein-

schneiden desselben entleerte sich viel dünner, käsig-krümlicher Eiter, nach dessen sorgfältiger Entleerung durch Ausspülungen die Heilung unter allmälich abnehmender Sekretion, in einem Falle sogar rasch ohne besondere Reactionssymptome eintrat. Am Hüftgelenke habe ich mehreremale kopiöse Abscesse relativ rasch auftreten sehen; bei einem ca. 6jährigen Kinde war schon wenige Wochen nach dem Eintritt bemerkbarer Schwellung am Hüftgelenke Luxation des Kopfes auf das Darmbein erfolgt. Auch diese Abscesse heilten nach ausgiebiger Spaltung und Entleerung des dünnen fibrinhaltigen Eiters günstig aus. Ich erinnere mich sehr wol, dass namentlich am Schultergelenk keine auffälligere Schwellung oder Härte am Synovialsacke vorhanden war; wahrscheinlich handelte es sich um eine mehr acute, ausgedehnte, oberflächliche Infection der Synovialis, deren Entstehung durch die Masern vermittelt war.

Dagegen ist bei einem chronischen, tub.-eiterigen Hydrops im späteren Kindesalter, wie er, meist von geringerer Ausdehnung, aus dem eiterigen Zerfalle tub. Granulationen auf der Synovialis hervorgeht, die einfache Eröffnung des Gelenksackes nicht angezeigt. Noch weniger bei Erwachsenen, und um so weniger, je massenhafter der Erguss im Gelenke, und je geringer die Schwellungen und Verhärtungen (Sklerosen) an der Synovialis selbst sich vorfinden. Denn ohne Zweifel heilen im Kindesalter derartige Ergüsse gar nicht zu selten aus, sobald es sich namentlich um partiellen oder abgesackten Zerfall tuberkul. Granulationen auf der nur streckenweise ergriffenen Synovialis handelt, und in solchen Fällen vermag auch die passende Arzeneibehandlung (s. o.) zur Heilung beizutragen, wenn man gleichzeitig der nothwendigen, früher erwähnten Regelung der mechanischen Verhältnisse bei ihr gerecht wird. Bei Erwachsenen ist die Prognose von Anfang an schlechter zu stellen; und je umfangreicher, weicher, fluctuirender und reactionsloser das tub.-hydropische (Knie-) Gelenk sich zeigt, desto aussichtsloser wird der Fall wegen wahrscheinlichster totaler Miliar-Tuberkulose der Synovialis und gehäufter Complicationen mit Tuberkulose anderer Organe. Das Gelenk wird dann zum Noli me tangere. Aber auch bei dem aus weit verbreiteter tub. Synovialis-Granulation entstandenen, im Gegensatze zu der letzterwähnten Form immer viel mässigeren Hydrops (d. i. Ansammlung tub. Eiters innerhalb der bei der Synovialis suppurativa tuberculosa [König] zerfallenden Granula-

tionen) würde die Gelenk-Incision trotz nachfolgender Antiseptik und Drainirung des Gelenks den Process nur verschlimmern, und zu unbesiegbarer Eiterung und Granulationswucherung Veranlassung geben.

In einem solchen Falle mag man bei reichlicher vorhandenem, obgleich niemals schwappende Fluctuation veranlassendem Eiter im Gelenke zunächst eine aseptische, aspirirende Punktion des Gelenks mit stärkerem Troikart vornehmen, um nach derselben sich von den (früher besprochenen) charakteristischen Veränderungen an der kranken Synovialis genauer überzeugen zu können. Diese trotzen schon an sich, besonders aber dann jeder arzeneilichen und anderweiten Behandlung, wenn es zur Sklerose vorhandener synov. Wucherungen gekommen ist. Dann bleibt zur Erzielung möglicher Heilung nur die Exstirpation dieser Wucherungen und womöglich des ganzen erkrankten Synovialsackes übrig, nach vorheriger ausgiebiger, ev. mehrseitiger Eröffnung des Gelenkes. Weil aber die Synovialis in Folge der anatomischen Anordnung mancher Gelenke ohne gleichzeitige Trennung der Articulation, selbst ohne mehr oder weniger ausgiebige Entfernung von Theilen der Gelenkenden nicht radical zugänglich gemacht werden kann, so concurriren derartige Operationsfälle schon mit einer (atypischen) Resection des betr. Gelenkes.

Aber nicht in allen Fällen! Vielmehr hat man wiederholt die interessante Beobachtung gemacht, dass beim Vorhandensein sog. Tuberkelfibrome (s. o.!) und zottiger Wucherungen der kranken Synovialis die Entfernung derselben schon dann zur Heilung führte, wenn auch nicht die ganze Synovialis der Exstirpation zugängig gemacht und wenn die Articulation erhalten werden konnte. Der Heilerfolg schien desto günstiger zu sein, je mehr sich eine (fibrinöse) Sklerose der Gewebe und Wucherungen bemerkbar machte. Der Reiz des operativen Eingriffes und die Anfachung einer gesunden reparirenden Reaction von Seiten des auf grössere Strecken hin wieder freigelegten gesunden Bindegewebes konnte wol die gesunde Ueberwucherung der übrig gebliebenen kranken Reste begünstigt haben. Sehr nahe liegt hier ein Vergleich mit der nicht selten beobachteten heilenden Einwirkung der Laparotomie und der stellenweisen aseptischen Reizung des kranken Bauchfelles bei vorhandener Tuberculose desselben.

Ohne Zweifel spielt die zu Stande gekommene Sklerose der Gewebe, sp. des Bindegewebes, und zwar ihrer Mächtigkeit und

Ausdehnung entsprechend, bei tuberkulösen Processen in allen Organen eine wichtige negative Rolle, insofern sie die vom Bindegewebe ausgehenden Heilungsbestrebungen abzuschwächen und selbst zu vernichten im Stande ist. Bei Lungentuberkulose vermittelt die auftretende und fortschreitende Sklerose die Bildung und den Fortbestand der Kavernen und schliesslich der Lungenphthise, bei welcher der tuberculöse Process und die Lebensthätigkeit der Bacillen vollständig erloschen sein, und von letzteren selbst keine Spur mehr aufgefunden werden kann. Der Tod tritt dann ein in Folge der aus den regenerationsunfähig gewordenen Wandungen fortdauernd austretenden Säfteverluste, in Folge der andauernd abnehmenden Thätigkeit des Athmungsorgans und der aus alledem veranlassten, fortschreitenden allgemeinen Erschöpfung. Ganz ähnliche Vorgänge kann man ja oft genug an alten Unterschenkel-Geschwüren mit sklerotischem Grunde und sklerot. Umgebung beobachten; deren Heilung tritt nur ein nach Beseitigung der Sklerosen und nach Wiedererweckung der reparirenden Bindegewebs-Thätigkeit. Ohne dieselbe kann, wie oft betont wurde, auch die Heilung osteogener tub. Gelenkprocesse nicht zu Stande kommen. So giebt es auch eine Knochen- und Gelenkphthise, welche schliesslich mit Tuberkeln und Tuberkel-Bacillen nichts mehr zu thun zu haben braucht, sondern durch stabil gewordene Sklerosen in den Knochen und den Weichtheilen der Gelenke unterhalten wird. Erst nach chirurg. Beseitigung derselben kann, wenn es noch an der Zeit ist, die Heilung der Gelenkphthise angebahnt werden. Namentlich bei Erwachsenen spielen solche Verhältnisse eine verderbliche Rolle, weil deren Beseitigung auch durch chirurgische Eingriffe viel schwerer zu ermöglichen ist, als bei Kindern, und wegen der durch die bedeutenden Säfteverluste veranlassten Schwächung der Constitution fast immer die Absetzung des ganzen Krankkeitsherdes als einziges, die Lebensrettung noch ermöglichendes Mittel erfordern, zumal dann, wenn eine Vervielfältigung der Tuberkulose droht, oder gar schon eingetreten ist.

Bevor wir nun die Anzeigen für die nothwendig werdende Resection des kranken Gelenkes, oder für die Absetzung desselben weiter erörtern, müssen wir noch die wichtige Frage nach der Berechtigung primärer Resectionen ins Auge fassen.

Im Principe und in der Theorie stimme ich für früheste Beseitigung tuberkulöser Herde, denn jeder kann der Ausgangspunkt für unberechenbar schwere Schädigungen des betr. Gliedes und des

Lebens werden. Aber in der Praxis sind viele andere Gesichtspunkte und Gegengründe ausschlaggebend.

Vor allem müsste ein tub. Herd sicher erkannt sein, selbst hinsichtlich seiner Lage, s. Ausdehnung nach der Gelenkhöhle hin, hinsichtlich des etwaigen Vorhandenseins von gefährlichen Sequestern. Bei noch intactem oder wenig verändertem geschlossenem Gelenke haben wir bereits die Unmöglichkeit einer derartig sicheren Diagnose betont; sogar zugegeben, dass selbst bei eingetretenen schwereren Formveränderungen des Gelenkes die Diagnose niemals mit der wünschenswerthen genauen Sicherheit, sondern immer nur mit Wahrscheinlichkeit, und nur erst durch die Autopsie positiv sicher gestellt werden kann. Ferner ist zu erwägen, dass die Möglichkeit einer spontanen Ausheilung im einzelnen Falle nicht von vornherein abgeleugnet werden kann; andererseits, dass die Gelenktuberkulosen an sich nur in selteneren Fällen allgemeine tub. Infection veranlassten, dass aber dann eine solche — vieler Wahrscheinlichkeit nach — mehrfach durch die Operation selbst herbeigeführt, wenigstens befördert wurde. Weiterhin ist zu erwägen, in welchem Verhältnisse die Schwere des nothwendigen chirurg. Eingriffes und seiner möglichen, oft recht wichtigen Consequenzen zur Sicherheit des zu erzielenden Erfolges stehen würde, auch, dass die Möglichkeit noch anderweiter Lokalisation von Tuberkulose sehr häufig (nach König in c. 80%! der Fälle) vorhanden ist. — Alle diese wichtigen Fragen sind leider von vorn herein nicht zu beantworten, und weil jede Resection nicht nur kein gleichgültiger, sondern in jedem Falle für Form, Brauchbarkeit und Erhaltung des Gliedes ein sehr wichtiger Eingriff ist, so darf er nie auf Gerathewohl hin unternommen werden. — Endlich würde es auch schwer halten, Kranke und deren massgebende Angehörige zur Einwilligung in die Vornahme einer bedeutenden Operation zu bewegen, wenn nur geringfügige oder ihnen geringfügig scheinende Beschwerden vorhanden sind, und wenn, wie gewöhnlich, das Allgemeinbefinden noch befriedigt. Man hat dann schon manche Mühe, die Betreffenden zur Gewährung unbedeutenderer Eingriffe zu stimmen. Erst wenn die Schwere der örtlichen und allgemeinen Veränderungen ihnen selber in die Augen springt, hat man gewöhnlich leichteres Spiel, sie von der Nothwendigkeit auch schwerer Eingriffe zu überzeugen, zumal wenn man selbst von dieser Nothwendigkeit überzeugt ist.

Somit drängen innere und äussere Gründe zu der

practischen Regel, schwerere Operationen, besonders Resectionen an tub. Gelenken nach Massgabe der örtlichen und allgemeinen schweren Befunde und der durch sie erzeugten Gefahren und Beschwerden vorzunehmen.

Demnach wird in schweren und schwersten Fällen von Gelenktuberkulose zur Resection des kranken Gelenkes geschritten werden müssen,

wenn die zeitherige innerliche und äusserliche Behandlung keine Besserung des Gelenkleidens erzielte;

wenn in dem gebrauchsunfähigen Gelenke und Gliede die Schmerzen zunehmen und anhaltend werden;

wenn in den erkrankten Epiphysen grössere tub. Herde, besonders aber grössere Sequester als höchst wahrscheinlich vorhanden erkannt sind;

wenn am kranken Gelenke auffällige Formveränderungen oder Dislocationen, zumal Schlottern, sich ausbilden;

wenn der Aufbruch des Gelenkes an mehreren Stellen erfolgte und eine fortgesetzt starke jauchige Eiterung aus den vorhandenen Fisteln anhält;

wegen unerträglichen Gestankes dieser jauchigen (Knochen-) Eiterung;

wenn zu derselben Sepsis sich gesellt;

wenn sich das Allgemeinbefinden erheblich verschlechtert, Appetitverminderung, Schlaflosigkeit, namentlich Leukaemie mit zunehmender Abmagerung auftritt;

wenn steilere Fiebercurven oder gar hohes continuirliches Fieber anhalten;

wenn trotz mässiger Temperatur der Puls anhaltend kleiner und häufiger wird!;

wenn die Gefahr amyloider Degeneration der grossen Bauchdrüsen bei Kindern und schwere Combinationen tub. Processe in wichtigen Organen bei Erwachsenen drohen. —

Mit der Stellung dieser Indicationen habe ich der Resection ein weites Feld angewiesen, das man ihr jedenfalls nur bei Kindern zugestehen darf, weil die Ausheilung tub. Processe bei ihnen rascher und leichter zu Stande kommen kann, als bei Erwachsenen, und weil bei ihnen die verderblichen Complicationen der äusseren Tuberkulosen mit denen an inneren lebenswichtigen

Organen nicht so häufig eintreten, wie bei Erwachsenen. Man muss manchesmal erstaunen, welche schweren tub. Processe man an manchem kindlichen Gelenke noch der erfolgreichen Resection anvertrauen durfte! Bei Erwachsenen dagegen weisen manche der oben angeführten schweren Verhältnisse auf die Amputation, als das zuverlässigere, heutzutage weit ungefährlichere Rettungsmittel für das bedrohte Leben hin. Im allgemeinen finde ich den Satz vollkommen berechtigt: Jede schwere, aus Tuberkulose entstandene Gelenkphthise mit tieferer Zerstörung und Ulceration der Gelenkenden erfordert bei Erwachsenen im Alter von über 50 Jahren unbedingt die Amputation; im Alter von über 30 Jahren bedingungsweise die Amputation, wenn eine Verallgemeinerung der Tuberkulose, namentlich die Gefahr der eintretenden Lungentuberkulose schon vorliegt oder nur mit Grund zu befürchten ist. Nur in den Fällen darf man die Resection noch ausführen, in welchen eine noch widerstandsfähige Constitution das Vertrauen verdient, dass sie einen längeren, event. mit grösseren Substanzverlusten verbundenen Heilungsprocess erträgt, wie ihn die Resection nicht selten mit sich bringt. Aber auch bei noch jüngeren, jenseits der Pubertätsgrenze stehenden Personen und namentlich bei Erkrankung besonderer Gelenke derselben ist der grössere Vortheil der Amputation reiflich abzuwägen, sobald der Verdacht bereits angehender Lungentuberkulose sich begründet. Weiteres Bezügliche soll bei kurzer Betrachtung der chirurg. Behandlung tub. Processe an einzelnen grösseren Gelenken eingeschaltet werden.

Uebrigens schicke ich auch der Amputation die an dem blutleer gemachten Gliede unerhebliche breite Eröffnung des kranken Gelenkes unter allen technischen Kautelen voraus, um mich durch die Autopsie von der Richtigkeit meines Urtheils vorher zu überzeugen.

Einer sehr wichtigen relativen Anzeige zur Vornahme der Resection, event. der Amputation, muss ich hier noch gedenken, die zumeist Erwachsene betrifft. Wir haben früher gesehen, dass es bei dem völlig atypischen Verlaufe schwererer Gelenktuberkulose unmöglich ist, die Prognose hinsichtlich der Art und der Dauer des natürlichen Verlaufes auch nur mit einiger Sicherheit während des letzteren zu stellen. Kinder können bezüglich ihrer äusseren Verhältnisse die Langwierigkeit des Processes meistens aushalten. Wenn aber ein ärmerer Kranker, der auf sein Erwerben zum

Lebensunterhalte angewiesen, von dessen Thätigkeit das Wohl und Wehe seiner Familie abhängt, auf ein unberechenbar langes, schweres Krankenlager geworfen wird, so kommt ein Zeitpunkt, in dem seinem Kranksein so oder so ein absehbares Ende gemacht werden muss, wenn er und seine Angehörigen nicht unrettbarem Elende verfallen sollen. Eine Operation, die berechenbarere Verhältnisse schafft, wird dann zur gebieterischen Nothwendigkeit, selbst wenn sich eine augenblicklich grössere Lebensgefahr mit ihr verbinden sollte. Der Arzt muss diese Nothwendigkeit nach seinem Gewissen beurtheilen und mit seinem Kranken überlegen; er muss sich so viel als möglich in die Lage des Kranken zu versetzen suchen und den Ausschlag gebenden Entschluss von der Beantwortung der Frage abhängig machen: Was möchtest Du, dass Dir an des Kranken Stelle geschähe? Mehrmals ist mir durch solche Ueberlegung das Amputationsmesser in die Hand gelegt worden, und noch heute sage ich: zum Heile der Kranken, die ihrer Familie und dem Leben schon nach Wochen zurückgegeben werden konnten! — Solche Fälle sind dann meist so geartet, dass auch die Chancen einer Resection gegenüber denen der heutigen Amputation noch viel zu unsicher erscheinen. —

An eine Resection darf man heutzutage *nie mit einem fertigen Plane herantreten, der sie zu einer typischen machen soll.* Es handelt sich zunächst nur darum, an dem blutleer gemachten Gelenke durch dessen ausgiebige Eröffnung, Schritt für Schritt, alles Kranke freizulegen, danach aber auch *nur das Kranke* zu entfernen. Nur mit seltensten Ausnahmen soll — namentlich bei Kindern! — das geringste Knochenstück unnöthig, oder gar der Technik zu Liebe entfernt werden. Selbst die enstehenden grösseren Ungleichheiten an den Epiphysenenden überlasse man getrost dem ausgleichenden Heilbestreben der Natur. Selbstverständlich sind die Epiphysenlinien bei Kindern nach aller Möglichkeit zu schonen. *Nur die Synovialkapsel muss immer vollständig und gründlichst entfernt werden;* für sie gilt keine Schonung, sonst wäre an eine relativ rasche Heilung und an das Ausbleiben eines Recidivs nicht zu denken. Ebenso sind alle Fistelgänge und auch die Fisteln der Haut auf das gründlichste auszurotten, womöglich in weiterer Umgebung auszuschneiden, und die entstandenen Defecte durch die Naht zu schliessen.

Ich gestehe, dass ich mich von der Behandlung der *frischen*

Wundfläche mit Jodoform noch nicht frei machen konnte. In der Nachbehandlung bevorzuge ich den verdünnten Perubalsam. Die innere Behandlung wird auch während der letzteren den gegebenen Anzeigen gemäss fortgesetzt.

Unter allen Umständen bringt die Resection für den Kranken zunächst die grosse und dankbar von ihm empfundene Wohlthat mit sich, dass sie die bisherigen quälenden, oft schrecklichen Schmerzen mit einem Schlage beseitigt!

6.

Zum Schlusse erwähne ich im allgemeinen der chirurg. Behandlung tub. Processe an einzelnen grossen Gelenken und einiger specieller Resultate derselben.

Von vielen mir zu Gebote stehenden Krankengeschichten werde ich nur die wichtigsten und die bezügl. Processe am besten zeichnenden anführen.

Die am **Hüftgelenk** auftretende Tuberkulose schafft in seltenen Fällen leichte, in den meisten Fällen aber schwere, und bei der häufigen Mitbetheiligung der Pfanne und selbst der anliegenden Beckenknochen schwerste Erkrankungsprocesse mit sehr zweifelhafter Prognose. Entsprechend unserer heutigen Erkenntniss ist der frühere Begriff der „Coxitis" ein ungemein vager, und frühere, auf diesen Namen begründete Krankheits- und Heilungsgeschichten sind mit skeptischer Vorsicht aufzunehmen. Dass eine schwere, osteogene tub. Coxitis, an der sich, wie zumeist, die Pfanne mitbetheiligte, je durch arzeneiliche Behandlung geheilt wurde (vielleicht den Fall ausgenommen, dass Luxation des Schenkelkopfes zu Stande gekommen war), bezweifele ich entschieden, würde mich aber sehr freuen, wenn meine Zweifel eine gründliche Widerlegung erführen. Aber es kommen sicher leichtere „Coxitiden" vor, die sich einmal auf eine leichtere katarrhalische, selbst serofibrinöse Kapselentzündung zurückführen lassen. Viele Collegen werden solche nach Masern, auch nach Scharlach beobachtet haben. Sie kennzeichnen sich durch die Anamnese, durch Eintritt bemerkbaren Anfangsfiebers oder Steigerung des etwa noch vorhandenen, und nehmen häufig, rasch verlaufend, den Ausgang in Abscessbildung und in Heilung nach Eröffnung des Abscesses. Für's andere aber kommen (obschon seltener) auch leichtere und mittelschwere Formen wahrer tub. Coxitis vor, bei denen es unter relativ rascher, fieberloser Heranbildung der

Aufangsbeschwerden nur zur Entstehung kleiner sequesterloser Herde kommt, durch welche die Synovialis nicht oder nur in geringer Ausdehnung inficirt wird. Solche Formen können schon binnen Monaten zur Heilung gelangen. Aber man beachte dabei, dass diese Formen des Processes leicht rückfällig werden und dann unter schwereren Symptomen auftreten können! — Neben der angezeigten inneren Behandlung wirkt bei ihnen die frühzeitige Beseitigung etwa sich einstellender Contracturen und die Gewichte-Extension besonders vortheilhaft. — Ferner erübrigt die trockene Form der Granul.-Tuberkulose, die gewöhnlich den Schenkelkopf, dann auch die Synovialis befällt, dadurch erkennbar, dass sie ohne Entzündung und Anschwellung der Gelenke, sogar unter Schwund der Gelenkgegend und des Oberschenkels, unter lebhaften Schmerzen eine rasche Versteifung des Gelenkes, Flexions-Contractur und wahre Muskelverkürzungen, allmälich auch wahre Verkürzung des Femur (durch Verkleinernng des granulirenden Kopfes) herbeiführt. Der Process kann innerhalb 1—2 Jahre ohne Eiterung, wegen Schrumpfung der tub. Granulation auf Knochen und Synovialis verlaufen; freilich kann sich auch durch zwischentretende äussere Veranlassungen (z. B. Fallen!) ein umschriebener Abscess entwickeln, der aber unter günstigen Umständen wieder zurückgeht. Phosphor und Kieselerde erscheinen gegen diese trockene Granulationsform besonders angezeigt.

Vor wenigen Jahren beobachtete ich den Ausgang einer derartig abgelaufenen Hüfttuberkulose an einem ca. 6jährigen Knaben, nach fast 2jähriger Dauer der Krankheit. Es hatte sich neben mässiger, absoluter Verkürzung des Oberschenkelbeins eine Flexionskontractur von ca. 60° und Ankylose im Gelenke ausgebildet. Daneben bestand wahre Verkürzung des grossen Streckers, bez. des langen Rectus-Kopfes, die auch durch die Narkose nicht beeinflusst wurde. Erst nach Durchschneidung desselben wurde die Correctur der Ankylose ermöglicht und hatte befriedigenden Erfolg.

Bei schwerer tub. Coxitis kommt es leider am häufigsten zur Verkäsung und Vereiterung der Granulationen. Der bezeichnende, bisher langsame und gelinde Verlauf des tub. Processes exacerbirt unter Eintritt von Schmerzen, aus deren Heftigkeit und Steigerung bei jeder Bewegung und namentlich zur Nachtzeit man auf die Verschlimmerung einer Erkrankung der Gelenkenden schliessen darf. Je plötzlicher diese Schmerzen auftreten, um so schlimmer

ist jene zu beurtheilen. — Aber es dauert in manchen Fällen doch recht lange, bevor der Eiter die Gelenkkapsel durchbricht. Ich sah die Durchbr.-Fisteln fast gleich häufig an der Aussenseite und Innenseite des Gelenkes münden, meines Erinnerns noch häufiger an der inneren. Hier wird die Senkung bekanntlich befördert, wenn der Eiter zunächst in den Schleimbeutel des Iliopsoas durchbrach, oder durch die nicht selten natürliche Communicationsöffnung derselben mit dem Hüftgelenke aus diesem in jenen gelangte. Auch die Senkungen nach dem Troch. minor zu werden häufiger beobachtet. Nach hinten, aussen und oben fand ich den Gelenkeiter kaum andernfalls, als nach spontaner Luxation des Schenkelkopfes. Bei complicirender Pfannen- und Becken-Tuberkulose kann sich die schlimme Verbreitung des Eiters nach der Beckenhöhle zu ereignen, namentlich auch, wenn es zu einer (weniger häufigen) Durchbohrung des Pfannengrundes und des deckenden Periosts gekommen war. Der Eiter verbreitet sich dann unter dem Iliacus, und kann sich von da nach dem kleinen Becken, nach der hinteren Seite des Oberschenkels, nach dem Damm, selbst an und in den Mastdarm*) senken. — Ein vereinzelt auftretender Abscess kann zunächst für sich eröffnet werden. Wenn aber mehrfache Eitersenkungen an die Oberfläche treten, oder wenn

*) Eine von Erkrankung der Beckenknochen ausgehende Eitersenkung in den Mastdarm ist jedenfalls ein ausserordentlich seltenes Ereigniss. Haberen (v. Volkmann'sche Klinik) und Koenig erwähnen derselben als eines ganz vereinzelten Vorkommnisses. Deshalb möchte ich folgende eigene Beobachtung nicht vorenthalten, welche ich nachträglich aus März 1879 fand.

Der Gipsformer K. S., 30 Jahre, bekam vor 3 Jahren heftige Schmerzen in der rechten Weiche, die ihm das Gehen sehr beschwerlich machten und ihn 7 Wochen lang fest an das Bett fesselten. Nebenbei ziemlich hartnäckige Stuhlverstopfung. Gegen Ende dieser 7 Wochen erfolgte eine reichliche Eiterentleerung durch den Mastdarm; Patient gebrauchte aber danach noch 8 Wochen, um wieder etwas auf die Beine zu kommen. Doch musste er wegen der immer wieder auftretenden Schmerzen und Unfähigkeit zum Gehen öfter „2 bis 3 Wochen lang" zu Bett liegen. Seit mehreren Wochen sind die alten Schmerzen in der Weiche wieder heftiger aufgetreten, und seit kurzem kam über dem rechten Poup. Bande eine jetzt eigrosse, ganz entzündungslose, weich fluctuirende Geschwulst zum Vorschein.

Mit vieler Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass es sich in diesem Falle um eine Knochen-Herd-Tuberkulose in der Pfannengegend handelte, von der aus das erste Mal eine Senkung in das kleine Becken, bezügl. von da aus in das Rectum, das zweite Mal eine typische Senkung unter den Iliopsoas zum Poup. Bande hin erfolgt war. Leider konnte ich damals den Fall nicht weiter beobachten.

gar ein Beckenabscess erkannt wird, so ist das ein sicheres Zeichen, dass eine sehr schwere Knochentuberkulose vorliegt, und dann ist die Eröffnung solcher Abscesse nur gleichzeitig mit der Resection des Schenkelkopfes, danach mit der Aufsuchung und Entfernung tub. Herde und Sequester vorzunehmen. Denn in solchen Fällen handelt es sich so gut wie immer um schwere Miterkrankung der Pfanne, wol auch ihrer knöchernen Umgebung. Die Miterkrankung, ja sogar die Primärerkrankung der Pfanne ist bei schwereren tub. Coxitiden die Regel und complicirt in unberechenbarer Weise den Process hinsichtlich seiner Schwere, seiner Recidivfähigkeit und seiner Dauer. Jeder Beckenabscess, jede Eitersenkung unter den Iliac. internus und unter das Poupart'sche Band soll gleich bei der Resection von der Spina a. s. her breit eröffnet, gründlich gesäubert, und die Pfannengegend soll auch von oben her gründlich untersucht werden.

Die spontane Luxation des Schenkelkopfes auf den hinteren Pfannenrand oder das Darmbein kann, wie ich selbst beobachtete, auch bei einer acuten oder subacuten Synovitis mit bedeutendem eitrigen Erguss in den Gelenksack erfolgen, und ist dann von geringerer Bedeutung, als bei der osteogenen tub. Coxitis. Denn bei dieser kommt sie gewöhnlich zu Stande in Folge der Ausfüllung der Pfanne mit massenhafter tub. Granulation, in welche auch das Ligamentum teres mit hineingezogen wurde. Selbst wenn es noch gelingt, den luxirten Kopf zu reponiren, so drängen ihn diese Granulationen immer wieder heraus.*) Die Granulation kann von dem erkrankten Pfannengrunde selbst, aber auch von tub. Knochenherden der Umgebung ausgehen, welche in die Pfanne durchbrachen. Wegen der unbedingten Schwere und Gefährlichkeit solcher tub. Localisation erfordert deshalb die qu. Spontanluxation immer die Resection des Caput femoris, selbst wenn letzteres noch wenig in Mitleidenschaft gezogen ist. Die

*) Ein an sich interessanter Fall von schliesslich erzielter bleibender Reposition des sich wiederholt luxirenden Schenkelkopfes, den Goullon in seinen „Skrofulösen Erkrankungen", pag. 223 beschreibt, hat mit osteog. tub. Coxitis Nichts zu thun. Schon die eine Bemerkung „Die ganze Gegend des Hüftgelenks war entzündet und geschwollen, welche Erscheinungen sich auch der oberen Partie des Oberschenkels mitgetheilt hatten" spricht gegen eine solche. Alle angeführten Symptome deuten vielmehr darauf hin, dass es sich bei dem 7 Monate alten Kinde um eine subacute serofibrinöse Synovitis des Hüftgelenks gehandelt hat.

anatomische Anordnung des Hüftgelenks erfordert in solchem — an sich schon ausnahmsweisen — Falle die Ausnahme von der Regel, bei den Resectionen nur erkrankte Knochen zu opfern. Denn ohne Entfernung des Kopfes ist man eben nicht im Stande, allstellig zu dem so tief gelegenen Pfannengrunde zu gelangen. Nur wenn man in ganz seltenen Fällen sicher (?!) wäre, es nur mit einer Erkrankung des Pfannenrandes zu thun zu haben (z. B. bei Sequester in demselben, der leicht zugängig gemacht werden kann), würde man berechtigt sein, die Resection des gesunden (?) oder oberflächlich erkrankten Kopfes ganz oder zum Theil zu unterlassen.

Im Gegensatze zur spontanen Luxation geben auch schwere Contracturen und Ankylosen (die fast nie knöcherne sind), zumal bei vorhandenen Fisteln die Anzeige zur Resection.

Bei der Resection selbst entferne ich nur den Schenkelkopf und trenne schon seit vielen Jahren den Knochen nicht principiell unter dem grossen Trochanter, dessen Muskelansätze auch an ihm belassen werden. Während ich mich schon vor 20 Jahren auf die Resection des Kopfes beschränkte, kam ich in Mitte der 70er Jahre auch auf den damals viel betretenen Abweg der princip. Entfernung des Trochanter. Ich habe aber einigemale mit derselben schlechte Erfahrungen gemacht, insofern bei den damals geläufigen Recidiven der Tuberkulose im resecirten Gelenke eine Verbreitung derselben auf die Femurdiaphyse erfolgte. Zwar entsinne ich mich nur in einem Falle, das kranke Kind nach langwieriger Dauer des tub. Processes an amyloider Degeneration verloren zu haben, aber auch in den geheilten Fällen bedurfte es langer und beschwerlicher Behandlung, nicht nur die Tub.-Recidive im res. Gelenke, sondern auch die entstandenen Rarefactionen an der oberen Diaphysengrenze endlich zu besiegen. Es war ja kein Wunder, wenn auch die besten Chirurgen damals und bis vor nicht langen Jahren sich über die mühsame und alle Mühe doch schlecht lohnende Nachbehandlung der Hüft-Resection beklagten. Nach 3, höchstens 4 Wochen leidlichen Verlaufs kamen die Recidive der tub. Granulation, man wusste gar nicht, woher. Man hatte namentlich keine Ahnung von dem ungemein häufigen Miterkranken der Pfanne, auf die erst Ende des vorigen Jahrzehnts namentlich R. v. Volkmann aufmerksam machte. Ebenso wenig erkannte man bis dahin die Nothwendigkeit der totalen Synovialisexstirpation. Daher kam es, dass man sich oft Jahre lang mit den Nachwehen der Hüftresection herumzuquälen hatte, und dass

manche Kranke Jahre hindurch den Heilanstalten zur Last fielen. Man erwähnte ihrer schliesslich nicht mehr gern. — Das Alles hat sich heute zwar sehr gebessert, Dank der besseren Erkenntniss der betreff. pathol. Vorgänge und der durch sie beeinflussten Verbesserung der Operationstechnik. Aber die früher so einfache Operation kann heute zu einer der mühsamsten Resectionen werden, weil die Tiefe und verhältnissmässige Enge des Operationsfeldes der nothwendigen Subtilität der Untersuchung mitunter recht unbequem und hinderlich werden kann, und weil schon die saubere gründlichste Wegnahme der Synov.-Kapsel deshalb peinliche Sorgfalt erfordert. Das alles kann auch die Sicherheit des Erfolges erschweren. Wenn auch manche Autoren über aussergewöhnlich rasche Heilungen in so vielen Wochen berichten konnten, als diese sonst Monate gebrauchten, so bin ich doch überzeugt, dass solchen glücklichen Fällen auch wieder andere folgten, in denen die definitive (!) Ausheilung erst nach Jahren erreicht wurde. Manchmal werden solche Fälle der Vergessenheit übergeben. Bei manchen derartigen Mittheilungen konnte ich mich der Ueberzeugung nicht erwehren, dass es sich bei den bezügl. Kranken nicht um Tuberkulose, sondern um einen am Hüftgelenk gar nicht seltenen osteomyëlitischen Process gehandelt habe, der allerdings binnen kürzerer Zeit seinen Verlauf nimmt und eine viel raschere Heilung einer erfolgten Resection ermöglicht. Das kenne ich auch aus Erfahrung.

Jedenfalls habe ich in den letzteren Jahren auch in Bezug auf die Dauer der Heilung wesentlich bessere Erfolge gehabt, als in den früheren, und bin mir der Gründe derselben bewusst.

Ich habe in meiner Privatpraxis eine ziemliche Anzahl von Hüftgelenk-Resectionen gemacht. Ich habe mehrere Kranke an denselben verloren, die an baldigem Ausbruche der tub. Meningitis zu Grunde gingen (s. o.); ich kann es nicht bestreiten, ob nicht so gut wie anderswo die Chloroform-Narkose oder die Operation selbst diesen Ausbruch beschleunigte. Im Ganzen aber habe ich den Eindruck gehabt, dass in viel mehr, und oft ungemein schweren Fällen der Operation die Lebensrettung zunächst zu verdanken war. Alle Kranken — Kinder — wurden durch dieselbe anfangs ungemein entlastet und erholten sich bemerkbar in den ersten Wochen nach der Operation; später kann das Befinden unter Umständen wieder recht schwanken. An der operativen Leistung selbst habe ich auch heute nur eine gemischte Freude; dankbarer

ist sie jedenfalls an den anderen Gelenken, und zumal würde mich der Erfolg einer medicinischen Behandlung betreffender Fälle, den ich mir mit Recht und gutem Gewissen zuschreiben dürfte, mit viel grösserer Genugthuung erfüllen.

Die wahrscheinliche Prognose der Resection wird durch das Alter der betreffenden Kranken wesentlich beeinflusst. Meinen Beobachtungen nach giebt das mittlere Kindesalter die durchschnittlich beste, doch berichtet König von glücklichen Erfolgen der Resection an 1½ bis 2jährigen Kindern. Sehr viel zweifelhafter werden diese bei Erwachsenen, bes. jenseit der vierziger Jahre. Doch ist gerade bei ihnen die Resection im ganzen dringlicher angezeigt, obgleich sie entschieden gefährlicher ist, als bei Kindern, bei denen man von ihr den Eindruck einer besonders schweren Verletzung kaum bekommt. Denn eine tub. ost. Coxitis heilt bei Erwachsenen ausserordentlich selten freiwillig aus. Die Kranken kommen im jahrelangen Verlaufe derselben sehr herunter, und auch von aussen her drängen die Verhältnisse oft zu einer Entscheidung der Dinge. Im Vergleiche zu der von Fock im Jahre 1860 (im 1. Bande des Langenbeck'schen Archivs f. Ch.) angelegten, den Erfolg seitheriger Hüftresectionen betreffenden Tabelle haben sich seit der Antiseptik die Resultate der Operation freilich sehr gebessert; aber die Heilung der tub. Coxitis bei Erwachsenen durch die Resection gehört auch heute noch zu den glücklicheren Ereignissen, obgleich König derselben mehrfach bei Kr. in den 40er, 50er Lebensjahren, bei einem Manne sogar von 56 Jahren erwähnt; letzterer machte 1½ Jahr nach der Operation „stundenlange Wege ohne grosse Anstrengung“. Leider wird die Aussicht auf eine glückliche örtliche Heilung durch die meist vorhandenen anderweiten Complicationen der Tuberkulose bei Erwachsenen vereitelt.

Ein schweres Kreuz legt dem Kranken und dem Arzte eine auch nach völliger Ausheilung der Resectionswunden mitunter zurückbleibende tub. Becken-Caries auf. Sei es, dass bei der Revision der Pfanne und ihrer zugängigen Umgebung ein tub. Herd übersehen wurde, sei es, dass ein solcher zerstreut und abgelegen vom Operationsfelde bestand, so veranlasst derselbe nach seinem Aufbruche — mitunter während der sich hinziehenden Heilung der Resectionswunde oder später nach Abschluss derselben — erneute Abscess- und Fistelbildung an ihm entsprechenden, meist an der Innenseite des Oberschenkels und unterhalb des Poupart'schen Bandes ge-

legenen Stellen. Das Auffinden solcher Herde ist oft mit sehr grossen Schwierigkeiten verbunden und misslingt oft für längere Zeit. Doch pflegt die Sekretion aus ihnen für gewöhnlich nicht zu stark zu sein, obgleich es mitunter — selbst nach längerer Zwischenzeit — noch zu einer neuen Senkung kommen kann. In Bezug auf das Allgemeinbefinden aber führen diese Eiterungen viel geringere Nachtheile herbei, als die von der Gelenktuberkulose herrührenden. War diese ganz beseitigt, so pflegten Kinder sich trotz derselben zu erholen und nach jeder Richtung zuzunehmen, zumal, wenn ihre reichliche Ernährung und der Wiedergebrauch des geheilten Beines in freier Luft ermöglicht war. Auch darf man auf die nachträgliche Ausheilung solcher Herde rechnen, wenn sie keine grösseren skleros. Sequester enthalten; wenn sie nicht erfolgt, so ist man freilich vor Verallgemeinerung der Tub., ev. vor amyloiden Entartungen nicht sicher und muss Alles an die Auffindnng und Entfernung des Herdes setzen. Ungünstigen Falles kann die Fisteleiterung viele Jahre bestehen. Ich behandelte 1884 einen Mann von 31 Jahren, bei dem eine linksseitige ost. tub. Coxitis seit ca. 15 J. mit Flexions-Contractur und Ankylose im Hüftgelenke ausgeheilt war, der aber zur Zeit noch weitverzweigte Fisteln zeigte, die auf grössere rauhe Stellen am absteigenden Sitzbeine und unteren Darmbeine führten. — Ein ähnlicher Fall stellte sich bald darauf vor.

Die Erforschung und zumal die Ausräumung tub. Herde in der Nähe der Crista oss. il., selbst in der fossa iliaca, wo ich sie vorgenommen habe, war nicht besonders schwer. Wie sehr sich aber in der hinteren Beckengegend die Schwierigkeiten steigern können, erlaube ich mir, etwas abschweifend, durch folgenden Fall zu illustriren.

Im Mai 1887 stellte sich mir eine 56jährige, seither auswärts behandelte Dame vor, die seit Jahr und Tag an einer zunehmenden Anschwellung des Unterleibes litt, in der Meinung, dass sie vielleicht eine Ovariengeschwulst bei sich trage. Der Bauch hatte einen bedeutenden Umfang von einigen 90 cm; die Geschwulst wölbte sich besonders in der rechten Seite hervor und reichte bis in die Nähe des Poupart'schen Bandes. Sie erwies sich als abgesackt und fluctuirte deutlich unter den prall gespannten Bauchdecken. Ueber ihre Entstehung war nichts Sicheres zu erfahren. Das Allgemeinbefinden war im ganzen gut, nur erschien die mehr als mittelgrosse Person etwas abgemagert und auch im Gesicht etwas hager geworden. Kein Fieber, keine entzündlichen Erscheinungen. Nach Aufnahme der Kr. in meine Heilanstalt wurde zunächst eine Probe-Punktion

gemacht, welche einen dünnen, fibrinhaltigen Eiter lieferte. In Folge dessen stellte ich von vorn herein meine Diagnose auf einen retroperitonaealen, von einer osteogenen Tuberkulose in der hinteren Beckenwand ausgehenden Senkungsabscess. Zwei Tage darauf wurde derselbe von einem breiten Einschnitte über dem r. Poup. Bande aus eröffnet, darnach wurden mehrere Liter dünnen, mit Fibringerinnseln stark vermischten Eiters entleert. In die Wunde drängte sich sofort schlottrige Granulation. Die nun eingeschobene dicke, weiche Zinnsonde führte in eine grosse, bis in die obere Gegend der r. Kreuzbeinfuge reichende Höhle, konnte aber keinen rauhen Knochen entdecken. Mit breitem, wenig scharfem Löffel wurden nun die Wände der Höhle abgeschabt und dabei Hände voll tub. Granulationen entleert, deren Reste mittels 3proc. Borsäurelösung ausgespült wurden. Nach Einführung eines langen dicken Drains wurde die äussere Wunde genäht und ein grosser antisept. Compressions-Verband angelegt. — Unter mehrfacher Erneuerung desselben verklebten die Abscesswände reactionslos mit einander, bis auf den durch das Drainrohr unterhaltenen Gang. Letzteres wurde allmälich verkürzt. Pat. verliess nach 14 T. das Bett und reiste nach 4 Wochen nach Hause.

Wie aber vorausgesetzt wurde, schloss sich die Fistel nicht. Die Secretion blieb jedoch in mässigen Grenzen und die Pat. bei leidlichem Wohlbefinden, bis sie im Juni 1888 mit belästigenden Schmerzen im Kreuzbein und der linken Hüfte, nach einer körperlichen Anstrengung, zurückkehrte. Am Tage der Wieder-Aufnahme betrug die K.-T. 39°, P. schlug 114. Am folg. Tage T. 37,5, P. 94. Die Absonderung aus der Fistel hatte sich vermehrt, Pat. sah angegriffener aus, klagte auch über Brustschmerz. Steigerung und Nachlass der Erscheinungen wechselten, so dass ich mich auf wiederholten dringenden Wunsch der Kranken zu einer Rad.-Operation, zur Aufsuchung und Ausräumung des unzweifelhaft vorhandenen Herdes entschloss, den ich nach wiederholtem Ausweise der Sonde (die übrigens niemals auf Knochen stiess!) cr. $1^1/_2$" unter der hinteren Crista il. in grosser Nähe der Kreuzbeinfuge, bedeckt vom M. psoas vermuthete. — Vom äusseren Rande des M. sacrolumb. beginnend, wurde ein cr. 10 cm. langer Schnitt auf der hinteren Crista il. entlang bis auf den Knochen geführt, und von diesem aus das innere Beckenperiost sammt dem Psoas bis zu der vorher abgeschätzten Tiefe abgehoben. Gegen den eingeführten Finger wurde die von der vorderen Mündung des Fistelganges eingeschobene Sonde gedrängt, die nach wiederholten tastenden Versuchen auch den durch M. psoas gehenden Abscessspalt durchdrang und dann direct in den Eingang einer, an fast richtiger Stelle vermutheten tub. Höhle im Knochen, c. 2 cm. von der Kreuzbeinfuge entfernt traf. Diese Höhle wurde mittelst krummen Hohlmeissels eröffnet, und ein grösserer tub. Sequester aus ihr entfernt; sodann wurde auch die hintere Wand derselben durchschlagen, ihre Wandung ausge-

schabt, und ein langes, dickes Drainrohr von vorn her, hinter dem Bauchfell fort durch die Knochenhöhle, durch M. glut. und die Haut der hinteren Beckengegend nach aussen geführt. Nach Schluss der äusseren Wunde erfolgte die Anlage des grossen Occlusivverbandes.

Leider ging die Kranke an complic. Nieren- und Pleura-Tub. unter zunehmender Erschöpfung in Mitte des Sept. zu Grunde. — Ich bedauerte jetzt sehr, die Rad.-Operation nicht früher ausgeführt zu haben!

Wenn nach Resection einer schweren Hüftgelenk-Pfannen- oder gar Beckentuberkulose der Heilungsprocess sich lange hinzieht und das kranke Kind lange während desselben liegen muss, so kommt es nicht selten noch nach Monaten, trotz aller anfänglichen Vorsichtsmassregeln, zu einer starken Flexions-Contractur in der Hüfte; in zweiter Reihe zu einer Adductionsstellung des Beines, seltener zu einer Rotation desselben nach aussen. Die Mehrzahl der Kranken ist begreiflicherweise nicht in der Lage, Monate oder Jahre lang sich den Aufenthalt in einer Heilanstalt und die beständige Controle derselben zu gönnen; deshalb müssen sie leider früher, als oft wünschenswerth, in ihre nicht immer passenden häuslichen Verhältnisse zurückentlassen werden. Dort weicht der bisherige Ernst für die Sache nur zu oft der Gewöhnung an dieselbe; trotz aller mitgegebenen dringenden Verhaltungsregeln, namentlich in Bezug auf die fortgesetzte Controle zweckmässiger Lagerung und der (wenigstens nächtlichen) Extension nehmen es manche Aeltern mit derselben auf die Dauer wenig genau. Ja ich weiss aus wiederholter Erfahrung, dass Monate, selbst Jahr und Tage vergehen, bis das noch nicht ausgeheilte Kind wieder vorgestellt wird. Nach Hüft-Resection kommt das wol am meisten vor, weil nach ihr der Kranken-Transport am mühsamsten ist. Man muss schliesslich darauf gefasst sein, eine Flexions-Contractur bei dem Resecirten zu finden, wenn auch Alles inzwischen verheilt ist; und das noch eher, wenn Fisteln in der Resectionsnarbe oder vom Becken her noch forteiterten. Im letzteren Falle wird zunächst eine, selbst eine wiederholte Nachoperation nöthig, um die noch verborgenen alten oder neuen Sequester zu finden und zu entfernen.

Aus vorstehender Erfahrung ergiebt sich die practische Regel, die in der Hüfte Resecirten nicht zu spät zum Beginne ihrer Gehversuche (an der Stütze) zu veranlassen; vielmehr mit solchen vorsichtig zu beginnen, sobald das allgemeine und örtliche Befinden, sowie die gehobenen Kräfte es einigermassen gestatten.

Die Verbesserung der erworbenen falschen Stellungen des Beines nimmt man erst dann vor, wenn wenigstens das Gelenkgebiet vollständig ausgeheilt ist.

Ich lasse noch kurze Notizen über einige schwere Fälle von Hüft-Resection aus den letzten 11 Jahren folgen, so genau ich dieselben heute noch geben kann. Leider bin ich nur in verhältnissmässig wenigen Fällen in der Lage, über das spätere Endergebniss derselben zu berichten. Bei der grossen Beweglichkeit der Berliner Bevölkerung sind betreffende Nachrichten schwer zu erlangen.

1. M. Z. 6 J. Bisherige Dauer der Erkrankung mindestens 2½ J. R. abgelaufene Cox. tub. mit nachträglicher Flexions-Contr. von c. 80°. — L. floride tub. Cox. Luxation des Gel.-Kopfes auf das Darmbein, 1¼" über Ros. Linie. Grösserer Abscess hinter dem Caput fem. Heftige Schmerzen. Am 4. Juli 1878 rechts Redressement forcé, am 17. Juli 1878 Resection des linken C. femoris unter Troch. Längsschnitt über den lux. Gel.-Kopf. Viel käsiger Eiter um denselben. Pfanne mit massiger Granulations-Wucherung ausgefüllt, im Grunde kariös, randständig starke ostale Wucherungen unter dem abgehobenen Gelenkknorpel. Herde im Schenkelhalse. Am 2. Aug. Fluktuation auf der Mitte des Oberschenkels; nach Einschnitt findet sich kleine necrot. Stelle am Femur. Schwere Nachbehandlung. Nach Hause entlassen am 15. Oct. 1878. Allmäliche Ausheilung. Späteres Schicksal unbekannt.

2. E. O., Frl., 16 Jahre. Nach jahrelanger Coxitis am 25. März l. Luxatio spont. iliaca. Starke Adduction und Supination des Beines, starke Verkürzung desselb. Am 29. Juli 1878 Resection unter Troch. Kopf verkleinert, mit zerfallenen Granulationen bedeckt. Mehrere Herde im Collum fem. Schwere Caries der Pfanne zeigt sich nach Ausschabung der sie erfüllenden massenhaften Granulation. Sehr allmäliche Ausheilung. Am 23. April 79 nach Hause entlassen. Späteres Schicksal unbekannt.

3. Franz N. 4 J. Aufn. 19. Feb. 1879. Spont. Luxation des G.-K. hinter den hinteren oberen Pfannenrand. Dauer der tub. Cox.? 1. März 1879 Resection. Herde im stark granul. blossgelegten Kopfe u. Collum. Pfanne verflacht, ganz mit tub. Granul. erfüllt. Ausschabung mehrerer Herde in derselben. — Ausheilung nach Eröffnung mehrerer Senkungs-Abscesse. Nach Hause entlassen 20. Mai 79. Späteres Endresult. unbekannt, voraussichtlich günstig.

4. Adolfine W., 4½ J., aus W. Aufnahme 14. Nov. 79. Seit 1 J. osteog. Coxitis. Luxat. des Kopfes auf das Darmbein nach o. h. Im Juni u. Juli 79 „heft. Fieber mit Durchfällen". Vater war 43 J. alt tuberkulös gestorben. Nachgeborenes Kind. Resection am 18. Nov. 79. Grosser Herd im Kopfe. Herd und Sequester in der Pfanne. Massige Granulation. — Schwerer Verlauf der Nachbehandlung! Viel Senkungen,

Beckenfisteln. Das Befinden bessert sich insoweit, dass das Kind mit ungeschlossenen Fisteln am 23. Mai 80 nach Hause entlassen werden kann, und sich nach einer Badekur in Salze eine Zeit lang relativ wohl fühlt. Im Jan. 81 neue Abscesse, im Nov. 81 zeigt sich tub. Myelitis im Schafte des Oberschenkels, viel Eiweiss im Harn. Gestorben an fortschreitender allgemeiner Tuberkulose im Frühjahre 1882.

5. Gertrud H. 5 J. Seit Herbst 1879 vielseitig behandelte ost. r. Coxitis. Aufn. 14. Juni 1880. Resection 15. Juni 80 unter Troch. Im Gelenk tub. Granul. Starke Synovialis-Wucherung. Im Halse mehrere tub. Herde, welche sich bis zu einem mehr als haselnussgrossen erweichten Sequester-Herde im Kopfe hinziehen, der unmittelbar bis unter den mac. und verfärbten Gelenkknorpel reicht. Ausschabung kleiner Herde in der Pfanne. — Ausserdem osteog. Tuberk. des ersten l. Metacarp.-Knochens und der entspr. 1. u. 2. Phalanx des Zeigefingers. — Rel. günstiger Verlauf trotz mehrerer Abscedirungen. Pat. konnte schon am 14. Juli bei befriedigendem Allgemeinbefinden nach Hause entlassen werden. Nachbehandlung im Hause. Meist im Freien. Verband mit Ugt. basil. und Bals. Peruv. 5:1. — Geht am Stock April 1881. — Nov. 1881 „Gelenk ganz brauchbar". — Vor kurzem hatte ich Gelegenheit, das inzwischen erwachsene, blühende Mädchen genau zu untersuchen und folgendes vorzügliche Resultat zu bestätigen: Es geht ohne zu hinken, läuft und tanzt ohne jede Anstrengung. Das linke (resec.!) Bein ist so kräftig wie das rechte. Ganz leichte Flexion des straff beweglichen Gelenks. Wirbelsäule intact. Fussspitze etwas nach aussen rotirt. Der neue Schenkelkopf stützt sich fest unter den oberen Pfannenrand; sein Scheitel überragt nur wenig die Rosersche Linie. Die Entfernung von ihm bis zur Knie-Gelenkspalte beträgt 40½ cm., von da bis zur Knöchelspitze 37 cm. In Summa 77½ cm. Am gesunden l. Beine beträgt die erstere Entfernung v. Tr. Sp. bis Knie-Gelenkspalte 44 cm., von dieser zur Knöchelspitze 37½ cm. In Summa 81½ cm. Die absolute Verkürzung des früher kranken Beines beträgt demnach 4 cm.

6. Max S. 5 Jahre. Aufn. 3. Aug. 1880. Sehr schwächliches, zurückgekommenes Kind. Der Vater, schon länger leidend, ging Novbr. 1880 wahrsch. an tub. Basilar-Meningitis zu Grunde. — Empfindliche, nicht ausgleichbare Kyphose der Lendenwirbel. — Iliac. Luxat. der r. Caput fem. nach längerer, auch hom. beh. „Coxitis". 5. Aug. 80 Resection. Viel tuberk., stark käsiger Eiter um den Kopf, der auf ⅓ durch Granul. reducirt ist. In der verflachten Pfanne „massenhafte käsige Granulationen". Grösserer Sequester im Pfannengrunde. — Doppelextension in Glisson'scher Schwebe.

Relativ günstiger Verlauf. Pat. konnte schon am 2. Oct. 80 nach Hause entlassen werden. In der Nachbehandlung völlige Ausheilung. — Im Mai 81 musste ein mässiger (Wirbel-) Abscess an der äusseren Seite

des r. Lig. Poup. eröffnet werden. — Einige Jahre später zum zweiten Male. Vom 10. Jahre ab konnte Pat. die Schule besuchen.

Ergebniss der kürzlich angestellten Revision: Die Lendenwirbel-Kyphose besteht fort. Pat. ist sehr klein und schmächtig geblieben. Die Resect.-Stellen sind gut und dauernd ausgeheilt. Der Kopf steht in neuer, fester und ganz beweglicher Articulation auf dem r. Darmbeine. Die relative Verkürzung des rechten Beines beträgt $6^{1}/_{2}$ cm.; es ist merkbar schwächer als das gesunde l., auch der Fuss ist kleiner geblieben. R. beträgt die Entfernung vom Scheitel des neuen Caput f. bis zur Kniespalte 35, von da bis zur Knöchelspitze $31^{1}/_{2}$ cm.; zusammen $66^{1}/_{2}$ cm. L. von Troch. Spitze aus gemessen: 35+32 cm., zus. 67 cm. Die absolute Verkürzung des resec. Beines beläuft sich auf kaum 1 cm. — Wenn der Knabe das linke Knie entsprechend krümmt. so vermag er ohne Hinken zu gehen.

Durch eine Umlagerung des Schenkelkopfes in die frühere Pfannengegend beabsichtige ich diese relative Differenz noch auszugleichen.

7. Otto L. 3 Jahre. Aufn. 20. Juli 81. Kyphose der L.-Wirbel. Doppelseitige Hüftcontractur, R. mit wahrer Muskelverkürzung, nach abgelauf. „Hüftgelenkentzdg." (?) — 27. 7. 81 Durchschneidung des langen Kopfes vom r. Quadriceps Doppelextension, anfängl. Belastung 9, seit 30. Juli 12 Pfunde. Entl. am 13. Aug. — Wiederaufnahme 13. Oct. 81: Redressement forcé beider Hüftcontracturen. Zunächst Gewichtsextension, am 3. 12. vor s. Entlassung Doppelhose-Beckenverband. — Ausgleichung der Contractur. — Späteres Schicksal unbekannt.

8. Fritz Kl., 7 Jahre, aus Br. bei Friedeberg i. N.-Mark, einziger Sohn eines Landwirths. Aufn. 26. April 84: Spontane Luxat. des r. Schenkelkopfes auf den hinteren oberen Pfannenrand bei tub. Coxitis. Der Knabe leidet schon seit mehreren Jahren an skroful. Symptomen, bes. schwer und schmerzhaft seit Jahr und Tag. Seit Monaten besteht ein keuchender Krampfhusten (Bronchialdrüsen - Affection), seit kürzerer Zeit Neigung zu Durchfall. Wenig Appetit. Heftigste Lichtscheu. Das Kind sieht sehr mager und zurückgekommen aus. — Resection am 29. April 1884, im Collum fem. Käsiger Eiter umlagert den stark granulirenden, von s. Knorpel entblössten Kopf. Im Gelenk selbst wenig Eiter, aber massenhafte Granulation, welche die ganze flache Pfanne ausfüllt. Auch von der letzteren ist der Knorpel abgelöst. Herd und perforirender Sequester im Pfannengrunde, 2 Sequ. nach der Pars horizont. zu. Grösserer Herd im knöchernen Reste des Schenkelkopfes. Eitersenkung gegen den kl. Trochanter, und an der äusseren Seite des R. f. — Im Verlaufe der äusserst schweren Nachbehandlung senkt sich Eiter unter den Iliac., von da aus nach dem Poup. Bande, nach aussen und innen. Desgleichen unter den Rectus gegen die Mitte des Oberschenkels. — Bei einer späteren Nachoperation werden noch 2 Sequ. aus der Tiefe der Pfanne

entfernt. — Lange fortgesetzter Gebrauch der arsenigen Säure und der Kieselerde. — Allmäliche Ausheilung der Pfanne und Gelenkgegend. Mit Beckenfisteln, aber sehr gebessertem allgemeinen und örtlichen Befinden entlassen im Mai 1885.

Bei der Revision am 10. Octb. 1888 wurde notirt: Der Knabe ist bedeutend gewachsen und hat sich recht kräftig entwickelt. Appetit ist vorzüglich. Er läuft den grössten Theil des Tages ohne Stock und ohne bemerkbares Hinken im Freien herum. Der neue Kopf steht sicher, aber beweglich unter dem oberen Pfannenrande. Kaum merkliche Verkürzung. Noch heute führen 3 enge Fisteln unter dem Poup. Bande nach dem Becken, sie sondern aber wenig ab.

9. Luise K., c. 4 Jahre, Aufn. am 26. 3. 85. Tub. Coxitis, seitherige Dauer c. 1½ Jahr. Resectio coxae dextrae im Collum, am 1. April 85 Schwere Pfannentuberkulose, mit Herden und grösserem Sequester im inneren seitl. Pfannengrunde. 2 Herde nahe dem abgehobenen Knorpel des Schenkelkopfes. — Im Laufe der langwierigen, mühsamen, wiederholte schwere Senkungen bekämpfenden Nachbehandlung, die manchmal an dem Aufkommen des Kindes verzweifeln liess, gesellte sich der Aufbruch eines grösseren Senkungs-Abscesses über dem äusseren Rande des r. Poup.Bandes hinzu, der von einer Lendenwirbel-Tuberkulose herkam. Von dieser aus erfolgte eine zweite Senkung am Rande des r. M. sacrolumb. über hinterer Crista il.

Nach Aufbesserung des Allgemeinbefindens wurde das Kind zur ambul. Nachbehandlung am 20. Juli 85 entlassen. Das Kind wurde bis Anfang 1888 zeitweise vorgestellt, inzwischen wurden mehrere Sequester aus der Pfannengegend entfernt.

Fast 2 Jahre hindurch sah ich die Kranke nicht, entbot sie aber vor kurzem zur Revision. Befund: Das Kind ist seinem Alter entsprechend gewachsen, sieht blühender aus, hat guten Appetit. Sie geht mit hohem Schuh, hinkt aber sehr stark. Dennoch ist die absolute Länge beider Beine fast gleich; sie beträgt am kr. 54, am l. gesunden 55 cm. Das r. kranke Bein ist aber im h. o. Pfannenrande ankylotisch fixirt und im Winkel von c. 80 Graden in der Hüfte flectirt, zudem leicht adducirt. — In der Res.-Narbe finden sich 2 Fisteln, 1 weitere über dem äusseren Ende des r. Poupart-Bandes, 1½" unter Sp. a. s. d — Ferner besteht 1 Fistel am Rande der mittleren Crista oss. ilei, und an der hinteren Crista neben M. sacrolumb. eine zollbreite Narbe, über und unter ihr eine kleine Fistelnarbe. — Aus der Fistel über Lig. Poup. bestand seit Jahr u. Tag starker Eiterausfluss, „der durch Streichen vom Rücken aus befördert werden konnte“!

Das kr. Kind bedarf einer gründlichen Revision, die ich für aussichtsvoll erachte.

10. Bertha D., fast 6 J. (Aufn. am 1. April 1886.) Wurde mir schon am 14. 11. 85 zur ersten Untersuchung vorgestellt; erkrankte vor

3 Jahren an Hals-Diphtherie, vor 2 Jahren an langwierigem Keuchhusten. Seit länger denn 1 Jahr ist links freiwilliges Hinken beobachtet. „Namentlich im vorigen Juni und Juli schlief das Kind sehr schlecht, und schrie fortwährend aus dem Schlafe auf.“ Jetzt liegt eine Luxation der l. Hüfte nebst wenig fluct. Hüftabscesse vor. Bisher ist das Kind mehrseitig behandelt.

Erst am 25. März 86 wurde mir das Kind wiederum zugeführt. Es sieht sehr elend aus.

Am 4. April 86 Resection im linken Collum fem. Bedeutender Hüftabscess mit käsigem Eiter und stark granul. Abscessmembran. Luxatio cap. femoris iliaca. Starke Granulat. aus dem verkleinerten Schenkelkopfe nach völliger Ablösung und Abhebung s. Knorpels. Starke Wucherung der Syn.-Kapsel, massenhafte käsige Granulationen in der Pfanne, in welcher 3 grössere Sequester gefunden wurden, deren einer die Pfanne durchbohrte. — Ein im Schenkelhalse aufgefundener Herd erfordert dessen nachträgliche Entfernung bis an Troch.

Während der Nachbehandlung erfolgte eine Eitersenkung durch den Pfannengrund unter M. iliacus, eine andere unter den M. rectus, eine dritte nach Troch. minor zu, die zu wiederholten Eröffnungen und Drainirungen nöthigte. Dazu kamen viele Schwierigkeiten bezüglich der Erhaltung beständiger Extension, die durch das häufige Auftreten von Druckstellen an dem abgezehrten Beine behindert wurde. Erst am 25. Dec. 86 konnte das Kind aufgebessert nach Hause zu ambulanter Behandlung entlassen werden.

Am 1. Oct. 1887 wurde wegen der unter ungenügender Beaufsichtigung des Kindes entstandenen Flexionscontractur in der Hüfte eine erneute Aufnahme desselben in meine Heilanstalt nöthig. Hier wurde am 3. Oct. das Redressement forcé der Contractur ohne Nachtheile gemacht. Bei Revision der Fistel an der Vorderseite des Oberschenkels stellte sich leider auch eine Necrose am Femur und eine Rarefaction des oberen Femurendes heraus, derenwegen am 16. Nov. 1887 die vordere Wand der oberen Femur-Diaphyse in Länge von 8 cm. entfernt werden musste. — Danach schritt die Heilung ziemlich ungestört vorwärts, so dass das Kind wesentlich gekräftigter am 14. März 1888 entlassen werden konnte.

Bei der Revision Anfang Jan. 1890 stellte sich das Kind gewachsen, sehr gekräftigt und von aufgeblühtem Aussehen vor; namentlich befriedigte mich auch der Gesichtsausdruck. Die Hüftgegend ist vollkommen und fest ausgeheilt. Aber es besteht eine Lagerungs-Flexionscontractur in der Hüfte von cr. 80 Graden, und in deren Folge beim Gehen compensirende, doch vollständig ausgleichbare Lordose der Lendenwirbel. Der Kopf steht unter dem oberen Pfannenrande.

Die ungefährliche Beseitigung der Contractur verspricht vollständige Herstellung.

Die Länge des früher kranken linken Beines beträgt 61 cm. (des Femur 31 cm., der Tibia 30 cm); die des gesunden 63 cm. (des F. 33, der T. 30 cm.).

11. Frieda L., $5^1/_2$ J. Aufn. am 23. Aug. 88. Zartes, blasses, äusserst abgemagertes Kind, von 6 Geschwistern das einzig überlebende. Vor 3 Jahren Keuchhusten, um Pfingsten 1887 Masern von 6wöchentl. Dauer, ohne erheblichen, auch nicht zurückbleibenden Husten. Bald danach traten die ersten Zeichen langsam fortschreitender „Coxitis" auf, die allmälich schmerzhafter wurde, schon seit langen Monaten das Gehen unmöglich machte, bis jetzt die Nachtruhe sehr beeinträchtigte und heftiges nächtliches Aufschreien veranlasste. Das Kind hat wenig Appetit, Abends mässiges Fieber, aber sehr beschleunigten Puls.

Bei der am 25. Aug. 1888 vorgenommenen Resection im Collum f. wurden 2 grössere, bis an die granulirende Oberfläche reichende Herde im Caput f., 2 kleine und 1 grösserer Herd in der Pfanne entdeckt. Der vom Kopfe vollständig abgehobene rarefic. Knorpel lag zusammengerollt neben dem ersteren. Die Pfanne war mit viel käsiger Granulation erfüllt, auch die Synovialkapsel war stark verdickt und granulirte.

Die Heilung war die glatteste, die ich seither erlebte, und wurde nur durch die immer wieder unter dem Extensionsverbande auftretenden geschwürigen Druckstellen am Knie, an der Ferse und am Fussrücken gestört, die schliesslich zur Weglassung des Verbandes nöthigten, selbst auf die Gefahr hin, dass fehlerhafte Stellungen des Beines sich ausbildeten. Ich verwies auf die später mögliche Correctur derselben. — Entlassung am 20. Dec. 88.

Revision Anfang Jan. 1890. Vollkommene Heilung der Resectionsstellen. Kind hat sich in erfreulichster Weise erholt. Der Kopf steht sicher und gerade in der Pfanne, unter deren oberem Rande. Nur besteht eine mässige Adduction des Beines, die das Gehen nuwesentlich beeinträchtigt und leicht zu corrigiren sein wird. Die Länge des resecirten Beines beträgt 54, des gesunden $54^1/_2$ cm.!

Auf die ausserordentlich günstigen Wachsthums-Verhältnisse an den ausgeheilten Giedern mache ich besonders aufmerksam!

Am **Kniegelenke** spielt seine oberflächliche Lage, die überragende Grösse und Ausdehnung des Synovialsackes und seiner grossen Ausbuchtungen, die Breite und Mächtigkeit der grössten Epiphysen des Körpers eine besondere Rolle bei dem Zustandekommen eigenartiger Formen örtlicher Tuberkulose, und bei dem eigenartigen Verlaufe tub. Processe im Gelenksacke und an den Epiphysen. Aus diesen besonderen anatomischen Verhältnissen des Kniegelenks geht die bekannte charakteristische Form s. Tumor albus hervor, deren Abbild man in annähernder Eigenthümlichkeit

nur noch bei den schwersten Knochentuberkulosen am Ellenbogengelenke wiederfindet. Ferner der dem Kniegelenke fast ausschliesslich zukommende Hydrops tub. und der kalte Gelenkabscess mit ihren specifischen Formbildungen und Symptomen; nur das verkleinerte Halbbild derselben begegnet uns am Schultergelenke in annähernder Aehnlichkeit. — Der tub. Process selbst zeichnet sich am Kniegelenke in besonderer Weise aus durch das Auftreten der grossen Keilsequester und das häufigere Vorkommen der Begrenzung und Absackung tuberk. Wucherung auf engere Gebiete des Synovialsackes. An keinem anderen Gelenke sieht man ausserdem in gleicher Art und Häufigkeit das Zustandekommen der zottigen Wucherungen und fibrinösen Gebilde. Von den Epiphysen des Kniegelenkes gehen am öftesten die an sich seltenen Fälle der medullaren Diaphysen-Tuberkulose aus. — Dagegen ist Verkäsung und Zerfall der tub. Granulation sowohl mit geringer, als auch mit aufsteigend massenhafter Eiterbildung am Kniegelenke die Regel; die trockene Granulationsform beobachtet man an ihm sehr selten und nur im frühen Kindesalter. Von der Gestaltung aller dieser Vorkommnisse ist im Laufe meiner Arbeit so oft und eingehend die Rede gewesen, dass es an dieser Stelle der Wiederholungen nicht bedarf.

Entsprechend der Mächtigkeit des grossen Gelenksackes scheint auch dessen vitale und reactive Energie eine durchschnittlich grössere zu sein. Die Kniegelenk-Synovialis reagirt auf die ihr aufgedrungenen Reize durch Anfachung einer lebhaften gesunden Wucherung des den Reizungsort umgebenden Bindegewebes, die unter begünstigenden Umständen die kranken (tub.) Wucherungen bald umfassen und allmälich erdrücken. Dadurch kann eine baldige Heilung, mitunter auch der Uebelstand herbeigeführt werden, dass der tub. Process, in dem abgesackten Herde verkümmernd, sich lange hinzieht, oder gar in seiner Entwickelung unterbrochen wird. Letzere kann nach Jahren durch äussere Veranlassungen wieder aufflammen. — Bei Kindern kommen solche Absackungen eines tub. Herdes auf der Synovialis jedenfalls noch häufiger am Kniegelenke vor, als bei Erwachsenen, weil die reparirende Energie des Bindegewebes bei ihnen eine grössere ist. Heilungen tub. Knieschwellungen mit vollständiger Herstellung der Gelenkbeweglichkeit. sieht man bei ihnen darum häufiger. Selbst nach Ausheilung der osteogenen verschwärenden Herdtuberkulose erfolgt sie in manchmal wunderbarer Weise, wenn auch nur kleine Flächen des Gelenkknorpels erhalten blieben.

Abgesehen von der isolirten Erkrankung der Synovialis beim Hydrops tub. kommen wohl über 30 Proc. der Knochentuberkulosen am Knie von primärer Tuberkulose der Synovialis aus zur Entwickelung. In manchen Fällen wird letztere auf kleine — ev. gesund granulirende —, durch (Granulations-) Druckresorption am Knochen entstandene Defecte übertragen. Solche kommen am Rande der Gelenkknorpel und in der Gegend der Seitenbänder vorzugsweise vor.

Sehr früh pflegen vom tub. gewordenen Kniegelenke aus falsche Stellungen des Beines auszugehen, namentlich, wenn die Kranken schonungslos auf demselben umherliefen. Gewöhnlich stellt sich dann leichte Flexion und Adduction in der Hüfte, und Beugung im Knie, also ein Genu varum ein. Vermeidung der bei der Belastung während des Gehens fühlbar werdenden Schmerzpunkte an den Gelenkflächen mag häufige Veranlassung zum Enstehen der Gelenkabweichung sein. Von derselben droht am Knie die bekannte Subluxation der Tibia nach hinten. — Auch verschiedene Abstufungen von Schlottergelenk und manchmal ganz absonderliche Lagerung desselben werden bei schweren Gelenkphthisen am Knie zumeist beobachtet.

Die typische Gelenkresection am kindlichen Kniegelenke bringt bekanntlich und nur zu oft den schweren Nachtheil mit sich, dass trotz der Schonung der Epiphysenlinien nach voraufgegangener Trennung der Artikulation eine starke Verkrümmung des Beines im resec. Gelenke sich früher oder später einfindet. Selbst wenn die resecirten Gelenkenden in vollkommener Streckung fest mit einander verwachsen waren, trat nachträglich diese ominöse Verkrümmung ein. Daraus folgt am ehesten, dass sich Tibia und femur nicht etwa in Folge der Belastung beim Gehen krumm zu einander stellen, sondern dass sie krumm zu einander wachsen. Das zu verhindern ist schwierig; aber unmöglich, wenn die Eltern des resec. Kindes dem sich mehr und mehr verschlimmernden Uebel nicht ihre Jahre lang fortgesetzte, ununterbrochene Aufmerksamkeit widmen. Man sollte aber kaum glauben, dass das so selten geschieht! Ich habe mit aller Vorsicht resecirte kindliche Kniegelenke sich binnen 6 Monaten bis zum rechten Winkel krümmen sehen. Fortschreitende Unthätigkeits-Abmagerung war davon die weitere Folge. Aber andererseits kann ich den Beweis erbringen, dass durch das jahrelang fortgesetzte Tragen eines leichten, festen (Gips- oder Wasserglas-) Ver-

bandes, den ich öfters erneuerte, die Nachkrümmung des Beines wenigstens bis jetzt ganz vermieden wurde! — Schienen-Apparate wende ich zu dem Zwecke nie an.

Weil man aber solche Fürsorge selten findet, so muss man bei wachsenden Kindern (und um so mehr, je jünger sie sind) die mit einer Trennung der Artikulation verbundene Resection am Knie möglichst zu vermeiden suchen. Für Kinder empfiehlt sich zur Freilegung der Gelenkenden und des Synovialsackes vorzugsweise der von König angegebene ein- oder doppelseitige Längsschnitt neben der grossen Quadr.-Strecksehne, oder die quere — übrigens sehr gut heilende! — Eröffnung des Gelenksackes nach Durchschneidung der Kniescheibe. — Nach jenem kann man, nöthigenfalls nach einiger Längsabtrennung des Ligament. pat. an der inneren Seite, die Gelenkfläche des Femur und den oberen Synovialsack sich für Untersuchung und atypische Resection gut zugängig machen; die Gelenkfläche der Tibia nach Trennung des inneren Seitenbandes. Auch die — ev. wiederholte — Ausschabung von erkannten Herden und Granulationen mit dem scharfen Löffel ist bei Kindern noch am besten angebracht. — Sehr ausgiebige oder gar vollständige Resection der Epiphysen darf man sich bei jungen Kranken erst gegen das Ende der Periode grössten Wachsthums gestatten.

Am Kniegelenk trat mir der wunderbare Erfolg der Beseitigung der Herde und der sich anschliessenden gründlichen Synovialis-Ausschneidung bezüglich rascher und dauernder Heilung schwerer Knochentuberkulose zuerst vor die Augen. Bis dahin hatten wir oft genug mit langer und mühevoller Nachbehandlung der resecirten Kniegelenke zu thun. Namentlich bei Kindern darf man von der heutigen Knie-Resection unter den obigen Vorsichtsmassregeln grosse Erfolge erwarten. Bei Erwachsenen, zumal in vorgerücktem Alter, werden letztere in schweren Fällen selten befriedigen; in der grössten Mehrzahl derselben liegen die Verhältnisse aus früher angeführten Gründen so, dass man nur von der unverweilten Absetzung des Gliedes im Oberschenkel noch Heil erwarten darf.

Die Gebrauchsfähigkeit des Beines nach verheilter Resection am Kniegelenke pflegt trotz des versteiften Knies durchaus zu befriedigen, wenn es in Streckung oder noch besser, wenn es in ganz leichter Beugung fixirt blieb. —

Ich berichte über einige der in den letzten 11 Jahren von mir ausgeführten Resectionen am Kniegelenk:

1. Carl Q. 7½ J. Aufn. 23. Juni 78. Seit c. 2 J. bestehender schwerer fistulöser Tumor albus genu s. Nach bisherigen verschiedenartigen, erfolglosen Heilversuchen — Resection am 24. Juni 78. Sequester im äusseren Condylus f., nach dessen Entfernung die Ausschabung der Höhle bis in die Diaphyse fortgesetzt werden musste. Cariöser Herd in Caput Tibiae. Entlassen am 5. Aug. Ambulante Nachbehandlung und wiederholte Ausschabungen der Fisteln bis in Decbr. 78. Ausheilung mit gebrauchsfähigem, mässig gekrümmten Beine. Weiteres Ergehen unbekannt.

2. Klara P. 6 J. Aufn. 26. April. Seit 3 J. ausgebildeter T. alb. genu d. Stark ausgedehntes Venennetz über dems. Ueber Caput T. grosser, dem Aufbruch naher kalter Abscess. Remitt. Abendfieber, heftige Schmerzen. Sehr heruntergekommenes Kind! Res. am 26. 4. Perfor. der vorderen Kapselwand. Herde und kl. Sequester in beiden Condylen, Herd an der Oberfläche des Caput Tib. Ausräumung der Condyli f. bis in die Diaphyse. Wenig unterbrochene, langsam fortschreit. Ausheilung. Entl. am 19. Aug. — Die nach einigen Jahren ermöglichte Revision, die photographisch fixirt wurde, bestätigte völlige Ausheilung des Knie mit Versteifung und mässiger Flexion, sowie ausgiebige Gebrauchsfähigkeit des Beines.

Noch 2 Fälle aus 1878, deren einer allerdings mit 7facher anderweiter Knochentuberkulose an einem 5jähr. Kinde, mit schwerer Eiterung unter den Quadriceps complicirt war, heilten erst im nächsten Jahre ganz aus. — Ein weiterer Fall von Tum. albus aus 1879 mit hochgradiger Kniecontractur, Fistel unterhalb Pat. und Durchbruch des Eiters über dem Condyl. ext. fem. sin. heilte erst nach langer Nachbehandlung aus. — Noch im J. 1881 hatten wir wenig Freude an der Nachbehandlung der Knie-Resectionen. — Im Mai 1883 (Resection am 1. Novbr. 82) kam unter anderen ein besonders schwerer Fall von 3jähr. T. albus, der im Anschluss an überstandene Masern während eines 18wöchentl. Keuchhustens begonnen hatte und seit 1 Jahre neben Unmöglichkeit des Gehens heftige Schmerzen veranlasste, zu einer erfreulichen Ausheilung, nachdem er im April 1883 noch einer Sequester-Nachoperation unterzogen war. Das Kind war bisher von verschiedenen tüchtigsten Aerzten behandelt worden. Es trat nach der Ausheilung nur mässige Nachkrümmung und gute, nach Jahr und Tag bestätigte Gebrauchsfähigkeit ein. — Eine am 4. Februar 1883 bei einer 30jährigen unverh. Kranken wegen tot. Kniegelenkstub. unternommene Resection machte schon am 2. April wegen sich ver-

schlimmernder Zeichen von complic. Nierentuberkulose die Amputation des Oberschenkels nothwendig, die prima int. verheilte. — Dagegen ist aus 1885 eine überraschend günstige Heilung eines schweren T. albus zu berichten.

Carl S., 6 Jahre, litt seit 2 Jahren an schwerem T. albus des l. Knie mit starker Flexion desselben und beginnendem Schlottern der Articulation. In der Kniekehle war ein Abscess durch die hintere Kapselwand gebrochen, hatte in derselben eine bedeutende Unterminirung der Haut veranlasst. Unter dem Quadriceps starke, bis zur Mitte des Oberschenkels reichende Fluctuation. Die Resection am 1. Febr. 1885 begann nach längerer Emporhebung des Beines mit hoher Anlage der Constrictionsbinde. Ihr folgte die sehr breite Eröffnung dieses Abscesses neben dem äusseren Rande der Quadricepssehne, durch welche sich eine grosse Menge käsigen Eiters entleerte, dem schlotterige Granulation nachdrängte. Aus der grossen leicht zugängigen Abscesshöhle wurden reichliche Massen derselben nebst d. Abscessmembran entfernt. Durch das Perforationsloch in der oberen vorderen Kapseltasche drang der untersuchende Finger in das kariöse Gelenk, das sofort mittelst Querschnitt und Durchschneidung der Patella, sowie Trennung des Lig. lat. ext. blossgelegt wurde. Nach genügender Entfernung der reichlichen tub. Synovialis-Granulation zeigte sich der äussere granul. Condyl. vom Knorpel weit entblösst, und bis an seine Oberfläche reichte ein grösserer Keilsequester. Die Kreuzbänder waren in der Granulation untergegangen. Nach Abtragung einer oberflächlichen Schicht der Epiphysen mit ihrem theils abgehobenen, theils missfarbigen Knorpel wurde im inneren Condyl. 1 mässiggrosser tub. Herd, dagegen in dem äusseren Condylus tib. ein grösserer tub. aufgebrochener Herd entdeckt. Nach Entfernung des Sequ. und Ausräumung der Herde wurde die fungöse Synovialis in ihrem ganzen Umfange mit peinlicher Sorgfalt ausgeschnitten. Die abgelöste Wand des Kniekehle-Abscesses wurde zum Theil abgetragen. Nach sorgfältiger Ausspülung der Resectionsstellen und des grossen Abscesses über dem nicht entblössten Femur mit Sublimatlösung, auch nach nochmaliger Revision desselben legte ich die starken Drainrohre in den Abscessschnitt, von dem Gelenkraume aus durch die Kniekehlenfistel und in den inneren Wundwinkel, rieb die Wände der Epiphysenhöhlen mit Jodoform ein und vernähte die äusseren Wunden mit Ausnahme des Abscessspaltes in der Kniekehle. Dann legte ich einen vorläufigen antisept. comprimirenden Verband an, über denselben grossen Kissenverband und entfernte an dem hochgehaltenen Gliede den das Blut absperrenden Schlauch. Das Bein blieb auch im Bette steil gelagert.

Nur in der ersten Nacht steigerte sich die Temp. auf 38° C. Dann aber verlief die Heilung ohne jedes Fieber, ohne Schmerz, die Wunden und die Abscesswände verheilten prima intent. Vom 8. April ab besserte

sich merkbar und immer zunehmend der Appetit. Schon bis zum 15. Tage konnten wegen der geringen aseptischen Absonderung alle Drains entfernt werden. Der Knabe wurde mit geschlossenen Fisteln und völlig geheilt am 26. März nach Hause im Schutz-Gipsverbande entlassen.

Der Verband wurde am 2. Juni 1885 zum letzten Male erneuert, dann blieb der vollkommen erblühte Knabe trotz meiner eindringlichen Warnung aus und stellte sich mir erst im Jan. 1888 mit einer tüchtigen Verkrümmung im Knie wieder vor! —

Bei der 4j. Margarethe R. hatte sich seit 2¹/₄ J. ein Knietumor gebildet, der trotz seitheriger fremder Behandlung mit Contentiv-Verbänden seit einiger Zeit sehr schmerzhaft geworden war und das Gehen unmöglich gemacht hatte. Das Kind sah leukämisch aus, war appetitlos, fieberte Abends. Aufn. am 14. April 86, nach Blut-Absperrung atypische Resection des r. Knie-Gelenkes am 15. April, mit Durchschneidung der Patella. Im inneren Condyl. femor., dessen Knorpel zerstört ist, findet sich nach Abtragung einer dünnen Schicht des Gelenkendes mit dem Messer ein grösserer durchgebrochener Herd mit weichem Sequester-Inhalt. Nach Trennung des inneren Seitenbandes zeigt sich an der entspr. Gelenkfläche der Tibia der Knorpel rareficirt, durchbrochen, die freie Epiphysenstelle granulirend. Die Synov.-Kapsel erscheint überall verdickt, nach der inneren Seite zu treten die tub. Granulationen stärker wuchernd auf. Ausräumung des Sequ.-Herdes, Ausschabung der granul. Epiphysenfläche der Tibia, Entfernung der gelösten Knorpelstücke. Genaueste Exstirp. der ganzen Synovial-Kapsel. Ausspülung mit Sublimatlösung 1/3000, Jodoformirung der Herdhöhlen. Catgut-Naht der Patella, 2 kurze Drains, Naht der äusseren Wunde. Comprim. antisept. Verband, Lösung des Schlauches, T.-Schiene an das steil erhobene Glied. Suspension.

Vollkommen fieberloser Verlauf. Entfernung der Drains nach c. 8 Tagen. Schlaf und Appetit hoben sich bald. Heilung prima intent. Nach kaum 4 Wochen sind die Drainfisteln geschlossen. Entlassung des völlig geheilten Kindes nach Anlage des Schutz-Gipsbinden-Verbandes am 13. Mai. — Fortgesetzter leichter, öfter gewechselter Schutzverband.

Revision 1888. Nach Abnahme des Schutzverbandes: Andauernde Heilung. Kind hat sich sehr erholt, geht und läuft ganz sicher. Gar keine Verkrümmung des Beines am Knie.

Am **Fussgelenke** machen sich nach meiner vieljährigen Beobachtung in eigener und fremder Praxis die Unterschiede zwischen der Tuberkulose der Kinder und der Tub. der Erwachsenen am auffälligsten bemerkbar. Ich habe nie die Ausheilung einer complicirten Fussgelenk-Tub. bei Erwachsenen, die, wenn auch nicht

allzu häufig und erst nach Jahre langer Dauer der Erkrankung, bei Kindern vorkommt, beobachtet; oft mit auffallend guter Erhaltung der Form und Beweglichkeit des Fusses. Bei Erwachsenen habe ich relativ häufig vom kranken Fussgelenke aus, zumal nach ungenügenden operativen Eingriffen, Verallgemeinerung der Tub. entstehen sehen, vor allem die Sekundärerkrankung der Lungen! — bei Kindern kann ich mich keines einzigen derartigen Falles entsinnen. — An letzteren kann man mit grosser Zuversicht auf Erfolg schonende Resectionen selbst in örtlich hochcomplicirten Fällen ausführen, und dennoch — mit seltenen Ausnahmen! — vollkommene Ausheilung der Fussgelenks- und Knochentuberkulose, und zwar mit vorzüglicher Erhaltung der Form und Brauchbarkeit des Fusses sehen. Aber bei Erwachsenen gehört die definitive Ausheilung nach der Resection zu den seltenen Ereignissen, Recidive kommen sehr häufig vor und führen nachträglich meist zur Amputation im Unterschenkel.

Deshalb befürworte ich bei jungen Leuten jenseits der Pubertät und bei Erwachsenen niemals die Resection bei complicirter Tuberkulose im Sprunggelenke und in den Fusswurzelknochen. Nur als Ausnahme würde ich sie mit allem Vorbehalt vorschlagen, wenn ich mit einem noch frischen Durchbruche einer Epiphysentuberkulose in das Sprunggelenk zu thun hätte. Vielmehr rathe ich unter vorher erwähnten Umständen, und zumal bei Verdacht auf Disposition für Lungentuberkulose, oder gar bei schon vorhandenen, wenn auch leichten, Anfangserscheinungen derselben, die baldige Amputation oder Exartikulation des Fusses. Es ist ein grosser Gewinn, wenn sich dann der Fersenvorsprung des Calc. noch als brauchbar erweist, und die Pirogoff'sche Osteoplastik ausgeführt werden kann. In jedem derartigen Falle überzeugte ich mich erst von dieser Möglichkeit, indem ich immer zunächst den Pirogoff machte, um mich vom Zustande der knöchernen Ferse zu überzeugen. Man darf in deren Benutzung zur Osteoplastik sogar weit gehen. Natürlich muss jede Spur eines tuberk. Herdes aus dem meist erweichten Fersenstück entfernt werden; aber man braucht sich nicht zu scheuen, nur die gesund gebliebene Schale desselben überzupflanzen. Deren Ausheilung erfolgte stets, und nie gingen von ihr Recidive aus. — Nur wenn auch diese Schale verdächtig ist, gehe ich zu ihrer Ausschälung aus dem Fersenlappen, d. h. zur Syme'schen Exartikulation über, wie ich es in 2 früheren Fällen thun musste.

Die feste Ausheilung eines Pirogoff nach Fusswurzeltuberkulose erachte ich für ein sehr beruhigendes Ereigniss. Man ist nach derselben einer Menge unheilvoller Möglichkeiten, zunächst freilich mit einer kleinen Erhöhung des Einsatzes an Fussmaterial aus dem Wege gegangen. Wenn aber, wie gewöhnlich, nach der Resection Recidiv eintritt, so handelt es sich um die Absetzung im Unterschenkel mit ihrem nachfolgenden grossen Uebelstande, dem Stelzfusse. Und welchen Vortheil bieten bei Erwachsenen selbst die gelungenen Resectionen und Exstirpationen von Fusswurzelknochen? Schöner und brauchbarer wird der Fuss nicht nach ihnen, und lange Zeit nachher droht noch das Gespenst des Recidivs. Dagegen habe ich in einer ganzen Reihe von Fällen von Pirogoff'scher Osteoplastik stets eine völlige Gebrauchs-Herstellung des Beines zum stundenlangen ganz geschickten, nicht stampfenden Gehen ohne Ermüdung, zum Laufen, theilweise sogar zu etwas Tanzen beobachtet. Und der Amputirte empfindet es als besondere Wohlthat, auf seinen eigenen Knochen gehen zu können, deren Instandhaltung ihn auch nichts kostet.

In einigen Fällen war die Rückwirkung auf das Allgemeinbefinden nach dem Pirogoff eine sehr erfreuliche. So wurde mir vor längerer Zeit durch einen befreundeten Coll. ein 17jähriges Mädchen vorgestellt, das seit mehreren Jahren in Klinik und Privatpraxis nach verschiedenen Methoden bisher erfolglos behandelt war. Es litt an aufgebrochener Tuberkulose im Sprunggelenke, Talus und Os navic. Die Untersuchung mehrerer Collegen bestätigte auf beiden Lungenspitzen Dämpfungen, bes. links, oben, vorn bronchiales, rechts unbestimmtes Athmen. Heftige örtliche Schmerzen, Auftreten unmöglich, Husten, abendliches Fieber, schlechter Appetit, Abmagerung, beginn. Leukämie. Binnen weniger Wochen nach der Pirogoff'schen Absetzung des Fusses besserten sich das Allgemeinbefinden und die Lungensymptome. Pat. heilte vollständig aus. Vor höchstens 2 Jahren konnte ich die Fortdauer der Heilung bestätigen; am Gange war keine Unregelmässigkeit zu bemerken. — Einen sehr ähnlichen Fall beobachtete ich früher an einem 16jährigen Mädchen mit mehrjähriger aufgebrochener Fusswurzel-Sprunggelenk-Tuberkulose, Husten, beginn. Spitzenkatarrh, starker Abmagerung, Fieber. Nach dem Pirogoff erfolgte rasche Heilung, das Mädchen wurde auf die Dauer gesund und aussergewöhnlich kräftig, ging stundenweit ohne jede Ermüdung. — In Mitte März 85 wurde ein 22jähr., körperlich sehr herabgekommener

Gärtner R., aus B. bei Cölleda i. Th. aufgenommen, mit verdächtigem tub. Habitus, mehrseitig bestätigtem unbestimmten Athmen und beginnenden Spitzenkatarrh bes. l. o. h. Er litt seit Jahr und Tag an Fussgelenk-Tub., zuletzt an heftigen Schmerzen; Auftreten unmöglich. Pirogoff durch den malacisch erweichten, aber nicht tub. ergriffenen Fersen-Fortsatz. Sequesterherd im Taluskörper, kleinere tuberkul. Herde an Epiphyse d. Tibia. Bei seiner Entlassung zu Anfang Juni nach fester Verheilung des Stumpfes hatte sich sein Allgemeinbefinden wesentlich, namentlich aber bis zum October gebessert, in dem er sich als blühender, kräftiger Mensch mit gesunder Lunge und gebräunter Gesichtsfarbe nochmals vorstellte. — Vor wenigen Monaten erhielt ich Nachricht von seinem vollständigen Wohlbefinden und der unbeschränkten Gebrauchsfähigkeit seines Beines. — Zu Ende der siebenziger Jahre behandelte ich in Gemeinschaft mit Coll. Traeger in P. einen dortigen Thierarzt I. Cl., Hrn. R., der seit mindestens 2 Jahren an offener, zuletzt septisch gewordener complic. tub. Caries des Sprunggelenkes mit continuirl. hohem Fieber litt. Wir wagten noch den Pirogoff, trotzdem die kr. Epiphyse in fettiger Erweichung begriffen, und von dem Calx im Lappen nur eine dünne Schale erhalten werden konnte. Ueber den Befund auf den Lungen kann ich leider keine genaue Auskunft mehr geben. — Unter T.'s sorgfältiger und aufopfernder Nachbehandlung kam der Pat. durch, und es trat eine feste Ausheilung am Stumpfe ein, welche den Genesenen wieder zur Ausübung seiner Praxis gehfähig machte. Nach 3 Jahren aber starb er an Lungentuberkulose! —

Solche Fälle muss man eben selbst erlebt haben, um das sicherere Mittel dem zweifelhafteren, dazu in der Praxis gar keine Vortheile bietenden mit Ueberzeugung vorzuziehen. Und dagegen, namentlich in vorantiseptischer Zeit, auch das Elend der selten gelingenden Resectionen an tub. Erwachsenen! Von ihm wird jeder der damals schon wirkenden Chirurgen sein trauriges Lied singen, und Gott danken, dass jene Zeiten vorüber sind.

Aber die Erfolge der Resectionen an kindlichen tub. Fussgelenken waren schon damals viel bessere, und sind heutzutage sehr erfreuliche geworden. Man macht sie stets atypisch; und ich will gleich hier bemerken, dass ich die Eröffnung des Fussgelenks nach Anlage der König'schen Schnitte zur Seite der Strecksehnen, nach provisorischer schräger Abtrennung der Knöchel und der an ihnen haften bleibenden Bänder mit dem Meissel, sehr ausgiebig

und zweckmässig befunden habe. Die Gelenkfläche der Tibia lässt sich danach mit dem breiteren Meissel ganz gut bearbeiten, der Taluskörper dann noch besser, und schliesslich kommt man überall gut zur Exstirpation der Synovialis heran, wenn man drehend, wendend und auseinanderziehend die leere Gelenkkapsel sich zurecht stellt. — Die Heilung kann danach fast primär zu Stande kommen, das Gelenk schwillt relativ rasch ab, nur die nach Entfernung der Drainage zurückbleibenden Fisteln schliessen sich allmälich und bedürfen zunächst noch fortgesetzter Ueberwachung. Von einem Schlottern der Resectionsstelle in der ersten Zeit nach der Operation ist kaum die Rede, dieselbe wird sogar bald fester und fester, und erst später und allmälich pflegt etwas Beweglichkeit im neuen Gelenk sich wieder einzufinden.

Von der früher viel verwendeten Anschabung tub. kindlicher Fussgelenke mit dem scharfen Löffel kann ich keine eklatanten Erfolge berichten. In den meisten Fällen wurde zwar Heilung erzielt, doch mussten die Anschabungen immer wiederholt werden und die Behandlung zog sich auf Jahr und Tag in die Länge. Trotzdem habe ich kein Kind an schlimmen Ausgängen der Fussgelenktub. verloren. Es liegt auf der Hand, wie sehr man gegenüber der Alles klar legenden heutigen Resection bei Anwendung des scharfen Löffels im Dunkeln tappt. Heute gebrauche ich ihn nur selten bei deren Nachbehandlung zur Entfernung etwaiger recid. Granulation. Allermeist stecke ich den dankbaren Sprunggelenk-Resectionen bei Kindern heute viel weitere Grenzen, als früher, und halte mich mit unfruchtbaren Behandlungsweisen nicht mehr lange auf.

Ich wähle einige besonders wichtige Fälle aus:

1. J. W., 4 J., soll seit c. $^3/_4$ J. an fortschreitender Tub. des l. Fussgelenks und Tarsus leiden. Bei der Aufnahme am 8. Oct. 78 zeigte sich die Gelenkgegend bis über die Epiphys. tib. sehr verdickt, ebenso der Tarsus namentlich an s. inneren Seite. Ueber letzterem lag eine aufgebrochene grosse Hauttasche, in deren Tiefe man den mit schlaffen Granulat. bedeckten Kopf des Talus und Os. navic. liegen sah. Ausserdem litt das Kind an Tub. des Os metat. I d., des Os metacarpi poll. s. und an r. typ. Ulnartuberkulose. — Res. des l. Sprunggelenks am 9. Oct. 78. Herd in d. Tibia-Epiph., im Taluskörper und T.-Kopfe. Res. des erkr. Os. naviculare. — Nach Hause in amb. Behandlung entlassen am 7. Novbr. 78. —

Langsamer Fortschritt der Heilung, vielfacher Nachgebrauch des scharfen Löffels. Am 3. Decbr. 79 brach das Kind den l. Oberschenkel,

der aber gut consolidirte. — Befund am 28. Jan. 1880. Das Kind sieht viel wohler und kräftiger aus. R. Ellenbogen ausgeheilt. R. Arm jetzt vollkommen brauchbar. Am 1. Metacarp. ist vor einiger Zeit Sequester ausgestossen, Eiterung besteht noch fort. Das resec. Fussgelenk ist noch etwas verdickt und zeigt noch 2 feine Fisteln. Pat. „läuft aber ganz gut darauf".

2. P. S., $3^1/_2$ J., litt seit $1^1/_2$ J. an multipler Knochentuberkulose des Ober- und Unterkiefers, typ. l. Ulnatub. u. aufgebroch. Tub. des l. Sprunggelenkes. Resection am 11. Jan. 1880. Kleiner Heerd in der Epiphyse der T. in Nähe der Gelenkfläche, grösserer Heerd im Körper und im Halse resp. Kopfe des Talus, der die Resection auch des letzteren veranlasste. Sorgfältige Ausräumung der tub. Granulationen mit Löffel und Scheere. — Zugleich wird ein tub. Sequester nach Aufmeisselung des Olecranon entfernt. — Günstige und relativ rasche Ausheilung bis zum Mai 1880. Im Octbr. wird wegen der sich einfindenden Varusstellung des resec. Fusses ein corrig. Gipsverband angelegt.

Vorzüglicher definitiver Erfolg mit vollständig wiederhergestellter Beweglichkeit des Gelenks. Weder an der Form noch an der Gebrauchsfähigkeit des Fusses ist die geringste Ausstellung zu machen. Die öftere Revision im Laufe der letzteren Jahre bestätigte die andauernde schöne Heilung.

3. G. W., 6 J., Tuberkulose im l. Sprunggelenke seit über 1 J. Heftige Schmerzen, Auftreten unmöglich. Starke Auftreibung der Epiphyse und Schwellung der vorderen Gelenkgegend. Resection am 16. Septbr. 1887. Vordere Schnitte. Keilsequester in der inneren Hälfte der T.-Ep., bis zur Gelenklinie herabreichend. Grösserer Herd im Taluskörper. Starke Synovial-Wucherung. Sorgfältigste Exstirpation der ganzen Syn.-Kapsel. Ganz glatte, fieberlose Heilung bis auf kleine Drainfistel! Entlassung am 3. Novbr. 87. Die Revision am 29. Novbr. 87 findet das Gelenk fast ganz abgeschwollen. Die sehr enge Fistel besteht noch. Im Janr. 88 bez. Novbr. 88 erwies sich die Heilung der Fistel definitiv beendet, das Allgemeinbefinden sehr gehoben. Pat. gebraucht mit Vorsicht und leichter Stütze schmerzlos ihren Fuss. Selbst durch einen vorgekommenen heftigen Fall hatte das neue beweglich gewordene Gelenk keinen Schaden gelitten.

4. Alb. M., 7 J., Aufnahme am 7. März 89. Aufgebrochene Tuberkulose am Sprunggelenke und über dem Tarsus. Umschriebene tub. Granulationsgeschwulst des Fussrückens, in welche die Sehnenscheide des Musc. halluc. longus hineingezogen war. Atyp. Resection des Sprunggelenkes am 9. März 89, mit vorderen Schnitten. Viel Granulationen im Gelenke. Herd in d. Tib.-Epiph.; grösserer Herd im Taluskörper; ein Herd im Talus-Halse und -Kopfe war in das Talo-Nav.-Gelenk, und durch dessen obere Wand auf den Fussrücken durchgebrochen.

Os. navic. war gesund geblieben. Entfernung des Epiphyse-Herdes, Total-Exstirpat. des Talus, sorgfältigste Exstirp. der Synovialsäcke. Nach Spaltung der Granul.-Geschwulst auf dem Fussrücken und Ausräumung der Granul. zeigt sich die Scheide des m. hall. l. ungef. 4 cm lang mit tub. Granul. ausgefüllt, welche sammt der Sehnenscheide exstirpirt wird. Die von der Granulation umwachsene Sehne selbst erschien gesund. Excis. der Gelenkfistel nach art. talo-navicul. zu. Drain durch dieselbe. Deckung des Defects am Fussrücken. Ausspülung der Wundhöhlen mit Subl. 1 : 3000. —

Prima int. — Reactionslose Heilung ohne jedes Recidiv. Entlassung am 10. April mit verkleinerter Drainfistel im gefensterten Gipsverbande. Reactionsloser Schluss der Gelenk-Drain-Fistel. Im Novbr. 1889 ergiebt die Revision gutes Allgemeinbefinden, Ausheilung des Gelenks, wiederbeginnende Beweglichkeit und ausgiebige Gebrauchsfähigkeit des Fusses.

Schon bei der äusseren Besichtigung eines tub. erkrankten Fussgelenks lässt sich aus den Formveränderungen desselben ein Schluss auf die wahrscheinliche Lokalisirung der Tuberkulose ziehen. Wenn die unter den Strecksehnen bis an die Knöchel sich hineinziehende Vorderpartie des Gelenks fungös, elastisch weich angeschwollen sich zeigt, so deutet das gewöhnlich auf Tuberkulose des Synovialsackes. Die Schwellung kann sich mit der Zeit und bei zunehmender Synovial-Entartung auch in die Gegend zwischen Knöchel und Achillessehne verbreiten. Lokalis. Schwellung unter den Knöcheln lässt auf die Erkrankung des Talo-Calcaneus-Gelenkes schliessen. Abscedirende Schwellung unter der Achillessehne am Rande der harten Fersenhaut deutet auf Tuberkulose im Calcaneus. Starke Verbreiterung und Schwellung an der Tibia-Epiphyse nach deren Diaphyse hinauf verräth Herde oder Sequester in der Epiphyse, ev. die Mitbetheiligung der unteren Diaphyse an denselben. Abscesse auf den Knöcheln weisen auf die bisweilen am Gelenkrande der Knöchel, namentlich am vorderen Rande des äusseren Knöchels vorkommenden kleinen tub. Herde hin. Abscedirende Schwellung über einer Knochenauftreibung der Epiphyse der T., meist an der inneren Seite über dem Kapselrande, muss auf einen extrakaps. Durchbruch eines Herdes an der Epiphysen-Grenze aufmerksam machen, wie ich ihn schon früher beschrieb. Auch an der über der Epiphysenlinie gelegenen unteren Diaphyse der Tib. kann der Aufbruch eines tub. Herdes erfolgen. So auch bei einem 4jährigen Knaben, dem im Verlaufe der Nachbehandlung einer Resectio cub. ein, durch Abscessbildung sich ankündigender tub. Se-

questerherd an dieser Stelle eröffnet und geräumt werden musste. — Fungöse Anschwellung der Fusswurzel über dem Tarsus in der Nähe des Gelenks bezieht sich meist auf Tub. am Talushalse oder Os naviculare; nach dem Mittelfusse hin sieht man sie auch bei consecutiver Erweichung der vorderen Tarsalknochen sich verbreiten. —

Diese Erweichung bis zur hochgradigen fettigen Entartung der Knochen habe ich namentlich am tub. Fussgelenke und Tarsus Erwachsener, in weniger ausgezeichneter Weise bei Kindern beobachtet. Bei ihnen sah ich sie in Folge acut osteomyalit. Processe am Sprunggelenke rasch und intensiv, sogar binnen wenigen Wochen sich ausbilden. Bei einem 24jährigen Manne, an welchem die vor Jahren wegen Tub. unternommene Resection im Fussgelenke nicht ausheilte und deshalb die Amput. crur. nöthig wurde, zeigten sich die Epiphysen der Tib. und Fib. bis in die Diaphysen hinein, sowie die ganzen Knochen des Tarsus und Metatarsus weich und wie mit Wachs durchtränkt, waren auch leicht mit dem Messer zu schneiden.

Die primär ostalen Formen der Gelenktub. kommen auch am Fussgelenke in wesentlich grösserem Procentsatze vor, als die primär synovialen. Am häufigsten sitzen die primären Herde im Taluskörper, im Talushalse. Von hier aus pflegen sie gewöhnlich nur in eines der nächstliegenden Gelenke zu wuchern, meist in das Sprunggelenk, weniger häufig in das Talo-Calcan.-Gelenk oder gar in beide zugleich. Das Talo-navic.-Gelenk wird am häufigsten von den Herden des Talushalses inficirt, welche die Gelenkfläche des Taluskopfes secundär durchsetzen. Leichter verbreitet sich, wie überall, die Infection von der primären oder secund. Tub. der Synovialis aus auf die nachbarlichen Gelenke; daher die grössere Gefahr der Verbreitung von Tub. in mehrfach zusammengesetzten Gelenken.

Dass auch im Körper und in der Calx des Os calcan. primäre, meist grössere Sequesterherde auftreten, wenn auch viel seltener, als im Talus, wurde schon früher gelegentlich erwähnt.

Das Ellenbogengelenk bietet im Vergleich zu den anderen grossen Gelenken auch seine besonderen Eigenthümlichkeiten bezüglich der Ansiedelung und des Verlaufs seiner Tuberculose. Die Vereinigung dreier Gelenke in einer gemeinschaftlichen Kapsel,

die ausgedehnten und complicirten Bewegungen und Anpassungen der Gelenkflächen zu einander, die relat. Grösse des gemeinschaftlichen Synovialsackes selbst tragen wol dazu bei, die in das Gelenk durchgebrochenen tubercul. Keime rasch und ausgiebigst in demselben zu verbreiten, sie namentlich der beständig mechanisch gereizten Synovialmembran einzuverleiben, und letztere zu besonders lebhafter allgemeiner tub. Wucherung zu veranlassen. Ich lasse es dahin gestellt, ob nicht auch die im Ellenbogengelenke ganz aussergewöhnliche Anhäufung von kleinen, bisweilen miliaren tub. Herden in den Gelenkenden durch solche Verhältnisse begünstigt wird. So ausgedehnte, mitunter totale Sequestrirung der Epiphysen, wie sie in Folge solcher Herdeanhäufung im Ellenbogengelenke vorkommen, sah ich an anderen Gelenken nicht. In einer Menge Spalten und Buchten setzen sich ausserdem die Synovialgranulationen an, und die Formen der Knochenden selbst liefern viele Verstecke für sie. Dadurch wird es verständlich, dass Revidive und nachträgliche Sequesterbildung nach der gewissenhaftesten Resection eines schwer tuberkulösen Ellenbogengelenks nur zu häufig auftreten.

Die bei weitem grösste Mehrzahl der Ellenbogentuberkulosen nimmt einen primär ostalen Ursprung. Vorwiegend häufig siedelt sich ein solcher primärer Herd im Olecranon an. Danach, wenn er öfter mit feiner Fistel und nachfolgender Bildung eines kleinen Abscesses mitten auf der Streckseite, oder etwas nach dem Radius hin durchbricht, hat man auch am ehesten die Freude, durch die extrakapsuläre Aufmeisselung der Höhle und radicale Entfernung der enthaltenen Sequester das Gelenk selbst vor der tuberk. Infection bewahren zu können. Freilich kommt es vor, dass die Infection des Olecranon sich oft bis in Diaphyse der Ulna fortsetzt, und dass man mitunter gezwungen wird, bis in diese hinein gründlich auszuräumen. In zweite Reihe stellen sich die Primäraffectionen an der Humerus-Epiphyse. Bei schweren Cub.-Tuberkulosen findet man an ihr im Gelenkende selbst die grösseren Herde. Wenn man aber vorsichtig genug ist, sich nicht ohne weiteres mit deren Auffindung zufrieden zu geben und noch ein bischen weiter nachforscht, so kommt bisweilen ein kleiner Herd nach dem andern, dazwischen auch wieder ein grösserer zum Vorschein, und so wird man genöthigt, manchmal mehr, als angenehm ist, vom unteren Ende des Humerus zu entfernen. So kam es — allerdings ausnahmsweise — bei jüngeren Kindern vor, dass ich

allmälich 5 bis 6 cm. desselben reseciren musste. Und dann kann es noch zu nachträglicher partieller Nekrose kommen. Bei miliaren Herden im unteren Humerusende kann man schon bei der Resection eine totale tub. Nekrose des ganzen Knochenstücks vorfinden, ja letztere schon vor der Oper. annehmen, wenn sich gehäufter Fistelaufbruch und entsetzlicher Gestank von dem kranken Ellenbogen aus seit länger bemerkbar machte. — Im Radiuskopfe setzt man kaum Sequester voraus, denn solche sind sehr selten. In einem vorjährigen Falle von Cubital-Resection an einem 10jähr. Knaben veranlasste mich nur die ganz aussergewöhnliche Schwere des pathol. Befundes, auch noch das intact scheinende Radiusköpfchen zu untersuchen; und wirklich fand sich ein tub. Sequester in demselhen von Grösse einer ganz kleinen Haselnuss!

Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn schwere Ellenbogen-Tuberculosen auch schwer, und bei älteren Erwachsenen wol nie ohne Operation ausheilen oder beseitigt werden. Bei letzteren wird in sehr schweren Fällen, und namentlich bei gleichzeitiger anderweiter Complication tub. Processe, die nicht zu niedrige Amputation über dem kranken Gelenke das einzige Rettungsmittel bleiben. Es ist ja schlimm, wenn mit ihr auch die Hand verloren geht; aber zu was ist sie an einem solchen Arme und unter so jammervollen Krankheitsverhältnissen dann noch brauchbar, — noch dazu, wenn andererseits für sie das Leben geopfert werden müsste? Da ist irgendwelche Sentimentalität nicht am Platze.

Besonders gerechtfertigt erscheint aber deshalb der Grundsatz: Man soll tub. Ellenbogengelenke an Erwachsenen so früh als möglich reseciren, um den sonst in ihnen fortschreitenden **unvermeidlichen,** zuletzt an Glied und Leben gehenden Verheerungen bei Zeiten vorzubeugen!

Bei Kindern darf man aber auch in schwereren Fällen mehr von der Resection erhoffen, selbst wenn grössere Stücke der Gelenkenden entfernt werden müssen. Doch auch bei ihnen ist die heutige Resection entschieden dem Gebrauche des scharfen Löffels vorzuziehen, der noch vor 15—10 Jahren in ausgedehntem Gebrauch stand. Der unvergessliche Richard v. Volkmann berichtet zwar in seinen „Beiträge zur Chirurgie“ aus 1873 4 Heilungen von schwerer kindlicher Ellenbogengelenks-Tuberkulose, welche mit dem scharfen Löffel und mit Gelenkdrainage behandelt wurden, und von denen die erste binnen 4 Wochen, die zweite binnen 8 Wochen

vollständig, die dritte nach 14 Monaten, die vierte nach 4 Monaten mit Zurücklassung nur feiner Fisteln, alle aber mit mehr oder weniger beweglichem und brauchbarem Gelenke zu Stande kamen. Freilich giebt er zu, „dass auf diese Reihe glücklicher Erfolge demnächst auch eine gleich grosse Zahl von ungünstigen Resultaten folgen könne". Ich habe bei meiner früheren Behandlung mit dem scharfen Löffel, mit nachfolgenden Apfelwein-Umschlägen und Darreichung innerer Mittel auch eine Anzahl Ellenbogengelenke ausheilen sehen, fand aber die Kur nach jeder Beziehung hin langweilig, und in anderen Fällen führte sie auch zu keinem befriedigenden Erfolge. Immerhin steht fest, dass mit ihr dauernde Heilungen erzielt, und dass namentlich die Form, aber auch die Brauchbarkeit der Gelenke sehr befriedigend wiederhergestellt wurden. Goullon (a. a. O.) gab einige unter Gebrauch von Arsen und Kieselerde erfolgte Spontanheilungen von tub. Cub.-Caries (pag. 221, 228) wieder, welche bei einem 15jährigen Mädchen seit 6 Jahren (!), bei einem Fräulein (ohne Angabe des Alters) seit 15 Monaten bestand. Die Heilung kam bei der ersten Pat. nach 1 Jahre und 18 Tagen, bei der zweiten vom 12. März bis Ende Mai zu Stande. Ein unerhört glücklicher Erfolg, dessen sich kaum ein anderer Arzt rühmen dürfte!! — Noch heute würde ich bei Kindern ein tuberculöses Ellenbogengelenk ausschaben, wenn keine Allgemeinerkrankung und multiple Fistelbildung am Gelenke vorliegt, und zwar aus Rücksicht auf die nach der Ausheilung meist ermöglichte Erhaltung der guten Form des Gelenks. Wenn aber nach spätestens zwei Monaten die Heilung danach keine befriedigenden Fortschritte macht, so gehe ich mit gutem Gewissen zur atypischen Resection, mit möglichster Erhaltung der Muskel- und Bänder-Ansätze an den Gelenkvorsprüngen und zu gründlicher Exstirpation der Synovialis über. Bei multipler Fistelbildung, ausgedehnter Caries, sehr üblem Geruch der Fistelabsonderungen resecire ich unverweilt. Ich habe von der so modificirten Resection auch Erfolge gehabt, die in Bezug auf Formerhaltung und Gebrauchsfähigkeit des Armes wenig zu wünschen übrig liessen, jedenfalls allen verständigen Ansprüchen genügen konnten. Ausserdem befriedigt den Arzt als Heilkünstler die bewusste und deshalb des Erfolges sicherere Resection ganz anders, als die Führung des scharfen Löffels, die in dem dunkeln Gelenkraume die Kritik des Guten und Bösen, des Gesunden und Kranken, schwer oder gar nicht ermöglicht.

Auch nach subtiler Resection schwerer Tuberkulose am Ellenbogengelenke kommen, zumal beim Vorhandensein vieler Fisteln, beschränkte Recidive tub. Granulation oder nachträgliche Sequesterbildungen an den Resectionsstellen häufig genug vor. Weichen sie der Auslöffelung nicht, so stelle man bald eine gründliche Revision der noch als krank vermutheten Stellen an. Die dazu nöthigen operativen Eingriffe sind von keinem irgend wichtigen Belange. —

Bei Erwachsenen habe ich einigemale Recidive nach der Jahre vorher vorgenommenen und derzeit ausgeheilten Resection beobachtet, die, obgleich nur von mässigem Umfange, sich durch wesentliche Schmerzhaftigkeit und Verminderung der Gebrauchsfähigkeit des Armes, bei nur geringer Störung des Allgemeinbefindens auszeichneten. Diese Recidive bleiben an sich gewöhnlich gutartig, erfordern aber aus den vorher angegebenen Gründen eine sehr genaue, ev. wiederholte Revision der früheren Operationsstelle. Die Wiederausheilung kann nach ihr rasch erfolgen.

Frl. M. R., 21 J., war vor Jahr und Tag andernorts wegen Tuberk. des r. Cub.-Gelenks resecirt worden. Seit längerer Zeit klagte sie über heftige, den Gebrauch des Armes auch zu leichter Beschäftigung schwer behindernde, durch zeitherige Behandlung unbeeinflusste Schmerzen in der früheren, nahe am inneren Rande der Bicepssehne über dem unteren Hum.-Ende wieder aufgebrochenen Resect.-Stelle, welche Pat. zur Aufgabe ihrer Geschäftsthätigkeit zwangen. Bei eingehender Revision derselben am 29. April 87 fand sich im Stumpfe des r. inneren Condylus ein tub. Herd mit kleinem, weichen Sequester, und mässige tub. Granulation in der neuen Gelenkspalte. Nach deren Entfernung heilte im Juni 87 die Fistel zu, und die früheren Schmerzen waren beseitigt. Seit Anfang 88 kehrten letztere — bei herabgekommenem Allgemeinbefinden — auf äussere Veranlassung hin heftiger zurück, und die alte feine Fistel brach nochmals auf. An der rechten Tricepssehne hatte sich eine feste, harte, nicht verschiebbare Geschwulst von Grösse einer kleinen Pflaume gebildet; die Volarseite des Gelenks war deutlich angeschwollen. Nochmalige Revision am 15. Mai 88 legte vier oberfl. Herde an der Endfläche des Humerus (an diesem den grössten) und an der Ulna mit geringer tub. Granulation innerhalb der Articulation, und an der hinteren Fläche der Tricepssehne ein grösseres Tuberkelfibrom bloss. Nach allseit. Exstirpat. erfolgte rasch die ganz reaktionslose Heilung; Pat. wurde schon am 25. Mai mit leichtem festen Verbande entlassen. Nach dessen Entfernung am 25. Juni, ebenso am 6. Septbr. wird die tadellose Ausheilung und weitgehende, schmerzlose Gebrauchsfähigkeit bestätigt. Die Pat. hatte um 10 Pfd. zugenommen. Kürzlich erhaltener Nachricht zufolge blieb die Heilung von Bestand.

Herr **Franz** B., 35 J. alt, Reg.-Beamt. a. D. Vor 24 Jahren wegen Fungus des r. Cub.-Gelenks in Berlin resecirt. Der Arm ist in der Entwickelung gegen den andern zurückgeblieben, die Differenz der Länge beträgt 3 Zoll. Es besteht eine Luxat. des Ulnaendes nach innen, sodass die Gelenkgegend sehr deformirt aussieht. Der gestreckte Arm war immer wenig brauchbar, seine Bewegung im Cub. äusserst beschränkt. Vor 2 Jahren brach die Gelenkgegend unter fortdauernden Schmerzen wieder auf, sodass Pat. seine Dienstentlassung nehmen musste. Aus der Fistel wuchert tub. Granulation. Bisherige mehrseitige Behandlung blieb erfolglos. Gesteigerte Verschlimmerung der Schmerzen seit 3 Wochen. — Dennoch liess Pat. sich erst am 4. Decbr. in meinem Hause aufnehmen. **Operation am selben Tage.** Nach Trennung der vernarbten Articulation findet sich am inneren Rande des Hum.-Stumpfes gegen das lux. Ulna-Ende hin ein tub. Sequesterherd, von dem mässige tub. Granulation in die Gelenkspalte und in den Fistelgang gewuchert ist. Gründliche Exstirpation, Zurechtpassung der Gelenkenden. Ganz ungestörte Primär-Heilung auf Res.-Schiene. Am 12. Decbr. wird Pat. nach Entfernung der Drainage mit antis. leichtem, gefensterten Gipsverbande entlassen. Am 17. Jan. 89 wird der Verband von dem ausgeheilten Neu-Gelenke entfernt. Am 26. Jan.: Die gute Form des Gelenks ist sehr befriedigend hergestellt. Bewegung fängt an, sich nach jeder Richtung hin zu ermöglichen, und erfolgt schon wesentlich kräftiger in straffer Bahn. — Dauernde Heilung und weitere Gebrauchs-Verbesserung wurde im Dezbr. 89 bestätigt.

Schliesslich berichte ich über den Behandlungs-Erfolg einiger schwerer Fälle von Cub.-Tuberkulose.

1. **Max** St., 4½ J., schwächliches, elendes Kind, wird mir am 31. Juli 78 mit faustgrossen, kalten Abscessen am Rücken und Bauche zugeführt; auch über dem l. M. biceps liegt ein groschengrosses tub. Geschwür. Seit „vier Wochen nach Ostern" war zugleich das linke Ellenbogengelenk stark geschwollen und jetzt nahe am Aufbruche. Die Abscesshöhlen wurden weit geöffnet, die Abscessmembranen ausgeschabt; danach antisept. Deckverband. Innerlich **Arsen** und **Bromcalcium**. — Am 2. Aug. 78 Eröffnung des Gelenks nach Längsschnitt am inneren Rande des Olecranon, subperiost. Ablösung der Tricepssehne, part. Abmeisselung des Olecranon, Kapselspaltung, Schonung der Seitenbänder. Mässige tub. Granul. im Gelenke. In einer durch sie nach oben innen erweiterten Tasche liegt die rauhe Gelenkfläche des Humerus, nach deren Auslöffelung auch die vordere Gelenktasche für die Ausschab. der Granulat. etwas zugängiger wird. Ausschabung eines tub. Herdes im Olecranon, nach weiterer Abtragung desselben mit der Knochen-Löffelzange. Antisept. Verband. — Ambulante Behandlung. — Nächstes Befinden relativ gut und fieberfrei. — 26. Aug. Eröffnung eines Granulat.-Abscesses in der Ellenbeuge nach innen von Art. brach., Ausschabung. — Granulat.-Recidive erfordern wiederholte Aus-

schabungen im Gelenke. Häufige Erneuerung der Verbände. — 10. Septbr. Nach einem Falle auf den l. Arm fing das Kind an zu fiebern und zu schwitzen, die hintere Gelenkgegend sieht schlechter, die Wundränder sahen belegt aus. Ueber der oberen Ulna bildete sich ein Abscess, unter demselben findet sich kariöse Nekrose am Knochen. 2 bis 3 Mal tägl. mässiger Durchfall. Ars. mit Kieselerde abwechselnd innerlich. Herber Ungarwein. — 6. Octbr. Ausschabung des kariösen Herdes an der Ulna unterhalb Olecranon. — Im Novbr. Auslöffelung. — 24. März 79 Eröffnung eines tub. Absc. über der Epiph. der l. Tibia. Eine Fistel führt in einen kleinen Sequester-Herd an der Epiph.-Grenze, der später ausgeräumt wird. — Von jetzt ab, nachdem das Kind auch noch ein Erysipel überstanden, langsames Fortschreiten der Heilung. — Während des Sommers wird das Kind auf das Land zu möglichst beständigem Aufenthalte im Freien gebracht; reichliche Ernährung bei dem zunehmenden Appetite, viel Milch, Apfelwein. Nach seiner Rückkehr im Herbst ist sein Allgemeinbefinden erfreulich gebessert. Das Gelenk ist sehr abgeschwollen, die Fisteln haben sich theilweise verengt, zum Theil geschlossen. Das Gelenk wird schon etwas beweglich, der Arm kann etwas gebraucht werden. — Ausheilung. — Das spätere Schicksal des Kindes habe ich leider nicht erfahren.

2. Friedrich Carl Sch., 7½ Jahre, wurde mir im Jan. 1883 wegen eines tub. Abscesses in Mitte des rechten Oberarmes, über der Brachialis-Scheide, vorgestellt. Nach Spaltung, Ausräumung und Vernähung war derselbe binnen 8 Tagen geheilt. Seitdem war aber eine sehr rasch zunehmende Anschwellung des linken Ellenbogen-Gelenks aufgetreten; wahrscheinlich ging sie von einem im Olecranon belegenen tub. Herde aus, der durch raschen Zerfall eine ausgedehntere tub. Caries im Olecranon herbeigeführt hatte und bereits in den Synovialsack durchgebrochen war. Atyp. Resection am 28. April 83. Von der Ulna werden ca. 5 cm. entfernt, und zugleich wurde der Gelenksack exstirpirt. Während der Nachbehandlung im Mai, Juni, Juli wurde mehrmals der Gebrauch des scharfen Löffels, 2 Mal des Pacquelin auf die Ulna nöthig. Während meiner 6 wöchentl. Reise musste die Behandlung andernorts weitergeführt werden. Trotz nochmaliger Revision schritt die Heilung recht langsam fort. — Im Jan. 1888 nahm ich die Gelegenheit zu einer Nachuntersuchung, die ein ganz ausgeheiltes, aber etwas deformirtes Ellenbogengelenk und mässige Verkürzung des Armes von 3½ cm. bestätigte: „Innerer Neocondylus stark entwickelt, der äussere etwas zurückgeblieben. Flexion ist kräftig. bis zum spitzen Winkel, Pronation halb möglich. Der sehr entwickelte Knabe kann mit dem resec. Arme ¼ Eimer Wasser tragen. Die Hand ist sehr geschickt".

3. Max S., 2¾ Jahr. Die erste Untersuchung am 15. März 86 ergab aufgebrochene Gelenktuberk. am l. Ellenbogen, seit mehreren Monaten. Die Sonde weist tub. Caries am l. unteren Humerus, und an der Streckseite eine grössere Abscesstasche auf demselben nach. Atyp. Resectio

cub. am 17. April 86. Starke Wucherungen auf der verdickten Syn.-Kapsel und im Gelenk. Am inneren Condylus hum. steckt ein grösserer Sequester, beim weiteren Nachforschen findet sich eine den Knochen nach oben hin durchsetzende Anzahl miliarer Herde, welche die Entfernung von 4 cm. des inneren Condylus und vom unteren Humerusende erfordern. Dadurch wird auch der Zugang zu dem oben erwähnten Abscesse von innen her freigelegt, welcher nun nach aussen gespalten, ausgeräumt und drainirt wird. Vom äusseren Condylus wird nur die Gelenkfläche oberflächlich mit dem Messer entfernt. — Genaue Exstirp. der Synov.-Kapsel. — Kein Fieber nach der Operation, das Kind wird am 30. April nach Hause entlassen. Am 10. Mai hat unter Fieber auf der Volarseite des Gelenks ein Abscess sich gebildet, nach dessen Eröffnung noch ein Sequester über dem äusseren Condylus gefunden wird. Nach dessen Beseitigung schreitet die Heilung rascher vorwärts. Im Juni wurde das Kind von den Masern befallen, doch ohne nachtheil. Einfluss auf die Ausheilung des Gelenks. Im Juli ist nur eine verengte Fistel noch vorhanden; die Abscesstasche auf dem Hum. ist ausgeheilt. Das Gelenk ist schon so fest geworden, dass der Knabe kleine Lasten mit dem Arme heben und tragen kann. Am 13. August wird eine letzte kleine Granul. aus der Fistel entfernt. Die Form des Gelenks ist vorzüglich erhalten, die Flexion schon sehr ausgiebig, auch die Rotationsbeweglichkeit nimmt zu. Der Knabe hebt und trägt einen grösseren Blecheimer mit 2 Litern Inhalt ohne Anstrengung.

Im Frühjahr 88 wurde die ausgezeichnete Ausheilung des Gelenks und kraftvolle sichere Beweglichkeit desselben nochmals festgestellt.

4. A. W., 10½ Jahre alt, litt seit einigen Jahren an fortschreitend schwerer Tub. des l. Cub.-Gelenks, und seit noch längeren Jahren an immer wiederkehrenden oberflächlichen Anfällen von örtlicher Tuberkulose. An vielen Stellen des Körpers zeigen sich verheilte, zum Theil mit dem unterlieg. Knochen verwachsene Narben. Bei der Aufnahme am 16. Oct. 89 besteht noch eine dem Aufbruche nahe tub. Drüsengeschwulst in der r. Achselhöhle. Der kr. Ellenbogen verbreitet einen unerträglichen Gestank; es fällt ein vollkommen spindelförmiger, sehr aufgetriebener Tumor albus an ihm auf, der von 10 oder 12 weiten und engen, zum Theil in aufgebrochene Hauttaschen mündenden Fisteln durchsetzt wird. Der Knabe ist sehr abgemagert und elend, leukämisch, fieberte Abends mit Remission am Morgen, hat dabei kleinen, schwachen Puls von ca. 160 Schlägen, schlechten Schlaf, schlechten Appetit. Resection am 19. 10. 89. In dem vollständig sequestrirten Olecranon liegt Herd an Herd bis in die Diaph. ulnae hinein, so dass es nebst einem Stück der letztern mit dem Meissel abgetragen werden muss. Der kranke Knochen verbreitet trotz aller vorherigen Antiseptik einen aashaften Geruch, so dass sie erst nach seiner Entfernung in das Feuer vervollständigt werden kann. Eine Unmasse von Fistelgängen minirt das sklerotische Gelenk. An den Cond. humeri ein grösserer, 3 kleinere Sequesterherde. Im Köpfchen des Radius ein

weicher tub. Sequester! Die Synovialkapsel ist sklerotisch verdickt, mit einer Unmasse blasser, schlaffer Granulation bedeckt. — Vom Humerus wird nach Ausräumung der Herde wenig entfernt. Die Synovialkapsel wird so gründlich als möglich ausgeschnitten. Auch die am schwersten entarteten Fistelgänge werden ausgeschabt und mit dem Pacquelin cauterisirt, ebenso die resec. Knochenenden. Die Fistelöffnungen in der Haut wurden zum Theil ausgeschnitten und vernäht. Vor Abnahme der Constrictionsbinde comprim. antis. Verband-Schiene; Hochlagerung des in halber Streckung fixirten Armes. — Das Kind hat sich bis jetzt, nach ca. 3 Monaten, ungemein erholt, das Gelenk ist ziemlich fest geworden, ein Theil der Fisteln ist verheilt, doch ist am Humerusende noch nachträgliche beschränkte Nekrose eingetreten, deren Beseitigung einer Nachoperation anheim gegeben werden muss.

Den vorhergehenden Auseinandersetzungen über die krankhaften Veränderungen der einzelnen bisher erwähnten Gelenke durch tub. Processe, sowie über die allgemeine diätetische, arzneiliche und chirurgische Behandlung derselben habe ich, mit wenigen Ausnahmen, meine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, sowie die aus ihnen gewonnenen Anschauungen zu Grunde gelegt. In Bezug auf das **Schulter-** und **Handgelenk** sind letztere aber viel beschränkter, weil ich die viel seltener vorkommenden Tuberkulosen dieser Gelenke auch viel seltener zu Gesicht bekam. Andernfalls müsste man schon über ein grosses chirurg. Material verfügen können, wie es nur den grösseren Kliniken und Krankenhäusern zu Gebote steht. — Was ich aber Bezügliches sah, war zumeist wenig erfreulich. Ich werde mich auf kurze bez. Bemerkungen beschränken.

Die Caries sicca, die mit Schrumpfung der Granulation einhergehende Tuberkulose des **Schultergelenkes**, deren Charakterisirung ich schon im früheren Abschnitte versuchte, habe ich mit eigenen Augen nur sehr selten gesehen; sie ist auch selten. Sie pflegt im ganzen langsam zu verlaufen und bietet hinlänglich Zeit und Gelegenheit, die Wirksamkeit einer fortgesetzten physikalischen, diätet. und arzneilichen Behandlung zu versuchen. Reine Höhenluft, Pflege und Kräftigung der Haut, möglichst gute Ernährung, der innere Gebrauch des Phosphor und der Kieselerde scheint mir das meiste Vertrauen zu verdienen. Ohne Zweifel dürfen solche Kuren mehr empfohlen werden, als die operative Behandlung, denn die Caries sicca heilt in vielen Fällen, wenn auch mit

Versteifung des Gelenks aus, dagegen folgt nach der resecirenden Operation gar häufig der Ausbruch von Lungentuberkulose. Ich würde mich nur in dem Falle zur Empfehlung der Resection des Schulterkopfes entschliessen, wenn heftige Schmerzen in demselben und im Gelenke durch keine bisherige Behandlung zu beseitigen waren. — Nach der Resection des Caput humeri pflegt in der Regel die Erhebungsfähigkeit des Armes nicht wiederzukehren Meines Wissens hat nur R. v. Volkmann das Glück gehabt, in dieser Hinsicht 2 Erfolge zu erzielen; von dem einen überzeugte ich mich selbst.

Durch die sg. Caries carnosa humeri kann nachgerade der ganze Humerus vom Marke aus erweicht und in eine rothe, fleischartige Masse, in junges Bindegewebe (König) verwandelt werden. Es enthält zahllose miliare Tuberkel.

Die Beziehungen der Caries carnosa zur Entstehung oder Veranlassung von Lungentuberkulose sind noch engere. Jede Behandlung derselben war bisher fruchtlos. Als Rettungsmittel könnte nur die Exartikulation in der Schulter in Frage kommen.

Die Tuberkulose des **Handgelenks** habe ich nur bei Erwachsenen gesehen. Bei Kindern pflegt die Tuberkulose an der Hand sich häufigst, wie bekannt, an den Phalangen, wesentlich seltener schon an der Mittelhand, und gewiss sehr selten an der Handwurzel zu localisiren. Tub. des Handgelenks habe ich niemals isolirt bestehen sehen. In einigen meiner Fälle ging ihr Tub. an den Rippen voraus; ich lasse es dahin gestellt, ob ursächlicher Zusammenhang der Processe vorlag, und ob ein solcher auch anderweit beobachtet wurde. Die Tuberkulose der Handwurzel heilt sehr schwer aus, weil die so vielfach in ihr combinirten spongiösen Knöchelchen und namentlich Synovialsäcke der Verbreitung der tub. Infection so günstig sind, und weil tub. Keime selbst nach der Resection fast immer noch ihre Schlupfwinkel finden. Lange Eiterungen und das Zurückbleiben von Fisteln kommen ganz gewöhnlich vor, und ebenso gewöhnlich werden dann die Kranken lungentuberkulös. Andererseits sah ich sogar nach Schusswunden, die ich mit der Resection des Handgelenks behandelte, bei vorhandener Disposition rasche Entwicklung und raschen Verlauf der Lungentuberkulose eintreten. — Häufig fügen sich die traurigen Verhältnisse so, dass nach misslingenden Resectionen des Handgelenks bald Verallgemeinerung von Tuberkulose erfolgt, oder schon vorhandene anderweite Lokalisationen der letzteren rascher

zerfallen, und dass die wenigstens von Schmerzen und Eiterverlusten befreiende Amputation des Vorderarms nur noch zur palliativen Wohlthat für die Kranken wird, wie ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe.

Indessen giebt Lauenstein-Hamburg (Archiv f. klin. Chir. 1889, p. 721) an, von der durch ihn etwas modificirten Methode der Handgelenk-Resection einige gute Erfolge gesehen zu haben. Ob sie von Dauer sein werden, bleibt abzuwarten.

Nabulus albus

bei chronischen Durchfällen

von W. A. Hassler, M.-D.

Deutsch von Dr. Sulzer.

(Aus den Verhandlungen der Homöopathic medical society von Pensylvania.)

Der Gegenstand meines heutigen Vortrages ist ein klinischer Bericht von Nabulus albus in der Behandlung und Heilung chronischer Durchfälle. Die Klapperschlangenwurz ist eine Pflanze, welche auf den Bergen längs der atlantischen Küste von Maine bis Nord-Carolina wächst. Es giebt fünf Varietäten der Pflanze. Die Wurzeln sind knollig oder spindelförmig zugespitzt; der Geschmack ist bitter. Die Wurzel ist derjenige Theil, den ich zur Bereitung der Tinctur gebraucht habe. Die Pflanze blüht in den Monaten August und September; dieses ist die günstige Zeit zum Sammeln der Wurzeln.

Zur Bereitung der Tinctur nahm ich vier Unzen der Wurzel auf eine Pinte 95proc. Alkohols. Diese Medicin verschreibe ich in Dosen von 4—6 Tropfen in etwas Wasser 3 bis 4 Mal den Tag. Mir scheint, dass die erste und zweite Verdünnung besser wirkt, als die reine Tinktur.

Mein erster Fall, den ich mit dieser Medicin behandelt, war eine junge Frau von 22 Jahren. Sie hatte ein Kind von 2 Jahren; seit dessen Geburt hatte sie Durchfall, gegen welchen sie die verschiedensten Behandlungsarten angewendet hatte. Die Entleerungen traten täglich zwei bis acht Mal auf. Sie traten seltener ein, wenn sie ihren häuslichen Pflichten nachging; wenn sie vom Hause fort war oder Gesellschaft hatte, hatte sie 8—10 Mal am Tage Stuhlgang. Die Frau war mit allopathischen und homöopathischen Medicamenten ohne

Erfolg behandelt worden. Ich hielt den Fall für eine nervöse Diarrhöe, und dachte, dass ich ein Mittel in Gelsemium hätte, welches ich von der dritten bis zur hundertsten Verdünnung ohne Erfolg anwandte. Ich gab Nux, Sulphur, Mercur jod., alles ohne Erfolg. Jetzt begann ich Nabulus albus in Fünftropfendosen zu geben und nach zehn Tagen bestand Verstopfung. Ich hörte mit der Medicin auf, nach einer Woche war der Durchfall wieder da.

Ich gab ihr eine halbe Unze der ersten Decimalverdünnung fünf Tropfen Morgens und Abends vier Wochen lang zu nehmen, Nach Verlauf dieser Zeit erklärte sie sich selbst für gesund und die Medicin wurde ausgesetzt. Es sind seitdem 14 Monate verflossen, die Frau ist vollständig frei geblieben von Verdauungsstörungen.

Der zweite Fall betraf einen jungen Mann von 20 Jahren, welcher vor 18 Monaten einen Typhus überstanden hatte und seitdem Durchfall hat, drei bis vier Stuhlgänge nach jeder Mahlzeit. Er war ebenfalls bei einer Anzahl von Aerzten erfolglos behandelt worden. Er hatte alles eingenommen, was ihm angerathen worden war, darunter 20 Flaschen von Browns Jamaikre Ginger. Ich gab ihm eine halbe Unze der ersten Verdünnung von Nabulus albus, fünf bis acht Tropfen in etwas Wasser nach jeder Mahlzeit zu nehmen. Er wurde vollständig geheilt, indem er blos die halbe Unze aufbrauchte.

Der dritte Fall betraf einen alten Mann von sechzig Jahren, welcher gestand, dass er an chronischen Durchfällen leide seit seinem 48. Lebensjahr. Er erzählte mir, dass er mit einer Gesellschaft in einer Sommernacht gefischt und sich dabei erkältet habe. Er wurde sehr krank, sein Arzt nannte es eine Darmentzündung. Er wurde bald besser, in wenig Wochen stand er auf, ging aus, aber er litt an Durchfall, welcher seitdem nicht mehr aufhörte, Er wandte viele Mittel an, von denen keines nützte. Vergangenen September kam er zu mir und fragte mich, ob ich ihn behandeln wolle, unter der Bedingung: Keine Heilung, keine Zahlung. Ich theilte ihm mit, dass ich eigentlich nicht solche Kontraktgeschäfte machte, nahm ihn aber in Behandlung. Ich gab ihm eine Unze der zweiten Verdünnung von Klapperschlangenwurz, zwei Mal täglich 10 Tropfen zu nehmen, und erst nach Verbrauch der Medicin wiederzukommen. Nach Verbrauch berichtete er, dass er keine Verdauungsstörungen mehr gehabt habe, seitdem die Hälfte der Medicin verbraucht sei.

Dieses ist der Bericht von drei Fällen unter sieben, welche ich mit diesem Mittel heilte. Misserfolge verzeichnete ich drei unter 10 Fällen. Diese ungünstigen Fälle betrafen Leute, die über fünfzig Jahre alt waren. Ich habe das Mittel an einige befreundete Aerzte abgegeben, und hier folgen einige Berichte derselben.

Dr. Holm von Slatington berichtet eine Heilung.

Unser werther Präsident, Dr. Heller von Hellestown sagte, dass er eine Dame, die an chronischem Durchfall litt, geheilt habe mit zwei Stück Oblaten, (two doses No. 40 pellets) getränkt mit mit der Tinktur, welche ich ihm gegeben hatte.

Dr. Daniel Yoder von Catasanqua berichtet eine Heilung: Im Sommer 1885 ersuchte mich eine Lehrerin, sie wegen chronischen Durchfalles zu behandeln, an dem sie seit drei oder vier Jahren litt. Sie litt an einem wässerigen Stuhlgang, der nach dem Essen auftrat; mitunter konnte sie das Essen nicht beenden. Ich gab ihr eine Flasche Nabulus albus, zwei oder drei Tropfen dreimal täglich nach der Mahlzeit zu nehmen. Nach vierwöchentlichem Gebrauch der Medicin war der Durchfall gewichen; aber nach sechs Monaten trat er wieder auf. Ich gab ihr dasselbe Mittel und heilte sie dauernd.

Fälle, welche Dr. Slough in Allentown berichtete: Bei einer Versammlung der Lehigh Valley Homöopathie Medical Society berichtete Dr. Hassler, dass er Nabulus albus in vielen Fällen von chronischen Diarhoeen mit günstigem Erfolge gebraucht habe. Sofort besorgte ich mir von Böricke u. Tafel die Urtinktur und begann das Mittel in der 1. und 2. Decimalverdünnung in einer Anzahl von Fällen zu meiner Zufriedenheit anzuwenden. Von den behandelten Fällen bestanden einige seit fünf Jahren, andere nicht so lange, ohne dass es gelungen wäre, sie mit Sulphur, Psorinum, Calc. ph., Mercurius, Podophyllum, Leptandra etc. in hohen und niedrigen Verdünnungen zu heilen.

Der erste Fall, in dem ich Nabulus albus anwandte, betraf Mr. S., 44 Jahre alt. Er litt bereits die letzten zwanzig Jahre an vier bis acht Stuhlgängen in 24 Stunden. Seinem Aussehen nach war er ein vollständiges Wrack, nichts wie Haut und Knochen. Schmerzen längs des aufsteigenden und absteigenden Dickdarmes und des Rektums. Die Stühle waren dünn, mitunter schleimig, dann wieder gelblich weiss; schlechter in der Nacht und gegen Morgen, hat keinerlei Erleichterung gehabt durch die Behandlung vieler Aerzte der alten und neuen Schule. Nabulus albus, 1. De-

cimale, drei Tropfen in einem Theelöffel frischen Wassers alle drei Stunden bewirkte eine erhebliche Besserung der Ausleerungen innerhalb 48 Stunden. Die Besserung schritt täglich fort, bis er sich selbst für einen gesunden Mann erklärte. In den letzten 4 Monaten kein Durchfall mehr, Appetit gut, hat gegen 30 Pfund an Gewicht zugenommen. Nach den ersten 48 Stunden wurde das Mittel nur noch dreimal täglich genommen.

Miss R., 35 Jahre alt, leidet seit beinahe 10 Jahren an chronischem Durchfall, ist ungeheuer abgemagert, Zunge gelb belegt, Haut trocken und schuppig, grosse Kraftlosigkeit; drei bis sechs Stühle täglich; Schmerzen um den Nabel längs des aufsteigenden und absteigenden Colons; Stühle gelb-grünlich, mitunter schleimig dünn, schlimmer in der Nacht, kein Appetit und keine Verdauung von irgend welchem Belang; Empfindlichkeit über den ganzen Bauch. Nabulus albus 2. Decimalverdünnung, drei Tropfen in Wasser alle drei Stunden bis Besserung erfolgt, dann seltener. Nach ungefähr 4 Wochen berichtete sie, dass sie nach viertägigem Einnehmen keinen Durchfall mehr gehabt habe. Sie hatte wunderbar an Fülle und Kraft zugenommen und hielt sich selbst für vollständig gesund. Seit drei Monaten ist sie gesund geblieben.

Fünf andere Kranke, welche ich in Behandlung hatte, die aber noch nicht so lange krank waren wie die obigen, berichteten mir, dass sie keine Durchfälle mehr gehabt hätten, seit sie Nabulus albus gebrauchten. Früher hatte ich immer Mühe, solche Fälle zu heilen, sowohl mit hohen als niedrigen Verdünnungen, so dass ich hoch erfreut war, als ich fand, dass Nabulus albus durch seine günstige Wirkung meine Patienten und mich aufs höchste befriedigte. Da keine Prüfungen vorhanden sind, kann ich keine genaueren Indicationen angeben. Dass man alle Fälle von chronischem Durchfall durch ein und dasselbe Mittel heilen könne, kann man unmöglich erwarten; aber durch Prüfung und Anwendung des Mittels werden wir mit der Zeit im Stande sein, diejenigen Fälle zu bestimmen, in welchen N. a. das passende Mittel ist.

Der Bericht über die obigen Fälle zeigt, dass N. a. chronischen Durchfall heilen kann und zwar die allerschwersten Fälle, die einem Arzte in seiner Praxis vorkommen können.

Der Weg, auf dem ich dazu kam, dieses Mittel gegen chronischen Durchfall zu gebrauchen, ist folgender: Ich erfuhr vor einer Reihe von Jahren, dass ein Soldat, von Profession Schneider, in dem Rufe stand, Durchfälle zu heilen. Ich liess etwas bei ihm

arbeiten und fragte ihn, woraus er seine Medicin bereite. Er sagte mir, aus einer Wurzel, welche er in den Bergen sammle, aber den Namen konnte er mir nicht nennen. Ich ersuchte ihn, mir einige Wurzeln zu besorgen, was er auch that, und ich fand, dass es die Klapperschlangenwurz war.

Er theilte mir auch mit, wie er zu dem Gebrauche gekommen sei. Während des Krieges, als sein Commando in Nord-Carolina stand, litt mehr als die Hälfte der Soldaten an Durchfall. Im Gespräche mit einem alten, in einer Blockhütte lebenden Einwohner erwähnte er, woran er und seine Kameraden litte. Der alte Mann ging mit ihm eine kurze Strecke ins Gebirge und zeigte ihm eine Pflanze, welche er ihm anrieth, in Branntwein zu legen und diesen dann zu trinken. Er that dieses, und die Soldaten der Compagnie, zu der er gehörte, wurden gleichfalls durch das Mittel geheilt. Nach Hause zurückgekehrt, jagte er in den südlichen Gebirgen und fand dieselbe Pflanze. Er bereitete einige in Branntwein und hatte stets einen Vorrath von der Medicin, um denen davon zu geben, die ihn darum angingen. Sollte irgend einer der Collegen Gelegenheit haben, das Mittel in ähnlichen Fällen, wie sie angeführt sind, zu gebrauchen, so würde ich mich freuen, über den günstigen oder den ungünstigen Verlauf etwas zu hören.

The Hahnemannian morthly.
March 1888.

Kleine Mittheilungen.

Indicationen für einige Mittel bei Uteruskrankheiten. G. Southwich giebt in einem für das American-Institut for Homöopathie 1888 geschriebenen Berichte folgende Indicationen für die Anwendung einiger Mittel bei der Behandlung von Uteruskrankheiten:

Aletries farinosa passt am besten für schwache dyspeptische Frauen, die an profuser Leukorrhöe leiden; bei profuser schmerzhafter und zu früher Regel. Das Mittel wirkt am besten, wenn es in Tinktur oder in Fluid-Extract gegeben wird.

Arsenicum bei Retroversion und Prolaps, Brennen auf der Höhe des Scheitels und im Magen.

Arctium lappa ist empirisch als wirksam befunden in der 1. und 2. Verdünnung in Fällen von Retroversion, Knickung und

Prolaps. Bei jungen unverheiratheten Personen, welche an Anorexie, Schwäche der Muskulatur, Schmerzen im Rücken und den Lenden, besonders in der rechten Seite, und Schmerzhaftigkeit im Becken leiden, hat es sich sehr heilsam erwiesen.

Aurum, Prolaps in Folge von schwer heben und chronischem Blutandrang, bei skrophulösen Personen, die an Melancholie, Hysterie und Gliederschmerzen leiden und empfindlich gegen kalte Luft sind. Falls der vorgefallene Uterus verhärtet ist, ist Aurum mur. natronatum vorzuziehen.

Belladonna. Prolaps von akutem Blutandrang; heftige Rückenschmerzen; Schmerzen in der rechten Seite, heftiges Abwärtsdrängen, häufiges oder unfreiwilliges Harnlassen in der Nacht; profuse Menstruation, Blut ungeronnen, öfter dunkel, auch roth und mitunter wund machend. Die Theile bei Untersuchung schmerzhaft. Passt nicht in chronischen Fällen.

Calcarea carbonica. Zu frühe, zu starke und zu lange anhaltende Regeln; scharfe, milchige Leukorrhöe mit Stechen und Brennen; leichter Schweiss, besonders in den Morgenstunden, und starker Schweiss an den äusseren Genitalien; Gefühl von grosser Erschöpfung und Schwäche.

Calcarea fluorica, gestörte Ernährung; Dyspepsie.

Conium, wahrscheinlich wirksam bei Prolaps, in Folge chronischer Metritis uud Hyperplasie der benachbarten Gewebe; lanzinirende Schmerzen im Becken; Schmerzhaftigkeit und Schwellen der Brüste vor der Regel.

Ferrum jodatum, in der ersten Decimalverreibung ein Hauptmittel von Dr. H. E. Preston, sowohl bei Retroversion als Prolaps; Atonie und Congestion des Uterus; unfreiwilliges Urinlassen, feurig rothes Gesicht, verzögerte oder zu starke Regel.

Helonias in starken Dosen wirksam bei anämischen und deprimirten Patienten; starke Regel; starke und fressende Leukorrhöe, Weh und Schwere im Becken, mitunter Neigung zur Aphthen.

Murex purpurea wirkt direct auf den Uterus. Empfindliche, ziehende, brennende Schmerzen im Becken und in der Umgebung, schlimmer beim Niederlegen, Gefühl von allgemeinr Abgeschlagenheit; vermehrter Geschlechtstrieb und unterdrückte Regel.

Nux vomica, Vorfall und Anschwellung des Uterus, verursacht durch eine plötzliche heftige Drehung des Körpers oder begleitet von Verstopfung; Druck im Becken; die Regel zu früh und zu

stark; **Blut dunkel**; **Morgens** Uebelkeit; **Magensäure**; Verschlimmerung der Symptome Morgens.

Secale cornutum, bei falscher Lage nach dem Kindbett, erschlaffter **Vagina**, verlängerten Nachwehen, atonischen Uterusblutungen.

Ustilago, wirksam, wenn Secale nicht hilft; tiefsitzende Beckenschmerzen.

Sepia bei Rückwärts und Tieflagerungen, Reizbarkeit der Blase, Leukorrhöe, Blutwallungen, heftiges Abwärtsdrängen, Gefühl im Magen, als wenn er herabsänke und fortfiele.

Stannum, hellfarbige Leukorrhoe, oder Abgang durchsichtigen Schleimes, grosse Schwäche; Vorfall von Vagina oder Uterus; Gefühl von Abwärtsdrängen, die Regel zu früh und zu stark mit vorhergehender Melancholie. Dyspepsie schlimmer am Morgen und Erbrechen durch Küchengeruch verursacht.

Sulphur, Lageveränderungen mit chronischer Entzündung und nervöser Stauung in den Beckenorganen; Regel zu spät, zu stark, zu kurz, Blut dick, dunkel, wund fressend. Während der Regel Druck in des Herzgrube; Brennen in der Vagina, und oft starker Ausfluss, wundfressende Leukorrhoe; Hitze auf dem Scheitel mit kalten Füssen, Brennen in den Fusssohlen, Krämpfe in den Waden und den Fusssohlen in der Nacht.

Terebinthina. Aeusserster Tenesmus der Blase, heftige Schmerzen, Abwärtsdrängen; bei heftigem Drange entleert sich schliesslich blutiger Urin.

The Hahnemann Monthly
January 1889.

Ferrum picricum bei Mittelohrcatarrh. Dr. Robert T. Cooper berichtet im Decemberheft der Homöopathic world über die Krankheit einer Frau von 39 Jahren, welche über ein Jahr an Schwerhörigkeit gelitten hatte. Die Schwerhörigkeit war schlimmer, wenn sie sich erkältete. Sie klagte über Schmerzen auf dem Scheitel mit Summen, auch schlimmer nach Erkältung. Dieses beständige Singen schien ihre Kopfschmerzen zu verursachen; Gefühl von Vollheit unter den Ohren; die Trommelfelle waren leicht getrübt und eingezogen; Hörweite rechts 6 Zoll, links 12 Zoll. Es wurde Ferrum picricum O3 verschrieben.*) Nach einer Woche

*) Wie oft wiederholt oder nur einmal gegeben? Red.

war das Gehör rechts auf 20 und links auf 15 Zoll gestiegen. Bei fortgesetzter Behandlung war dar Gehör nach ungefähr einem Monat 20 Zoll rechts und 30 Zoll links. Alle subjectiven Erscheinungen waren gleichfalls fort. In der Lebensweise wurde keinerlei Veränderung vorgenommen, es wurde weder der Politzer noch eine andere Methode der Einblasung angewandt.

Aranea bei Neuralgie. Dr. A. Houghton Birdsal berichtet von einer Dame, welche während zwei Wochen beinahe jede Nacht direct nach dem Zubettegehen von einem heftigen, scharfen, neuralgischen Schmerz ergriffen wurde, der beschränkt war auf die linke Hälfte des Unterkiefers. Der Schmerz war immer so heftig, dass er sie nöthigte, ein Opiat zu nehmen. Die Eigenthümlichkeit, dass der Schmerz nur dann erschien, wenn sie sich hinlegte zur Nachtruhe, niemals, wenn sie sich am Tage hinlegte, und niemals des Abends, so lange sie aufsass, führte zu der Verordnung von Aranea diadema. Nach einer Gabe erfolgte prompte Heilung.

Calcarea carbonica bei Neuralgie. Eine Dame, 52 Jahre alt, litt täglich seit 9 Monaten an einer heftigen Neuralgie, zu deren Beseitigung sich alle gebräuchlichen Arzneien unzureichend erwiesen hatten. Die Symptome waren: Schmerz im rechten Vorderkopf, der sich auf das rechte Auge erstreckte und nöthigte, das Auge zu schliessen; Schmerzen am Hinterkopf, plötzlich schiessend auftretend. Der Schmerz begann gegen 9 oder 10 morgens, dauerte bis gegen 3 Uhr und verschwand dann allmälig. Eine Dosis Calcarea carbonica 107 m. Finke heilte den Fall. Drei Monate später war sie noch wohl.

Dr. B. Simmons, Homöopathic physician. December.

Cactus grandiflora bei Kopfschmerzen. Eine Dame, 32 Jahre alt, acht und einen halben Monat schwanger, klagte über häufige Anfälle von Kopfschmerzen. (Sie hatte vor mehreren Jahren in Zwischenräumen an diesen Anfällen gelitten.) Die Anfälle begannen immer mit einem Gefühle von Benommenheit, wurden zuerst im Kopfe gefühlt und stiegen von da herab über Hals und Brust mit Flimmern vor den Augen und einem Gefühle halber Bewusstlosigkeit. Zu dieser Zeit beobachtete sie immer eine sehr schwache Herzthätigkeit; das Gesicht wurde blass. Mitunter entstand ein Gefühl von Zusammenschnürung, gleich einem Band um den Kopf. Gelsemium erleichterte theilweise, aber Cactus grandiflora, zu

Anfang der Attacken angewendet, verhinderte deren Rückkehr. Sie ist jetzt frei von Kopfschmerzen.

Dr. Sheldon Leavitt. American Homöopathist. December.

Cactus grandiflora bei Schmerzen in der Herzgegend. Derselbe Autor berichtet an derselben Stelle die Heilung einer Pleurodynie bei einer Multipara, welche sich diese Störung nach einer Schwangerschaft zuzog. Für die früheren Anfälle, sie hatte deren verschiedene, konnten ihre allopathischen Aerzte nichts ausrichten, aber sie riethen ihr einen Abstecher nach Europa an. D. Leavitt mühte sich ohne Erfolg zwei Monate ab, aber schliesslich heilte er den Fall sehr schnell, als er folgende Symptome beobachtete, die ihn zur Verordnung von Cactus grandiflora führten: Die Anfälle waren gelegentlich so heftig, als wäre es Angina pectoris, bis ins Rückgrat sich erstreckend; Scheitelkopfschmerz mit Schwere und Druck; Schmerzen unerträglich.

Personalien.

Wir können nicht umhin, von einer Thatsache Notiz zu nehmen, welche sich in der Geschichte unseres Zeitungswesens vollzogen hat. Nach 13jähriger Thätigkeit hat unser College Lorbacher zu Leipzig die Redaktion der Allgemeinen homöopathischen Zeitung niedergelegt, aus Gründen, die sich unserer Kenntniss entziehen, so viel wir aber wissen, nicht aus eigener Initiative. Wir halten uns für verpflichtet, an dieser Stelle unserem verdienten Collegen unsere volle Anerkennung mit seiner Wirksamkeit und ebenso unser Bedauern auszusprechen, dass er seine verdienstvolle Thätigkeit an dem für die Homöopathie so wichtigen Organe hat aufgeben müssen. Wer die Schwierigkeiten kennt, die sich einem Redakteur einer homöopathischen Zeitung entgegenstellen, wird Lorbacher seine aufrichtige Anerkennung nicht versagen können, dass er es verstanden hat, mit Takt und Maass den verschiedenartigen, oft sich recht gespannt gegenüberstehenden Richtungen in der Homöopathie gerecht zu werden. Wer den Indifferentismus der homöopathischen Aerzte kennt, muss ferner bewundernd anerkennen, dass Lorbacher es verstanden hat, so viele litterarische Beziehungen aufrecht zu erhalten, welche dem Journal Lebenskraft zuführten. Wir hoffen, dass er seine Geistesfrische und seine Arbeitskraft noch recht lange im Dienste der Homöopathie verwerthen wird.

Windelband.

Nachruf.

Med. Dr. **Adolf Heinrich Gerstel**, am 19. April 1805 geboren, wurde nach vollendetem Studium in Prag am 1. Juli 1831 zum Doktor der Medizin promovirt und am 6. April 1832 zum Magister der Geburtshilfe approbirt. Noch im Jahre 1831 begab er sich nach erfolgter Aufnahme als Mitglied der medizinischen Facultät in Prag von dort nach Brünn, um daselbst die Cholera praktisch kennen zu lernen. Er erhielt bezüglich seiner Verwendung als Choleraarzt in Brünn und überhaupt in Mähren Dankschreiben von der k. k. Polizei-Direktion in Brünn am 10. Nov. 1831, vom Oberamte der Herrschaft Tischnowitz am 30. Dezemb. 1831 bezüglich seiner erspriesslichen Dienstleistung in den Orten Vorkloster, Stepanowitz, Lomniczka und Schenkwitz, desgleichen von der Herrschaft Kanitz und vom Magistrate der Stadt Znaim am 18. August 1832. — Er behandelte bereits damals ausschliesslich homöopathisch, zu welcher Heilmethode er sich schon während seiner Studienzeit hingezogen fühlte, und sein diesbezügliches Wissen in regem brieflichen Verkehre mit Hahnemann vertiefte und weiter entwickelte. Er verblieb sonach in Brünn als praktischer homöopathischer Arzt, wiederholt deshalb von den dortigen Behörden beanstandet und mit Confiscation seiner Apotheken bestraft, stets aber auf weitere Verbreitung der Homöopathie und Bereicherung deren Heilmittel und deren Verwendung auf Grund eingehender Studien und Versuche bedacht, welchem Streben er, auch wissenschaftlich in hohem Grade thätig, bis an sein Lebensende mit regem Geiste treu blieb.

Er übersiedelte 1842 nach Wien, von zahlreichen dahin vorausgegangenen Familien, welche ihren bewährten Arzt nicht verlieren wollten, dazu veranlasst und begleitet von einem warmen Dankschreiben des Kapuziner-Ordens-Conventes zu Brünn.

In Wien angelangt, legte er an der k. k. Wiener Universität das medicinische rigorosum practicum ab, wurde am 22. Juli 1842 in die Wiener medizinische Facultät als deren Mitglied aufgenommen und setzte da seine praktische Laufbahn fort, von nun an regen Antheil an den Agenden der Wiener medizinischen Facultät nehmend, war auch im Ausschusse derselben durch viele Jahre thätiges Mitglied und als Mitglied des Comités behufs der

so wichtigen Berathung der Apotheker-Ordnung und Arzneitaxe und in mehreren anderen Comités thätig.

In den Jahren 1848 und 1849 leistete er freiwillige ärztliche Dienste in den Spitälern, in Folge deren er nicht nur von der medizinischen Facultät, sondern auch vom Gemeinderathe der Stadt Wien unterm 9. Novb. 1849 für sein verdienstliches Wirken in den Nothspitälern ein Dankschreiben erhielt.

Auch im Kriegsjahre 1866 nahm er an der Gesundheitspflege regen Antheil und erhielt laut Dekret des k. k. Armee-Oberkommando vom 13. Dezember 1866 in Würdigung seines in der Residenzstadt Wien während der Kriegsepoche an den Tag gelegten Patriotismus, sowie Theilnahme und Hingebung für die Verwundeten und erkrankten Krieger die belobende Anerkennung der kaiserlichen Regierung.

Seit Gründung des Unterstützungs-Institutes des Wiener medicin. Doctoren-Collegiums im Jahre 1859 war er als Mitglied desselben und seit 1868 auch als Ausschussmitglied dieses Institutes in hervorragendem Grade thätig.

Seine Thätigkeit erstreckte sich auch auf die Wittwen- uud Waisen-Societät des Wiener medicin. Doctoren-Collegiums. Im Jahre 1845 Mitglied dieser Societät werdend, nahm er so reges Interesse an dem Gedeihen dieses wichtigen Institutes, dass er bereits 1846 zum Actuar-Stellvertreter und 1848 zum Actuar dieser Societät gewählt wurde, und diesen wichtigen Posten mit nur einjähriger Unterbrechung von 1871—72 durch 43 Jahre bis zu seinem Tode versah.

Bei Gelegenheit der Feier des 100 jährigen Bestandes der Societät im Jahre 1858 verfasste er aus deren Quellen und Akten eine Geschichte der zurückgelegten 100 Jahre wohlthätigen Wirkens, welche Schrift allgemeine Anerkennung fand und von Sr. Majestät Kaiser Franz Josef mit der mit Allerh. Wahlspruche gezierten, grossen, goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Für die mit Sorgfalt und Einsicht ausgeführte Ausarbeitung der vom k. k. Staatsministerium gewünschten Sterblichkeitstabelle auf Grund der 100 jährigen Erfahrungen der Wittwen- und Waisen-Societät erhielt Dr. Gerstel im Jahre 1861 die belobende Anerkennung dieses Staatsministeriums, wie ihm von der Generalversammlung der Societät im Jahre 1873 der wärmste Dank für seine umsichtige und unermüdliche Thätigkeit im Interesse der

Societät und die aufopfernde Mitwirkung an der sehr schwierigen Statuten-Berathung ausgesprochen wurde.

In Folge seiner vielseitigen Leistungen für die homöopathische Schule und sonstigen wissenschaftlichen Bestrebungen wurde er wirkliches Mitglied der homöopathischen Vereine Oesterreichs, des Centralvereines für homöopathische Aerzte Deutschlands, Ehrenmitglied des Vereines für spezifische Heilkunde homöopathischer Aerzte Bayerns, des freien Vereines homöopathischer Aerzte Leipzigs, des Berliner homöopathischen Vereines, sowie des American Institute of Homoeopathy, correspond. Mitglied des ungarischen homöopathischen Vereines und der Academia omeopatica di Palermo, Ausschuss-Ehrenrath des „Janus" in Wien, Mitglied der geografischen Gesellschaft und mehrerer anderer humanitärer und wissenschaftlicher Vereine, welche Alle gleich dem Wiener medizinischen Doctorencollegium und deren Wittwensocietät sich mit Ehrengaben, Diplomen und ehrenden Deputationen und Ansprachen bei dem im Jahre 1881 gefeierten 50jährigen Doktorjubiläum Dr. Gerstel's einfanden.

Speziell die Wiener Homöopathen hoben bei diesem Anlasse hervor, dass selbe ihr gutes Einvernehmen und ihren wahrhaft collegialen Verkehr mit den allopathischen Aerzten und selbst den Professoren der Wiener medicinischen Facultät zum grossen Theile dem vermittelnden Einflusse Dr. Gerstel's verdanken, welcher durch seine hervorragende Stellung im Wiener medicinischen Doktoren-Collegium, besonders in seiner Eigenschaft als langjähriger Actuar der medicinischen Wittwen- und Waisen-Societät in den allopathischen Kreisen des Collegiums ebenso geachtet sei, als in dem seiner homöopathischen Kollegen.

Bis zum Jahre 1888 erfreute sich Dr. Gerstel mit Ausnahme einiger Monate in einem früheren Jahre wegen eines in Ausübung seines Berufes zugezogenen Beinbruches, einer vorzüglichen Gesundheit und körperlicher Rüstigkeit, welche ihm bei seinem bis zu seinem Lebensende gleich regen Geiste gestattete, sich ganz den Pflichten seines mühevollen Berufes zu weihen. Zahlreiche Unglücksfälle in seiner Familie, wie namentlich der frühzeitige Tod dreier hoffnungsvoller Söhne, vermochten wohl ihn für kürzere oder längere Zeit niederzudrücken, doch stellte sein reges Pflichtgefühl für Familie und seine Patienten alsbald wieder sein geistiges Ebenmass her.

Im Spätherbste 1888, somit in seinem 83. Jahre, hatte Dr. Gerstel jedoch das Unglück, sich eines Abends in einer Sommerfrische zunächst Wien bei einem Spaziergange in einem Walde zu verirren, bis er halb ohnmächtig umsank und von den nach allen Seiten ausgesendeten Boten erst nach 8 Stunden um 3 Uhr früh aufgefunden wurde. Seine kräftige Konstitution überwand wohl scheinbar nach wenigen Tagen die Folgen dieses Unfalles; als aber wenige Monate darauf die treue Lebensgefährtin nach 53 jähriger Ehe ihm starb, machten die Folgen des hohen Alters sich dennoch insoweit geltend, dass der Körper nicht mehr den früher gewohnt gewesenen und zur zweiten Natur gewordenen Anstrengungen des Berufes folgen konnte und er mit Schmerz mehr und mehr seiner Praxis entsagen musste, bis die Influenza seine letzten Kräfte verzehrte und ihm nach wenigtägiger Krankheit die bereits ersehnte Ruhe brachte.

Wir verdanken vorstehendes Lebensbild der Güte der Angehörigen unseres unvergesslichen Collegen Gerstel auf unser Ansuchen. Seine hohen Verdienste um die Homöopathie standen auf gleicher Stufe mit seiner Herzensgüte und seinem liebenswürdigen Charakter, die wir auf verschiedenen Central-Vereins-Versammlungen kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Wenn uns ein Umstand seinen Tod weniger schmerzlich empfinden lässt, so ist es der, dass er mit seltener Rüstigkeit ein so hohes und gesegnetes Alter erreicht hat. Gesegnet sei auch sein Andenken allezeit.

Die Redaktion.

Das homöopathische Dispensir-Examen haben am 28. Januar d. J. bestanden die Herren: **Dr. Dahlke**, Berlin, und **Dr. Krömer**, Ratibor, welcher letztere sich in Kiel als homöopathischer Arzt niedergelassen hat.

Dr. Dahlke ist als Mitglied in den Berliner Verein homöopathischer Aerzte aufgenommen worden.

In Leipzig hat sich der praktische Arzt **Dr. Haedicke** als homöopathischer Arzt niedergelassen.

Der homöopathische Arzt **Dr. Peltzer** in Stralsund ist verstorben.

Dr. Schädler in Bern ist am 1. Januar 1890 im 68. Jahre verstorben.

Dr. Gerstel in Wien ist am 10. Januar 1890 im 85. Jahre verstorben. (Siehe Nachruf in diesem Hefte.)

Dr. Brasol's Vorträge über Homöopathie.

Eine homöopathische Plauderei

von

Dr. Thilenius, Wiesbaden.

Der neunte Band der Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte enthält in seinem ersten Heft drei in hohem Grade bemerkenswerthe Vorträge des Dr. Brasol in St. Petersburg. Sie sind in echt homöopathischem Geiste gehalten und werden gewiss nicht verfehlen, bei allen Anhängern der Homöopathie eine lebhafte Befriedigung zu erwecken. Ein grösserer Vorzug derselben aber ist der, dass sie nicht allein unseren Gegnern, sondern auch uns selbst eine Denkaufgabe stellen, und das eben ist der Grund, welcher mich hier das Wort zu nehmen veranlasst. Ich bezwecke damit weniger eine Kritik, — denn etwas daran tadeln oder kritisiren wollen, ist ja kaum möglich — als eine Ergänzung derselben, wenngleich ich mir nicht versagen werde, mich frei darüber auszusprechen, wo ich anderer Meinung bin. Ich selbst wurde durch diese Vorträge angeregt, den rein theoretischen Fragen unserer Heilmethode wieder näher zu treten und hoffe, dass auch andere Kollegen daraus eine Anregung erhalten werden, ihrerseits ein Scherflein zur endlichen Klärung so mancher noch offenen und ungelösten Fragen beizutragen. Gehen wir also nach dieser kurzen Einleitung zu einer ebenso kurzen Besprechung der Brasol'schen Vorträge über und fassen wir zunächst das im ersten Vortrage Gesagte zusammen, so wird es jeder homöopathische Arzt gern unterschreiben. Alle Beispiele, welche für die heilende Wirkung der nach dem Aehnlichkeitsgesetz angewandten Arzneimittel angeführt werden, sind zutreffend. Dass der dem letzten Grunde der Erscheinungen nachspürende Forscher die Begründung unseres Aehnlichkeitsgesetzes vermisst, als eines allgemeinen Naturgesetzes, welches nicht allein die Beziehungen zwischen Arznei und Krank-

heit, sondern ausserdem noch eine ganze Reihe von Wechselwirkungen verschiedener Körper aufeinander erklärt, soll kein Tadel sein. Aus Experiment und Beobachtung den Schluss zu ziehen, dass irgend eine Naturerscheinung, sei es nun ein physikalischer oder chemischer Process, oder eine arzneiliche Einwirkung, auf einen gesunden oder kranken Menschen in dieser oder jener Weise unter denselben Bedingungen wieder genau ebenso verlaufen müsse, ist am Ende nicht so schwer, vorausgesetzt, dass die Fragen an die Natur richtig gestellt werden und der Beobachter mit den Regeln des Experiments vertraut ist.

Das erstreben die Kollegen im feindlichen Lager ebenso, wie wir. Auch sie kennen, um mich an die von Dr. Brasol besonders angeführten Beispiele zu halten, genau die specifischen Beziehungen der Belladonna, des Opiums, des Hyoscyamus zum Gehirn, des Secale cornutum und der Sabina zur Gebärmutter, der Canthariden und des Copaivabalsams zu den Harnorganen, des Arseniks und des Schwefels zur Haut, des Mercurs zur Mundhöhle, des Phosphors zum Unterkiefer, des Bleies zur Muskulatur der oberen Extremitäten u. s. w., wenngleich ihnen schon das Wort „Specifität" ein Gruseln hervorruft und obgleich ihre ganze Arzneimittellehre bei Licht betrachtet doch gar nichts anderes ist, als eine grosse Sammlung solcher Specifitäten, und ihre Therapie in vielen Fällen nichts anderes, als eine unfreiwillige Homöopathie, wie sich dies aus einer Gegenüberstellung der einer allopathischen Materia medica entnommenen physiologischen Arzneiwirkung einerseits und den Heilanzeigen desselben Arzneimittels andererseits auf das deutlichste ergiebt.

Woher nun dieser Gegensatz in der Auffassung solcher in beiden Lagern gleichmässig durch Versuch und Beobachtung festgestellten Thatsachen? Warum handelt der Allopath nach dem Grundsatze: Contraria contrariis, und der Homöopath nach dem des Similia similibus? Dieses verhängnissvolle „Warum" bildet den Angelpunkt der Streitfrage, und so lange wir uns zur Erklärung dieses „Warum" auf nichts anderes berufen können, als auf die Resultate des Versuchs und der Beobachtung, haben wir wenigstens theoretisch genommen, keinen Vorsprung vor unseren allopathischen Kollegen, welche auf Grund derselben Beobachtungen und Versuche gerade den gegentheiligen Schluss ziehen. „Warum?" Das ist der gordische Knoten, der seines Alexanders harrt! Nach einer Erkenntniss zu handeln, welche sich auf die wuchtigen Waffen

des naturwissenschaftlichen Versuchs und einer richtigen Beobachtung stützt, ist ja sehr gut und löblich, und in Ermangelung eines besseren Verständnisses das einzig Vernünftige. So lange es aber noch nur von der grösseren oder geringeren Summe allgemeiner naturwissenschaftlicher Kenntnisse abhängt, ob Jemand aus einer und derselben Thatsache diesen oder jenen Schluss ziehen wird, bleibt die Frage nach dem „Warum", wie ich schon vorher gesagt habe, der Kern- und Angelpunkt unseres Streites. Der Forscher — und solche wollen wir ja alle sein, die die Wahrheit suchen — kann sich nicht damit begnügen, erkannt zu haben, dass Etwas so und so ist, er rastet nicht eher, bevor er, um es noch einmal zu sagen, Gewissheit darüber erlangt hat, warum das so ist, so sein muss und gar nicht anders sein kann, oder, um es mit anderen Worten zu sagen, dass die Gesetze, welche ein beschränktes Gebiet von Naturerscheinungen, in unserem Falle die Wechselwirkungen zwischen Arznei und Organismus beherrschen, keine anderen sind, als dieselben, welche im ganzen Weltall und für alle anderen Naturerscheinungen gelten, und dass sie nur auf diesem besonderen Gebiet in einer anderen Weise in die Erscheinung treten.

Einen Beweis dafür hat Dr. Brasol in seinem ersten Vortrage gar nicht versucht, und ich halte dies auch für sehr klug von ihm, wenn ich bedenke, dass alle dahin zielenden Versuche seiner Vorgänger zu einem wünschenswerthen Erfolg nicht geführt haben. Den Grund dafür bezeichnet er selbst auf Seite 26 mit den Worten: „Die biologische Erklärung dieser Thatsache kann, bevor die molekulären Prozesse des lebenden Organismus aufgeschlossen, nur im Reiche der Hypothese sich bewegen, die ich heute ohne Nachtheil mit Schweigen übergehe". Vollständig einverstanden! Selbst der begeistertste Anhänger unseres Altmeisters Hahnemann wird seinen eigenen Erklärungsversuch für ungenügend erachten, und mehr als das sind es die seiner Schüler und Nachfolger. Weder Eschenmayer noch Jahn, Naumann und Kronser, weder Eisenmann noch Attomyr, Schrön und Gerstel haben das Räthsel so gelöst, wie es die Naturwissenschaft in dem von mir angedeuteten Sinne fordern muss. Sogar Männer wie Trinks, Hering, Griesselich und Grauvogl, welche sich doch sonst so grosse Verdienste um die Homöopathie erworben haben, sind an dieser Aufgabe mehr oder weniger gescheitert.

Nichts kann mir also ferner liegen, als unserem Kollegen

Brasol, welcher die Grundsätze unserer Heilmethode so gewandt nnd fesselnd vorzutragen weiss, einen Vorwurf daraus zu machen, dass er diese Klippe umschifft hat. Ich glaube, es war wirklich besser so, als wenn er in einem öffentlichen Vortrage einen Erklärungsversuch unternommen hätte, welcher möglicherweise das Schicksal seiner Vorgänger getheilt haben würde. Der unumstössliche deduktive Beweis für die Richtigkeit unseres Grundgesetzes des „Similia similibus“, welcher durch tausende und abertausende von Heilungen geliefert ist, muss und kann uns auch vor der Hand völlig genügen. Aber hier, wo wir so schön unter uns sind, unter uns Fachgenossen, wage ich die Bitte, solche Erklärungsversuche immer auf's Neue zu wiederholen, bis der richtige Weg gefunden ist. Von Zeit zu Zeit kommt es mir vor, als könne es doch noch gelingen. Denn, dass das Leben überhaupt Bewegung sei, dass keine Lebenserscheinnng, kein chemischer Prozess, sei es ausserhalb oder innerhalb eines Organismus, kein physiologischer Vorgang anders denn als eine molekuläre Bewegungserscheinung von bestimmter Form aufgefasst werden müsse. ist ja eine Wahrheit, an welcher wohl heutzutage kein Arzt, kein Physiologe und kein Naturforscher zu rütteln wagen wird. Gestützt auf diese Wahrheit haben wir festen Grund und Boden unter den Füssen, und dürfen es getrost wagen, das Reich unbegründeter Spekulationen zu verlassen. So sicher es ist, dass jeder Lebenserscheinung irgend eines Organs eine gewisse molekuläre Bewegungsform der dasselbe konstituirenden Materie entspricht, so sicher ist es auch, dass kein Arzneistoff als der ruhende, todte Körper aufgefasst werden darf, als welcher er uns in unseren Gläsern, Schachteln und Büchsen erscheint. Auch hier herrscht eine ununterbrochene, wenngleich sinnlich nicht wahrnehmbare, eine für jeden besonderen Arzneistoff eigenartige, nur ihm allein zukommende, mit einem Worte specifische molekuläre Bewegungsform, denn wenn er nicht in sich selbst bewegt wäre, so könnte er auch nicht bewirkend und verändernd in funktionelle Störungen des Körpers eingreifen*). Wer sich eine Arzneiwirkung unter diesem Gesichts-

---

*) Kurz nachdem ich dies geschrieben hatte, fielen mir Normann Lochyer's Studien zur Spektralanalyse in die Hand. Da heisst es auf Seite 86: „Die modernen Physiker lehren uns, dass die Steine. aus denen die St. Pauls Cathedrale erbaut ist, aus Millionen von Millionen kleinen Partikelchen, den sogenannten Molekülen bestehen, und obgleich die ganze Cathedrale und jeder einzelne Stein derselben in absoluter Ruhe zu sein scheint, so finden wir doch,

punkt vollzogen denkt, für den ist sie nichts Anderes, als ein Kampf- und Wechselspiel bewegter Materie, welche nur enden kann mit einem Sieg auf der einen, einer Niederlage auf der andern Seite, oder auch mit einem Ausgleich, welcher zu einer Harmonie beider Bewegungsformen, „zur Gesundheit" führen muss. Damit befinden wir uns auf dem Gebiete der Molekular-Mechanik und angewandten Mathematik.

Hier kann man sich noch einigermassen sicher fühlen, man hat nicht nöthig sich in metaphysischen Spekulationen zu ergehen, man rechnet mit den Begriffen von Raum und Zeit, und mit denen kann man rechnen. So glaube ich denn, dass auch Jeder, welcher diesen Sätzen zustimmt, das Bedürfniss fühlen wird, eine Brücke zu bauen zwischen den molekulären Vorgängen der organischen und anorganischen Welt, dass er das Bedürfniss fühlen wird, sich für das Verständniss der ersteren so ungemein komplicirten Prozesse Raths zu erholen bei den letzteren, welche um so viel einfacher liegen und dennoch von denselben Gesetzen beherrscht sein müssen. Sollte das unmöglich sein? Man denke nur z. B. an die Ergebnisse der Spektralanalyse. Das derselben zu Grunde liegende grosse Prinzip, welches zuerst von Kirchhoff aufgestellt wurde, lautet, dass ein Gas oder ein Dampf genau die Strahlen absorbirt, welche er selbst ausstrahlen kann*).

Hier haben wir es offenbar nur mit einem Kampf zweier Bewegungsformen zu thun, und die Besiegung der einen durch die andere ist nur dadurch möglich, dass sich beide ähnlich sind.

Für einen Arzt, welcher von der Einheit der Naturgesetze durchdrungen ist, gehört nun keine besonders ausschweifende Einbildungskraft dazu, um sich diesen Satz aus der Sprache der Molekularphysik in diejenige der Molekulartherapie dahin zu übersetzen, dass er folgenden Wortlaut haben muss: Jede Arzne

---

wenn wir die innere Struktur der einzelnen Steine und jeden Theil des Gebäudes eingehend betrachten, nur einen unendlichen Ocean von Bewegungen. Was uns in unveränderlicher Ruhe zu sein scheint, befindet sich in Wirklichkeit in einem Zustand ununterbrochener Bewegung; die Beständigkeit des ganzen Baues besteht in einem Zustand der Bewegung." Und was für die todten Steine der St. Pauls Cathedrale oder des Kölner Domes gilt, das gilt auch für die Arzneistoffe.

*) Die Originalarbeit Kirchhoff's und damit auch der Originalwortlaut des Gesetzes sind mir augenblicklich nicht zugänglich. Ich entnehme den obigen Satz dem absolut zuverlässigen Werke Tyndall's über die Wärme, und zwar dessen deutscher Uebersetzung durch Helmholtz. S. Tyndall Seite 582.



vernichtet genau dieselbe molekulare Bewegung im Organismus, welche sie selbst in demselben hervorzurufen vermag, oder kürzer gesagt: Similia similibus curantur.

Das wäre dann eine Erklärung, welche schon auf festeren Füssen stände und welche um so begründeter erscheinen müsste, wenn sich im Bereiche der Vorgänge in der anorganischen Natur noch anderweitige Stützen für dieselben finden liessen. Die letzteren aber sind thatsächlich vorhanden. Die ganze Lehre von der Interferenz des Lichtes beruht auf demselben Grundsatz der Vernichtung einer Molekularbewegung durch eine ihr ähnliche. Betreten wir das Gebiet der Akustik, so finden wir dasselbe Gesetz unzählige Male und in der mannigfachsten Weise bestätigt. Auch hier finden wir eine Interferenz der Töne, eine Vernichtung eines Tons durch einen andern, welcher ihm ähnlich ist, d. h. dieselbe Schwingungsdauer und dieselbe Schwingungsform besitzt, während es uns andererseits gelingt, in ruhenden Körpern, welche die Fähigkeiten besitzen, in periodische Schwingungen von gewisser Dauer und gewisser Form versetzt werden zu können, Töne hervorzurufen durch das Erklingenlassen oder die Einwirkung eines anderen Tons von derselben Schwingungsdauer und Schwingungsform. Klassische Beispiele dafür sind die singenden Flammen und die Helmholtz'schen Resonatoren, welche letztere es unserem Ohre möglich machen, aus einem Tongewirre, selbst wenn es schon den Charakter eines unbestimmten Geräusches angenommen hat, bestimmte Töne von bestimmter Höhe und Klangfarbe wahrnehmbar zu machen, eine fast allzudeutliche Analogie mit der Fähigkeit gewisser Organe oder Gewebe, durch eine gewisse Arznei in einen Erregungszustand versetzt zu werden, welcher uns äusserlich als ein gewisser Symptomenkomplex, als ein gewisses Krankheitsabbild erscheint, demjenigen ähnlich, welches durch dieselbe Arznei zum Verschwinden gebracht werden kann.

Gehen wir noch einen Schritt weiter! Verlassen wir das Gebiet der Molekularphysik und betreten dasjenige der molaren, der groben Mechanik, der Mechanik der Massen, so werden die Analogien deswegen weder seltener, noch undeutlicher. Auch hier wieder dasselbe Spiel der Naturkräfte. Eine kompakte Masse wird, wenn sie dazu fähig ist, zu periodischen Bewegungen angeregt durch eine von aussen einwirkende ihr ähnliche periodische Bewegung und durch dieselbe auch wieder zum Stillstand gebracht. Ein ruhig hängendes Pendel von gewisser Länge hat eine ganz

bestimmte Schwingungsdauer. Es kann mit dem besten Willen nicht in Intervallen schwingen, welche ihm nicht durch seine Länge mit Bestimmtheit vorgeschrieben sind, ebenso wenig, als eine Metallsaite von bestimmter Länge, Dicke und Spannung einen Ton von anderer Höhe geben kann, als er durch diese Bedingungen gegeben ist, oder ebenso wenig, als eine Zelle des Corti'schen Organes unserem Gehirn einen andern, als den ihr entsprechenden Ton übermitteln kann. Dafür genügt aber auch der geringste Anstoss, um es in immer weitere Schwingungen zu versetzen, vorausgesetzt, dass er längere Zeit hindurch andauert und isochron mit der Schwingungsdauer des Pendels erfolgt. Auf diese Weise gelang es nicht nur, ein ruhendes Pendel von gewisser Schwingungsdauer durch ein schwingendes, neben ihm hängendes von gleicher Schwingungsdauer allmählich ohne einen anderen Motor, als die geringe, von letzterem verursachte Luftverdichtung in Bewegung zu setzen, sondern sogar Glocken zum Läuten zu bringen, dadurch dass man in Intervallen, welche ihrer Schwingungsdauer genau isochron waren, einen intensiven Lichtstrahl auf sie fallen liess. Ohne diese Versuche weiter auszuführen, glaube ich, dass die Analogie mit den molekularen Vorgängen, welche sich zwischen Arznei und Organismus abspielen, immer deutlicher hervortreten, je einfacher sich die Bedingungen des Versuchs in der anorganischen Welt gestalten, ja öfters wollte es mir scheinen, als ob das einfache Pendel, welches schon einmal die Veranlassung zur Entdeckung eines Grundsatzes der Natur, zum Gesetz der Gravitation wurde, auch im Stande sein könnte, den Anstoss zu einer naturgesetzlich begründeten Erklärung des Grundgesetzes unserer Heilkunde zu geben, als ob es das, was es bis jetzt für das Verständniss des Makrokosmus geleistet, auch noch einstens für die molekularen Vorgänge des Mikrokosmus leisten könnte.

Das wären so ungefähr meine Ideen zur Erklärung des Similia similibus, welche ich hier nur in grossen Umrissen hingeworfen habe, ohne mir damit schmeicheln zu wollen, dadurch das Räthsel gelöst zu haben. Aber ich glaubte sie nicht unterdrücken zu sollen in der Hoffnung, dass ich damit vielleicht besser unterrichteten Collegen eine Anregung gegeben habe, den Weg, welcher hier nur angedeutet ist, weiter zu verfolgen und dem angestrebten Ziele näher zu kommen. Und nun zurück zu Dr. Brasol.

Da ist es eigentlich nur ein einziger Satz, der letzte des Vortrags, welchem ich nicht aus vollem Herzen zustimmen kann.

Wenn er darin sagt: „Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdiente doch wohl die Homöopathie, sollte man glauben, von Seiten der Aerzte statt der Verachtung — Hochachtung und ein ernsthaft eingehendes Studium, denn hat je ein medicinisches System das Epitheton „wissenschaftlich“ verdient, so ist es die Homöopathie“ so sage ich dazu mit bester Ueberzeugung „Ja und Amen“. Wenn er aber fortfährt: „Und wo liegt denn die Zukunft der gesammten Heilkunde, wenn nicht in ihr!?“, so kann ich nur annehmen, dass ihn seine Begeisterung für das, was er als richtig und wahr erkannt hat, zu weit fortgerissen hat. „Die Zukunft der gesammten Heilkunde“ das scheint mir zu viel gesagt! Vergessen wir nicht, dass es ausser der Homöopathie noch vielerlei andere Wege giebt, welche zum einzigen Ziele jedes Arztes, zum Heilen führen, und dass eine Heilung auch durch Massregeln erzielt werden kann, welche mit der Homöopathie gar keine Berührungspunkte haben. Man denke nur an die Chirurgie, man denke an die in neuerer Zeit immer weiter um sich greifende Behandlung von Ernährungsstörungen der verschiedensten Art durch diätetische Massregeln, durch zweckentsprechende Regelung der Lebensweise, durch eine jedem einzelnen Fall besonders angepasste Gymnastik, man denke an die durch die neuesten bacteriologischen Forschungen nothwendig gewordene Antisepsis! Das alles sind Heilmethoden, welche grosse Erfolge aufzuweisen haben, und doch zunächst mit der Homöopathie Nichts zu schaffen haben, Heilmethoden, welche entweder von der Anwendung irgend welcher innerlichen Arzneimittel gänzlich Abstand nehmen, oder doch, wenn sie solche anwenden, nach ganz anderen, als homöopathischen Prinzipien verfahren. Und dennoch liegen ihre Erfolge klar zu Tage, und dennoch wird kein vorurtheilsfreier homöopathischer Arzt auf diese Errungenschaften verzichten wollen. Seien wir also gerecht! Seien wir nicht allzu exclusiv homöopathisch, sondern machen wir getrost diejenigen Zugeständnisse, welche zu machen wir doch einmal gezwungen sind.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! Les bons comptes font les bons amis. Gestehen wir es nur offen ein, dass solche Verallgemeinerungen, wie sie in den letzten Worten des letzten Satzes von Dr. Brasol's erstem Vortrage ausgesprochen sind, weder einen Gegner überzeugen, noch uns im gegnerischen Lager Freunde erwerben können. Der Meister zeigt sich in der Beschränkung auf das Gebiet, welches er beherrscht. Und so wollen

auch wir, soweit wir uns in einem Gegensatz zur herrschenden Schule befinden, uns beschränken auf das Gebiet, welches unser unbestrittenes Eigenthum ist und mit jedem kommenden Tage mehr sein wird, auf die arzneiliche Behandlung von Krankheiten nach dem Grundsatze Similia similibus curantur!

Geradezu meisterhaft ist der nun folgende 2. Vortrag über die homöopathische Arzneimittellehre. Jeder Satz zeugt von einem feinfühligen Verständniss für die Grundlagen unserer Therapie und ich wüsste keinen einzigen daraus hervorzuheben, gegen welchen selbst unsere Widersacher nur den geringsten Einwand erheben könnten. Es herrscht eben in unserer Arzneimittellehre eine ganz unerbittliche Logik. Wer von dem Grundsatze Similia similibus überzeugt ist, für den kann es folgerichtig gar keine andere Arzneimittellehre, als die unsrige geben. Dieses eine Prinzip fordert mit zwingender Nothwendigkeit das andere: nämlich, die Indicationen für die Anwendung von Arzneimitteln in Krankheitsfällen von den Prüfungsergebnissen der ersteren an gesunden Menschen abhängig zu machen. Welche Riesenarbeit Hahnemann und seine Nachfolger damit geleistet haben, ist in gebührender Weise von ihm hervorgehoben und ebenso wenig hat er seinen Zuhörern verschwiegen, welche Mängel dieser Arbeit noch anhaften. Der ungenügende Schematismus Hahnemann's, die Uebertreibungen und Fehler seiner Nachfolger und die mitunter geradezu lächerliche Situation, in welche wir Homöopathen besonders durch einige der Letzteren versetzt wurden einerseits*) und die ehrlichen, ernsten, von ächt wissenschaftlichem Hauch durchwehten Prüfungen, wie z. B. die der Wiener Aerzte andererseits, das alles ist in das richtige Licht gesetzt und müsste eigentlich jeden Gegner, welcher nicht seine wissenschaftliche Ausbildung mit der Ablegung des Staatsexamens und mit dem Eintritt in die aurea praxis als abgeschlossen hält, davon überzeugen, dass wir homöo-

*) Dahin hätte von Rechtswegen auch das Unwesen der homöopathischen Laien und Kurpfuscher gehört, welche sich dieser neuen Heilmethode als einer scheinbar so einfachen sofort bemächtigten, ohne eine Spur von Verständniss dafür zu besitzen und welche dadurch die homöopathischen Aerzte bei den gebildeten Ständen noch heute auf Weg und Steg diskreditiren! Was würden denn unsere Kollegen dazu sagen, wenn wir sie für all den krassen Aberglauben, ihrer allopathischen Kurpfuscher verantwortlich machen wollten, uns in die Brust werfen, und sagen wollten: Sehet das ist die vielgepriesene allopathische Wissenschaft!

pathischen Aerzte keineswegs blinde Anbeter eines selbstgeschaffenen Idols sind, sondern mit unserer Art und Weise die Geheimnisse des kranken Körpers und der Wege zu seiner Heilung zu erforschen, es ebenso ernst und ehrlich meinen, wie sie dies für die ihrige ganz ausschliesslich beanspruchen.

Soviel hunderte mal das nun von unserer Seite schon ausgesprochen ist, ebenso oft wurde es von der anderen ignorirt. Das darf uns aber nicht abhalten, es beständig und solange zu wiederholen, bis der Gegner zur Einsicht gelangt. Ich möchte wohl einmal wissen, was geschehen würde, wenn wir die Mittel hätten, einen allopathischen Collegen zum Studium der Musterprüfung der Colocynthis durch die Wiener Aerzte zu zwingen. Ich bezweifle stark, dass er dadurch die Ueberzeugung von einer arzneilichen Individualität erlangen würde und zwar aus dem Grunde, weil ihm die Beziehungen derselben zum kranken Körper in unserem Sinne fehlen. Seine erste Aeusserung wäre jedenfalls: „Alles sehr gut und schön! Verhindert aber durchaus nicht, dass nach meinem System die Colocynthis ein Entererethisticum und im Uebrigen ein sehr schätzenswerthes Katharticum und Drasticum ist, und damit weiss ich grade genug." „Satis."

Ich habe speziell die Coloquinte als Beispiel benützt, weil Dr. Brasol gerade an dieser auf Seite 37 zeigt, dass bei Experimenten mit massiven Gaben oft die feineren Nuancen der individuellen Arzneiwirkung nicht zur Beobachtung kommen, oder dass mit anderen Worten die Wirkung grosser Gaben intensiver, die der kleinen hingegen extensiver seien, und dass diese in so entfernten Provinzen des Organismus ihre Wirkung äussern, wohin die massiven lange nicht hinzureichen im Stande sind.

Er hätte gerade so gut sagen können, dass bei kleinen Gaben die specifischen Beziehungen einer Arznei zu bestimmten organischen Gebilden oder Systemen bei weitem deutlicher zu Tage treten, als bei grossen, sich in ihrer stürmischen Aktion überstürzenden Gaben, und eigentlich habe ich es bedauert, dass er nicht hier, gerade für die jüngeren Mediciner ein allgemein bekanntes Beispiel aus der Histologie herangezogen hat. Jeder Student hat wohl in seinen mikroskopischen Cursen schon Tinktionsversuche unternommen, jeder hat sich dabei zu wiederholten Malen überzeugt, dass er, wenn er z. B. ein Plattenepithel behufs Tinktion in eine gesättigte Carminlösung bringt, kein irgendwie verwerthbares Bild erhält; alles ist ein einziger grosser, gleichmässig roth-

gefärbter Fetzen; von Strukturunterschieden ist absolut nichts wahrnehmbar. Solche treten erst dann auf, wenn die Lösung verdünnt wird. Bei zunehmender Verdünnung erscheinen nun die Umrisse der Zellen, bei weiterer die Zellen als schwach — die Kerne als dunkler gefärbte Objekte, und wenn die Lösung so weit verdünnt ist, dass oft für das Auge kaum mehr der Schimmer eines Roth vorhanden ist, während die Objecte eine genügende Zeit darin verweilen, erscheinen die Zellen als farblos, hingegen die Kerne als intensiv roth gefärbt; sie allein haben allen Farbstoff in sich konzentrirt. Mit der Anführung dieses Beispiels hätte Dr. Brasol gewissermassen 3 Fliegen mit einer Klappe geschlagen und, wenn auch keinen durchaus stichhaltigen Beweis, so doch wenigstens eine Illustration der Grundgesetze unserer Heilmethode geliefert, denn der Versuch beweist:

1. die spezifische Beziehung des Carmins zu einem bestimmten organischen Gebilde, dem Kern im Gegensatz zur Zelle,

2. zeigt er uns, dass diese Beziehungen erst bei einer gewissen genügenden Verdünnung für uns erkennbar werden und

3. dass bei dieser elektiven Thätigkeit des Kerns die allergeringste Dosis genügt, um die Reaktion hervorzurufen.

Und so geht es ungefähr mit allen Tinktionsversuchen. Ohne die spezifischen Beziehungen gewisser Farbstoffe zu gewissen Bakterien wäre es nicht gelungen, dieselben sichtbar zu machen, und wir wüssten z. B. heutzutage noch nichts vom Tuberkelbacillus.

Nun ist allerdings ein Pflasterepithel im allgemeinen kein erkranktes Organ und eine Tinktionsflüssigkeit keine Arznei, aber trotzdem möchte ich behaupten, dass zwischen beiden Vorgängen eine unverkennbare Analogie besteht.

Es würde zu weit führen, alle die Wahrheiten, welche in diesem Vortrage enthalten sind, zu wiederholen. Wer sich daran erfreuen will, der lese ihn selbst. Es sei mir nur noch eine kurze Bemerkung dazu gestattet. Sie betrifft die grosse Wichtigkeit der Arzneiprüfungen an Gesunden für den Ausbau, für die Befestigung unserer Lehre und die aussergewöhnlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses Unternehmens entgegenstellen. Die letzteren sind denn auch jedenfalls der Grund dafür, dass Arzneiprüfungen in neuerer Zeit immer seltener und, man muss leider sagen, immer oberflächlicher unternommen werden. Die Begeisterung und die Opferfreudigkeit, mit welcher sie zu Lebzeiten Hahnemann's und kurz nach seinem Tode unternommen wurden, ist ge-

schwunden. Es scheint, als ob man die Schwierigkeit zu wissenschaftlich unanfechtbaren Ergebnissen zu gelangen, allzusehr überschätzt. Freilich: das Ideal einer Arzneiprüfung ist noch nicht erreicht und wird auch so bald nicht erreicht werden. Ideale sind überhaupt merkwürdige Dinger. Sie haben so eine gewisse, sehr verdächtige Aehnlichkeit mit den Asymptoten einer Hyperbel, jenem bekannten Linienpaar, welchem sich diese Curve bei ihrem Anlaufe gegen die Unendlichkeit immer mehr und mehr nähert, ohne doch jemals mit einer von ihnen zusammenfallen zu können. Verlieren wir aber deshalb nicht den Muth; schon dem Ideale nahe zu kommen, ist des Strebens werth. Arzneiprüfungen sollen und müssen, unterstützt von all den Errungenschaften einer gegen die damalige Zeit weit fortgeschrittenen Wissenschaft auf's neue unternommen werden, wenn die Homöopathie vom Flecke kommen soll. Die Aufstellung einer den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Prüfungsmethode wäre schon an und für sich eine verdienstvolle Leistung. Für einen Einzelnen indess ist diese Arbeit so schwer, dass ich an dieser Stelle von jedem Versuche dazu Abstand nehme. Dankbar aber werde ich jedem Kollegen sein, welcher dahin zielende Vorschläge zu machen in der Lage ist.

Der 3. Vortrag Brasol's bespricht die homöopath. Dosis. Es ist daran ebenso wenig zu kritisiren, als an den beiden vorhergehenden. Ich habe zugestanden, dass eine naturgesetzliche Begründung des Aehnlichkeitsgesetzes selbst heute noch auf Schwierigkeiten stösst, welche freilich nur unsern Gegnern das Verständniss desselben erschwert. Wer aber dieses Gesetz einmal als richtig anerkannt hat, für den ergiebt sich mit Nothwendigkeit nicht allein die Form unserer Arzneimittellehre, sondern auch das Gesetz der kleinen Dosen. Beide sind unvermittelte Folgerungen aus dem ersteren. Damit ist indessen noch lange nicht gesagt, dass nur die Darreichung einer minimalen, infinitesimalen, sogenannten homöopathischen Gabe zur Erzielung eines Heilerfolges absolut nothwendig und unerlässlich sei. Die guten Erfolge, welche unsere allopath. Kollegen bei ihrer unfreiwilligen Homöopathie mit grossen Dosen erreichen, können das am besten erläutern. Es soll damit nur gesagt sein, dass bei der Annahme spezifischer Beziehungen gewisser Arzneien zur Erkrankung gewisser Organe oder Systeme und bei der elektiven Thätigkeit der sie konstituirenden Zellen die Darreichung grosser Dosen eine unnütze, mitunter sogar schädliche Massregel ist, und dass kleinste, minimalste Dosen völlig ausreichen,

um den beabsichtigten Heilerfolg herbeizuführen, während grössere über das Ziel hinausschiessen und je nach der individuellen Empfänglichkeit des Erkrankten andere gesunde Organe in Mitleidenschaft ziehen und sie auf diese Weise erst recht krank machen können. Ich bin also in dieser Beziehung der Ansicht, dass eine richtige Strategie von unserer Seite die Nothwendigkeit kleinster Dosen nicht in dem Umfange betonen sollte, als dies bisher geschehen ist. Wir werden jedenfalls unsere Gegner viel besser von der Richtigkeit unserer Ansicht überzeugen, wenn wir uns darauf beschränken, die Möglichkeit einer Heilwirkung kleiner Dosen zu vertheidigen und mit wissenschaftlichen Gründen zu belegen. Das ist auch, wie ich zu meiner Freude bestätigen kann, Dr. Brasol's Meinung. Er hat derselben nicht allein schon in den ersten Sätzen seines dritten Vortrags einen gar nicht misszuverstehenden Ausdruck gegeben, sondern derselbe Grundgedanke ist es auch, welcher in dem ganzen Vortrage weiter ausgesponnen wird.

So bestritten das Aehnlichkeitsgesetz auch sein mag, das Gesetz der kleinsten Dosen ist es nicht. Ueber die Beweise für das erstere können sich selbst ältere Aerzte, welche Jahrzehnte hindurch mit Erfolg nach ihm gehandelt haben, noch heute den Kopf zerbrechen, über das letztere wohl kaum. Die Beweise für die Richtigkeit desselben sind so zahlreich, sie fliessen uns aus jedem Gebiete naturwissenschaftlicher Erkenntniss in so reichem Uebermaasse zu, dass sie eigentlich kaum zu bewältigen sind, und über kurz oder lang auch den Mund der ärgsten Spötter verstummen lassen werden. Einen recht ansehnlichen Theil dieser Beweise hat Dr. Brasol in seinem Vortrage wiedergegeben, ohne damit das Thema erschöpft zu haben. Ich hoffe also, er wird mir verzeihen, wenn ich zu seinen Beweisen noch einige Ergänzungen versuche.

Da erscheint es mir nun, um mich an das Nächstliegende zu halten, als ob gerade diejenigen spezifischen Beziehungen, welche eine elektive Thätigkeit bestimmter Zellengruppen bedingen, von den Vertheidigern der Minimaldosen nicht hinreichend gewürdigt worden seien. Ganz besonderes Verdienst um diesen Zweig des Wissens erwarb sich — es klingt wie eine Ironie — gerade einer der grössten Homöopathenfeinde, Justus von Liebig. Es giebt aber für einen Homöopathen kaum eine erbaulichere Lektüre, als etwa Liebig's Agrikulturchemie. Einen Theil der darin enthaltenen Beweise für die Wirksamkeit der kleinsten Dosen und für die

eigenthümlichen Beziehungen auch der allerverdünntesten Lösungen zu gewissen Pflanzen hat schon Grauvogl ausgezogen und zum Erbauen aller Homöopathen mitgetheilt. Wer aber im Original blättert, dem dürfte es nicht schwer fallen, fast auf jeder Seite, theils ganz offen ausgesprochen, theils zwischen den Zeilen versteckt, solche Beweise zu finden. So sagt er z. B. von unserem Schilfrohre, es sei eine der kieselsäurereichsten Pflanzen und dennoch habe Schultz-Fluth in dem Wasser, worin es wachse, in 1000 Theilen auch nicht die Spur von Kieselsäure entdecken können. Von der kleinen niedlichen Alge, der Padina Pavonia, die man z. B. so häufig am Ufer des mittelländischen Meeres findet, sagt er, dass ihre Asche von dem Gewicht der trockenen Pflanze 8 % Mangan enthalte, während das Meerwasser das Mangan in so ausserordentlich kleiner Menge enthält, dass es der Analyse sicherlich entgangen wäre, wenn es sich nicht in der Asche vieler Seegewächse vorfände. Als Maass für diese ausserordentlich kleine Menge führt er an, dass Forchhammer im Stande war, es mit Bestimmtheit nur dann zu erkennen, als er das von 20 Pfd. Seewasser gewonnene Eisenoxyd, an welches sich das Mangan wegen seiner nahen Beziehung zum Eisen vorzugsweise kettet, einer genauen Untersuchung unterzog. Ebenso verhält es sich mit dem Jod und Brom. Er erwähnt weiter, dass derselbe Forchhammer im Holz der Birke, der Buche und Föhre, Blei, Zink und Kupfer, in denjenigen der Eiche Zinn, Blei, Zink und Kobalt in äusserst kleinen Spuren nachgewiesen habe, und fügt ausdrücklich hinzu, dass die chemische Analyse bis jetzt nicht im Stande gewesen sei, ausser Mangan und Eisen irgend eines der anderen Metalle im Wasser der Brunnen, Bäche und Quellen nachzuweisen. Den naheliegenden Schluss, dass der lebende Organismus ein Reagens von so unendlicher Feinheit sei, wie die ganze Chemie keines aufzuweisen hat, unterlässt er. Und dennoch muss er wenigstens für die ersten beiden Fälle zugeben, dass diese unendlich geringen Mengen von Kieselsäure oder Mangan für die Existenz dieser beiden Pflanzen nothwendig sind, und dass Letztere sich ohne Erstere überhaupt nicht entwickeln könnten. Ja, noch mehr! Sie dürften sogar nicht in einer stärkeren Lösung zugegen sein, ohne dem Gedeihen der betreffenden Pflanze im Wege zu stehen. Wenigstens muss er dieses Zugeständniss vom kohlensauren Kali machen, von welchem er sagt, dass es auf viele Pflanzen wie Gift wirkt, wenn es in dem Wasser, welches sich im Boden bewegt, nur in so geringer

Menge vorhanden ist, dass dieses rothes Lakmuspapier deutlich bläut.

Einer der beliebtesten Einwürfe gegen die Homöopathie, ihre Behauptungen stünden in einem ausgesprochenen Gegensatz zu den Resultaten der neueren exakten Naturforschung, scheint mir nicht besser widerlegt werden zu können, als durch diese Citate aus dem Werke eines ihrer gefeiertesten und anerkanntesten Vertreter.

Die Wahrheit kann nie mit der Wahrheit, kann nie mit sich selbst im Widerspruch stehen. Wer mit Aufmerksamkeit die Ergebnisse der neueren exakten Forschung verfolgt, der muss zur Ueberzeugung kommen, dass sie sich von Tag zu Tage mehr und mehr denjenigen nähern, welche die Homöopathie auf rein praktischem Wege gewonnen hat. Unsere Gelehrten denken dabei freilich garnicht an die Homöopathie, die sie als eine bereits gerichtete Irrung betrachten, während die Resultate ihres eigenen Forschens sie widerstandslos auf diesen Irrweg führen. So rächt sich jede Einseitigkeit, und es ist nicht unsere geringste Stärke, dass wir uns von dieser Einseitigkeit fernhalten, dass wir aufmerksam verfolgen, was unsere Gegner in ernstlichem, redlichem Mühen um die Wahrheit zu Tage fördern. Gerade unsere schärfsten Waffen holen wir aus der Rüstkammer unserer eigenen Feinde.

Nicht minder, als im Bezug auf die Quantität bestehen solche Gesetze auch auf die Qualität der für einen Organismus nothwendigen anorganischen Salze. Gewisse Pflanzen bedürfen zu ihrem Gedeihen ganz besonderer anorganischer Stoffe. Von der Nothwendigkeit der Kieselsäure für das Schilfrohr, sowie des Mangans für die Padina Pavonia habe ich bereits gesprochen. Ebenso nothwendig ist für andere Pflanzen das Jod, das Kali oder Natron, und die Pflanze weiss die Kali- und Natronsalze, die sich chemisch in ihrem ganzen Verhalten so ausserordentlich ähneln, ganz genau von einander zu unterscheiden. Bietet man einer Kali- und einer Natronpflanze dasselbe Gemisch aus Kali- und Natronsalzen zur Nahrung, so wird die eine daraus nur Kali, die andere daraus nur Natron aufnehmen. Man denke nur an das Geschwisterpaar Salsola Kali und Salsola Natron. So charakteristisch und konstant sind diese Gesetze, dass man z. B. die Viola calaminaria, welche auf den Zinklagern bei Aachen wächst und welche des Zinks zu ihrem Gedeihen ebenso sehr bedarf, als das Schilfrohr oder der Schachtelhalm der Kieselsäure, dazu benutzt hat, um aus ihrem anderweitigen Vorkommen neue Zinklager aufzusuchen.

Das Alles sage ich nur, um noch einmal zu betonen, wie wichtig die elektive Thätigkeit der Zellen für den Bestand der Organismen ist und in welcher gebundenen Abhängigkeit einzelne Organismen gerade von der Gegenwart minimalster Quantitäten solcher für sie absolut nothwendigen Substanzen sind. Ich übergehe dabei die Versuche von Mayer, Fehling, Faist und Anderen, aus welchen hervorgeht, dass dieselben Gesetze auch für bestimmte Zellengruppen eines und desselben Organismus Geltung besitzen, weil mich dieselben allzuweit von meinem Thema abführen würden. Kehren wir lieber zurück zu den Beziehungen, welche zwischen elektiver Zellthätigkeit und kleinsten Dosen bestehen. Irgend welcher dem Organismus, sei es innerlich oder durch subcutane Einspritzung, einverleibte Arzneistoff wird sich im Allgemeinen zuerst in der Säftemasse des Körpers gleichmässig vertheilen und sogar noch bei den üblichen grossen Dosen als eine verdünnte Lösung auftreten, etwa so, wie eine höchst verdünnte wässerige Carminlösung in unserem Beispiel. Sie wird, den richtigen Verdünnungsgrad vorausgesetzt, an der überwiegenden Mehrzahl organischer Gebilde, welchen sie in ihrem Kreislauf durch den Körper begegnet, wirkungslos vorübergehen und nur an der Minderzahl derjenigen ihre Wirkung ausüben, zu welchen sie in der allernächsten spezifischen Beziehung steht. Diese letzteren wird sie aber auch sicher finden. Im Anfange meiner homöopathischen Praxis habe ich oft recht herzlich über die Dummheit der Bauern gelacht, wenn sie mir sagten: Herr Dr. das war aber eine gute, eine richtige Arznei! Ich habe es ordentlich gespürt, wie sie „gesucht" hat. Heute bin ich viel weniger geneigt, darüber zu lachen, sondern glaube vielmehr, dass in diesem Falle wieder einmal die Vox populi den Nagel auf den Kopf getroffen hat. In gewissem Sinne sucht die Arznei thatsächlich, wenngleich eine Empfindung dieser Thätigkeit in das Reich der Einbildungskraft gehört. Und welche Vernunftgründe sollten denn der Möglichkeit einer derartigen Arzneiwirkung entgegenstehen? Wissen wir denn z. B. nicht Alle, dass die hervorragendsten funktionellen Thätigkeiten unseres Körpers, die Sprache, die Fähigkeit, sinnliche Wahrnehmungen zu machen, noch mehr, dass geradezu lebenswichtige Funktionen von bestimmten Centren des Gehirns oder Rückenmarkes aus regulirt werden? Wer von unseren allopathischen Kollegen kennt nicht das Athmungscentrum in der Rautengrube des verlängerten Marks, den Noeud vital von Flourens? Wer, der

es jemals unter dem Messer hatte, wüsste nicht, dass die Anzahl der Ganglienzellen, welche diese lebenswichtigste aller Funktionen zu reguliren hat, im Vergleich zu der Gesammtsumme aller Zellen des Körpers eine verschwindend kleine ist. Ich habe sie nicht gezählt, so wenig das andere Leute gethan haben werden, aber öfters Gelegenheit gehabt, in aufeinander folgenden Querschnitten durch die Medulla oblongata ihre Zahl so ungefähr zu schätzen. Ich glaube nicht, dass die Zahl Tausend dabei weit überschritten wird. Und was wollen Tausend Ganglienzellen besagen gegen die Milliarden und aber Milliarden von Zellen, deren Thätigkeit nur durch die normale Funktion dieser kleinen Gesellschaft möglich ist? Liegt denn der Gedanke, dass diese kleine Gruppe von Zellen durch kleinste Gaben spezifisch einwirkender Arzneisubstanzen in etwa derselben Weise beeinflusst werden könne, wie der Sphincter iridis durch anerkannt homöopath. Gaben von Belladonna wirklich so fern? Ich glaube das nicht, und will damit meine Betrachtung über die Möglichkeit einer Einwirkung hemöopath. Dosen durch die elektive Thätigkeit gewisser Zellengruppen schliessen.

Es giebt aber noch eine ganze Reihe anderweitiger Naturerscheinungen, welche uns nicht allein die Möglichkeit einer grossen Wirkung geringster Kräfte darthun, sondern auch eine solche unwiderleglich beweisen. Ich denke dabei an die verschwindende Grösse der sogenannten auslösenden Kräfte, gemessen an derjenigen Summe lebendiger Kraft, welche sie, aus einer entsprechenden Summe von Spannkräften freizumachen im Stande sind. Mit anderen Worten, ich denke dabei an das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, wie es uns in so überzeugender Weise durch Männer wie Helmholtz, Tyndall, R. Mayer, Thompson und Thait, Clausius, Steward u. s. w. dargestellt ist. Nicht um zu belehren — denn die Ueberzeugung von der Wahrheit dieses weltumfassenden Gesetzes muss ja bei jedem Gebildeten vorausgesetzt werden — sondern nur um keine Lücke in meinem Gedankengange aufkommen zu lassen und um meinem Grundsatze, die Gesetze der organischen Welt durch diejenigen der anorganischen zu erläutern, treu zu bleiben, sei es mir gestattet, hier die Hauptgrundzüge desselben kurz wiederzugeben..

Danach verfügt das Universum über eine unendlich grosse Summe von Kraft oder Energie, welche unter keinen Umständen weder vermehrt noch vermindert werden kann. Dieselbe tritt aber in zwei grundverschiedenen Formen auf, entweder als Spannkraft,

oder als lebendige Kraft, als potentielle, oder kinetische Energie, beide sind nicht gleichmässig vertheilt, aber sie ergänzen sich immer zu derselben Summe. Spannkräfte werden zeitlich an bestimmten Orten angehäuft, oft bis zu ungeheuren Grössen, und in demselben Maasse vermindert sich der Vorrath des Weltalls an lebendiger Kraft. Werden erstere ausgelöst, so werden sie in lebendige Kraft übergeführt und dafür der gesammte Kraftvorrath um eben diese Quantität von Spannkräften ärmer, ohne dass die Summe des gesammten Kraftvorrathes dadurch geändert würde. Bemerkenswerth für uns — auf die Wärmetheorie überzugehen, liegt vorerst ganz ausserhalb des Zweckes dieser Erörterung — ist der Umstand, dass sich örtlich ungemessene Quantitäten von Spannkräften aufhäufen können und dass zur Rückführung derselben in lebendige Kräfte es eines bestimmten Anlasses, eines bestimmten Anstosses bedarf, und noch weit bemerkenswerther ist es, dass der allerkleinste Anstoss, dass die verschwindende Grösse einer auslösenden Kraft genügt, um die allergrösste Summe von Spannkräften in die ihr entsprechende Summe lebendiger Kraft überzuführen, und dass damit das allgemein gültige Gesetz der Causalität, der Gleichheit von Ursache und Wirkung durchbrochen zu sein scheint. „Scheint“ sage ich absichtlich, denn in der That scheint es nur so. Irgend eine Causalität zwischen der kleinen auslösenden Kraft und der durch sie freigewordenen grossen Summe lebendiger Kraft besteht überhaupt nicht; sie besteht nur zwischen der potentiellen und kinetischen Energie. Einige Beispiele werden das am besten erläutern. Die lebendige Kraft der Sonne verdampft das Wasser des Meeres, hebt es als Wasserdampf in die Höhe, und dort erstarrt es zu Eis, welches sich als Schnee auf hohe Gebirge legt. Damit hat sich ein Theil der lebendigen Kraft der Sonnenstrahlen in die potentielle Energie eines gehobenen Gewichtes verwandelt. Der geringste Anstoss, das Uebergewicht einer einzigen Schneeflocke, eine unseren Sinnen kaum wahrnehmbare Erschütterung der Luft durch ein Geräusch, genügt, um die ganze Masse als Lawine wieder in kinetische Energie überzuführen. Ungeheuere Summen von potentieller Energie werden durch dieselbe Ursache in Gewitterwolken angehäuft. So was liegt dann lange in der Luft, wie man sich auszudrücken pflegt, aber die Meteorologen belehren uns darüber, dass es nur des geringfügigsten Anstosses bedarf, um sie ihren verheerenden Lauf über ganze Erdtheile antreten zu lassen. Die Wärme eines Funkens, welcher in

ein Pulvermagazin fällt, die Kraft, welche den Regulator einer geheizten Lokomotive bewegt, die Kraft des kindlichen Fingerdruckes, welcher eine elektrische Batterie schliesst, um die kolossalsten Sprengwirkungen nach sich zu ziehen, das alles sind auslösende Kräfte, welche sich ziffernmässig ausdrücken lassen, und doch, wie unendlich klein sind sie gegen die Summe der von ihnen ausgelösten Kraft. Besonders lehrreich für uns sind Beispiele aus der Experimentalphysik und Experimentalchemie, weil in manchen dieser Fälle spezifische Beziehungen schon ihre Rechte geltend machen. Ich will hier nur an Eines, an das Verhalten übersättigter Lösungen erinnern. Bekannt ist, dass das Lösungsvermögen des Wassers bei bestimmten Temperaturen im Allgemeinen für verschiedene Salze ein verschiedenes ist, dagegen ein ganz bestimmtes für eine bestimmte Substanz. Ein Theil Fluorcalcium löst sich erst in 26,545 Theilen Wasser, ein Theil kohlensaurer Kalk in 10,600, Gyps in 400, doppeltkohlensaures Natron in 3,5 und Chlorkalium, Chlorkalk u. s. w. in weniger als ihrem eigenen Gewichte Wasser. Das gilt natürlich auch umgekehrt, d. h. ein Theil Wasser vermag nur ein $\frac{1}{26,545}$ seines Gewichts Fluorcalcium, $\frac{1}{400}$ Gyps, $\frac{1}{3,5}$ kohlensaures Natron aufzulösen. Ueberdies gelten diese Zahlen auch nur für bestimmte Temperaturen und im Allgemeinen vermindert sich die Lösungsfähigkeit des Wassers mit der Abnahme seiner Temperatur. Hat nun Wasser von einer bestimmten Temperatur so viel von einem gewissen Salz aufgelöst, als es bei dieser Temperatur überhaupt aufzulösen vermag, so nennt man die Lösung des Salzes für dieselbe eine gesättigte, und wenn die Lösung erkaltet, so scheidet sich gerade so viel in fester Form, in Krystallen, wieder aus, als der Verminderung der Temperatur entspricht. Doch auch mit Bezug auf dieses Verhalten besteht noch eine gewisse Beschränkung. Einen kleinen Zwang lassen sich nämlich die Salze schon vom Menschen anthun und ertragen ihn auch bis zu einem gewissen Grade. Wenn man recht vorsichtig verfährt, so lassen sich mehr Salztheilchen in einer gewissen Quantität Wasser auflösen, als dieselbe eigentlich für diese Temperatur gelöst zu halten vermag, aber sie thun das auch nur mit Widerstreben, sie verhalten sich etwa so wie eine Heerde Schafe, die man in einen zu kleinen Stall gesperrt hat; sie drängen beständig nach den Ausgängen; die Salzmoleküle befinden sich in einem Zustande labilen Gleichgewichts und unter diesen Umständen genügt die geringste Störung, um den Ueberschuss zur plötzlichen Ausscheidung zu

bringen, bei welchem Vorgang dieselbe Wärmemenge, welche bei der Auflösung des Salzes gebunden wurde, wieder frei wird.

Ich habe dieses übrigens alte Experiment oft gemacht und bin dabei zu einer eigenthümlichen Erfahrung betreffs der Form der auslösenden Kraft gekommen. Im Allgemeinen genügt die geringste mechanische Erschütterung, z. B. ein kleiner Schlag oder das Vorbeifahren eines Wagens, um eine solche übersättigte Lösung zum Erstarren zu bringen. Wo indessen diese Veranlassungen vermieden werden können, zeigt sich die Lösung oft recht wählerisch. Ich habe unter möglichster Vermeidung mechanischer Erschütterungen in solche Lösungen, z. B. unbewaffnete Streukügelchen und sonstige kleine Körperchen hineinfallen lassen, ohne dass eine Veränderung eintrat, während sie sofort erstarrte, wenn auch nur das geringste zu Staub zwischen den Fingern zerriebene Partikelchen von Glaubersalz auf dieselbe herunterschwebte. Das ist ein Verhalten, welches schon an specifische Beziehungen erinnert, an eine Uebertragung einer gewissen Bewegungsform auf eine grössere Masse, welche derselben Bewegungsform fähig ist.

Dabei ist der Vorgang ganz unabhängig von dem Verhältniss der aufeinanderwirkenden Quantitäten. Die Reaktion tritt in einem Liter Flüssigkeit mit derselben Sicherheit auf, wie in einem Cubikcentimeter derselben. Wäre es möglich, festes Glaubersalz auf mechanischem Wege in seine Moleküle zu zerlegen, so würde gewiss ein einziges der Lösung zugefügtes Molekül nichts destoweniger denselben Effect hervorrufen, und wenn man sich der Einfachheit wegen einmal vorstellt — Phantasien sind ja erlaubt, — der ganze Erdball bestände nur aus einem einzigen kosmischen Tropfen einer übersättigten Lösung von Glaubersalz, so würde die Berührung mit einem Molekül festen Glaubersalzes ausreichen, um selbst diese grosse Kugel sofort erstarren zu lassen. Ein solches Ereigniss würde dann wohl auch die Makrodosisten, welche sich immer auf das Gesetz der Causalität berufen, davon überzeugen können, dass unter Umständen auch kleine Dosen grosse Wirkungen hervorzubringen vermögen. Das schwefelsaure Natron ist nicht das einzige Salz, welches diese Erscheinung zeigt. Andere Salze verhalten sich ebenso. Auch bei letzteren geben specifische Beziehungen den ersten Anlass zur Krystallisation. Dahin gehört z. B. das bekannte Experiment, welches schon von Reil 1796 in seiner klassischen Abhandlung „von der Lebenskraft" benutzt wurde, um zu zeigen, dass die Assimilation, die Ernährung

und das Wachsthum der Thiere nichts weiter seien, als eine thierische Crystallisation, d. h. eine Anziehung thierischer Materie nach Gesetzen einer chemischen Wahlverwandtschaft. Wenn man nämlich in eine Auflösung von Salpeter und Glaubersalz einen Salpeterkrystall hineinlegt, so krystallisirt nur der Salpeter heraus und das Glaubersalz bleibt gelöst, wenn man dagegen in dieselbe gemischte Auflösung einen Glaubersalzkrystall hineinlegt, so krystallisirt nur das Glaubersalz heraus und der Salpeter bleibt gelöst.*) Also auch in diesem Falle wieder specifische Beziehungen, Einwirkung geringster molekularer Bewegungen, gewissermassen eine anorganische Homöopathie.

Meine Betrachtungen über Spannkräfte und lebendige Kräfte und die Ueberführung der ersteren in letztere durch verschwindende auslösende Kräfte wären jedenfalls viel kürzer ausgefallen, wenn ich nicht hätte darauf vorbereiten wollen, dass, um mich der Worte Hermann's zu bedienen (Hermann, Grundriss der Physiologie): der menschliche und thierische Körper ein Organismus ist, in welchem durch chemische Umsetzungen seiner eigenen Bestandtheile Kräfte frei werden, d. h. Spannkräfte in lebendige Kräfte übergehen, dass die letzteren als die Leistungen oder Verrichtungen des Körpers erscheinen und dass die Möglichkeit solcher Umsetzungen bedingt ist durch die Anwesenheit spannkraftführender Stoffe im Organismus.

In einem Grundriss der Physiologie gilt das zunächst nur für den gesunden normalen Organismus.

In der That muss Jeder, welcher diesen so allgemein ausgesprochenen Satz auf die einzelnen Verrichtungen und Leistungen des thierischen Organismus hin prüft, zu der Ueberzeugung gelangen, dass irgend welche Leistung oder Verrichtung des thierischen und somit auch des menschlichen Organismus ohne die Voraussetzung eines beständigen Ueberschusses von Spannkräften überhaupt gar nicht gedacht werden kann. Ohne einen solchen Ueberschuss würde unser Herz stille stehen, das Athmen würde aufhören, wir könnten uns nicht bewegen, wir könnten nicht sprechen, die Thätigkeit aller Nerven, der sensiblen und motorischen sowohl, als der sekretorischen und trophischen wäre unmöglich, weder von einer Assimilation, noch von einem Stoffwechsel könnte die Rede sein und

*) Die quantitativen Mischungsverhältnisse, welche zur Anstellung dieses Experiments erforderlich sind, findet man von Reil näher angegeben in seinem Archiv für Physiologie I Vol. 1796, p. 77 Anmerk. 1.

alle animalen und vegetativen Vorgänge in unserem Organismus würden aufhören, kurz, unsere Existenz wäre unmöglich. Nicht umsonst also geben uns die Hygieniker den Rath: „Willst du gesund bleiben, so erschöpfe niemals diesen Ueberschuss, sondern bleibe immer unter dem Masse deiner Leistungsfähigkeit.“ Eine sehr weise Regel.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet ist also jeder thierische Organismus so zu sagen eine in sich selbst abgeschlossene Werkstatt, welche nur dadurch in ihrem Bestande erhalten wird, dass sie immer aus dem grossen unerschöpflichen Kraftvorrath des Universums einen kleinen Theil desselben als Spannkräfte in sich aufhäuft, um sie wieder in lebendige Kraft zurückzuverwandeln, wobei wir nicht vergessen dürfen, dass dieser Vorgang während des ganzen Lebens ununterbrochen fortdauert und auch in dem gesundesten Körper ganz so wie in der anorganischen Natur nur durch minimalste auslösende Kräfte bewerkstelligt wird. Diese Ansicht mag immerhin als eine persönliche aufgefasst werden, zugestehen wird man jedenfalls müssen, dass die complicirten Vorgänge in einem lebenden Organismus nicht erklärt werden können, wenn man ihn von der gesammten Aussenwelt abscheidet und für sich besonders begreifen will. Nur wer den Blick immer auf das grosse Ganze, auf das Allgemeine gerichtet hält, entgeht der Gefahr, in eine rohe Empirie zu verfallen.

Bliebe also folgerichtig nur noch zu untersuchen, wie sich die Verhältnisse im kranken Organismus gestalten, ob hier nicht dieselben Naturkräfte ihr Spiel treiben, ob nicht auch hier Spannkräfte aufgehäuft und durch minimalste auslösende Kräfte in lebendige Kraft übergeführt werden. Es ist das eigentlich eine recht überflüssige Frage; denn jeder Eingeweihte weiss, dass die Gesetze, welche den kranken Körper beherrschen, keine anderen sind und sein können, als diejenigen, welche auch für den Gesunden Geltung haben und dass sie nur in letzterem Falle in einer anderen Weise in die Erscheinung treten. Fassen wir den Unterschied zwischen einem kranken und gesunden, zwischen einem normalen und anormalen Organismus ins Auge, so kann ich von dem Standpunkte aus, welchen ich bisher vertreten habe, nur sagen: Ein gesunder Organismus ist ein solcher, in welchem ein beständiger ununterbrochener Ausgleich der aufgestapelten potentiellen Energie in kinetische oder virtuelle (wie man es nennen mag) durch minimalste auslösende Kräfte bewerkstelligt werden kann. Krank wird er erst

dann, wenn diese Harmonie — ich möchte auf dieses Wort einen besonderen Nachdruck legen — durch von aussen wirkende Einflüsse gestört wird, wenn dadurch entweder ein Ueberschuss von Spannkräften über das gewöhnliche Maass, oder ein Mangel an solchen verursacht wird. Im ersteren Falle werden wir es mit Erregungszuständen, in letzterem Falle mit Depressionszuständen, in jedem Falle aber mit einer Erkrankung zu thun haben. Das Unzureichende dieses Erklärungsversuchs kann von Niemand mehr empfunden werden, als von mir selbst. Man kann überhaupt in seiner Ausdrucksweise gar nicht vorsichtig genug sein, wenn es sich um Definition so allgemeiner umfassender Begriffe, wie Gesundheit und Krankheit, handelt. Die Versuche dazu sind ja so alt, als die medizinische Wissenschaft selbst. Sie sind aber alle gescheitert an dem ungreifbaren „Etwas", was wir „normal" nennen, an dem, was auch ich vorher in Ermangelung eines besseren Ausdrucks als „über das gewöhnliche Maass hinausgehend" bezeichnen musste. Und so wird es leider auch noch so lange bleiben, bis die Normalität für jeden einzelnen Organismus ziffer- und zahlenmässig festgesetzt ist. Erst mit der Zahl beginnt, wenigstens in der Naturwissenschaft, das Wissen, beginnt das Begreifen und das Verstehen. Keinen Augenblick bin ich darüber im Zweifel, dass mein Erklärungsversuch das Schicksal aller vorhergehenden theilen wird, aber weniger gut, als der allerneuste von Prof. Jäger, nach welchem die Gesundheit Wohlgeruch und die Krankheit Gestank ist, wird er wahrscheinlich nicht sein, obgleich auch in diesem Ausspruch eine nicht zu verleugnende Wahrheit enthalten ist.

Nach Beispielen dafür, dass krankhafte Zustände durch eine — bleiben wir einmal bei dem ungenügenden Worte — anormale Anhäufung von Spannkräften, oder einen Mangel an solchen erzeugt werden können, haben wir nicht weit zu suchen. Sie liegen uns besonders im Gebiete der Nervenerkrankungen zu nahe, als dass sie übersehen werden könnten. Oder sollte etwa der Tetanus, sollten die Störungen in der — sit venia verbo — normalen Thätigkeit der Nerven, von dem einfachen krankhaften Aufschrecken im Schlafe bis zum epileptischen Anfalle, sollte nicht am Ende jeder Fieberparoxismus, wie er bei jeder Infektionskrankheit, nach einer oft wochenlangen Inkubationszeit auftritt, am einfachsten und natürlichsten auf diese Weise zu erklären sein? In allen diesen Fällen sind es meist physiologische, immer aber minimalste Reize, welche als auslösende Kräfte fungiren und bei dem Uebermaasse ange-

häufter Spannkräfte einen allerdings stürmischen Ausgleich hervorrufen, nämlich das, was wir eine Krisis nennen, und was unter besonderen Umständen auch zu einer Lysis werden kann. Dass es aber ausschliesslich physiologische Reize seien, welche als auslösende Kräfte fungiren, ist nicht durchaus nothwendig. Auch äussere minimalste Reize genügen dazu. Weiss doch jeder Arzt, dass tetanische Krämpfe durch das geringste Zupfen an der Bettdecke, das der Initialfrost einer im Organismus vorbereiteten Pneumonie durch die geringste Entblössung eines Körpertheiles herbeigeführt werden kann. Und wenn so geringfügige äussere Reize als auslösende Kräfte erscheinen, welche Gründe würden noch dann der Annahme entgegen stehen, dass auch geringste arzneiliche Reize dieselbe Rolle übernehmen können, und Letzteres zugegeben, aus welchem Grunde sollten sie unzureichend sein, die Anhäufung eines Uebermaasses an Spannkräften zu verhindern? Arzneireize als auslösende Kräfte zu betrachten, erschien mir, so lange ich auch über die Bedingungen der Wirkungsmöglichkeit homöopathischer Dosen nachgedacht habe, immer als diejenige Lösung der vielumstrittenen Frage, welche sich am ungezwungensten aus den neuesten Errungenschaften der Naturwissenschaft ergiebt und mit denselben im vollkommensten Einklange steht. Die mitunter fast blitzartige Schnelligkeit, mit welcher homöopathische Dosen einer gutgewählten Arznei in einzelnen Fällen ihre Wirksamkeit entfalten, Fälle wie sie wohl jeder Kollege schon in seiner Praxis wahrgenommen haben wird, haben mich in meiner Annahme nur bestärkt, und würde es mich freuen, wenn die Kollegen meiner Auffassung zustimmen würden. Andere Erklärungsgründe sind damit natürlich nicht ausgeschlossen. Das gilt insbesondere von den katalytischen Erscheinungen, welche auch von Dr. Brasol herangezogen sind und vielleicht noch mehr von den sogenannten Regenerationsprozessen, wie wir sie z. B. bei der Zersetzung des Alkohols durch Schwefelsäure oder bei der Ueberführung von schwefeliger Säure in Schwefelsäure durch Stickoxyd und Wasserdampf vor uns haben. In beiden Fällen genügen verhältnissmässig geringe Quantitäten, um die Bildung einer neuen chemischen Verbindung bei fortgesetzter Zufuhr neuer Ingredienzien bis in infinitum zu ermöglichen. Einer dieser Regenerationsprozesse und zwar ein solcher in dem verwegensten Sinne des Wortes vollzieht sich täglich unter unseren Augen, ohne im

Mindesten beachtet zu werden. Ich meine die Vererbung gewisser körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeiten von einem Organismus auf seine Nachkommen. Der Vorgang ist eben zu alltäglich, zu allgewöhnlich und deshalb für uns zu selbstverständlich, als dass man das Bedürfniss empfände, über die demselben zu Grunde liegenden Naturgesetze genauer nachzudenken. Was uns am nächsten liegt, wird auch von uns am leichtesten übersehen. Eine eingehende Analyse der Vererbungsgesetze müsste schon allein genügen, um jeden denkenden Menschen von dem grossen Einfluss infinitesimaler Quantitäten zu überzeugen. Betrachten wir einmal den Thatbestand genauer und halten wir uns dabei an das uns zunächst liegende Objekt, an die menschliche Keimzelle, das menschliche Ovulum, eine protoplasmatische Kugel von höchstens 0,2 Millimeter Durchmesser. Was aus einer solchen Kugel wird, nachdem sie befruchtet wurde, ist zu allgemein bekannt, um es hier eingehend zu wiederholen. Sie theilt sich, ganz kurz gesagt, zunächst in zwei Zellen, diese in vier u. s. w. Aber schon die beiden ersten Furchungsprodukte sind ungleichwerthig, und je weiter dieser Theilungsprozess fortschreitet, um so mehr differenziren sich die späteren Generationen der ersten grundlegenden Keimzelle. Ganze Gruppen adaptiren sich einer bestimmten funktionellen Thätigkeit des neu erstehenden Organismus an, und unter diesen ist es auch eine Gruppe, welcher die besondere Aufgabe zufällt, für die Erhaltung der Art zu sorgen. Das sind die neuen im Ovarium deponirten Keimzellen, die Ovula des Menschen, von welchem jedes ebenso, wie seine Mutterzelle, auch nur höchstens 0,2 Millimeter Durchmesser besitzt. Bei der unwiderleglichen Kontinuität dieses Theilungsprozesses versteht es sich nun ganz von selbst, dass ein Theil der in der Keim- oder Mutterzelle enthaltenen Bestandtheile auf die Tochterzellen übergeht, und da möchte ich einmal ernstlich einen Mathematiker von Fach darum bitten, mir auszurechnen 1: die wievielste Generation die neue Keimzelle darstellt, von der Mutterzelle aus gerechnet, und 2: der wievielste Theil der die Mutterzelle constituirenden Materie noch in der neuen Keimzelle vorhanden ist. Es sind das Zahlen, welche für uns schon allein aus dem einzigen Grund von Interesse sein müssen, weil uns die alltägliche Erfahrung darüber belehrt, dass es lediglich diese unvorstellbar geringen Quantitäten sind, von welchen die Erhaltung der Art auf Jahrtausende hinaus abhängig ist. Sie allein sind es, welche in Folge ihrer spezifischen mole-

kulären Bewegungsform den ganzen weiteren Entwicklungsvorgang des neu erstehenden Organismus beherrschen, welche ihn dazu zwingen, dieselbe Form, dieselbe äussere Erscheinung, dieselbe Gestalt, dieselben Modalitäten der Ernährungsweise und physischer, wie psychischer Thätigkeit zu wiederholen, wie sie der mütterliche Organismus darbot. Wem würde nicht dabei das allgemein bekannte Beispiel vom Schachbrett einfallen? Dass es sich bei letzterem um eine Multiplikation, in unserem Falle um eine Division handelt, kommt dabei garnicht in Betracht. In beiden Fällen haben schon mit der sechzigsten Potenz der Zahl 2 die resultirenden Zahlen die Grenze der Vorstellbarkeit weit überschritten. Ein menschlicher Organismus besteht aber nicht nur aus vierundsechzig Zellen, wie das Schachbrett aus vierundsechzig Feldern, sondern erstere zählen nach Milliarden. Welche Zahlen möchten sich da wohl ergeben? Und dabei ist vor der Hand immer nur von einer einzigen Generationsfolge die Rede. Das male man sich nun einmal aus für eine Reihe von Generationsfolgen, welche sich für den Menschen mit Bestimmtheit auf Jahrtausende bemisst, für niedere Organismen vielleicht auf viele Millionen von Jahren. Diejenigen allopathischen Rechenkünstler, welche uns mit unfehlbarer Sicherheit darüber belehren, dass unsere hochverdünnten Arzneien „Nichtse“ sind, würden sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn sie ihre mathematische Beanlagung auch einmal dazu verwenden würden, die Wirkungsmöglichkeit infinitesimalster Quantitäten von diesem Standpunkte aus zu behandeln. Wenn ich nun nicht weiter in die Gefahr gerathen soll, entweder Andere oder mich selbst zu wiederholen, so muss ich wohl schliessen. Dr. Brasol verdient jedenfalls den Dank aller Kollegen. Ist überhaupt etwas an diesen Vorlesungen auszusetzen, so ist es der Umstand, dass sie nicht zu gleicher Zeit in einem allopathischen Journal erschienen und damit einem grösseren Leserkreis unserer Gegner zugänglich geworden sind. Schade! Lässt sich aber vielleicht nachholen. —

Eine neue und wissenschaftliche Materia medica auf reiner Pathogenese begründet.

Von dem „Medical Investigation club of Baltimore Md."

Deutsch von Dr. Sulzer.

Seit längerer Zeit besteht auf allen Seiten eine grosse Unzufriedenheit über den Stand unserer Materia medica, und durch manche neuere Ereignisse sehen wir zur Evidenz, dass die medizinische Welt ein tiefes und ungewöhnliches Interesse an dem Plane nimmt, diesen Zweig der Medizin auf eine mehr wissenschaftliche und daher festere Grundlage zu stellen.

Die hier folgende Studie über Bryonia alba sei hiermit als der Typus einer neuen Materia medica aufgestellt; ein Typus zur Beleuchtung einer neuen Methode des Studiums und Aufbaues der homöopathischen Materia medica auf streng wissenschaftlicher Basis.

Ende 1887 lenkte der Medical investigation club of Baltimore Md. seine Aufmerksamkeit auf das Studium der Arzneimittel mit dem Vorhaben, so weit wie möglich die Tagebücher der Prüfer des betreffenden Mittels zu erlangen und unzuverlässige und unbestätigte Symptome auszumerzen. Zuerst wurde diese Methode auf Arzneimittel beschränkt, deren Original-Prüfungsberichte leicht zu erhalten waren. Die Cyclopaedia of drug Pathogenesy, herausgegeben von dem American Institute of Homöopathy, lieferte jedoch bald Material, welches wir, obschon es theoretisch nicht allen Anforderungen entsprach, doch als die zuverlässigsten vorhandenen Prüferveröffentlichungen betrachteten, um darauf das Studium der Materia medica zu begründen.

Nach vielen Versuchen, die beste Methode zu finden, um genaue Resultate zu geben, nahm der Club schliesslich Ende Jannar 1888 den Plan an, auf welchen seine Arbeit jetzt gegründet ist und welche synthetische Methode genannt werden kann. Bei der Feststellung des Planes war das zu erreichende Ziel ein doppeltes,

erstens alle unzuverlässigen Symptome auszumerzen (selbst einige Prüfungen, die in der Cyclopaedia aufgenommen, sind von uns theilweise oder ganz fortgelassen, weil sie unzuverlässig waren), und zweitens von der Pathogenese alle Symptome auszuschliessen, welche blos ein Prüfer beobachtete, nicht weil sie werthlos sind, sondern einer ferneren Bestätigung bedürfen.

Der angenommene Plan theilt das Arzneimittelstudium in drei Abtheilungen: 1. Geschichte, 2. Symptomatologie, 3. therapeutische Anwendung. —

Im allgemeinen ist den homöopathischen Aerzten die Geschichte der Arzneien, welche sie gebrauchen, zu wenig bekannt, und deshalb haben wir, um dem bislang in den Werken über Materia medica vorhandenen Mangel abzuhelfen, in folgendem die wissenschaftliche Klassifikation des Arzneimittels, seine vormedizinische Geschichte, seine erste Einführung in die Medizin, wann und von wem es zuerst geprüft ist u. s. w., aufgestellt.

Die Pathogenese hat wiederum zwei Unterabtheilungen: 1. ein Bild der allgemeinen Arzneiwirkung, gewonnen aus einem sorgsamen Studium der Prüfungen und Vergiftungen, 2. die charakteristischen Arzneiwirkungen, wo bei jedem Symptom ein Zahlenexponent beigegeben ist. Dieser Exponent zeigt die Zahl der Prüfer an, welche das betreffende Symptom an sich beobachtet haben.

Wir haben die Cyclopoedia of drug Pathogenesy als Grundlage unserer Arbeit angenommen, aber in einigen Fällen dieser Sammlung noch Berichte von zuverlässigen Quellen hinzugefügt, indem wir dadurch den Werth der Symptomatologie noch erhöhten.

Obschon es nicht in Abrede gestellt wird, dass Heilmittel in höheren Verdünnungen noch krankhafte Erscheinungen hervorrufen, so ist doch die zwölfte Dezimale als Grenze für Verdünnungen bei Prüfungen festgesetzt worden, sowohl von den Herausgebern der Cyclopoedia, als auch im allgemeinen bei der Arztwelt, und diese Regel ist auch von dem Club angenommen worden.

Zu Beginn unseres Werkes wurde die Frage erörtert, von wieviel Prüfern ein Sympton beobachtet sein müsse, um in die zusammengestellte Symptomatologie oder Synthesis aufgenommen zu werden, und nach Abwägung der Vortheile verschiedener Prozentsätze, nahmen wir schliesslich als Regel an, dass nur Symptome aufgenommen werden sollen, welche von zwei oder mehr Prüfern beobachtet wurden. Indem wir nach diesem Gesetze verfuhren,

waren wir erstaunt, zu finden, eine wie grosse Anzahl von Symptomen in den Original-Prüfungsberichten belassen waren, welche noch einer weiteren Bestätigung bedurften, d. h. wieviele Symptome gegenwärtig in unseren Werken über Materia medica vermerkt sind, welche sich nur bei einem Prüfer eingestellt haben. Ebenfalls wurde es uns klar, dass, wenn eine grössere Anzahl von Symptomen ausgeschlossen würde und der neue Plan des Werkes auf Arzneimittel mit wenigstens vierzig Prüfern aufgebaut würde, wir schlimmer als Bilderstürmer wären, indem wir dann nicht blos das Bild zerstörten, sondern das Fundament unserer Pathogenese selbst, den Wirkungskreis der Arzneimittel im allgemeinen, dass aber andererseits bei genauer Befolgung dieser Regel unser Misstrauen gegen die Pathogenese (und auf die Pathogenese ist die Homöopathie selbst gegründet) wachsen würde, einfach aus dem Grunde, weil einige andere Details schliesslich in der Symptomatologie keine Aufnahme finden würden, wie z. B. solche, welche hinweisen auf lokale Magen- und Unterleibsymptome, reflexive Kopfsymptome und wenige andere ähnlicher Natur. Besonders trifft dieses zu bei vegetabilischen Arzneien. Es würde zutreffen mit entmuthigender Gleichmässigkeit bei beinahe jedem Arzneimittel (falls es nicht vierzig oder mehr Prüfer aufzuweisen hat), und folglich würde die Materia medica beschränkt sein auf eine Sammlung von Pathogenesen wesentlich ähnlicher Symptome und mit wahrscheinlich nicht einer einzigen Pathogenese, die genügende Individualität besässe, um sie von verwandten zu unterscheiden und bei irgend einem Krankheitsfalle genau homöopathisch anzuwenden. Nach der Erfahrung, welche wir bei der Bearbeitung von über zwanzig Mitteln gesammelt, sind wir überzeugt, dass unser Beschluss klug war, und folglich hat in der Synthesis der Arzneimittelwirkungen jedes Symptom als Exponenten die Zahl der Prüfer, welche das betreffende Symptom beobachteten, wie oben bereits gesagt. Bei Vergleichung des Exponenten jedes Symptoms mit der ganzen Prüferzahl des betreffenden Arzneimittels kann man dessen prozentualen Werth finden. Dieses gestattet dem Praktiker, über den pathogenetischen Werth jedes individuellen Symptoms ein Urtheil zu fällen. Nichts von Belang ist ausgelassen, und er kann sich aller Symptome bedienen, oder er kann alle verwerfen bis auf die, welche einen hochwerthigen Exponenten haben.

Unser Plan schliesst alle zufälligen Symptome aus und enthält

nur solche, von denen man vernünftiger Weise voraussetzen kann, dass sie durch das Arzneimittel hervorgerufen sind. In gleicher Weise sind alle klinischen Symptome strengstens von der Symptomatologie ausgeschlossen. Das gewissenhafte Streben, genaue Resultate zu erhalten, führte in vielen Fällen zu einem sehr magern Schema, aber dies ist einfach die strenge und zuverlässige Erfüllung des oft wiederholten Verlangens nach einer reinen pathogenetischen Materia medica. Diese Magerkeit selbst musste der Nothwendigkeit einer Nachprüfung auf einer mehr systematischen Grundlage Nachdruck verleihen. Die Bestätigung vieler der feineren Arzneiwirkungen, welche nicht durch logische Schlüsse aus dem gesammten Wirkungsgebiet gewonnen sind, muss diesen künftigen Wiederprüfungen überlassen bleiben.

Die dritte Abtheilung, worin die pathogenetischen Einzelheiten dem therapeutischen Gebrauche angepasst sind, ist wahrscheinlich das einzige Beispiel von Aufzeichnungen, wie sich die reine Pathogenese an die Therapie anschliesst. Bei der vorgeschlagenen Methode, die Symptomatologie zu studiren, können viele von den Ungenauigkeiten beseitigt werden, welche die vorhandene homöopathische Materia medica charakterisiren, und wir unterbreiten das folgende Beispiel der ärztlichen Welt zur Beurtheilung in dem Glauben, dass dieser Plan die Form giebt, in welcher die homöopathische Materia medica in Zukunft erscheinen wird, und dass die Annahme desselben uns den Besitz einer Materia medica verschaffen wird, welche im wahren Sinne des Wortes „rein“ ist, und welche von allen Anhängern der wissenschaftlichen Medizin als eine zuverlässige Zusammenstellung von Arzneimittelwirkungen auf den menschlichen Körper gebraucht werden kann.

Bryonia alba.

Geschichte.

Bryonia ist eine Schlingpflanze und gehört zur natürlichen Ordnung der Cucurbitaceen, welche uns auch Colocynthis cucumis, Citrullus (Wassermelone), Cucurbita (Kürbis), Momordica balsamum und Elaterium momordica liefert.

Der Name ist von dem griechischen Verbum βρύω hergeleitet, treiben oder keimen, in Anbetracht des kräftigen und schnellen Wachsthums der jährlichen Triebe aus der perennirenden Wurzel.

Nach Linné giebt es 33 Spezies von der Bryonia, während Loudon in seiner Encyclopädie der Pflanzen nur 17 angiebt. Von

diesen kommen am meisten in Betracht Bryonia alba und B. dioica. Die letztere scheint in England einheimisch zu sein, während die B. alba nur im nördlichen und mittleren Europa zu Hause ist, ganz gemein in Deutschland und Frankreich. Dieses ist die Spezies, welche Hahnemann geprüft hat.

B. alba, auch bekannt als B. vera, Vitis alba, weisse Bryonie und wilder Hopfen, ist eine krautige, perennirende, hoch kletternde Pflanze; sie wächst in Dickichten, an Hecken und Zäunen, und ihre kletternden Stengel erreichen oft die Höhe von vielen Fuss mit Hülfe von seitlichen Ranken nach Art der Gurke, der sie, wie wir gesehen haben, botanisch nahe steht.

Der Stengel ist glatt, kriechend, längs gefurcht; die Blätter sind wechselständig, winkelig, behaart, höckerig auf beiden Seiten, beim Anfühlen rauh, handförmig, fünflappig. Der mittelste dieser Lappen ist dreispaltig verlängert. Die Blüthen achselständig, monözisch, in Bündeln; die männlichen sitzen auf sehr langen Stielen, die weiblichen sind grösser, als die männlichen; der Kelch fünfzähnig scharf, die Corolle fünftheilig; Staubbeutel fünf, von denen vier zwei und zwei mit den Fäden und Antheren verwachsen sind, der fünfte ist frei; die Beeren rund, schwarz, vielsamig, ungefähr von der Grösse einer Erbse. Die Wurzel ist spindelförmig, mitunter verästelt, ein oder zwei Fuss lang, und so dick, wie ein Mannsarm, mitunter sogar so dick, wie ein Bein. Sie ist fleischig, saftreich und innen von heller Buchsbaumfarbe (weiss), aussen gelblich grau und kreisförmig gerunzelt; sie ist von scharfem, bitterem, unangenehmen Geschmack und von widerlichen Geruch, der sich beim Trocknen einigermassen verliert. Sie wird aufgehoben in runden Querscheiben, die mit der Zeit dunkler werden; sie ist leicht, zerbrechlich und leicht zu pulverisiren. Sie enthält gegen 2 Prozent eines eigenthümlichen, bitteren, giftigen, neutralen Extractivstoffes, bekannt als Bryonin. Dasselbe ist wahrscheinlich ein Glucosid, und scheint die Bryonia ihm seine eigenthümlichen Wirkungen zu verdanken. Bryonin ist eine gelblich weisse Substanz, mitunter mit einem Stich ins Röthliche oder Bräunliche, löslich in Wasser oder Alkohol, aber nicht in Aether. Beim Kochen bildet die Lösung Zucker und ein Harz, das Bryoretin, wird ausgefällt. Der Geschmack des Bryonin ist zuerst süss, dann zusammenziehend und ausserordentlich bitter. Ausser diesen Extraktivstoffen findet man Stärke in bemerkenswerther Menge, Gummi, Harz, Zucker, ein dickes Oel, Albumin und verschiedene Salze.

Die Bryonia dioica oder rothe Bryonia, in England auch als gemeine Bryonia bekannt, ist die einzige britische Spezies und zeigt so grosse Aehnlichkeit in Gestalt und Eigenschaften mit der Bryonia alba, dass man sehr vorsichtig sein muss, um sie nicht mit derselben zu verwechseln. Einige Botaniker betrachten sie blos als eine Varietät derselben Spezies, welche sich nur unterscheidet durch die diözischen Blüthen und die Farbe der Beeren, welche roth sind und zu Vergiftungen missbraucht werden.

Die jungen Schösslinge beider Spezies sind indess frei von scharfen und gefährlichen Eigenschaften und werden als Küchenkräuter gebraucht, obschon die Ziegen die einzigen Vierfüssler sein sollen, welche die Pflanze fressen.

Die B. Abyssinica ist die einzige Spezies, deren Wurzel nicht scharf und abführend ist und die man gekocht ohne Gefahr soll essen können; aber die Leichtigkeit, mit der die Wurzeln der andern Spezies ihre giftigen Eigenschaften im Wasser verlieren, macht sie unter zwingenden Umständen als Nahrungsmittel geeignet. Man sagt, dass während der französischen Revolution der Mangel an Kartoffeln einen beträchtlichen Gebrauch der frischen Bryoniawurzel veranlasst habe, welche, nachdem sie gut in Wasser ausgezogen und dann stark getrocknet worden, als ganz schmackhaft und sehr nahrhaft befunden wurde. Zu diesem Zwecke musste die Wurzel im Herbst und Winter gesammelt werden, und bei ihrer Grösse können wir den Werth derselben als Nahrungsmittel begreifen. Gerard sagt: „Der Königliche Oberchirurg, Herr William Goodorus, zeigte mir eine Wurzel davon, welche ein halbes Hundert Pfund wog und die Grösse eines einjährigen Kindes hatte". Loudon theilt mit, dass früher von Betrügern den Wurzeln eine menschliche Gestalt gegeben und dieselbe durch das Land getragen und dem gemeinen Volke als Alraun gezeigt wurde. Die Methode, welche man dabei befolgt, war folgende: Man lüftete die Erde rings um eine junge treibende Bryoniapflanze, brachte um die Wurzel eine passende Form, füllte die Erde wieder um dieselbe an, und liess sie in die Gestalt der Form hineinwachsen, was in einem Sommer geschah.

In den vereinigten Staaten ist nur eine Spezies von Bryonia heimisch, die B. Boykinii.

Die arzneilichen Kräfte der Bryonia waren den Alten wohl bekannt; sowohl Plinius als Dioscorides empfehlen den Saft bei der Epilepsie. Sie wurde auch bei andern Gehirnkrankheiten ge-

braucht, sowie auch bei Wassersucht und manchen andern Leiden, bei denen sie namentlich als Anthelminticum und Emmenagogum geschätzt wurde.

Eine Zeit lang wurde sie hauptsächlich auf dem Lande angewendet, besonders wegen der kräftigen drastischen Eigenschaften ihrer Wurzel. In Frankreich ist es ein gebräuchliches Hausmittel zum Abführen, welches gewonnen wird, indem man die Ranke abschneidet, eine Höhlung in die Wurzel macht und die Flüssigkeit sammelt, welche sich darin abscheidet. Wegen dieser starken abführenden Eigenschaft wird die Wurzel bei den Franzosen Navel du diable, Teufelsrübe, genannt, und in zu starken Dosen hat sie sich äusserst gefährlich und selbst tödtlich erwiesen.

Die frische Wurzel ist im Stande, auf der Haut Blasen zu ziehen, und man brauchte sie bei rheumatischen Leiden und um Blutextravasate zu entfernen.

Die meisten Spezies wirken ebenfalls arzneilich. Bry. africana wird am Cap der guten Hoffnung als Brech- und Abführmittel gebraucht, B. callora in Indien als Wurmmittel, und B. epigea wird von den Aerzten der Hindus als eines ihrer wirksamsten Mittel bei Dysenterie, eingewurzelter Venerie und als Wurmmittel angesehen.

Bryonia alba gehört zu den ersten Mitteln, welche Hahnemann geprüft; die Prüfung erschien zuerst im zweiten Bande seiner Materia medica pura im Jahre 1816. Die Pathogenese enthält 781 Symptome von ihm selbst und sechs Mitprüfern; aber wir haben keine Andeutung über die Zubereitung des Präparates.

Die Nachprüfung der österreichischen Gesellschaft ist, obschon einige sie „unnöthig“ nannten, augenblicklich die einzige Quelle unserer Wissenschaft, aus der wir eine wahrheitsgetreue Pathogenese schöpfen können, und selbst die Berichte vieler Prüfer dieser Gesellschaft sind ausgelassen, weil dieselben die Bryonia dioica gebraucht haben. Bei diesen Prüfungen wurde meistens die Tinktur benutzt.

Die Bryonia giebt ihre wirksamen Bestandtheile leicht an Wasser ab. Allen empfiehlt eine Tinktur von der ganzen Pflanze zur Blüthezeit. Die amerikanische homöopathische Pharmakopöe schreibt den Gebrauch der frischen Wurzel vor, die gegraben wird, bevor die Pflanze in Blüthe steht.

Pathogenese.

Für die Ausarbeitung dieser Studie über Bryonia ist nur die Cyclopaedia of drug pathogenesy benutzt. Auch die britische Pharmakopöe erlaubt, die Bryonia dioica anstatt der Bryonia alba zu benutzen, indess diese Verwechselung ist für uns nicht zulässig, und deshalb sind ausschliesslich die Prüfungen der Bryonia alba benutzt. Die Prüfungen der Bryonia dioica, welche in der Cyclopaedie verzeichnet sind, stammen von Dr. Wilhelm Huber, Dr. Watzke, Dr. Würstel und dem Zahnarzt Alois Loewi, welche als Prüfer Nr. 4, 13, 17, 18 verzeichnet sind. Ausser diesen sind vier Vergiftungsfälle ausgeschlossen. Die letzteren sind Fall 1 und 7, die von Bryonia dioica herrühren, Fall 2, der rein klinisch ist, und Fall 3, der zu unklar ist.

Alle übrigen Berichte sind benutzt worden. Dieselben bestehen aus Prüfungen, welche mit Zubereitungen der Bryonia alba gemacht sind, von dem frisch ausgedrückten Safte an, bis zur 8. Dezimalverdünnung aufwärts. In allen diesen Fällen wurde das Mittel ausschliesslich durch Einnehmen angewandt. Fall 4, 5 und 6 von den Vergiftungen sind gleichfalls benutzt. Die Zusammenstellung ist demgemäss von 23 Fällen im Ganzen genommen.

Allgemeiner Wirkungskreis.

Die Bryonia alba wirkt, wie eine grosse Klasse unserer wirksamsten Arzneimittel, auf das Nervencentrum des vegetativen Lebens. Daher finden wir viele funktionelle Störungen im ganzen Körper, aber so weit wir entdecken können, besteht keine unabänderliche Reihenfolge, in welcher die verschiedenen Gewebe des Körpers affizirt werden.

Bei der Untersuchung der Thiere nach dem Tode, der nach Bryonia alba eingetreten ist, zeigen sich die Schleimhäute der Respirationsorgane mit Blut gefüllt und selbst hochgradig entzündet; die Lungen sind in einem solchen Grade affizirt, dass sie in Wasser sinken. Die Eingeweide sind entzündet mit Neigung zu Ulcerationen, die Leber und Nieren zeigen ebenfalls eine abnorme Blutüberfüllung.

Die serösen Häute sind gleichfalls affizirt. Die cerebralen und spinalen Meningen sind im Congestionszustande, ebenso sind die Adern des Gehirns mit Blut überfüllt, während der Pleuralsack entzündet ist. Diese Sektionsbefunde, welche bei Hunden und Kaninchen beobachtet sind, bestehen wahrscheinlich in höherem

oder geringerem Masse auch beim menschlichen Prüfer, wie es sowohl durch die subjektiven, als objektiven Wirkungen des Mittels nahe gelegt wird. Ausserdem haben wir bei Menschen genügenden Nachweis, dass die Bryonia alba auf das Muskelsystem und den Cirkulationsapparat wirkt.

Symptomatologie.

23 Prüfer, 20 Männer, 3 Frauen.

Allgemeines.

Mattigkeit 2. Schwäche 3. Müdigkeit 7. Abneigung gegen Arbeit 2. Ermüdung 3. Prostration 7. — Schmerzen in verschiedenen Theilen des Körpers 3.

Gemüth.

Reizbarkeit 3. Missmuthig, schlecht gelaunt 4. Niedergeschlagenheit 4. Angstgefühl 3.

Kopf.

Verwirrung im Kopfe 6. Schwindel 8. — Kopfschmerzen 17. Art der Kopfschmerzen: drückend 10, Druck von innen nach aussen 2, ziehend 3, dumpf 4, scharf 2, reissend 2, klopfend 2. — Kopfschmerz in der Stirngegend 9, drückend 5, dumpf 2. — Kopfschmerz in der Schläfengegend 9, in der rechten Schläfe 3, in der linken 2, Kopfschmerz in Stirn- und Schläfengegend 5, drückend 3. — Drückender Schmerz über dem linken Auge 3. — Drückender Schmerz in Stirn und Hinterkopf 2, drückende Schmerzen in Schläfen und Hinterhaupt 2. — Schmerzen in den Scheitelbeinen 2. Schmerzen im Hinterkopf 7. Gefühl von Schwere des Kopfes 2. Gefühl einer Last im Kopfe 2. Gefühl, als ob die Kopfhaut ausgedehnt würde 2. Empfindlichkeit der Kopfhaut 2.

Augen.

Die Lider geschwollen und geröthet 2. Reizung des rechten inneren Winkels 2. — Thränen des rechten Auges 2. Drückender Schmerz im Auge 3, im rechten Auge 2. — Gesicht undeutlich 2.

Ohren.

Ohrgeräusche 5, zischend 2.

Nase.

Nasenbluten 2. — Häufiges Niesen 5. Nasenkatarrh 6, mit flüssiger Absonderung 2.

Gesicht.

Gefühl von Ziehen oder Steifheit im Gesichte 3. — Schweiss an der Stirn 2.

Mund.

Geschmack: bitter 3, süsslich 2, fade 2, pappig 2. — Zunge: trocken 2, belegt 3, mit weissem Belag 2. — Speichel: Starker Speichelfluss 4. — Zähne: Zahnschmerzen 4, in der rechten Seite 2. in den oberen Backzähnen 2.

Hals.

Reizbarkeit des Schlundes 9. Kratzendes Gefühl im Halse 2. Weher Schlund 2. Räuspern von Schleim aus dem Halse 3, mit unangenehmen Geschmack des Auswurfs 2. Zäher Schleim aus dem Halse, der am Gaumen festhängt 2. — Trockenheit des Gaumens 2.

Magen.

Appetit verschlechtert 9. Vollständige Anorexie 5. — Durst 5. Verlangen nach Wein 2. — Aufstossen 7, mit Geschmack der genossenen Speisen 2, leeres Aufstossen 2. — Uebelkeit 7. Gefühl von Vollheit im Magen 5. Magengegend gegen Druck empfindlich 2. Gefühl von Druck im Magen 4. — Gefühl, als ob ein Stein in der Magengegend liege 3. Zwei Prüfer bezeichnen es als Druck, wie von einem Stein im Magen. — Schmerzen im Magen 5, zusammenziehend 3. — Unbehaglichkeit in der Magengegend 2. Gefühl von Hitze im Magen 2.

Unterleib.

Schmerz in der Nabelgegend 5, der plötzlich kommt 3; von kneifendem Charakter 2. — Stiche in der Nabelgegend 2. — Stiche im Hypogastrium 2. — Schmerzen in der Leistengegend 4, in der linken Leiste 2; der Schmerz ist drückend 2. — Unterleib aufgetrieben 6, tympanitisch 3. — Leibschmerzen 12, kneifend 7, greifend 4, greifend und schneidend 2. Störungen in den Eingeweiden (d. h. Rumoren, Schmerzen, Auftreibung etc.) mit nachfolgendem dünnen Stuhl 5, mit nachfolgendem Abgang von Blähungen 2, erleichtert durch Stuhlgang 2, erleichtert durch Abgang von Blähungen 2.

Anus und Rektum.

Gefühl von Hitze im Anus 5. Brennen im Anus nach Durchfall 4. Die Stühle bewirken Wundheit des Anus 2. — Gefühl von Hitze im Rektum 3. Brennen im Rektum nach Diarrhöe 2.

Stuhlgang.

Verstopfung 9, mit kleinen 4, harten Entleerungen 5, und Drängen zum Stuhlgang 4. — Durchfall 8. Unzusammenhängende Stühle 8, wässerig 3, flüssig 3, dünn 2. Stühle weich 6, reichlich 4, unzusammenhängend mit Abgang von Winden 3, scharf 2, schleimig 4. Dünne wundmachende Stuhlgänge 2. Neigung zum Stuhl 5. Drängen zum Stuhl 5, vor demselben 4. Leibschmerzen vor dem Stuhlgang 5. Poltern im Leibe mit Drang zum Stuhlgang 2. Stuhlgang mit nachfolgenden Rückenschmerzen 2. Abgang von Blähungen 9. Wundmachende Blähungen 3.

Harnorgane.

Häufiges Urinlassen 5. Urin an Menge vermehrt 6. Urin reichlich an Masse und muss häufig entleert werden 3. — Urin spärlich 5, und heiss 2. Urin hellgefärbt 2.

Athmungsorgane.

Die Stimme ist verändert 4. Heiserkeit 2. — Husten 7, trocken 5. Husten mit Schleimauswurf 4, derselbe ist von grünlicher Farbe 2. Reiz im Larynx mit Husten 3, derselbe wird durch Kitzel verursacht 2. — Athmung ist behindert 10. Als Ursache wird angegeben eine Zusammenschnürung 6, oder ein Druck 5 auf der Brust; die Athmung ist beschleunigt 4, es besteht die Neigung tief zu athmen 2 (seufzend?). Druck in der rechten Brustseite 3. Schmerzen in der Brust 12, begrenzt auf die Sternalgegend 5. Schmerzen in den Brustseiten 7, links 6, rechts 5, beiderseitig 4. Die Brustschmerzen sind stechend 7 (stechend am Abend 2), empfindlich 2, schiessend 2, ziehend 2, sie sind auch drückend 2, oder klopfend 2. Die Schmerzen werden verschlimmert bei Bewegung der Brustmuskeln 5, beim Einathmen 2. — Die Brustmuskeln sind schmerzhaft gegen Berührung 2.

Herz und Puls.

Druck in der Herzgegend 2. — Die Herzthätigkeit ist beschleunigt 5. Der Puls ist stark 3, voll und hart.

Nacken und Rücken.

Schmerzen im Nacken 4, ziehend 2, reissend 2. — Steifigkeit der Nackenmuskeln 2. Ziehen im Genick 2. — Schmerzen in der Rückengegend 2. — Ziehen zwischen den Schultern 2. — Schmerzen in der Lumbargegend 4, spannend 2, dumpf schmerzend 2. —

Druck in den Lenden 2. — Schmerz in der Sacralgegend 3. Schmerz in der Sacro-iliacalgegend 2. — Schmerzen in der Sacrolumbargegend 3, spannend 2. Spannen im Sacrum 2.

Glieder.

Gefühl von Müdigkeit in den Gliedern 4, in den unteren 2. Schmerzen in den Gliedern 5, ziehend 2. Heftige Schmerzen in den Bändern der Glieder 2. — Schmerzen in den Gelenken 2. Die Schmerzen treten namentlich am Nachmittag auf 4. — Schmerzen in den Gliedern werden durch Bewegung verschlimmert 3.

Obere Glieder: Schmerzen in den Schultern 8, in der rechten 3, in der linken 2, in beiden 2. — Die Schulterschmerzen sind reissend 2, rheumatisch 2. — Stiche in der linken Schulter 2. Schwächegefühl in der Schulter beim Versuch, den Arm zu bewegen 2. — Schmerzen in den Armen 7, im rechten 3, im linken 2, in beiden 2. Die Armschmerzen sind ziehend 4, reissend 3, stechend 3. — Schmerzen in den Ellbogen 2. — Schmerzen in den Vorderarmen 6, rechts 2, in beiden Vorderarmen 3. Die Vorderarmschmerzen sind ziehend reissend 2, drückend reissend 2. Schmerz im Handgelenk 5, in beiden Handgelenken 2. Der Schmerz ist ziehend 2. — Schmerzen in der Hand 2. — Schmerzen in den Fingern 6, in den Fingergelenken 5, Finger und Fingergelenke schmerzhaft und geschwollen 2. Fingerschmerzen sind reissend 2, ziehend 2, stechend 2, verschlimmert durch Bewegung 2.

Untere Glieder: Schmerzen in den Hüften 3, rechte Hüfte 2, linke Hüfte 2. Der Hüftschmerz wird durch Bewegung verschlimmert 2. — Schmerzen in den Knieen 9, im linken Knie 6, im rechten 4. Die Knieschmerzen sind ziehend 3, reissend und ziehend 2, rheumatisch 2, werden verschlimmert durch Bewegung 4. — Neigung zum Wundwerden der Haut an den Kniegelenken 2. — Grosse Schwäche in den Knieen 3. Gefühl von Ermüdung in den Knieen 2. — Schmerzen in den Beinen 5, links 3, rechts 2, in beiden Beinen 3. — Schmerzen in den Waden 4, in der linken Wade 2. — Schmerzen im Schienbein 3, links 2, beiderseits 2. — Die Schmerzen in den Beinen sind ziehend 3 — Schmerzen im Knöchel 4, rechts 3. — Schmerzen im Fuss 6, auf dem Rist 2, an der Ferse 2. — Krampf in der Fusssohle 2. — Die Fussschmerzen sind ziehend 4. — Schmerzen in den Zehen 8, am rechten Fuss 4, an beiden Füssen 2, in der rechten grossen Zehe 2, in der linken grossen Zehe 2. — Die Schmerzen sind ziehend 4, oder reissend 3.

Haut.

Hautausschlag 3, von vesikulärem Charakter 2. — Ausschlag auf dem Rücken 2. — Die Haut an den Kniegelenken ist gereizt 2. — Jucken an verschiedenen Stellen der Haut 5, auf der Haut des Rückens 2. Brennender Schmerz in der Haut 2. — Die schweisstreibende Thätigkeit der Haut ist angeregt 2.

Verschlimmerungen.

Im allgemeinen werden die Schmerzen schlimmer durch Bewegung 12, der Brust 5, (bei tiefem Einathmen 2), der Glieder 2, des Hüftgelenkes 2, der Kniee 2. — Kopfschmerz wird schlimmer bei Bewegung 2. — Die Schmerzen werden verschlimmert durch Berührung 3.

Besserungen.

Schweiss beruhigt den schnellen Puls 2. — Die Leibschmerzen werden erleichtert durch Abgang von Blähungen 3. — Schmerzen werden gebessert durch Bewegung 4. Die Schmerzen in den Beinen verschwinden beim Gehen.

Therapeutische Anwendung.

Im Lichte der obigen Zusammenstellung werden wir auf folgende pathologischen Zustände hingewiesen, bei denen Bryonia alba mit begründeter Erwartung eines günstigen Erfolges angewendet werden kann:

Kopfschmerzen. — Der Schmerz sitzt entweder in der Stirn, den Schläfen, oder in der Hinterhauptgegend. Die Art des Schmerzes ist drückend, ein Drücken von innen nach aussen, so, als ob der Kopf zu voll von Blut wäre, was auch wahrscheinlich der Fall ist. Der Kopfschmerz kann deshalb zu der kongestiven Form gerechnet werden.

Der Kopfschmerz ist mitunter vorhanden beim Typhus, gastrischen Störungen oder einfachen Gehirnkongestionen.

Gehirnhautentzünduug. — Wenn die Häute des Gehirns oder des Rückenmarks entzündet sind, sollte das Mittel versucht werden. Bei ersterer Krankheit ist der Kopfschmerz hervorstechend; es besteht das Gefühl eines Druckes von innen nach aussen und ein dumpfes Schweregefühl wie von einer Last in der Hinterhauptgegend. Der Kopf ist verwirrt und es besteht Schwindel. Als Reflexerscheinung kann auch Uebelkeit und Erbrechen bestehen

Nasenkatarrh. — Wenn häufiges Niesen und Thränenfluss besteht mit flüssiger Absonderung aus der Nase, Kopfschmerz und andere für das Mittel passende Symptome vorhanden sind, so ist Bryonia angezeigt. Von Blutandrang zur Schleimhaut kann Nasenbluten eintreten.

Akute Angina. — Wenn sich die Entzündung abwärts verbreitet von der Nasenhöhle in die Respirationsorgane, der Schlund gereizt wird, wodurch eine kratzende Empfindung entsteht, welche zum Räuspern zwingt mit Auswurf eines zähen Schleimes, der am Gaumensegel festhängt. An letzterem ein Gefühl von Trockenheit; der Schleim hat oft einen unangenehmen Geschmack.

Laryngitis. — Es besteht Heiserkeit, Kitzel im Larynx mit trockenem Husten und Schleimauswurf. Man kann an Bryonia bei Croup denken.

Bronchitis. — Die Schleimhaut der Bronchien ist entzündet, und es besteht ein trockener Husten mit Schmerzen in der Brust beim tiefen Einathmen. Ebenso besteht ein Gefühl von Zusammenschnürung der Brust und beschleunigter Athem. In frischen Fällen ist das Heilmittel wahrscheinlich am meisten angezeigt.

Pneumonie. — Wenn die Entzündung sich abwärts bis in die Luftbläschen ausgedehnt hat, so wird der charakteristische harte Husten sich einfinden mit Schleimauswurf, mitunter von grünlicher Farbe. Die Athmung ist beschleunigt mit einem Gefühl von Beklemmung und der Neigung, tief zu athmen, welches durch die heftigen Schmerzen, die dadurch verursacht werden, ruckweise geschieht. Die Herzthätigkeit ist beschleunigt, es besteht Durst, und der Patient ist mehr oder weniger abgeschlagen. Der Schmerz kann nur beim tiefen Einathmen kommen oder auch fortwährend bestehen. In letzterem Falle verschlimmert die Bewegung immer. Ist der Schmerz anhaltend, so ist er stechend, schiessend, reissend, klopfend oder drückend. Welcher Art der Schmerz indess auch sei, es ist charakteristerisch, dass er scharf, akut ist.

Die physikalischen Merkmale, die wir beobachten, sind diejenigen des ersten Stadiums der Pneumonie, aber selbst in der Periode der Hepatisation sollte es verschrieben werden, wenn die allgemeinen Symptome des Heilmittels vorhanden sind.

Pleuritis. — Die fieberhaften Erscheinungen und die heftigen Brustschmerzen, die bei jeder Bewegung verschlimmert werden, zusammen mit dem trockenen Husten, weisen auf diese

schmerzhafte Krankheit hin. Für die Pleuritis in ihrem Beginn ist wahrscheinlich kein Arzneimittel mehr homöopathisch, wie Bryonia.

Störungen der Verdauungsorgane. — Die Verdauungsorgane zeigen zahlreiche Erscheinungen von Störungen.

Bei der Dyspepsie ist die Zunge belegt, es besteht bitterer Geschmack, Anorexie, Gefühl von Vollheit im Magen mit Schmerzen, auch ein Gefühl, als ob ein harter Gegenstand darin läge, wie ein Stein. Es besteht Uebelkeit, Aufstossen der genossenen Nahrung, selbst Würgen mit Erbrechen. Es kann heftiger Durst bestehen, welchen zu löschen dem Patienten Wein besonders angenehm ist.

Bei den gastrischen Symptomen sind oft Kopfschmerzen vorhanden, in welchem Falle besonders die Stirngegend ergriffen ist, und der Schmerz einen dumpfen drückenden Charakter hat.

Kolikschmerzen sollten erleichtert werden durch Bryonia, wenn der Leib aufgetrieben ist und Schmerzen über den ganzen Unterleib bestehen, begleitet von Greifen, Kneifen, Schneiden, gewöhnlich heftiger Art, und die erleichtert werden durch Abgang von Blähungen und durch weichen Stuhlgang.

Bei Diarrhöe geht dem Stuhlgang Schmerz und Rumoren im Leibe voraus mit Tenesmus. Der Stuhl ist weich, mitunter wässerig, wundfressend und reichlich, aber ohne charakteristische Farbe. Mitunter sind die Stühle scharf, in welchem Falle auf die Entleerung ein Brennen in Rektum und Anus folgt, aber es besteht keine objektiv nachweisbare Excoriation.

Im Gegentheil kann auch Verstopfung bestehen, in welchem Falle der Stuhlgang klein und hart ist, und von mehr oder weniger Tenesmus begleitet.

Harnorgane. — Der Urin wird oft in grossen Quantitäten entleert; deshalb sollte Bryonia bei Diabetes insipidus versucht werden.

Der Urin kann auch spärlich sein, und in dem ersten Stadium von Nephritis sollte man ebenfalls an das Mittel denken.

Das Blutgefässsystem. — Bei Reizzuständen des Herzens und bei Entzündungen der Gewebe desselben wird sich das Mittel wohlthätig erweisen.

Das Muskelsystem. — Rheumatismus. Wenn irgend eine Wahrheit in dem Gesetze der Homöopathie liegt, dann ist Bryonia ein Rheumatismus-Heilmittel par excellence. Das Mittel verursacht

Muskelschmerzen durch den ganzen Körper in allen Graden von Heftigkeit. Dieselben werden gewöhnlich verschlimmert bei Bewegung des leidenden Theils; indess ist dies nicht durchgehends so, da in einigen Fällen Erleichterung bei Bewegung eintritt.

Aber nicht blos das Muskelgewebe ist angegriffen, sondern auch die serösen Gewebe der Gelenke, und ebenso wie Bryonia angezeigt ist in den ersten Stadien dieser Krankheit, sollte man seiner Hülfe sich auch bedienen bei Metastasen, sei es nun, dass dieselben das Herz, das Gehirn oder ein anderes Organ mit serösen Häuten befallen. Die charakteristischen Schmerzen beim Rheumatismus sind hauptsächlich Ziehen und Reissen.

Die Haut. — Dieselbe zeigt Symptome von Gereiztheit durch Stechen an verschiedenen Stellen und ebenso durch das Auftreten eines Bläschen-Ausschlages.

Typhus. — Die Unterleibsstörungen, speziell die Verstopfung, zusammen mit Anorexie, Kopfschmerzen, Verwirrtheit und Benommenheit, anhaltenden Phantasieen und allgemeiner Prostration der vitalen Kräfte, führen uns beim Typhus auf die Anwendung der Bryonia.

„The Hahnemannian monthly", June 1889.

Acidum carbolicum gegen Diabetes mellitus.

Von Dr. H. Goullon in Weimar.

Schon vor Jahren habe ich auf die grosse Bedeutung der Carbolsäure hingewiesen gegenüber dem Diabetes mellitus und namentlich hervorgehoben, dass die Anwendung derselben in diesem Falle durchaus in Einklang steht mit der Prüfung des Mittels am gesunden Menschen. Es liegt aber auch aus rein empirischen Gründen der Gedanke nahe, dass Carbolsäure, welche Heinigke in seiner Arzneiwirkungslehre (S. 274) als Kreosot in krystallisirtem Zustand betrachtet, Vorzügliches leisten würde. Denn der gute Einfluss des Kreosots auf den Verlauf der Zuckerharnruhr ist ein längst bekannter und verdient hohe Beachtung; und also verspricht das nicht krystallisirte Kreosot, die Carbolsäure, ähnliche Resultate. Es ist aber, habe ich gefunden, immer ein gutes Zeichen, wenn, wie hier der Fall, Allopathie und Homöopathie sich den Besitz ein und desselben Mittels gegen ein und dasselbe Leiden

streitig machen. (Wer sich hiervon überzeugen will, den bitte ich, meine Arbeit in dieser Zeitschrift nachzulesen: „Die neutrale Zone zwischen Allopathie und Homöopathie.")

Mein erster Fall von Diabetes, den ich vollständig herstellte und welcher der Ausgangspunkt einer gekrönten Preisschrift wurde, verdankte das gute Resultat der systematischen Darreichung von Kreosot in Form des Aqua Creosoti.

Mit nur einem Tropfen begann Patient, nahm den zweiten Tag 2 und stieg so bis 7, um von da wieder bis auf einen herabzugehen. Er nahm das Mittel eine Stunde vor dem Mittagessen.*)

So war mir also schon Kreosot in der Praxis des Diabetes ebenbürtig dem Arsen, von welchem seit Saikowsky's Untersuchungen**) in Bezug auf Beliebtheit bei beiden Heilmethoden dasselbe gilt, wie vom Kreosot, bez. der Carbolsäure, und ebenbürtig dem grossen, auch echt homöopathischen Diabetes-Mittel: Uranium muriaticum.

Ehe ich auf Einzelfälle eingehe, sei hier an die prägnantesten Diabetes-Symptome der Carbolsäure erinnert:***)

Häufiges Lassen von grossen Massen **zuckerhaltigen** Harnes.

Abgang vielen natürlich aussehenden Harns. — Harn vermehrt und stark riechend. — Während der Nacht häufigeres Harnen als gewöhnlich. Reichlicher Abgang klaren farblosen Harnes. Ungeheure Massen Harnes, der einen schwachen eigenthümlichen Geruch hat. — Musste dreimal jede Nacht harnen, jedesmal nicht weniger als eine halbe Maasskanne, was ihn sehr schwächte. Diese letzten (unterstrichenen) Worte enthalten pathogenetische Eigenthümlichkeiten, welche ebenso wie das oben angeführte Symptom: häufiges Harnen von grossen Massen zuckerhaltigen Harnes, bereits klinisch sich bewährt haben.

Auch der „recht sehr verminderte Geschlechtstrieb" gehört hierher, d. h. ist ein Symptom der Carbolsäure. Und gewiss nicht minder die im Allgemeinen betonte **grosse Müdigkeit** und **ausser-**

*) S. S. 55 in Dr. Goullon's Diabetes mellitus. Leipzig. Literarisches Institut. 1872.

**) Durch Curare kann Diabetes bei „Arsen-Thieren" gar nicht mehr hervorgerufen werden. S. S. 237 bei Nothnagel-Rossbach, Handbuch der Arzneimittellehre. 6. Aufl.

***) S. S. 8 bei Edwin M. Hale's Neue amerikanische Heilmittel. Nach der 3. Auflage bearbeitet von Dr. F. G. Oehme. Leipzig 1878.

ordentliche Erschöpfung. „Fühlt sich erschlafft, muss sich nach einem leichten Tagewerk hinlegen, um auszuruhen; sehr müde Abends und sehr mürrisch u. s. w.

Nicht gleichgültig sind ferner die Vorgänge auf der Haut, welches Organ bekanntlich im Diabetes in seiner Lebensthätigkeit wesentlich beeinträchtigt wird, was sich theils unter der Gestalt wirklicher Furunculosis kund giebt, bald in dem höchst lästigen Symptom des Juckens auf der Haut und den Schleimhäuten (zumal der Genitalien). Nun führt Hale folgende pathologische Hautaffectionen an, die Carbolsäure ebensowohl geheilt, als physiologisch hervorgerufen hat und welche alle für einen bestimmten dyskrasischen Zustand des Blutes sprechen. „Stinkender Geruch der Hautoberfläche, so dass es für jeden im Zimmer unangenehm ist. — Brandige Wunden — Chronische Geschwüre. Krebsartige Geschwüre. Unreine Geschwüre bis Lepra — Carbunculi — Acne. Eczem. Impetigo. Prurigo. Psoriasis inveterata. Psoriasis. Pityriasis versicolor. Plica polonica.

Man kann nun Carbolsäure verschiedentlich verabreichen. Ich ziehe die Pillenform vor und zwar lasse ich gewöhnlich 30 Pillen anfertigen, von denen jede genau 0,005 Acidum carbolicum enthält, ein Verhältniss, welches immer noch stark hinter den traditionellen allopathischen Dosen zurücksteht. Es genügt anfänglich eine Pille früh und abends, nach Umständen je 2, d. h. wenn sich herausstellt, dass das Mittel dem concreten Fall entspricht. Dieser Modus der Gabe hat sich mir nun einmal bewährt. Der erste Patient, dem ich Carbolsäure gab, rühmte sofort die Abnahme bez. das Verschwinden eines lästigen Juckens an dem Praeputium. Wer dies qualvolle Symptom der Diabetiker kennt — es betrifft übrigens vorzüglich das weibliche Geschlecht und kann dieser Pruritus genitalium rein zur Verzweiflung führen, namentlich die Nachtruhe rauben — der wird mit Freuden von der gebotenen Hilfe Gebrauch machen, um so mehr als andere Mittel minder zuverlässig erscheinen!*) So half mir Sulfur nichts, auch nicht das Bestreichen mit Cocosnuss-Seife. Doch sei erwähnt, dass in einem solchen Falle eine Salbe, bestehend aus Cocain (0,5) und Lanolin (30,0) sowie Cocain (0,2) in Verbindung mit Glycerin (30,0) und Aq. dest. (20,0) als positive Hilfe angenehm empfunden wurde.

---

*) Waschungen mit Kreosot-Wasser gegen lästiges Hautjucken finde ich empfohlen in der 5. Auflage des „Kleinen homöopathischen Hausfreundes").

(Später kamen mehrere Schwären zum Vorschein). Doch fühlte sich die wohlgenährte 60 Jahre alte Patientin trotz 5 pCt. Zucker bei der bisherigen Behandlung mittels Arsen und Uran. nitricum so gut, dass mein Vorschlag, Carbolsäure in Anwendung zu ziehen, noch nicht realisirt worden ist. Sizygium jambolatum hatte vorläufig keinen Einfluss.

Statt aller weiteren Lobpreisung — experience for all! — führe ich nun schliesslich die Worte an, mit denen der zuletzt von mir mit Acidum carbolicum bedachte Diabetiker — ein Cantor emer., ebenfalls über die 60 hinaus und bis 4 und 5 pCt. producirend — die Wirkung beschreibt:

„Nach Gebrauch der vorgeschriebenen Pillen" — selbstverständlich mit geeignetem Constituens — „erlaube ich mir zu bemerken, dass letztere mir gut bekommen sind. Die Trockenheit und die klebrige Masse im Munde haben sich gemindert, ebenso sind der Durst und die Urinmenge etwas zurckgegangen. Der Stuhlgang, welcher wöchentlich zwei bis dreimal erfolgt, ist hart. Das Jucken am Geschlechtstheile tritt nur selten in geringerem Massstabe auf. In Rücksicht auf den Zuckergehalt des Urins kann ich jetzt eine bestimmte Angabe nicht machen. —"

Ich erwähne auch, dass das lauter Patienten sind, die sich nur relativ antidiabetisch einzurichten verstehen. Von Haut- und Lungenpflege im Sinne v. Düring's oder Vocke's ist keine Rede. So heisst es bei obiger Patientin im letzten Bericht: Appetit sehr gut, hält sich aber wenig nach Vorschrift der Diabetiker. — Meine Frau glaubt nicht, dass es 5 pCt. sind, da dieselbe sich jetzt so wohl fühlt. —"

Doch bleiben wir bei den Erfolgen mit Acidum carbolicum. Da lautet eine Stelle in dem Brief eines andern Kranken — ein 54 Jahre alter Pastor: — „Seit 17 Tagen gebrauche ich die Pillen Acid, carb. und ich kann wohl sagen, mit einigem Erfolg. Die Körperschwäche und Mattigkeit haben sich in etwas vermindert und von Zucker-Symptomen kann ich nur wenig mehr wahrnehmen. Heisshunger, Jucken zeigten sich nie, dagegen namentlich Nachts, nach dem Schlafen, trockene Zunge bis vor ca. 8 Tagen." Also seitdem unter dem Einfluss von Carbolsäure verschwunden. „Bis dahin" — also auch jetzt nicht mehr — „hier und da etwas Durst."

17 Tage sind noch keine lange Zeit für einen Diabetiker und es ist alle Aussicht vorhanden, dass aus dem „einigen" Erfolg ein grösseres Resultat hervorgeht. —

Mögen nun Andere meine Beobachtungen ergänzen oder — widerlegen. Nur die „Hochpotenzler“ wollen mich gütigst verschonen, damit mir mein alter lieber Freund und Kollege in Prag — Kafka senior — nicht wieder — wie s. Z. nach Veröffentlichung meiner Erfahrungen mit den von mir auch heute noch hochgeschätzten Chinin-Eisenpillen — schreibt: „Für die Hochpotenzler war Ihr Artikel eine Delicatesse, über welche sie heisshungrig herfielen.“

Zur Diphtheritis-Statistik.

Von Dr. **Windelband.**

Unter der Rubrik „Kunst und Wissenschaft etc.“ finden wir in der „Voss. Ztg.“ vom 13. März d. J. folgendes Referat:

„In der gestrigen Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft . . . hielt Prof. Dr. Virchow einen Vortrag über „Graphische Aufzeichnungen über Diphtherie und Typhus in Berlin“. Die Ausführungen des Redners verdienen in Bezug auf das zu erbauende Kinder-Krankenhaus besondere Beachtung. An der Hand von Zeichnungen, auf welchen die Todesfälle dunkelblau und die Erkrankungen an Diphtherie lichtblau angegeben waren, gab Redner die nachstehenden statistischen Zahlen, welche sich auf die Jahre 1883 bis 1888 beziehen. Während im Jahre 1883 insgesammt 8628 Erkrankungen an Diphtherie vorkamen, von denen 2655 tödtlich verliefen, steigerte sich die Zahl der Fälle im nächsten Jahre auf 8965, von denen aber nur 2644 tödtlich waren. Trotzdem sind die Erkrankungen sowohl, wie die Sterbefälle in jedem Jahre geringer geworden, so dass im Jahre 1888 bei 5108 Erkrankungen 1018 Todesfälle zu verzeichnen waren.

Aus der Betrachtung der Erkrankungen hat sich ergeben, dass sich eine Vertheilung derselben auf das Jahr ergiebt, die sich mit Regelmässigkeit vollzieht. Es ist deshalb wichtig, zu bestimmten Zeiten die Vorkehrungen zum Zurückhalten jener Krankheit zu verstärken. — Soweit der Referent über den Vortrag in Bezug auf die Diphtherie. Worin jene Vorkehrungen bestehen sollen, um die obigen grandiosen Resultate einer Mortalität von 32,5, 33,9, und 19,9 Procent zu erzielen, war leider nicht angegeben. Angesichts solcher Resultate, welche doch der Hauptsache allopathische, von der Schulmedicin, der sogenannten rationellen Medicin, trotz

aller gerühmten neueren chemischen Mittel, trotz aller Desinficirungsmassregeln, trotz der nun fertig gestellten Kenntniss vom Diphtherie-Bacillus, erzielt sind, kann und muss man da nicht sagen, difficile est, satiram non scribere? Ein Drittel Sterbefälle! Die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben und dann stetige Fortschritte bis herunter zu einem Fünftel! Selbst wenn man annimmt, dass ein Theil der leichteren Erkrankungsfälle vielleicht nicht zur Anzeige kommt, bleibt doch dieses Endresultat, um einige Procente vermindert, geradezu haarsträubend. Es lohnt sich bei dieser Gelegenheit, eine kleine Statistik der obigen gegenüber zu stellen, welche in unserer Zeitschrift Bd. IV und V veröffentlicht ist. Da es sich in der oben erwähnten Virchow'schen nur um Berliner Erkrankungen handelt, so wollen wir auch die von uns am hiesigen Ort und zur selben Zeit behandelten Fälle in Parallele ziehen. Es wurde behandelt im Jahre 1883 an Diphtherie:

Dr.	Sulzer, 79	Erkrankungen	mit 6 Todesfällen	= $7\frac{6}{7}$ Proc.,
„	Burkhardt, 91	„	„ 6 „	= $6\frac{5}{9}$ „
„	Windelband, 194	„	„ 7 „	= $3\frac{6}{10}$ „
„	Kleinschmidt, 22	„	„ 2*) „	= 9 „
	Im Jahre 1884:			
Dr.	Burkhardt, 81	Erkrankungen	mit 4 Todesfällen	= 5,68 Proc.
„	Sulzer, 112	„	„ 4 „	= 3,6 „
„	Windelband, 150	„	„ 3 „	= 3,0 „
„	Fischer, 22	„	„ 0 „	= 0,0 „
	Im Jahre 1885:			
Dr.	Sulzer, 98	Erkrankungen	mit 2 Todesfällen	= 2,0 Proc.
„	Burkhardt, 93	„	„ 2 „	= 2,15 „
„	Windelband, 179	„	„ 2 „	= 0,86 „

Bei allen diesen Erkrankungen handelt es sich um absolut reine Diphtheriefälle, alle, wenn auch oft suspekte Fälle follikulärer Angina, auch wenn sie zugleich mit Diphtherie und anscheinend im Gefolge, bez. in der Umgebung von Diphtherie auftraten, blieben ausgeschlossen. Bei sehr vielen schweren Formen wurde die Behandlung erst nach vorhergegangener allopathischer übernommen; die rein homöopathisch behandelten sind nicht besonders aufgeführt, in welchem Falle unsere Statistik einen zweifellos geringeren Mortalitäts-Procentsatz ergeben würde. Die Statistik von Dr. Klein-

*) Die 2 Todesfälle betrafen 2 Kranke, von denen der eine moribund, der andere mit schwerem Scharlach in Behandlung kamen.

schmidt und Fischer könnten eigentlich, als von zu geringem Umfange, weggelassen werden. Dabei wissen wir sehr wohl, dass die Statistik eine sehr dehnbare Wissenschaft ist und dass die allgemeinen Zahlen nicht absolut massgebend sind, den allgemeinen Angaben der Virchow'schen Statistik gegenüber können aber die unserigen das absolut gleiche Maass und Recht der Beurtheilung verlangen. Die Virchow'schen Angaben können sogar noch etwas höher angenommen werden, weil in ihnen die von den homöopathischen Aerzten behandelten Fälle mit ihren erheblich geringeren Procentsätzen von Mortalität mit einbegriffen sind. — Wir brauchen nach dieser Gegenüberstellung wohl kaum ein Wort darüber verlieren, welche Heilmethode bessere Resultate aufzuweisen hat, doch können wir nicht umhin, unsere gerechte Verwunderung darüber auszusprechen, warum es bis jetzt noch nicht gelungen ist, dieser Heilmethode, die also durchschnittlich eine Mortalitätsziffer von 4,01 Procent gegen die der allopathischen von 28,7 Procent bei einer der landläufigsten*) und alle Stände heimsuchenden Infectionskrankheiten aufweist, eine öffentliche Wirkungsstätte, ein Krankenhaus zu schaffen, wo jene unofficiellen, privaten Statistiken einer öffentlichen, Jedermann zugänglichen Prüfung unterzogen werden können. Wir können aber an dieser Stelle nicht unterlassen, lebhaft zu bedauern und öffentlich zu beklagen, dass es uns dem Indifferentismus der homöopathischen Aerzte gegenüber trotz jahrelanger Aufforderungen und Ermahnungen nicht gelungen ist, eine ausgedehnte Statistik der nach homöopathischer Methode behandelten Fälle durch eine Reihe von Jahren hindurch zu sammeln. Denn selbstverständlich haben unsere wenigen Aufzeichnungen nur einen relativen Werth und es hatte ihre Fortsetzung keinen Zweck, da wir von den Kollegen in Stich gelassen wurden. Die oben erwähnte Virchow'sche Statistik hätte uns, wenn die homöopathischen Aerzte Deutschlands unserem Beispiel und unserer anregenden Aufforderung gefolgt wären, eine sehr werthvolle Gelegenheit geboten, öffentlich und an massgebender amtlicher Stelle unsere durch eine zahlreiche Statistik gestützten Behandlungsresultate auch in die Oeffentlichkeit zu bringen.

---

*) Es starben im Königreich Preussen in den Jahren 1882—1886 254000 Menschen an Diphtherie und zwar von 10000 Lebenden je 18,04; 16,40; 17,57; 18,81; 19,41, während z. B. die Zahlen der an Masern in derselben Zeit verstorbenen von 10000 — 2,58; 3,71; 4,75; 5,60 und 6,82 beträgt. Siehe Korrespondenzblatt No. 4. 1890 der Aerztekammer Berlins.

Prüfung des Saftes der weissen Mistel, Viscum album ex pyro malo.

Es war zu Linz im Jahre 1850, als ich auf Anregung des homöopathischen Arztes Dr. Huber zu Stadt Steier in Ober-Oesterreich obige Prüfung unternahm. Er gab mir die Urtinctur, mit dem Ersuchen, davon früh 3 Tropfen und dann täglich 3 Tropfen mehr als am Vortag zu nehmen. Ich empfand dabei nichts besonderes, bis ich auf 40 Tropfen kam, auch dann fühlte ich nicht sogleich die Wirkung, sondern erst 2 Stunden darauf.

Als ich nämlich zu meinen Patienten ging, überfiel mich plötzlich eine so heftige Congestion nach dem Kopfe, dass ich glaubte, derselbe müsse in Feuer stehen. Als ich mich aber in einem Handspiegel sah, bemerkte ich im Gegentheil eine Todtenblässe. Jene Congestion schien von den Füssen enorm rasch aufzusteigen, fast blitzartig und zwang mich schnell, ein Erquickungsmittel zu suchen. Denn zugleich mit der Congestion kam das Gefühl von Schwäche, Inanition, so stark, dass ich schnell einen Bäckerladen aufsuchte, wo aber das Weissbrod mir nicht half. Nun ging ich rasch in ein Restaurant und liess mir gegen alle meine Gewohnheit ein Glas guten Wein geben, worauf jenes ängstliche Gefühl von Congestion (wie von einem Schlagfluss) und Schwäche augenblicklich schwand. Noch einmal kehrte es denselben Tag zurück, um nach Genuss von einer sehr kleinen Menge Wein sofort wieder zu verschwinden.

Am nächsten Tage nahm ich keine Tropfen und doch kam das Gefühl wieder wie bei Aura epileptica. Nun nahm ich täglich um 3 Tropfen weniger, aber das Gefühl von Congestion mit Ohnmacht kehrte doch oft wieder zurück, um nach 14 Tagen gänzlich zu verschwinden. Mittlerweile hatte ich nach jedem Anfall einen Tag ausgesetzt mit den Tropfen und war bei 10 Tropfen Morgens angekommen, als sich folgendes ereignete:

Ich war eben mit einem Kranken im Gespräch, als ich plötzlich auf dem Rücken der linken Hand das Herabkriechen einer Spinne zu empfinden glaubte. Die Empfindung war so lebhaft, dass ich rasch sie mit der rechten Hand wegschleudern wollte, aber als ich hinblickte, sah ich ein, dass es keine Spinne, sondern nur eine Sinnestäuschung war. Bald darauf hatte ich dasselbe Gefühl auf dem rechten Fussrücken, wo ich mit

dem linken Fuss die vermeintliche Spinne zu entfernen suchte. Die folgenden Tage hatte ich dieselben Empfindungen, die dann auf immer verschwanden. Es war das Gefühl, als ob eine breitbeinige Spinne, die man Weberknecht nennt, auf der Haut sich langsam fortbewegte.

Dabei muss ich bemerken, dass meine Augen graublau sind, die Haare in der Jugend blond waren und die Gesichtshaut frisch und dass alle meine Beschwerden, die mich je getroffen, fast stets auf der linken Seite sich einfanden.

Einige Wochen danach musste ich eine Reise unternehmen; da empfand ich Abends im Wagen plötzlich einen heftigen Schmerz im linken Fusse, als wenn mir der Schuh viel zu eng geworden wäre, einen zusammenschnürenden drückenden Schmerz. Ich musste rasch den Schuh ausziehen, da ich es sonst nicht ausgehalten hätte (zum Glück war es Nacht, so dass es Niemand bemerken konnte). Eine Viertelstunde darauf war dieses beengende Gefühl verschwunden und ich konnte den Schuh ohne Beschwerden wieder anziehen. Dieselbe beengende Empfindung hatte ich noch einige Tage, dann verschwand auch sie auf Nimmerwiederkehren.

Vor und während der Reise hatte ich keinen Tropfen von der Misteltinctur genommen und zwar seitdem ich das Spinnen-Gefühl auf der Hand empfunden.

Den Schluss meiner Beobachtungen bildete bald nach meiner Rückkehr ein bedeutendes Jucken auf dem ganzen Körper, bald hier, bald dort, besonders aber auf der linken Seite, ebenfalls durch mehrere Tage, das durch Reiben gemildert werden konnte. Es verschwand ohne Mittel in einer Woche von selbst.

Schlussbetrachtung.

Die ersten Symptome der blitzähnlich von den Füssen zum Kopf aufsteigenden Congestionen mit dem Gefühl der drohenden Ohnmacht erinnern deutlich an die Aura epileptica und in der That wurde die Mistel von den alten Druiden als Heilmittel gegen die Fallsucht verwendet und sie bekränzten sich ihre Häupter mit den Blättern der Mistel.

Die ferneren Erscheinnngen der zusammenschnürenden Fussschmerzen, die plötzlich kamen und schwanden, sowie die spinnenartigen Gefühle am Handrücken, lassen uns an die nervöse Gicht denken, was durch die Erfahrungen am Krankenbette bestätigt wurde; denn Dr. Huber wendete es häufig mit

Glück an in den kreuzweis auftretenden rheumatisch-gichtischen Beschwerden bei nervösen Personen.

Es wäre sehr zu wünschen, dass dieses uralte Mittel, das sich besonders in England eines legendenhaften Rufes erfreut, gründlichen Nachprüfung unterworfen würde.

Dr. Gustav Proell, Meran und Gastein.

Aus der Medical Advance Vol. XXIII. p. 354. Ann. Arbor. Mich. 1889.

Die physico-chemische Schule.

In der „Lancet", 22. Juni 1889, steht:

Professor Karl Ludwig in Leipzig, der kürzlich die hohe Auszeichnung des Ordens pour le mérite von seiner Regierung empfing, ist einer der bedeutendsten der jetzt lebenden Physiologen. Er ist die Haupt-Autorität in Bezug auf den Druck und die Bewegung des Blutes und theilt mit Du Bois-Reymond, Brücke und Helmholtz die Glorie, die Physiologie von der Theorie der Lebenskraft befreit und die physico-chemische Methode begründet zu haben." —

Dies ist eine sonderbare Anzeige. Der kürzlich neu creirte Ritter des Ordens pour le mérite allein hat weder das Verdienst, die Physiologie von der Theorie der Lebenskraft befreit zu haben, noch ist er allein schuld daran, die physico-chemische Methode begründet zu haben. Denn, wie die „Lancet" sich dankbar erinnern sollte, solchen Männern, wie Moleschott, Lehmann, Valentin, Carl Voigt und einer Menge anderer Physiologen in und ausserhalb Deutschlands, welche einen Kampf auf Leben und Tod nach physico-chemischer Methode gegen diese nimmer sterben wollende Lebenskraft geführt haben, gebührt nicht weniger die Glorie, welche die „Lancet" auf das eine und letzte berühmte Haupt jener Schule häuft.

Und ist nun wirklich die Physiologie todt? Und hat der berühmte deutsche Professor sie wirklich von dem Unsinn einer Lebenskraft befreit, welche nicht einmal auf physico-chemische Methode zu entdecken ist? Schrecklich! welch' ein Jammer! Denn nicht die Physiologie allein ist es, die dadurch elend umkommt: es scheint, aus Rache bringt sie nothwendigerweise den „bedeutendsten Professor" ebenfalls um, welcher offenbar Selbstmord begeht, wenn er die Physiologie, von der er doch leibt und lebt, und durch die er

bedeutend geworden ist, von der Lebenskraft befreit. Doch, wenn auch sein unsterblicher Geist den todten physiologischen Körper verlässt, so lebt er doch in der Glorie fort, welche ihm die zurückbleibende pathologische Anatomie verleiht, und zwar nach physico-chemischer Methode. Dennoch ist es sehr traurig, darüber nachzudenken. Wie konnte er nur so weit kommen, da er doch wusste, von welch' unersetzlichem Werthe die Physiologie für die allopathische Brüderschaft gewesen ist, als sie über die Hahnemann'schen Ketzereien schier verzweifelte? Wurde nicht die vielberühmte physiologische Schule mit nihilistischen Tendenzen gegründet, damit sie die Hahnemann'sche Homöopathie noch überflügele, welche immer noch Infinitesimalgaben verabreichte, während sie noch weniger als dies, also nichts gab? Und was wird nun aus dieser gepriesenen Schule, wenn die Physiologie selbst, auf welche sie gegründet war, nunmehr ihres wichtigsten Elements, des Lebens beraubt ist?

Sehr einfach. Sie begeht nach dem Beispiel der bedeutendsten Physiologen ebenfalls Selbstmord und ersteht wieder als die physico-chemische Schule. Wenn wir genau hinsehen, so finden wir, dass sie schon lange Schritte nach dieser Richtung gethan hat. Da sie nun nicht mehr durch eine Lebenskraft genirt wird, welche früher eine so wichtige Rolle in der Physiologie des Menschen und Thieres und der Pflanze gespielt hat, so kam ihr die Vivisection gerade recht. Solche niederen Creaturen wie Frösche, Kröten, Kaninchen, Meerschweinchen, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse und dergl. konnten nun billig lebendig geschunden werden, denn sie waren ja für den Zweck der gelehrten Forschung geschaffen worden, und da nun die Lebenskraft für sie ein überwundener Standpunkt ist und demgemäss auch für die Versuchsthiere von keiner weiteren Bedeutung sein kann, weshalb sollte sie die physico-chemische Schule nicht in majorem gloriam der Wissenschaft schinden? Noch mehr, die Vivisection wird heutzutage gerade so gut bei Menschen als bei Thieren angewendet, weil keine Lebenskraft in dem Organismus ist, auf welche die physico-chemische Methode zum Vortheil des Operirenden ausgeübt werden könnte. Man nennt dies Chirurgie.

Uebrigens wird der wissenschaftliche Standpunkt nach physico-chemischer Methode durch die Lehre von den Bacterien unterstützt. Das ist sehr klar und einfach. Nachdem der Körper nach dieser Methode secundem artem todt ist, essen ihn die Würmer

auf und das ist das Ende davon. Jetzt haben sie aber entdeckt, dass unendliche Varietäten von Bacterien, die überall in Luft und Wasser auf der Erde schwärmen, den Körper schon stückweise aufzehren, so lange er noch der physico-chemischen Lehre zugänglich ist, also lebt. Es ist klar, dass sonach die Verwerfung der Theorie einer Lebenskraft richtig ist, denn wozu wäre sie nütze, wenn sie das allgegenwärtige Bacterium, eins für jedes Organ des Leibes, nicht schon bei Lebzeiten abwehren kann?

Und hier treffen wir auf die erste Inconsequenz in der physico-chemischen Methode. Denn das Unerwartete geschieht. Sie braucht die Bacterien als Arznei, indem sie dieselben analog der homöopathischen Potenzirung behandelt und giebt oder impft sie ein in einer nach natürlicher Zuchtwahl verdünnten Form. So wird nach dem homöopathischen Princip „Similia similibus curantur“, das Bacterium im Körper durch ein ähnliches oder gleiches Bacterium in gezüchteter Potenz beseitigt. Und daher kommt hier unerwarteter Weise diesmal die Glorie der von der physico-chemischen Schule so bitter gehassten homöopathischen Schule zu gut. Doch, was würde Hahnemann zu einer solchen Misshandlung seiner Lehre sagen? Würde er so ein bacterisches Kameel schlucken? Wenn die physico-chemische Schule Hahnemann's Werke studirt, kann sie sich die Antwort auf diese Frage selber suchen.

Difficile est satiram non scribere, sagt der alte Römer, wir gestehen, dass es uns sehr leicht geworden ist, in Betracht der drolligen Situation, in der sich unsere Freunde — der Feind — befinden. Die grössere Macht, welche Hahnemann der Heilkunst und -Wissenschaft durch die Homöopathik verliehen, legt uns die Pflicht auf, sein Werk unverfälscht fortzusetzen und unentwegt durch die philosophischen Saturnalien der physico-chemischen Schule fortzuschreiten. Ihre Anhänger sind wohl ausgezeichnete Arbeiter, vorzügliche Experimentirer, aber auch unermüdliche Erforscher aller schmutzigen Dinge in der menschlichen und thierischen Natur — „in jedem Dreck begräbt er seine Nase“ — und ebenso gewiss sind sie unfähig, die Thatsachen, die sie bergehoch zu Tage fördern, philosophisch zu behandeln.

Glorie! Denket an John Brown, welcher in seinem Bestreben, die Sclaverei abzuschaffen, gemordet wurde. Wie lange dauerte es, und Hunderttausende marschirten gegen seine Mörder unter dem Gesang: „John Brown's body lies mouldering in the grave, But his soul is marching on! Glory! Glory! Halleluja!

Und so marschirt die Physiologie, welche ihrer Seele, der Lebenskraft nicht beraubt werden kann, zu grösserer Glorie, als die physico-chemische Schule jemals zu erreichen hoffen kann.

Bücherschau.

Küche und Apotheke sollen Hand in Hand gehen und es ist hinlänglich bekannt, wie seit Hahnemann bei Behandlung der Kranken auf die Diät ein besonderer Accent gelegt wird, auch von Seiten der traditionellen Therapie. Um aber eine rationelle Diät anwenden zu können, muss man vertraut sein mit der Naturgeschichte der Nahrungsmittel. Als das beste, wissenschaftlichste, brauchbarste und zugleich amüsant geschriebene Werk ist uns in dieser Beziehung das (bei Louis Heuser in Neuwied a. Rh. erschienene) **Woltering'sche diätetische Handbuch** bekannt.

Speciell für Aerzte und Studirende geschrieben, erfüllt es voll und ganz die Aufgabe, auf alle in die Diätetik einschlagende Fragen Rede und Antwort zu geben. Es ist ein gelehrtes Werk und doch auch wieder in vieler Beziehung als volksthümlich und in seinem Hauptinhalt als gemeinverständlich für gebildete Laien zu bezeichnen. Jedenfalls können letztere an der Hand des sorgfältig ausgearbeiteten Inhaltsverzeichnisses, bez. Sachregisters sich rasch und hinlänglich gründlich orientiren, soweit es ihre Wissbegier nur verlangt.

Und wie gern möchte man oft das und jenes wissen, wovon wir in der Schule leider nichts erfahren haben. Da stösst man auf das gelehrte Wort Diastase und weiss nichts damit anzufangen oder man liest von „Brüsseler Kohl", von „Emmenthaler Käse", von Rabinschen und Bachbeuge, von Kunstmehl, und kann die rechte Definition so wenig davon geben, wie etwa von den Kreiken (Kriechenpflaumen) oder dem Queveues'schen Lactodecimeter. Ich greife diese Artikel nur so blindlings heraus, hundertfältig liessen sich aber die Beispiele aufzählen, wo das diätetische Handbuch wissenswerthe und nützliche Aufschlüsse giebt. Und der Ausgang einer vernünftigen Krankendiätetik kann eben nur von dem Inhalt eines solchen gründlichen und mit voller Lust und Liebe geschriebenen Werkes geschehen, wie es hier vor uns liegt.

Letzteres handelt von der Ernährung, von den Nahrungs- und Genussmitteln. „Unsere Nahrungsstoffe" ist ein eben-

so interessant und exact bearbeitetes Kapitel, wie das von der Verdauung der Nahrungsmittel und die Abhandlung vom „Werth und der Verwerthung der Nahrungsstoffe im Organismus". Die wichtigsten Nahrungs- und Genussmittel umfassen in besonderen Abschnitten die aus dem **Thierreiche**, wobei das Sieden und Braten des Fleisches, die Conservirung, das Pöckeln, Räuchern u. s. w. gehört, aber auch über Fett, Fleischconserven, Milch, Käse und Eier das Nöthige findet, und die Nahrungsmittel aus dem **Pflanzenreiche**. Auch über die Hülsenfrüchte, Knollen- und Wurzelgewächse, Blattgemüse, Kräuter, Stengel, Dolden, Salate und Saftfrüchte verbreitet sich Verf. eingehend, sowie er belehrend und kritisch die Pilze, Schwämme, Flechten, Algen, das Obst und die Schalenfrüchte beschreibt. Auf die Gewürze folgen die Getränke und „Aufgussgetränke", die alkoholischen Getränke und den Schluss bildet der Tabak. —

Dem Buch ganz wesentlich sind Informationen, die strenggenommen in erster Linie die Köchin bez. Hausfrau interessiren. Keinesfalls aber schadet die Kenntniss dem jungen Arzt, dem Ehemann oder jedem Gebildeten. Der Arzt kann sich sogar bei Gelegenheit dadurch sehr insinuiren. Und in welchem medizinischen Buch sollten wir etwas über die Altersdiagnose der Truthühner oder Rebhühner erfahren? Oder, dass die weissen Enten ein zarteres Fleisch haben, als die braunen oder bunten? Die blassrothe Farbe des Schnabels und der Füsse belehrt uns über die Semester der Gans und erspart uns das Wissen auch solcher Detailfragen der Küche manches Ungemach. S. 132 enthält eine Tabelle, in der uns „die exacte Wissenschaft" kund thut, dass zwischen pommerscher Gänsebrust und magerem Haushuhn ein gewaltiger Unterschied besteht, denn erstere enthält 41,35 Wasser und 31,49 Fett, letzteres 76,22 Wasser und nur 1,42 Fett. Solcher Tabellen finden sich in dem Werk viele, in denen mit Zahlen, also arithmetisch genau über die Bedeutung der tagtäglichen Nahrungs- und Genussmittel verhandelt wird (die ausführlichste Zusammenstellung s. S. 120). Die Auster ist oft ein ebenso wichtiges Roborans, wie Chinin und seine „Abkömmlinge" und hat schon manchen geschwächten Magen curirt. Da frommt es aber auch, zu wissen, dass die Whitestable- und Colchester-Austern die besten, also empfehlenswerthesten sind für England, während wiederum für Deutschland die schleswig-holsteinischen in Betracht kommen, für Italien die aus den Lagunen von Venedig; Morenne, Saintonge und Dieppe die gesuchtesten

französischen repräsentiren u. s. w. — Dies und noch mehr (woran man die tote Auster erkennt?) enthält unser Buch. Dass Verf. bei der Gelegenheit zu den deutschen Austern die von Helgoland rechnet, wollen wir als ein gutes Omen ansehen. — Was nicht ist, kann noch werden. —

Es würde zu weit führen, noch mehr auf Einzelnheiten des diätetischen Handbuches einzugehen, wir müssen uns begnügen, zu resümiren, es verdient dieses grundgelehrte und doch mit vielen gemeinnützlichen und gemeinverständlichen Notizen und Belehrungen versehene Buch zunächst auf dem Schreibtisch jedes praktischen Arztes zu liegen, damit derselbe jederzeit hineinschauen und seine diätetischen Kenntnisse zum Wohl seiner Kranken erweitern kann. Es ist wohl geeignet, eine angenehme, manche Mussestunde auf's nützlichste ausfüllende Lectüre zu bilden. Im Uebrigen können Personen, Gegenden und Bücher nur aus eigener Anschauung gewürdigt werden. Wir glauben aber, dass unsere empfehlende Besprechung kein Wort zu viel gesagt hat.

Dr. Goullon.

Kleine Mittheilungen.

Phosphor bei chronischen Verdauungsstörungen. Dr. Allen berichtet von einem Fall, wo ein Mann mehrere Jahre lang täglich $^1/_{40}$ Gran Arsenik gegen bestehende Anfälle von Speiseerbrechen genommen hatte. Die Zunge wurde dick, weiss, wie verbrüht und zeigte die Eindrücke der Zähne an den Rändern. Er litt an Schlaflosigkeit und klagte über Brennen im Magen. Im letzten Sommer war es so schlecht, dass er für mehrere Wochen nur ein wenig Milch und Wasser zu sich nehmen konnte. Selbst das kleinste Stückchen Fleisch verursachte ein Gefühl, als wenn der Bauch von der Brust getrennt wäre, (er sagte, es wäre nicht das Gefühl wie von einem engen Gürtel oder Bande). Phosphor 7 erleichterte zugleich das Brenngefühl im Magen und das Gefühl wie von Theilung im Körper. Das Mittel wurde fortgesetzt und der Mann schläft jetzt gut und verträgt die gewöhnliche Nahrung.

N. A. Journal of H. March 1889.

Natrum sulfuricum bei chronischem Durchfall. Dr. Allen heilte einen Fall von chronischem Durchfall bei einer Dame mit N. s. 7. Er gab das Mittel wegen der Verschlimmerung am Morgen, sobald sie anfing sich zu bewegen. Bryonia hatte nicht geholfen. N. A. Journal of H. April 1889.

Brom bei Husten. Dr. W. T. Laird sagt: Ich habe Gelegenheit gehabt, Dr. Allen's Bromsympton — Husten schlimmer im warmen Raume — zu erproben. Ich bin Anfällen von Bronchialkatarrh unterworfen, welche auffallend hartnäckig sind. Gewöhnlich dauern sie ein bis drei Monate, wenn sie nicht früher gebessert werden durch Wechsel des Klimas. Vergangenen Monat hatte ich wieder einen Anfall mit folgenden Symptomen: Husten heftig, krampfhaft, rauh, fest und croupartig am Morgen nach dem Aufstehen. Nach einigen Stunden wurde er ein rauher rasselnder Husten mit spärlichem grün-gelbem Auswurf und am Abend wurde er wieder fest und croupartig. Wenig oder gar kein Husten während der Nacht. Jeder Anfall war begleitet von stechenden Schmerzen im Kopf, Rücken oder der Nabelgegend und endete mit einem Erstickungsanfall, Niesen, Thränen und profusem, gelb-grünem Ausfluss aus der Nase, besonders aus dem linken Nasloch, dabei das Gefühl, als ob ein fremder Körper mit rauhen Ecken im Larynx und dem oberen Theile der Trachea steckte. Verengerung an der Bifurkation der Trachea und im linken Bronchus; leichtes Rasseln beim Einathmen und merkbares Keuchen beim verstärkten Ausathmen. Sobald die Temperatur des Zimmers über 70 Grad (Fahr.) stieg, enstand ein unerträgliches Prickeln und Beissen im Larynx, das fortwährend Husten verursachte. Nachdem ich den Fall in den „therapeutischen Notizen" gelesen, nahm ich Brom 10, welches den Husten im Verlauf von fünf Tagen heilte. — N. A. Journal of H. Mai 1889.

Paris quadrifolia bei Augenmuskellähmung. In einem Falle von Lähmung des Musculus rectus externus mit leichter Lähmigkeit der Gesichtsmuskeln derselben Seite, wo der Patient sich hauptsächlich über ein Gefühl beklagte, als ob das Auge mit Bändern rückwärts in den Kopf gezogen würde, wurde auf dieses Sympton hin Paris quad. gegeben. Dasselbe heilte nicht nur dieses Sympton, sondern auch die Lähmung. In den darauf folgenden Bemerkungen wird die Aufmerksamkeit auf dieses Mittel bei muskulärer Asthenopie, dem bête noire des Augenarztes, hingelenkt. —

Dr. French. Journ. of Ophthalm., Otol. and Laryng. April 1889.

Stannum bei Zahnschmerzen. Dr. G. litt seit vier Tagen an Schmerzen in den oberen Schneidezähnen. Die Schmerzen waren heftig, kamen zuerst leicht, wuchsen dann stufenweise an Heftigkeit, um wieder stufenweise zu verschwinden. Nichts wollte

helfen, bis er Stannum 3. Dezimalverreibung anwandte. Darauf verschwand der Schmerz in 10 Minuten. —

Chironian. April 89.

Secale bei Druck-Myelitis bei Pott'scher Krankheit. Ein Mann von 45 Jahren, in der Behandlung von Dr. Jousset, litt an einer Druck-Myelitis in Folge eines alten Pott'schen Uebels. Eine Lähmung der unteren Extremitäten zeigte sich bald, aber das Gefühl in den kranken Theilen blieb intakt. Die Contractilität der Blase war vermindert, so dass die Entleerung des Urins Schwierigkeiten machte. Es wurde Secale cornutum gegeben, und der Patient befindet sich jetzt viel besser.

L'art médical. Mars 1889.

Secale bei Myelitis diffusa. In zwei Fällen von Myelitis diffusa in der Behandlung von Dr. Pierre Jousset brachte Secale cornutum 0,2 grosse Erleichterung. Mutterkorn verursacht bei Thieren alle Symptome von Myelitis; bei vorausgehenden Krämpfen und Muskelschmerzen entsteht Paraplegie; Gangrän ist eine von seinen Symptomen. L'art médical. Mars 1889.

Secale und Stramonium bei Myelitis. Ein Ziegelmacher, 41 Jahre alt, sehr dem Genusse geistiger Getränke ergeben, hatte profusen Schweiss über den ganzen Körper und ein heftiges Frostgefühl gehabt. Seine Beine waren sehr schwach, so dass er kaum stehen konnte. Am dritten Tag fühlte er ein Prickeln in den unteren Gliedmassen, gleichzeitig wurde ein Brennen, Rucke in den Gliedern und Vermehrung des Patellarreflexes bemerkt. Die Lähmung der unteren Extremitäten nahm zu; schliesslich wurden auch die Arme ergriffen, namentlich der linke. Die Reflexe hörten auf und Ausschlag zeigte sich am Sacrum. In diesem Zustande wurde er in in's Hospital gebracht und kam in die Behandlung von Jousset, nachdem er ohne Erfolg sich einer Kur der alten Schule unterzogen hatte. Es wurde Secale und Stramonium im Wechsel gegeben. Nach zwölf Tagen war eine merkbare Besserung eingetreten; nach einem Monat war Patient ganz wohl.

L'art médical. Mars 1889.

Strychnin bei Ataxie locomotrice. Dr. P. Jousset berichtet von einem Manne mit Ataxie locomotrice, welcher niemals Syphilis gehabt hatte und nie geistige Getränke im Uebermaass genossen hatte. Vor vier Jahren hatte er epileptiforme Anfälle mit Schwindel gehabt; vor drei Jahren kam Romberg's Symptom, das Verschwinden des Patellarreflexes und ataktischer Gang dazu.

Trotz des Gebrauches von Secale, Argentum nitric., Belladonna etc. schritt die Krankheit voran. Dann erhielt der Patient Strychninum 03, 02 und endlich 01 in Verreibung. Stetige Besserung trat ein.

Ein anderer Fall: Ein Mann von 35 Jahren klagte seit drei Monaten über heftige blitzartige Schmerzen, Verlust des Gleichgewichts, Unfähigkeit, mit geschlossenen Augen zu stehen oder zu gehen und Schwund des Patellarreflexes. Von Atropinum sulf. 02 wurden 4 Gramm in 24 Dosen gegeben. Zwei Monat lang erfolgte darauf stetige Besserung, als ein Stillstand derselben eintrat. Jetzt wurde Strychninum sulf. mit Atrop. sulf. im Wechsel gegeben und der Fall wurde geheilt.

L'art médical. Mars 1889.

Kali phosphoricum bei nervöser Schlaflosigkeit. — Mrs. C. erzählt, wenn sie heftige Genick- und Hinterhauptschmerzen hat und so nervös ist, dass sie es nicht ertragen kann, wenn irgend Jemand spricht und weder still liegen noch schlafen kann, so giebt ihr ein Pulver von Kali phosphoricum in wenigen Minuten Erleichterung, und sie pflegt einzuschlafen, als ob sie Morphium genommen hätte. Auch den ganzen Tag und die Nacht nach dem Einnehmen fühlt sie sich schläfrig. Dr. J. C. Nottingham, der das Kali ph. verordnet hat, glaubt, dass die Symptome von sexuellen Excessen herrühren. Medical Advance. July 1889.

Acidum nitricum bei Rückenmarkserschütterungen. — Nach einer heftigen Rückenmarkserschütterung bricht oft ein starker Schweiss an Händen und Füssen aus. Wenn dieses Symptom vorhanden ist, versuche man Acidum nitric., da dasselbe sich wahrscheinlich als das Simillimum erweisen wird.

Kalmia bei Neuralgie und Ptosis. Dr. H. R. Mc. Michel berichtet einen Fall von Supra-orbital-neuralgie mit Ptosis. Der Schmerz dehnte sich bis in die Augen aus aber am heftigsten war er über der Orbita. Der Zustand hat seit drei Monaten bestanden, und während der Zeit sind verschiedene Mittel ohne Erfolg angewandt worden. Es wurde Kalmia 01 verschrieben. In 24 Stunden war der Patient besser und nach 10 Tagen gesund. Es traten einige Male Rückfälle ein, welche durch Kalmia sofort beseitigt wurden. N. A. Journal of Homöopathie.

Calcarea fluorica. Dr. Thomson hat Calc. fl. wirksam gefunden bei varikösen Venen mit scharfen durchdringenden Schmerzen (so heftig, dass Patientin sich nicht auf den Füssen

halten kann, sondern zu Bett gehen muss.) Auch bei Neuralgie, Knoten in der Brust mit scharfen lanzinirenden Schmerzen, ähnlich wie bei Krebs, und bei Vergrösserung der Lymphdrüsen, die beinahe krebsartig an Härte und sehr schmerzhaft sind, hat es sich bewährt.

Californian H. Juin 1889.

Natrum hypochlorosum bei Frauenkrankheiten. Natr. hypochl. vereinigt als Heilmittel bei Frauenkrankheiten die Symptome vieler andern Mittel in sich. Es ist charakteristisch bei Schwächezuständen von Personen mit laxer Faser und geistiger und körperlicher Schwerfälligkeit. Diese Schwäche, wenn sie Krankheiten der weiblichen Geschlechtssphäre begleitet, ist verbunden mit Abmagerung und Neigung zu neurasthenischen Erscheinungen. In Verbindung mit Uterus-Krankheiten geben folgende Symptome Indikationen für seine Anwendung: Menstrualblut schwarz und klumpig (Crocus); Abwärtsdrücken im Uterus, der blutüberfüllt, vergrössert und empfindlich ist; fortwährender Blutabfluss, schlimmer von jeder Anstrengung, (verschiedene Mittel haben dieses Symptom, namentlich Crocus, Sabina und Secale); Gefühl, als ob die Gebärmutter sich öffnete und schlösse (Gefühl, als wenn das Os uteri weit offen wäre: Lachesis); auch Empfindung, als ob der Uterus aufstiesse beim Niedersitzen (Ferrum jodatum mit Abwärtsdrücken im Becken); Schwellung des linken Eierstocks zur Menstruationszeit (Lachesis: Schwellung des linken Ovariums mit Schmerzen, welche mehr und mehr anwachsen, bis sie mit dem Erscheinen der Menses verschwinden). Eine nähere Vergleichung dieser verschiedenen Mittel weist darauf hin, dass Natr. hypochl. bei Prolapsus uteri zu einer sorgfältigen differenziellen Diagnose auffordert.

Homöop. Journ. of Obstetrics. July 1889.

Einige Symptome von Viscum album. — Dr. Porter stellt in der Juli-Nummer des Homöopathic Journal of Obstetrics einige Indikationen von Viscum album zusammen, welche Dr. Boericke gegeben: Schmerzen periodisch, schlimmer im Bett und bei kaltem Wind. Reissende, schiessende Schmerzen von oben nach unten in beiden Schenkeln mit Ruhelosigkeit und Abgeschlagenheit. In der geburtshülflichen Praxis bei schwachen Wehen, ebenso bei festsitzender Placenta; Blutungen aus den weiblichen Geschlechtsorganen, begleitet von Schmerzen, das Blut theils roth, theils in Stücken; Blutung mit heftigen, zusammenziehenden, wehenartigen Schmerzen; Blutungen (andauernde) zeitweise flüssig, zeitweise in Stücken von schwärzlichem Aussehen.

Periodische Schmerzen, die von Sacrum in das Becken fortschreiten, schlimmer im Bett, und begleitet von reissenden, von oben nach unten schiessenden Schmerzen in beiden Beinen sowohl, wie in den oberen Extremitäten, mit Schlaflosigkeit und allgemeiner Abgeschlagenheit; Metrorrhagie in den klimakterischen Jahren; Hyperplasia areolaris; Subinvolution. Viscum album wirkt auf die Ovarien, besonders auf das linke, indem es dumpfe, schwere, abwärtsdrängende Schmerzen erleichtert.

Viscum album bei Ovaralgie. — Eine jung verheirathete Frau, im fünften Monat schwanger, litt an dumpfem schwerem Schmerz in der linken Ovarialgegend unmittelbar nach dem Coitus. Dr. Philipp Porter gab ihr Viscum album in Dosen von fünf Tropfen und heilte die Patientin in kurzer Zeit.

Dr. H. H. Crippen hat gleichfalls das Symptom von Schmerzen in der linken Ovarialgegend bestätigt gefunden, namentlich, wenn Schmerzen waren, als wenn die linke Ovarialgegend durch den vergrösserten Uterus gedrückt würde, mit Schmerzen die Lenden abwärts und scharfen kneifenden Schmerzen in der Vagina.

H. J. of Obstetrics. July 1889.

Actaea racemosa bei Puerperalmelancholie. Dr. C. P. Hart berichtet von einem Falle, der durch Fünftropfendosen der Tinktur von Actaea geheilt wurde. Dr. A. Stops, der den Fall beobachtete, beschreibt die Symptome folgendermassen: „Bald nach dem Kindbett stellte sich bei einer Frau Melancholie ein. Sie bildete sich ein, die ganze Welt wäre gegen sie, und dass sie wahnsinnig werden und in eine Anstalt geschickt werden würde. Sie pflegte da zu sitzen und unaufhörlich zu wiegen, weinend und schluchzend, sich ganz hülflos fühlend und nur zufrieden, dass ihr Zustand ausserhalb des Bereiches der medizinischen Kunst liege.

H. J. of Obstetrics. July 1889.

Dr. Sulzer.

Von dem homöopathischen Spital in München sind uns folgende Daten, bez. der Jahresbericht über den VI. Jahrgang der Anstalt und der damit verbundenen Poliklinik zugegangen.

„Im Jahre 1889 wurden 35 Kranke im homöopathischen Spital verpflegt und behandelt: 6 männliche und 29 weibliche, deren Aufenthaltszeit sich auf 1796 Verpflegungstage summirt. Von diesen

sind vollständig genesen 27, gestorben 3, ungebessert 1 und in Behandlung verbleiben 4. Von den 3 Todesfällen kommt 1 auf Lungenschwindsucht, 1 auf Wassersucht in Folge hochgradigen Herzfehlers, 1 auf Leberverhärtung. Ungebessert musste eine Frau vom Lande entlassen werden, welche an Knochenfrass der Mittelfussknochen (linkerseits) leidend, Hilfe bei uns suchte, obgleich man bei ihrem Eintritt in's Spital das Unwahrscheinliche, ja Unmögliche ihres Wunsches erklärt hatte; sie wurde bald in die chirurgische Poliklinik transferirt, wo die Amputation des gänzlich defecten Beines erfolgte. Unter den acuten Leiden waren vertreten: Nervenleiden (Neuralgien) 4, Gemüthsleiden (Melancholie) 1, Herzleiden 1, acuter Magenkatarrh 4, acuter Kehlkopfkatarrh 2, acuter Luftröbrencatarrh 2, Diphtheritis 2, Influenza 2, Rippenfellentzündung 1, acuter Gelenkrheumatismus 3, Venen-Entzündung im linken Bein 1, Finger-Geschwür 1, Hautausschlag 2, Morphiumentwöhnung 1.

In der homöopathischen Poliklinik wurden folgende Kranke behandelt: Gehirnhöhlenwassersucht 2, Congestive Kopfschmerzen 3, Gehirnentzündung 1, Spinalirritation 1, Hysterie 2, Kehlkopfkatarrh 5, Bronchialkatarrh 6, Influenza 8, Lungenentzündung 1, Rippenfellentzündung 2, Empyem 1, Lungenschwindsucht 5, Magenkatarrh 8, Magengeschwür 1, Magenkrampf 1, Diarrhoe 5, Ruhr 1, Colik 1, Obstipation 2, Leukorrhoe 4, Hypermenorrhoe 3, Chlorose 5, Ischias 3, Muskel-Rheumatismus (chron.) 2, Kniegeschwulst 2, Fingergeschwür 2, Drüsenabszess 3, Augenleiden: Scroph. Hornhautgeschwür 5, acute Bindehautentzündung 6, Iritis 2, Bandwurm 3, Scrophulose 1, Kropf 2, Zahnschmerzen 7, Haut-Ausschläge 5."

Wenn wir den geringen Umfang der Wirksamkeit des Spitals uns aus der Rücksicht auf die vorhandenen Mittel erklären können, die nur eine beschränkte Thätigkeit und eine geringe Anzahl von Kranken bedingen, wenn wir mit Genugthuung die blosse Thatsache registriren, dass es in München ein, wenn auch nur kleines, so doch, wie es scheint, trefflich geleitetes homöopathisches Spital giebt, wenn wir ferner die Hoffnung aus den kleinen, aber tüchtigen Anfängen schöpfen, dass das strebsam begonnene Werk wachsen und gedeihen und allmählig grössere Dimensionen annehmen wird, so verstehen wir doch Eins absolut nicht, und das ist der geradezu wunderlich geringe Umfang der poliklinischen Thätigkeit der Kollegen Quaglio und Koeck. Es sind in dem Bericht glück-

lich 111 poliklinisch behandelte Fälle aufgeführt. Ist die Homöopathie in München so wenig bekannt, dass eine Poliklinik sich daraus nur so geringes Material schaffen kann? Oder giebt es irgend welche andere Gründe für diese mangelhafte Frequenz der Poliklinik, die doch von tüchtigen homöopathischen Kollegen geleitet wird? Wir wären im Interesse unserer Sache sehr erfreut, wenn wir über diese sonderbare Thatsache Aufklärung erhielten.

Windelband.

An die homöopathischen Aerzte Deutschlands.

Der neunte Jahresbericht des Vereins „Berliner homöopathisches Krankenhaus", welcher bei Gelegenheit der diesjährigen ordentlichen General-Versammlung am 9. Mai von dem Kuratorium des Vereins veröffentlicht worden ist, giebt uns Veranlassung, auf die Thätigkeit und die erzielten Resultate dieses Vereins einzugehen und den homöopathischen Aerzten ein ernstes Mahnwort zuzurufen. Der Jahresbericht ergiebt für den 31. Dezember 1889 ein Vermögen in Effecten von 54000 Mark, nach dem Coursstande also ungefähr 57000 Mark. Das ist das Resultat unablässiger Bemühungen der Vereinsmitglieder nach 9 jährigem Bestehen des Vereins! Das Kuratorium hat sich, wie der Jahresbericht mittheilt, vergeblich bemüht, ein Haupterforderniss für das günstige Gedeihen der Vereinszwecke, nämlich die Erlangung der juristischen Person, durch Petitionen beim Berliner Polizei-Präsidium und, nach erfolgter Ablehnung, beim Herrn Kultusminister zu erreichen. Der Hauptgrund der Ablehnung war in beiden Fällen der Umstand, dass die vorhandenen Mittel des Vereins nicht genügend erschienen, um eine Garantie für die Erreichung des von ihm angestrebten Zweckes zu bieten.

Wenn man nun bedenkt, dass die Anhängerschaft der homöopathischen Heilmethode in Deutschland nach Millionen zählt, wenn man sich die Thatsache vergegenwärtigt, dass es in Deutschland nahe an 400 homöopathische Aerzte giebt, die doch alle das Bewusstsein von der hohen Bedeutung des Zieles haben müssen, welches der Verein „Berliner homöopathisches Krankenhaus" anstrebt, sollte man es da begreifen können, dass es innerhalb 9 Jahren nicht möglich gewesen ist, mehr als ganze 57000 Mark zusammenzutragen.

In der That, der homöopathische Arzt in Deutschland muss

bei dieser Thatsache doch eigentlich ein recht beschämendes Gefühl empfinden. Nicht nur, dass die Herren, die zumeist der Homöopathie ein recht einträglich Brod, eine gesicherte Existenz verdanken, die in pekuniärer Beziehung, im Durchschnitt eine bedeutend bessere ist, als die der allopathischen Kollegen, nicht nur — sage ich — dass diese Herren der Mehrzahl nach nicht bereit gewesen sind, in die eigene Tasche zu greifen und ein- oder ein paar hundert Mark dem gedachten Zwecke zu widmen, nein — sie scheuen auch die leichte Mühe, bei ihren meist wohlhabenden Klienten Sammlungen zu veranstalten, die zweifellos günstige Resultate ergeben müssten, wenn sie überhaupt nur veranstaltet würden. Angesichts der dringenden Nothwendigkeit der Errichtung eines homöopathischen Spitals, verbunden mit einer Lehranstalt zur Erziehung homöopathischer Aerzte, ohne die unsere Sache nun und nimmermehr die ihr gebührende Stellung einnehmen wird, ohne die auf eine wirksame Beeinflussung der Regierung und der Gesetzgebung zu Gunsten unserer Heilmethode nie zu rechnen ist — wie Angesichts der Thatsache, dass die homöopathischen Aerzte Deutschlands in dieser Angelegenheit ihre Pflicht in der That bisher nicht gethan haben, fordern wir die Kollegen hierdurch nochmals ernstlich auf, selbst ihr Scherflein, jeder nach seinen Mitteln, zur Errichtung eines homöopathischen Kranbenhauses in Berlin beizutragen, und durch unausgesetzte Sammlungen bei dem unserer Sache anhängenden Publikum dem Verein „Berliner homöopathisches Krankenhaus" die nöthigen Mittel zur Erreichung seines Zweckes zuzuführen.

Der Berliner Verein homöopathischer Aerzte
I. A.: Dr. Windelband.

Personalien.

In Teplitz (Böhmen) ist der dort lange Jahre prakticirende Kollege, Dr. Joachim Stein, am 28. März d. J in Folge eines schweren Magenleidens verstorben. Sein Sohn, Herr Dr. med. E. Stein, hat die Praxis seines Vaters in Teplitz übernommen und wird dort als homöopathischer Arzt und Badearzt wirken. Seine Wohnung ist: Bahnhofstrasse 43, „Stadt Bielitz".

Dr. Kröner hat sich in Berlin als homöopathischer Arzt niedergelassen und ist in den Berliner Verein homöopathischer Aerzte aufgenommen worden.

Ueber die Stellung der Homöopathie gegenüber den Erfahrungswissenschaften.

Vortrag, gehalten im grossen Auditorium des pädagogischen Museums in St. Petersburg am 20. Februar 1890

von

Dr. med. Brasol.

Deutsch von **Dr. C. Bojanus sen.**

Früher schon wurde mir die Ehre zu Theil, hier in diesem Auditorium die Grundsätze der Homöopathie zu erörtern.

Die Homöopathie ist, wie Ihnen bekannt, ein Heilsystem, welches alle überhaupt heilbaren Krankheiten mit solchen Stoffen bekämpft, die im gesunden Organismus einen mit dem zu heilenden höchst ähnlichen Zustand hervorzurufen befähigt sind. Sie verleiht uns bei der für jeden Einzelfall zu treffenden Wahl der Heilstoffe eine leitende, in der Formel Similia similibus curantur ausgedrückte Maxime, welche, wie Sie sich dessen wohl erinnern werden, auf dem Gesetze der natürlichen oder physiologischen, zwischen Krankheit und Heilstoff obwaltenden Verwandtschaft beruht. Wie der Magnet eine besondere Verwandtschaft zum Eisen, der Wasserstoff zum Sauerstoffe, so haben auch Arzneistoffe eine verwandtschaftliche Beziehung zu gewissen Theilen oder Functionen des Organismus, d. h. sie sind befähigt, in gewissen Organen gewisse Umstimmungen und zwar in gewisser Richtung und Reihenfolge hervorzurufen, während sie andere Organe nicht im Mindesten beeinflussen. Wird z. B. Quecksilber in die Fusssohlen oder in die Weichen eingerieben, so tritt seine Wirkung nicht in diesen, sondern in entfernteren Theilen: der Mundschleimhaut, dem Zahnfleische und den Speicheldrüsen auf, oder wird Belladonna in die Oberschenkel oder in den Rücken gerieben, so werden am ehesten der Hals und die Augen affizirt. Das Quecksilber richtet sich den Drüsen, die Belladonna der Pupille ebenso wie der Magnet dem Eisen zu, und diese Richtung ist es gerade, welche die Spezificität

der Arzneistoffe ausmacht. Auf Grund dieser Spezificität oder spezifischen Beziehung, d. h. also auf Wahlverwandtschaft zu gewissen, und zwar vorzugsweise zu gewissen Theilen des Organismus beruht das Vermögen der Arzneistoffe, meist stetige physiologische Erscheinungen, also eigentlich solche künstliche krankhafte Zustände zu schaffen, die mehr oder weniger denen ähnlich sind, welchen der Mensch aus anderen, natürlichen Gründen unterworfen ist. So z. B. ruft der Sublimat das Bild der Dysenterie, der Arsenik das der Cholera, der Brechweinstein und der Phosphor das der Lungenentzündung, die Cantharis das der Nierenentzündung, Secale cornutum das der Sclerose des Rückenmarks, die Belladonna das der acuten Manie täuschend ähnlich hervor. Hahnemann gebührt das unsterbliche Verdienst, die zwischen natürlichen und Arzneikrankheiten herrschende, praktisch verwerthbare Beziehung entdeckt zu haben; demnach muss also eine natürliche Erkrankung, die mit ihrem Symptomencomplexe zu dem einer gewissen künstlichen Arzneikrankheit in höchster Aehnlichkeit steht, auch von diesem letztere bedingenden Arzneistoffe geheilt werden und umgekehrt muss jeder Arzneistoff, der im Organismus einen, einer gewissen natürlichen Krankheit höchst ähnlichen Zustand hervorzubringen vermag, auch diese natürliche Erkrankung heilen können: Sublimat also heilt eine natürliche und bringt eine künstliche Dysenterie hervor, ebenso verhält sich Arsenik zur Cholera und zum Darmkatarrh, Brechweinstein und Phosphor zur Lungenentzündung, Cantharis zur Nierenentzündung und Belladonna zur acuten Manie u. s. w. Diese, zwischen Krankheit und Arznei constant herrschende Beziehung wird durch die Formel: Similia similibus curantur, Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt, ausgedrückt und bildet das homöopathische therapeutische oder Heilgesetz. Sie werden sich dessen erinnern, dass in meinen früheren Vorträgen ich nicht unterliess, die Homöopathie eine Wissenschaft und die für ihr praktisches Handeln ihr zu Grunde liegende Maxime, ein Gesetz zu nennen, indem ich mich dieser beiden Begriffe in keinem andern, als dem ihnen von den Naturwissenschaften beigelegten Sinne bediente. Sie werden sich freilich auch dessen noch erinnern, dass einer meiner geehrten Opponenten vom Standpunkte der strengen Wissenschaft überhaupt, besonders aber von dem der Physik aus, es für unmöglich hielt, die Formel Similia similibus als mit einem Gesetze gleichwerthig anzusehen (Oeffentliche Vorträge über Homöopathie 2. Auflage

pag. 41). Ein anderer Opponent im „Kijewljanin" (1889 Nr. 258 und 255) will die Homöopathie sogar aus der Reihe der Naturwissenschaften gestrichen wissen und weist ihr eine Stelle im Bereiche der groben Empirie und des Charlatanismus an; in der Gleichstellung aber unserer praktischen Maxime mit dem inductiven oder natürlichen Gesetze glaubt er nichts Anderes als ein unbegründetes, daher gesetzwidriges Bestreben der Homöopathie erblicken zu müssen. Mir will es scheinen, dass dergleichen ohne alle Beweisführung in den Tag hinein ausgesprochene Einwürfe lediglich entweder die totale Unkenntniss der Homöopathie bei unseren Opponenten, oder ein totales Ignoriren der Bedeutung eines Gesetzes im Bereiche der Naturwissenschaften oder aber auf das Eklatanteste beweisen, dass sie sich noch keinen klaren Begriff, weder über das eine, noch das andere zu verschaffen wussten. Es wird daher, bevor ich weiter gehe und neue Argumente für meine angeplante Beweisführung entwickle, erforderlich sein, den Weg von dergleichen eben angeführten Einwürfen zu säubern und ausführlicher den Anspruch, die Homöopathie sei ebenso eine Wissenschaft, wie alle anderen, ihr leitendes Prinzip sei einem Gesetze gleichwerthig, sie selbst aber sei mit anderen Naturwissenschaften gleichberechtigt, zu begründen. Meine Aufgabe besteht also erstens darin, zu beweisen, dass nach Analogie anderer Zweige der Naturwissenschaft in der Therapie gleichfalls eine gleiche Gesetzmässigkeit bestehen kann, zweitens zu zeigen, welchen Anforderungen die Therapie entsprechen muss, um des Namens einer Wissenschaft würdig zu sein, und drittens auch noch den Beweis dafür zu liefern, dass die homöopathische es ist, welche allen diesen Anforderungen Genüge leistet. Dieser Umstand aber versetzt mich in die Nothwendigkeit, auf eine Reihe von Einwürfen, die am häufigsten gegen die Homöopathie gemacht werden, zu antworten und führt mich geraden Wegs in den Mittelpunkt des meinem heutigen Vortrage zu Grunde liegenden Themas, dem nämlich, den Standpunkt, den die Homöopathie in der Reihe der Naturwissenschaften einnimmt, klar zu legen.

Die Erfahrungs-, experimentellen, positiven Wissenschaften sind solche, 1) welche den Sinnen zugängliche Thatsachen oder Naturerscheinungen untersuchen, 2) die Gesetze oder die Beziehungen, welche gewisse Erscheinungen zu andern ihnen vorangehenden oder sie begleitenden oder ihnen nachfolgenden haben, zu ergründen und 3) sind diese Wissenschaften solche, die bei

Untersuchung von Naturerscheinungen und bei Ergründung ihrer Gesetze sich immer einer und derselben Methode der Beobachtung, des Experimentes und der Induction bedienen.

Die Beobachtung beruht auf dem aufmerksamen, allseitigen Betrachten und genauer Bezeichnung der Elemente und der Eigenschaften entweder eines gewissen Körpers, einer Bedingung, einer Thatsache oder einer Naturerscheinung und zwar ganz und gar in der Art und Weise, wie sie sich unserem bewaffneten oder unbewaffneten Auge darstellen, ohne sie künstlich wieder zu erzeugen, noch auch nach Willkür modificiren zu wollen.

Die Erfahrung begnügt sich nicht mit der Beobachtung allein und verharrt nicht in müssiger Erwartung auf das zufällige Auftreten der zur Untersuchung gewählten Naturerscheinungen, sie bringt im Gegentheil dieselben behufs leichterer Untersuchung künstlich hervor und bleibt auch keineswegs bei der Art und Weise, wie die Erscheinung auftritt, stehen, sondern reproducirt sie unter andern neuen, in ihrer Macht stehenden Bedingungen und Umständen; dadurch aber wird sie in den Stand gesetzt, neue Thatsachen anzuhäufen, die Erscheinungen isolirt von Neben- und zufälligen Umständen frei darzustellen und so zur Erkenntniss der wesentlichen und der Hauptbedingungen einer Naturerscheinung zu gelangen. Erfahrung und Beobachtung unterliegen gleichen Gesetzen, zu letzterer aber tritt auch das Experiment hinzu, das künstliche dem Ziel und Zweck des Forschers angepasste Hervorbringen der zur Untersuchung erwählten Erscheinung. Als Beispiel vollkommener Erfahrungswissenschaften stellen sich Physik, Chemie und Physiologie heraus, denen denn auch der Name von experimentellen Wissenschaften κατ' ἐξοχήν mit Recht zukommt.

Die Induktion ist ein verallgemeinernder Denkprozess, vermöge dessen ein aus dem Besonderen abstrahirter Schluss auch auf das Allgemeine ausgedehnt wird und ein für die Wissenschaften, in denen es sich darum handelt, die Eigenschaften der Körper und die Gesetze, denen sie unterthan, zu eruiren, unumgänglicher.. Die Induction allein ist es, welche die Abstraktion einer neuen und allgemeinen Wahrheit aus Beobachtung und das Experiment von Einzelfällen gestattet und uns auf diese Weise die Naturgesetze zu entdecken hilft, d. h. also, sie deckt uns die unwandelbare Ordnung auf, nach der Naturerscheinungen unbedingt, stetig und ohne Ausnahme auftreten und auftreten müssen, immer aber begreiflicherweise unter der Voraussetzung des Prinzipes, dass jeg-

licher Wirkung eine Ursache zu Grunde liegt, und dass gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen im Gefolge haben müssen. — Mit der Entdeckung des Gesetzes sind wir indessen noch nicht am Ziele, es müssen noch die Consequenzen des Gesetzes und seine praktische Richtung und Bedeutung eruirt werden; zur Induction muss sich also die Deduction gesellen: ein Denkprozess, der aus der allgemeinen Wahrheit das Einzelfactum, aus der allgemeinen Maxime die Einzelregel und aus den durch die Induction entdeckten Gesetzen die praktischen Folgerungen ableitet; mithin beruht also die natürliche Untersuchungsmethode der Erfahrungswissenschaften auf Beobachtung, Experiment und Induktion, schliesslich aber auch noch auf der Deduction, welche die durch Induction entdeckten Gesetze ergänzt, bestätigt und erhärtet.

Dieses ist nun aber gerade die Methode, welche der Homöopathie zu Grunde liegt. Da nun aber der Werth jedweder Induktionsmethode auf Qualität, Quantität und Evidenz der ihr unterliegenden Facta beruht, so kommt der Induktion als solcher auch eine Wahrscheinlichkeit von hohem, minder hohem und niederem Werthe zu, denn es ist möglich — wie denn das auch in der Wirklichkeit oft eintritt — dass einzelne, ungenügend begründete Facta übereilt zu Gesetzen gestempelt werden; eine solche Induction indessen hat — begreiflicherweise — eine sehr zweifelhafte oder gar nichtige Bedeutung. Das gerade ist es aber, was von der Homöopathie ausgesagt wurde und wird; dass sie also auf einer Induction von durchaus fraglichem Werthe — namentlich aber auf dem Experiment Hahnemann's mit der Chinarinde — aufgebaut sei. Dass diese Ansicht eine durchaus falsche ist, darüber, so wie über die geschichtlichen Data der Entdeckung der Homöopathie, habe ich hier bereits zweimal gesprochen, bin aber in die Nothwendigkeit versetzt, noch einmal darauf zurückzukommen.

Vor gerade 100 Jahren, also 1790, gelangte Hahnemann zufällig zur Kenntniss der Thatsache, dass China eine gewisse Art Fieber erzeuge, während ihre fieberheilende Eigenschaft schon längst bekannt. Wie ein heller Sonnenstrahl erleuchtete diese Thatsache Hahnemann's regen und schaffenden Geist und wurde auch hier zu jenem göttlichen Funken, welcher alle genialen Forscher zu ihren unsterblichen Entdeckungen begeistert und leitet. Er begann nun, theils aus literarischen Quellen, theils aus eigener Beobachtung die physiologische Wirkung solcher Arzneistoffe zu untersuchen, deren therapeutische Eigenschaften schon längst bekannt

und praktisch bewiesen waren. Zu seinem Erstaunen musste er überall auf dasselbe Resultat stossen, namentlich aber auf das, dass in allen Fällen von schneller und dauerhafter Heilung diese mit solchen Stoffen erzielt war, welche im gesunden Organismus ähnliche den von ihnen geheilten Zustände hervorrufen. Ruhig und unbefangen beobachtet er nun eine lange Reihe von Jahren hindurch das sich täglich bestätigende Factum, wie Arzneistoffe, die gewisse Krankheiten heilen, auch ähnliche Zustände hervorzurufen vermögen, aber erst 6 Jahre nach seinem Versuche mit der China wagt er es, seine Beobachtungen ganz schüchtern zu veröffentlichen und Similia similibus auszusprechen, wobei er der Ansicht huldigt, dass acute Krankheiten noch unter der Herrschaft des Principes Contraria contrariis stehen können, dass aber chronische den nach dem Contrarium, also allopathisch angewandten Mitteln, nicht nur trotzen, sondern sich auch noch verschlimmern, daher der Mittelanwendung nach dem Aehnlichkeits- — also homöopathischen — Principe bedürfen. Von 1805 an geht er von der Beobachtung zu dem Experiment über, prüft an sich und anderen gesunden Leuten eine Menge alter und neuer Mittel, zeichnet die durch dieselben hervorgerufenen, also künstlichen Krankheitsbilder auf, in seiner Praxis aber prüft er jedes der auf die Weise erforschten Mittel in solchen natürlichen Erkrankungen, die ein ihnen der Aehnlichkeit nach am nächsten stehendes Symptomenbild aufzuweisen haben, und muss, bestätigt in seinem Erwarten, die Erfahrung machen, dass nicht nur chronische, sondern auch acute Krankheiten schnell, leicht und sicher (cito, tuto et jucunde) bei dieser Behandlungsweise geheilt werden. Von nun an gewährt er seiner von ihm entdeckten Regel ein grösseres Terrain, er dehnt sie nicht nur auf die chronischen, sondern auch auf die acuten Krankheiten aus, indem er dem Contrarium, welchem er sonst noch ein ziemlich ausgebreitetes Wirkungsfeld angewiesen hatte, viel engere Grenzen zieht und dasselbe als palliativ und irrationell bezeichnet. Beseelt von der festen Ueberzeugung, weist er mit Beharrlichkeit auf einen andern, bessern und erspriesslicheren, zum Heilen führenden Weg — den der Homöopathie hin. In der Vorrede zu dem 1810 erschienenen Organon formulirt er die Früchte seiner 20 Jahre lang stetig fortgesetzten Beobachtungen und Experimente in seiner leitenden Maxime folgendermaassen: „Wähle, um sanft, schnell, gewiss und dauerhaft zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arznei, welche ein ähnliches Leiden (ὅμοιον

πάθος) für sich erregen kann, als sie heilen soll, Similia similibus curantur."

Das ist in aller Kürze die Geschichte der Entwickelung der Homöopathie. Hat denn nicht auch Archimedes, wie die Geschichte lehrt, das Gesetz des spezifischen Gewichtes zufällig entdeckt, als er, ein Bad nehmend, sah, wie das durch seinen Körper verdrängte Wasser über den Rand des Gefässes hinausfloss? Die Geschichte erzählt ferner, er sei unaussprechlich erfreut mit dem Ausrufe εὕρεκα im Zimmer umhergelaufen, und in der That hatte er in diesem Momente das Gesetz gefunden, zufolge dessen ein ins Wasser getauchter Körper in demselben ein gleiches Volumen desselben verdrängt und an seinem eigenen Gewicht so viel verliert, als das des verdrängten Wasservolumens beträgt. Controllversuche und genaue Beobachtungen bestätigten des Archimedes Gesetz. Lehrt uns nicht dieselbe Weltgeschichte, dass Newton das Gravitationsgesetz einem Einzelfalle abstrahirte, namentlich dem des fallenden Apfels. Im Geiste dieses eminenten Forschers tauchte der Gedanke auf, ob die Kraft, zufolge der der Apfel fallen musste, nicht am Ende dieselbe ist, welche den Mond und die Planeten in ihren Bahnen zu kreisen zwingt und dass das Fallgesetz lediglich nur eine Einzelerscheinung eines allgemeinen Gesetzes ist, dem alle Körper überhaupt unterworfen sind. In der That bewiesen Experimente, Beobachtungen und Berechnungen die Richtigkeit dieses, anfangs nur als Hypothese aufgestellten Gesetzes als eines der mechanischen Verhältnisse und Bedingungen nicht nur zwischen zwei Himmelskörpersystemen untereinander, sondern auch aller Körper ohne Ausnahme bestehendes. Verdankt nicht auch Galilei die Entdeckung der Pendelschwingung einem Zufalle, dem schwingenden Kronleuchter im Dome von Pisa? Hatte nun wohl die Entdeckung des homöopathischen Aehnlichkeitsgesetzes etwa ein anderes Schicksal, als das der obengenannten grossen Entdeckungen? Ist nicht ebenfalls durch einen zufälligen Einzelfall — das Experiment mit der Chinarinde — im hellen Geiste Hahnemann's der Gedanke aufgetaucht, ob nicht am Ende allen Heilmitteln dasselbe Beziehungsverhältniss zukommt, wie das der China zum Wechselfieber, das nämlich zwischen dem von ihnen am Gesunden hervorgerufenen und dem von ihnen geheilten Natürlich-Krankhaften bestehenden. Dieser Gedanke versetzte Hahnemann in die Nothwendigkeit der Arzneiprüfung am Gesunden, diese Forschungen sind es aber, welche den Grundstein zu dem

herrlichen und grossartigen Bau der neuen, von der Welt angestaunten und eine neue Aera in der Medizin bildenden Schule legten. Die Homöopathie ist also nicht eine am Schreibtische ausgeheckte, auf methaphysischen Hypothesen erbaute Theorie, sondern im vollen Sinne des Worts, die Heilkunde der Erfahrung, wie auch Hahnemann sie in seiner ausgezeichneten Studie von 1806 nennt. Zwischen der Entdeckung der Chinawirkung und dem Erscheinen des Organon liegt eine 20jährige Periode geistiger Arbeit und unermüdlicher Forschung; hier war es, wo Hahnemann, anfangs noch synthetisch, dem Gesetze, dem Heilungseinzelfälle unterliegen, nachforschte, hier auch war es, wo er schliesslich analytisch die Einzelgesetze, denen der complicirte Heilprocess unterliegt, klar legte. Die einzelnen Glieder des Ganzen, „der Homöopathie", bildeten sich als Frucht jahrelang fortgesetzer geistiger Arbeit, genauer Beobachtung, exacten Experimentes und strenger Induction aus gewissenhaft untersuchten Thatsachen allmälig langsam und Schritt vor Schritt vorwärts gehend heraus.

Wir haben gesehen, dass dem logischen Wesen des inductiven Denkprocesses nach die auf diese Weise gewonnenen Gesetze einen hohen, minder hohen und niederen Probabilitätswerth haben, es kann also nur der erste — hohe — dieser Werthe ein für Erfahrungswissenschaften massgebender sein. Nun fragt es sich, welche Werthstufe wird von dem Inductions-Gesetze Similia similibus eingenommen?

Um die relative Probabilität eines Inductionssatzes zu sichern, werden von Bacon, dem Gründer der experimentellen Methode, folgende Bedingungen gestellt: 1) Vergrösserung der Anzahl der Beobachtungen und Vermannigfaltigung der Bedingungen, unter denen das zu Beobachtende auftritt; 2) Bestimmung der Bedingungen unter denen eine Erscheinung nicht aufzutreten vermag.

Positive, das Aehnlichkeitsgesetz beweisende Facta liegen in erdrückender Anzahl vor. Ohne weiter die ein halbes Jahrhundert fortgesetzten Erfahrungen eines so fern und tief sehenden genialen Beobachters, wie Hahnemann einer war, berühren zu wollen, noch von den, nach Millionen zählenden Beobachtungen skeptisch vor- und umsichtiger, gewissenhafter und ausgezeichneter Aerzte des ganzen Erdkreises sprechen zu wollen, welche vollkommen und durchweg die Erfahrungen des Meisters, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen, bei allen möglichen acuten und chronischen Krankheiten, bei Patienten von verschiedenstem Alter, Geschlecht und Temperament, unter allen möglichen hygienischen Verhältnissen,

in allen Welttheilen und unter allen Längen- und Breitegraden auf das Eklatanteste bestätigt fanden; ohne weiter die Massen der aus homöopathischen Krankenhäusern, Kliniken u. s. w. stammenden Beobachtungen und Erfahrungen, nach ihren Werth berühren zu wollen, stehen wir gegenwärtig auch noch vor einer wahrhaft erdrückenden, die Wahrheit des Aehnlichkeitsgesetzes beweisenden, unwillkürlich ausgesprochenen und dargelegten Masse von Thatsachen, welche die gefeiertesten Schriften der herrschenden Schule aufzuweisen haben.

So sagt unter anderen Trousseau: „die Erfahrung habe gelehrt, dass zahlreiche Krankheiten durch solche Mittel geheilt werden, die eine derselben Richtung folgende Wirkung enthalten, wie die Ursache der von ihnen geheilten Krankheiten. Die Analogie, fährt er fort, dieser so sichere Wegweiser in der Therapie, führt uns bei Behandlung des Irrsinns zur Anwendung der Belladonna, und zwar auf Grund dessen, dass dieses Mittel einen vorübergehenden Irrsinn erzeugt.„

Strümpel hebt in seinem Handbuche die zwischen Ergotismus und Tabes dorsalis bestehende Analogie hervor, d. h. also die Aehnlichkeit, welche zwischen chronischer Vergiftung mit Ergotin besteht und bei der in den hintern Strängen des Rückenmarkes anatomische Veränderungen und auch ein klinisches, mit der Tabes höchst ähnliches Bild constant beobachtet worden. Etwas weiter aber empfiehlt derselbe Strümpel das Ergotin in refracta Dosi bei Behandlung der Tabes. Trotz aller Versuche diesen scheinbaren Widerspruch sowohl, wie den Mechanismus der Arzneiwirkung erklären zu wollen, hört die Thatsache nicht auf Thatsache zu sein, dass eben eine Arznei, die in grossen und fortgesetzten Gaben beim Gesunden einen gewissen pathologischen Zustand erzeugt, in kleinen Gaben als Heilmittel gegen einen gleichen, aus anderen Ursachen entstandenem, pathologischen Process empfohlen wird. Ist das nicht reinste Homöopathie und die volle Handhabung des Aehnlichkeitsgesetzes?

Germain Sée constatirt als Factum, dass Digitalis bei Gesunden oft intermittirenden Puls erzeugt und fügt hinzu: „Nach alter Caprice heilt dieselbe Digitalis intermittirenden Puls bei den an demselben Leidenden.“ Wo aber der Uneingeweihte nichts als eine Caprice zu erblicken wähnt, dort sieht der Eingeweihte ein strenges Gesetz und jeder Homöopath ist schon zum voraus damit vertraut, dass, erzeugt ein Mittel bei einem Gesunden inter-

mittirenden Puls, so wird es auch eo ipso dieses Aussetzen bei einem Kranken aus dem Grunde heilen, weil Similia similibus curantur für ewig und immer unerschütterlich bleibt.

Dujardin Beaumetz empfiehlt gegen Epilepsie das Picrotoxin, ein schon längst unter der Form des Cocculus in der Homöopathie gangbares Mittel und fügt hinzu, dass nach den Versuchen von Chirone und Testa Picrotoxin eine genuine künstliche Epilepsie erzeugt. Derselbe Verfasser führt an, dass Jod und seine Präparate bei Gesunden Albuminurie erzeugen, nichtsdestoweniger aber empfiehlt er bei an Albuminurie Leidenden den Gebrauch des Jods und seiner Präparate. — Die mir heute zu Gebote stehende Zeit gestattet mir nicht, noch mehr aus der Unzahl von Beispielen der unbewussten, zuweilen aber auch bewussten und sorgfältig versteckten Homöopathie, aus der Praxis der Hauptkoryphäen der herrschenden Schule anzuführen; so viel steht übrigens fest, dass die sogenannte Homoeopathia involuntaria zu einem unfreiwilligen, darum aber doch höchst überzeugenden Beweise der Wahrheit des Aehnlichkeitsgesetzes wird. In letzter Zeit haben die besten Pharmakologen Europas, Philipps, Bartholow, Sidney, Ringer und besonders Lauder Brunton einen wahren Einbruch in die homöopathische Pharmakologie gemacht und eine Masse Mittel geraubt, die sie in ihren Werken gegen solche Krankheiten empfehlen, die sie erzeugen, und zwar ganz im Sinne der homöopathischen Indicationen, auf das sorgfältigste die Vorrathskammer, die sie geplündert, verschweigend (s. „der homöopathische Bote" 1887 Nr. 3 pag. 198—216 und 1888 Nr. 12 pag. 808—833.) Auf diese Weise tritt eine Masse homöopathischer Mittel in das Arsenal der herrschenden Schule über und die sie empirisch anwendenden Aerzte üben in ihrer Praxis unbewusst das Aehnlichkeitsgesetz aus, obgleich dabei die Ehre der Entdeckung und der allgemeinen Anwendung nicht den Homöopathen, denen sie gebührt, sondern — freilich aus Unwissenheit — jenen Autoritäten gezollt wird. Die durch diese modernen Marodeure verübte That steht indessen dennoch als glänzender Beweis des praktischen Werthes der neuen Lehre vor den sehenden Augen der Welt da.

Uebrigens giebt es unter den Gegnern der Homöopathie auch solche, welche die Unmöglichkeit, die Bedeutung der Homöopathie zu leugnen, einsehend sich abmühen, ihr einen beschränkten Werth beizulegen. Die Allgemeine Medizinische Centralzeitung (Nr. 54 1882 6/11) drückt sich folgendermaassen aus: „Wir sind auf Grund

von Beobachtung und Erfahrung bereit der homöopathischen Heilmethode unbedingte Berechtigung zuzugestehen und gestehen ihr sogar für gewisse Personen und gewisse Fälle den Vorzug zu; wir gehen weiter und halten es für Pflicht jedweden gewissenhaften Arztes, sie da anzuwenden, wo die Indication sie gebietet; wir sind im Stande diesen Ausspruch durch viele Beispiele zu erhärten." Lauder Brunton, in seinem Bestreben, den gerechten ihm gemachten Vorwurf des Plagiates — alias Diebstahls — von sich abzuwenden macht folgendes gewichtige Geständniss; er sagt, „die rationellen Aerzte gestehen der Regel Similia similibus nur einen partiellen Wirkungskreis zu", und seiner Meinung zufolge macht nicht die Maxime Similia similibus die Homöopathie aus, sondern ihre allgemeine Anwendung, ferner unterscheiden sich nach seiner Ansicht die rationellen Aerzte von den Homöopathen dadurch, dass erstere dem Aehnlichkeitsgesetze nur einen partiellen, diese hingegen einen allgemeinen Werth beilegen. Zu solchen Erbärmlichkeiten ist also die Opposition gegen die Homöopathie herabgesunken. Diese Erbärmlichkeit beruht überdies noch auf einem aus Unkenntniss der homöopathischen Literatur entsprungenen Missverständniss. Aus allen Schriften Hahnemann's und der besten seiner Schüler geht klar hervor, dass kein kenntnissreicher, gebildeter homöopathischer Arzt je das Aehnlichkeitsgesetz als ausschliesslich für alle, auch für die den Chirurgen, Geburtshelfer oder den Hygienisten fordernden Fälle hatte geltend machen wollen, im Gegentheil haben alle Homöopathen, Hahnemann an der Spitze, dem causalen, antidotarischen und für einige Fälle sogar dem antipathischen Verfahren gebührende Rechte eingeräumt, wodurch begreiflicherweise die unumschränkte Herrschaft des Aehnlichkeitsgesetzes ausgeschlossen wird.

Die zweite zur Sicherung der Richtigkeit des inductiven Schlusses von Bacon aufgestellte Bedingung beruht in unserem Falle also auf der Feststellung der Bedingungen, welche die praktische Anwendung des Aehnlichkeitsgesetzes ausschliessen; sie beschränkt sich auf folgende Erfahrungssätze, welche, da sie keines weiteren Beweises bedürfen, eigentlich als Axiome dastehen. Die praktische Verwerthung des Aehnlichkeitsgesetzes wird durch folgende Umstände ausgeschlossen:

1) Wenn die krankheitserregende Ursache stetig gegenwärtig in ihrer Wirkung zu beharren fortfährt,

2) wenn nach Entfernung der Erregungsursache — in Folge chemischer, mechanischer, antiparasitärer oder hygienischer Maassregeln — die Krankheit von selbst schwindet,

3) wenn die Krankheit auf Zerstörung des, einer Regneration nicht mehr fähigen Gewebes beruht,

4) wenn die Lebensenergie oder die natürliche Reactionskraft im Organismuss erloschen und schliesslich

5) wenn die natürliche Krankheit im gesunden menschlichen Organismus nicht durch Arzneistoffe in höchster Aehnlichkeit reproducirt werden kann.

Auf dem Wege der Ausschliessung gelangen wir also zu der Einsicht, dass die Wirkungsspähre des Aehnlichkeitsgesetzes sich in dem Kreise von Krankheiten bewegt, welche in Aehnlichkeitsbeziehung zu solchen stehen, die künstlich erzeugt werden können, die aber einem über Integrität der Gewebe und der zum Heilen unumgänglichen Reactionskraft zu verfügenden Organismus inwohnen, wobei auch noch die Entfernung oder das Erloschensein der Erregungsursache als Bedingung auftritt.

Betrachtet man nun aber die Wirkungssphäre des Aehnlichkeitsgesetzes, immer den Weg des Ausschliessens einhaltend, von einem anderen Standpunkte aus, dem nämlich der verschiedenen Arzneistoffe, welche Einfluss auf den Organismus haben, so finden wir das Similia similibus ohne Beziehung zu:

1) Mitteln, welche absichtlich behufs chemischer Wirkung dem Organismus einverleibt werden,

2) Mitteln, die lediglich ein mechanisches Wirkungsziel haben,

3) Mitteln, welche für die Entwikelung des gesunden Organismus unumgänglich nothwendig sind und schliesslich

4) zu Arzneistoffen, welche die unmittelbare Entfernung oder Vernichtung der vom Organismus sich nährenden Parasiten bezwecken.

Daraus folgt nun aber, dass die Wirkungssphäre des Aehnlichkeitsgesetzes solche Arzneistoffe umfasst, die nicht kraft ihres grob chemischen oder mechanischen oder hygienischen Einflusses den Organismus beherrschen, sondern nur solche, die befähigt sind, dynamisch oder spezifisch im Organismus Zustände zu erzeugen, welche denen ähnlich sind, die an natürlichen Krankheiten beobachtet werden. (S. „Therapeutic-Methods" by J. Dake S. 101—106.

Ueber diese Sphäre hinaus reicht die homöopathische Heilmethode nicht, innerhalb dieses genau und scharf begrenzten

Wirkungskreises hat aber die homöopathische Formel auf Grund der ihr zur Stütze dienenden, sorgfältig und gewissenhaft ausgeführten Beobachtungen nicht nur die höchste Probabilität, sondern auch schon ein zwingendes allgemeines Naturgesetz auf ihrer Seite, ein Naturgesetz, welches täglich nun seit bald schon einem Jahrhundert nicht unterlässt, neue, bestätigende und positive der Controlle jedweden gewissenhaften Arztes leicht zugängliche Beobachtungen anzuhäufen.

Bisher habe ich danach getrachtet, Ihnen die Methode, d. h. den Weg, welchen die Homöopathie zu ihrer Entwickelung einschlug, klar zu legen und es dürfte kaum noch einer Erörterung bedürfen, um zu zeigen, dass dieser Weg, der durch Beobachtung, Experiment und Induction führt, eben der einzig mögliche ist, auf dem Erfahrungswissenschaften sich begründen, entwickeln und vervollkommnen können.

Gehen wir weiter und untersuchen wir die Bedeutung und das Wesen aller Erfahrungsgesetze.

Es ist bereits die Rede davon gewesen, dass Erfahrungswissenschaften nur positive Facta des Experimentes und der Beobachtung und die aus ihnen sich entwickelnden Gesetze untersuchen. Treten gewisse Facta oder Erscheinungen in gewisser bestimmter Ordnung oder Reihenfolge auf, wiederholen sie sich constant und unter denselben Bedingungen und Umständen, so haben wir das Recht, von einem Gesetze zu reden, welches diese Erscheinungen beherrscht. Das Forschen nach absoluten oder rationellen Ursachen, oder nach den Ursachen der Ursachen (causae causarum), welche Anfang und Ende der Dinge erklären sollen, ist nicht Sache der Erfahrungswissenschaft, letztere beschränkt sich auf die Untersuchung relativer oder empirischer Ursachen, d. h. der Thatsachen in ihrer Wechselwirkung und in den Verhältnissen, in denen sie dadurch zu anderen Thatsachen stehen, sie abstrahirt Erfahrungsgesetze auf dem Wege der Induction, vermöge der sie die Facta analysirt. Ein Gesetz im Bereiche der inductiven Wissenschaften ist also der aus der summarischen Betrachtung empirischer Facta gezogene Schluss, welcher die Relation zweier Reihen von experimentellen Erscheinungen ausdrückt. Alles ausserhalb der Realität experimenteller Thatsachen und der Beobachtung Liegende gehört in das Reich der Meinungsschaft, der Phantasie, der Metaphysik und der Philosophie — alles freilich vortreffliche Dinge da, wo sie hingehören, nur nicht in den positiven Wissenschaften bei Erforschung

von Naturgesetzen. Der Naturforscher kennt und sucht auch nicht nach Ursache und Wesen z. B. der Schwere, des Lichtes, der Elektricität, der chemischen Verwandtschaft, er begnügt sich mit der Erkenntniss des gegenseitigen, zwischen Thatsachen und Naturerscheinungen obwaltenden Verhältnisses oder ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und den Endzweck aller Naturwissenschaften bilden stets zwei miteinander, durch die ihr gegenseitiges Verhältniss ausdrückende Formel verbundenen Erscheinungsreihen.

So haben wir in Astronomie und Physik z. B. mit den physischen Thatsachen und Eigenschaften zweier Himmels- oder Erdkörper zu thun und zwar in Hinsicht auf ihr Volumen, Gewicht, Masse, Dichtigkeit und ihre gegenseitige Entfernung und besitzen die empirische Formel, welche aussagt, dass die Anziehungskraft zweier Körper untereinander direct proportional ist ihrer Masse und umgekehrt proportional dem Quadrate ihrer Entfernungen; dieses aber ist das bekannte Newton'sche Gesetz der Anziehungskraft, welches nichts mehr und nichts weniger als das allgemeine, mechanische, zwischen physischen Körpern bestehende Verhältniss ausdrückt; das Gesetz, obgleich jetzt mathematischen oder deduktiven Beweisen zugänglich, ist ursprünglich aber doch ein nach einer in den Erfahrungswissenschaften üblichen Methode entdecktes, beobachtetes und bestätigtes.

In der Optik untersuchen wir die Eigenschaften der beleuchtenden und der beleuchteten, oder der leuchtenden und der reflectirenden Körper; durch Beobachtung des gegenseitigen Verhältnisses des auffallenden und des reflectirten Lichtstrahles und der reflectirenden Oberfläche erlangen wir die empirische Formel: der Einfallswinkel des Lichtstrahls ist gleich dem Ausfallswinkel desselben und dieses bildet eines der Gesetze der Reflexion des Lichtes, welches das optische Verhältniss zweier Körper ausdrückt, und das ist nach der der Optik angemessenen Methode durch das Experiment constatirt und bestätigt worden.

Wenn in der Chemie wir die Verbindung zweier oder mehrerer Körper untersuchen, z. B. die des Quecksilbers und des Chlors, so finden wir, dass es zweierlei Verbindungen giebt, Quecksilberchlorür oder Calomel und Quecksilberchlorid oder Sublimat; der Calomel ist eine stetige Verbindung von 35,4 Chlor mit 200, Sublimat ein von 2 × 35,4 Chlor mit 200 Theilen Quecksilber. In allen Processen chemischer Verbindungen zweier oder mehrerer Körper sehen wir bezüglich der Gewichtsquantitäten

dieselbe Beharrlichkeit walten, in Folge dessen verfügen wir bei Betrachtung chemischer Eigenschaften der Körper über eine empirische, auf die Körperverbindung bezügliche Formel, nach welcher die Elemente unter einander sich immer in unwandelbar bestimmten, ihnen zukommenden Volumen und Gewichtsverhältnissen verbinden; dieses aber stellt das bekannte natürliche Gesetz der scharfbegrenzten, quantitativen Beziehungsverhältnisse, der Werthigkeit — Quantivalenz — dar, welches, wie der Wortlaut es bereits wiedergiebt, das chemische, unter den Körpern waltende Verhältniss ausdrückt und nach der in der Chemie gangbaren Methode controllirbar ist.

Die Therapie muss, wenn sie sich zu einer wissenschaftlichen Arzneiheilkunde hinaufschwingen will, sich auf ein leitendes Gesetz stützen können, kraft dessen es möglich wird, das zur Heilung eines gegebenen Falles erforderliche Mittel sicher und bestimmt zu wählen. Was müsste das nun wohl für ein Gesetz sein?

Das den Arzt am Krankenbette leitende Cardinalgesetz ist unstreitig das, welches, „nach entfernter Ursache schwindet die Wirkung“ lautet — sublata causa, tollitur effectus, und in der That ist es ja auch ganz natürlich und logisch, dass da, wo eine offenbare Ursache zu Tage liegt, diese, sei es auf chirurgischem oder mechanischem oder chemischem oder physiologisch antidotarischem oder hygienischem Wege weggeräumt werden muss, worauf alsdann das Leiden ohne Weiteres ein Ende nimmt und wo das normale physiologische Gleichgewicht ohne alle künstliche Eingriffe einzig und allein durch die Naturheilkraft hergestellt wird. Das Vorhandensein einer solchen Kraft, man nenne sie immerhin wie man wolle, nicht zuzugeben, ist unstatthaft; sehen wir denn nicht auf jedem Schritt, wie und dass die Natur unsern Organismus mit einem so sinnreichen Apparate begabt hat, dass es ihm — im Gegensatz zu der Maschine — möglich wird, selbstständig allen möglichen schädlichen Einflüssen die Stirn bieten, eine temporäre Störung seines Gleichgewichtes ertragen und schliesslich zur normalen Erfüllung seiner ihm obliegenden Pflichten zurückkehren zu können. Sehen wir nicht, wie unser Organismus selbstständig sehr oft als Sieger aus dem Kampfe mit unzähligen Krankheitserregern ohne ärztliche Hülfe nicht allein bei günstigen, sondern oft auch unter den schädlichsten hygienischen Bedingungen

hervorgeht. Das Bestehen dieser unbedingt heilenden Kraft des Organismus legt allen Aerzten aller Schulen, aller Glaubensbekenntnisse und aller Richtungen die Entfernung überhaupt entfernbarer, nächster Ursachen der Krankheit als Haupt- und heilige Pflicht auf.

Sie werden sich wohl dessen noch erinnern können, dass mein verehrter Opponent nach meinem ersten Vortrage Ihnen den Glauben beizubringen suchte, als hätte Hahnemann die Kenntniss der Ursachen der Krankheit als überflüssig betrachtet. In meinen Anmerkungen*) zum stenographisch verzeichneten Texte der Debatten habe ich dargethan, dass mein Opponent im besten Falle das Gelesene nicht verstanden hat, denn Hahnemann erklärt sich höchst kategorisch wie folgt: „Wenn eine die Krankheit erregende oder sie unterhaltende Ursache (causa occasionalis) augenscheinlich vorhanden, so versteht es sich von selbst, dass jeder verständige Arzt diese zuerst hinwegräumen wird. Er wird die Ohnmacht und hysterische Zustände erregenden, stark duftenden Blumen aus dem Zimmer entfernen, den Augenentzündung erregenden Splitter aus der Hornhaut ziehen, den Brand drohenden allzufesten Verband eines verwundeten Gliedes lösen und passender anlegen, die Ohnmacht herbeiführende verletzte Arterie blos legen und unterbinden, verschluckte Belladonna-Beeren u. s. w. durch Erbrechen fortzuschaffen suchen, die in Oeffnungen des Körpers (Nase, Schlund, Ohren, Harnröhre, Mastdarm, Scham) gerathenen fremden Substanzen ausziehen, den Blasenstein zermalmen, den verwachsenen After des neugeborenen Kindes öffnen u. s. w."**) Leider aber sind die Ursachen der bei weitem grössten Anzahl der Krankheiten unbekannt, unerreichbar, daher auch unabwendbar und angenommen auch, dass sie erkenn- und erreichbar wären, so genügte in den meisten Fällen doch auch ihre Entfernung nicht und die Krankheit würde auch unter den vollkommensten hygienischen Bedingungen nicht von selbst, bei Einwirkung aber eines spezifischen Reizes — Arznei — auch unter antihygienischen Umständen sehr schnell schwinden. Die sogenannte Naturheilkraft, Vis medicatrix naturae, kann ihre Kraft nur da erfolgreich entfalten, wo die Grenzen der Widerstandskraft des Organismus nicht überschritten sind, da aber wo dieses der Fall ist und die Krankheit

*) Oeffentliche Vorträge über Homöopathie p. 42—45.

**) Organon 5. Auflage pag. 81.

ungeachtet der abgewandten Ursache nicht unterlässt, sich in ihrer ganzen Kraft zu entwickeln, ihren verhängnissvollen Lauf zu verfolgen und endlich da anzulangen, wo die Entfernung der Ursache nicht mehr ausreichend die Heilung eines anderen Principes bedarf. Hier also endet die Herrschaft der Natur, der Hygiene und des passiven Zuschauens, hier beginnt das Reich der Kunst, der Therapie, des activen Eingreifens von Seiten des Arztes. Ich erlaube mir daran zu erinnern, dass, wenn hier die Rede von dem activen Eingreifen ist, nicht etwa das chirurgische, mechanische, prophylaktische oder hygienische gemeint ist, sondern nur und ausschliesslich das arzneiliche, und dass die Therapie hier im engsten Sinne, also als eine Wissenschaft aufgefasst werden muss, die sich behufs der Krankenheilung speziell der arzneilichen Reizmittel bedient. — Wie aber muss ein Gesetz gestaltet sein, welches die Arzneiwahl bei dem Geschäfte der Krankheitsheilung beherrscht? Lässt sich das Wesen der Krankheit arzneilich behandeln? Gewiss nicht, weil uns das Wesen der Krankheit unbekannt. Wesen und Leben sind identische, für uns ein Geheimniss bildende Grössen; darauf beruht Virchow's Ausspruch „die Therapie könne erst dann sich zu einer Wissenschaft erheben, wenn wir im Besitze einer Biologie sein werden.“ Wir werden indessen gleich sehen, dass diese Ansicht eine durchaus falsche ist, denn diesem Ausspruche zufolge müssten wir, die Hände in den Schoss legend, andächtig auf die Inspiration warten, welche Wesen und Leben unserer Einsicht zugänglich machen könnte. Glücklicher Weise ist das Alles nicht nöthig und zwar aus folgendem Grunde.

Es ist schon vorhin davon die Rede gewesen, dass das Wesen einer Naturwissenschaft in einer doppelten Reihe von experimentellen Thatsachen oder Beobachtungen und einem diese Thatsachen verbindenden Gesetze besteht, welches das stätige und unwandelbare Verhältniss derselben zu einander ausdrückt. Die Therapie als Erfahrungswissenschaft besitzt gleichfalls eine Doppelreihe von Thatsachen und Beobachtungen, d. h. also: einerseits das Bild der natürlichen, andererseits das Bild der Einwirkung von Arzneistoffen auf den gesunden Organismus oder mit andern Worten das Bild der künstlichen Krankheit, folglich muss auch die Therapie, wenn sie in der That eine Erfahrungswissenschaft ist, über ein Gesetz, welches das Verhältniss beider Reihen auf und zu einander ausdrückt zu verfügen haben. Nun ist aber jeder Arzneistoff mehr oder weniger Gift, welches in grösseren oder kleineren

Mengen schädlich, d. h. also krankmachend oder pathogenetisch auf den gesunden Organismus einwirkt, kurz eine arzneiliche oder künstliche Krankheit erzeugt. Demnach wäre es klar, dass die physiologische Wirkungssphäre der Arzneistoffe im gesunden menschlichen Organismuss von dem Standpunkte der künstlichen Krankheiten aus betrachtet werden und dass der Gesammtheit der künstlich im gesunden Organismus erzeugten krankhaften Erscheinungen die generelle Bezeichnung von Pathogenesie beigelegt werden kann. Es folgt also daraus — ich wiederhole es — dass die Therapie als Arzneiheilwissenschaft es mit einer Doppelreihe von Erscheinungen — denen der natürlichen Krankheit oder Pathologie einer- und den Erscheinungen des Arzneienflusses auf den gesunden Organismus oder mit der Pathogenesie andererseits und schliesslich mit einer empirischen, Pathologie und Pathogenesie verknüpfenden Formel zu thun haben muss, welche letztere ihrerseits die constante zwischen Krankheit und Arzneistoff oder zwischen den natürlichen und den Arzneisymptomen herrschende Beziehung ausdrückt. Der generelle Begriff „Symptome" schliesst hier begreiflicherweise Alles zu natürlicher und Arzneikrankheit gehörende ein, d. h. also sowohl functionelles Leiden, als organische und pathologische Umstimmung der Gewebe. Diese Formel ist nun aber von Hahnemann hergestellt und lautet: Similia similibus curantur; sie bestätigt die empirische Thatsache aus Experiment und Beobachtung, dass zwischen natürlicher Krankheit und dem sie zu heilen bestimmten Arzneistoffe eine homöopathische Beziehung obwalten muss, d. h. also eine Aehnlichkeitsbeziehung, oder mit anderen Worten der Arzneistoff muss die Fähigkeit besitzen im gesunden Organismus eine dem zur Heilung vorliegenden Falle höchst ähnliche, arzneiliche Krankheit zu erzeugen. Das nun eben ist das homöopathische Aehnlichkeitsgesetz, welches gleich allen aus der Erfahrung abstrahirten Gesetzen also gleich den Gesetzen der Anziehungskraft, der Reflexion und Brechung der Lichtstrahlen, den Gesetzen der chemischen Verwandtschaft, die gegenseitige zwischen einer Doppelreihe von Erscheinungen — zwischen dem erkrankten Organismus und seinem Heilmittel — herrschende Beziehung ausdrückt und nach den in der Therapie zu diesem Behufe aufgestellten Regeln durch das Experiment controllirt und bestätigt werden kann.

Aus welchem Grunde stützen sich die Astronomen auf das Gravitationsgesetz Newton's? Weil sie dasselbe täglich, ja stündlich

mit demselben günstigen Resultate controlliren und weshalb thun die Homöopathen dasselbe dem Aehnlichkeitsgesetze gegenüber? Weil in seinem Wirkungskreise es ihnen immer ein und dasselbe Resultat giebt, namentlich aber zur leichten, schnellen, milden und gründlichen Heilung aller überhaupt heilbaren Krankheiten führt. Es ist klar, dass derjenige, der das Licht der Sonne nicht sehen will, nur die Augen zu schliessen braucht, das legt aber der Sonne kein Hinderniss in den Weg, in vollen Strahlen zu leuchten und dem Licht Suchenden dasselbe zu spenden.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt weiter und untersuchen wir, welches die Kennzeichen sind, die einer Erfahrungswissenschaft den Stempel der „Wissenschaftlichkeit" aufdrücken und mit welchen Eigenschaften eine Erfahrungswissenschaft ausgestattet sein muss, um des Namens einer Wissenschaft überhaupt würdig zu sein.

Zu den Haupteigenschaften jedweder Wissenschaft, in vollem Sinne des Wortes, gehört, wie Caroll Dunham*) schon treffend bewiesen, die Möglichkeit des bis ins Unendliche reichenden Ausbaus ihrer einzelnen Zweige, ohne dabei sie selbst als Ganzes zu gefährden. Es genügt, um sich davon zu überzeugen, einen Blick auf die schon vorhin angeführten Wissenschaften, Astronomie, Physik und Chemie zu werfen und den colossalen Fortschritt zu beherzigen, den sie seit ihrem Bestehen erreicht haben. Um wie viel vollkommener und ausgebreiteter hat sich seitdem unser Verständniss über die von ihnen untersuchten Thatsachen herausgebildet, um wie viel klarer und schärfer sind unsere Begriffe nun Einzelerscheinungen gegenüber geworden und um welche staunenswerthe Anzahl von neuen, fast tagtäglich an Zahl wachsenden Elementen haben sich seitdem alle diese Wissenschaften bereichert! Sehen wir uns nun aber die Sache etwas gründlicher an und forschen wir nach den Ursachen, welche eine solche Vervollkommnung ermöglichten, so stossen wir immer und überall auf ein und dieselbe Thatsache, die nämlich, der Unwandelbarkeit der empirischen Gesetze, welche ungeachtet des grösstmöglichen Fortschrittes in vollständiger Unabhängigkeit von Theorien und Hypothesen in ihrer Unerschütterlichkeit verharren.

So sehen wir z. B. in der A s t r o n o m i e, dieser exactesten und vollkommensten aller Wissenschaften, ihr allgemeines und Hauptgesetz der Gravitation allen Versuchen gegenüber das Wesen der Attraction er-

*) s. Homoeopathy, the science of Therapeutics.

klären zu wollen, vollständig unabhängig und unantastbar bleiben, die Astronomie müht sich übrigens auch keineswegs mit der leeren Frage über die Ursache der Bewegung von Himmelskörpern ab, sie untersucht lediglich die Bewegung der leuchtenden Körper in ihrer Beziehung zu und auf einander, sowohl im Raume als in der Bewegung um ihre eigene Axe und sucht die zwischen den Planeten herrschende Beziehung zu beleuchten und zu erklären. Mag man immerhin über das Wesen und die Ursache des Newton'schen Gravitationsgesetzes nach Herzenslust müssige Theorien bauen und Hypothesen aufstellen, darum wird doch die empirische Formel weder erschüttert noch geändert, weil sie eben den Ausdruck unumstösslicher Thatsachen, exacter Beobachtungen und positiven Wissens bildet, darin aber gerade liegt die Kraft der Wissenschaft und ihr Unterpfand zu unbegrenzter Vervollkommnung; wie traurig stände es wohl um die Astronomie, wenn ihren Gesetzen eine der vielzähligen, über die Ursache der Gravitäten aufgestellten Hypothesen zu Grunde läge. Ursache und Wesen von Naturerscheinungen bleiben uns Menschen unaufgeschlossen und können allenfalls der Philosophie oder philosophischen Grübeleien und Speculationen zum Gegenstande dienen. Würden aber dann nicht bei jeder neuen Entdeckung, mit jeder neuen Phase der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft, mit jeder neuen Richtung der philosophischen Ueberzeugung ihrer Forscher, alle Hypothesen verworfen und neue aufgestellt, dadurch aber auch frühere Gesetze und Formeln aufgehoben, zugleich mit ihnen aber auch der ihnen entsprechende Zustand der Wissenschaft in einen neuen verwandelt werden; wäre das nicht ein stetiges Bauen mit einem ebenso stätigen darauf folgenden Einreissen? Auf einem so unsicheren und wankenden Boden kann die Wissenschaft weder solide aufgebaut werden, noch liesse sich ein wahrer Fortschritt erwarten.

Die auf die Verbreitung, Reflexion und Brechung der Lichtstrahlen in der Physik Bezug habenden Gesetze sehen wir trotz der grossartigen Leistungen und der Vollkommenheit, die auf diesem Gebiete geschaffen und erreicht wurde, in derselben Unwandelbarkeit beharren; forschen wir nun aber nach den Ursachen der staunenswerthen, mit Riesenschritten einhergehenden Vervollkommnung, so sehen wir, dass dieser thatsächliche Fortschritt in voller Unabhängigkeit von diesen oder jenen Hypothesen über Ursache und Wesen des Lichtes und der Theorie von der Entstehung des Lichtes zu Stande kam. *Die*

Gelehrten mochten einer Ansicht hinsichtlich der Ursachen des Lichtes huldigen, welcher sie wollten, die empirischen Gesetze litten darunter keineswegs, sie befestigten sich im Gegentheil nur noch mehr, trotzten allen Hypothesen, besiegten und stürzten sie. Bekanntlich giebt es zwei Theorien der Lichterscheinungen, die sogenannte Emanations- und die Undulationstheorie, die sich gegenseitig ausschliessen. Wie traurig stände es um die Optik, wenn sie darauf angewiesen wäre, statt auf das unerschütterliche empirische Gesetz, auf die Theorie von dem Wesen des Lichtes sich stützen zu müssen. Vor Beginn des XIX. Jahrhunderts schien die Theorie der Emanation einer besonderen leuchtenden Materie am Meisten für sich zu haben, nach den Untersuchungen von Fiseau, Foucault, Fresnel und Anderer hat die Hypothese der Wellen- oder Undulationstheorie das unbestreitbare Uebergewicht gewonnen. Befände sich die Optik in der Abhängigkeit von der Theorie, so hätten alle praktischen Folgerungen der Emanations-, bei dem Auftreten der Herrschaft der Undulationstheorie in das Nichts versinken müssen, was aber durchaus nicht stattgefunden; oder aber, nehmen wir an, dass die jetzt unter den Physikern herrschende und in der That sehr viel für sich habende Undulationstheorie plötzlich in einer neuen, den Aether betreffenden Hypothese, geändert oder gar gestürzt würde, müsste da nicht auch der ganze auf der Aethertheorie aufgeführte Bau ihr nachfolgen und mit unbeschreiblichem Krach in Trümmern zerstieben? Würde nun aber die frühere Emanationstheorie ihre verlorene Herrschaft wiedererlangen, oder würde eine neue auftauchen, müsste da nicht wieder ganz von Neuem und angepasst an die herrschenden Theorien und Ansichten auch ein neuer Bau aufgeführt werden? Würden wir aber unter solchen Umständen nicht, statt stetig und unbegrenzt fortzuschreiten, in ein beständiges Hin- und Herwanken gerathen und hoffnungs- und zwecklos wie die Arbeit des Sysiphus wäre auch unser durch uns selbst zerstörtes Werk.

Ganz dasselbe geht in der Chemie vor. Die Untersuchungsmethoden sind vollkommener und schärfer geworden; unsere Kenntniss der chemischen Eigenschaften einer Masse sowohl alter als neuer Körper hat sich unermesslich erweitert, das Gesetz aber der Werthigkeitsverhältnisse ist unverändert dasselbe geblieben. Zur Erklärung desselben dient die Annahme, dass die Materie überhaupt aus chemisch untheilbaren Theilen — Atomen — besteht, die sich zu Molekulen vereinigen; die Hauptsache dabei bleibt aber

immer die, dass das Gesetz der stetigen Werthigkeitsverhältnisse als ein aus Experiment und Beobachtung empirisch oder induktiv gewonnenes und, ungeachtet aller künftigen theoretischen Erfolge der Chemie, als natürliches und ewig unerschütterliches dasteht und stehen bleiben muss. Die Zulassung der Hypothese von den Atomen, obgleich sie Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen kann, ist kein Hinderniss und hat nichts weiter mit den Gesetzen zu schaffen. Die Entwickelung und den Fortschritt der Chemie verfolgend kommen wir zu der Einsicht, dass auch sie zu dem von ihr gegenwärtig eingenommenen Standpunkt auf demselben Wege wie alle übrigen Erfahrungswissenschaften gelangt ist, dem nämlich auf dem sie die Vervollkommnung nicht allein ganz unabhängig von den Versuchen, das Wesen der chemischen Verwandtschaft und die Ursachen der Werthigkeitsverhältnisse zu ergründen, sondern nur unter dieser Bedingung und nur ausschliesslich dank dieser Unabhängigkeit von Theorie und Hypothese den hohen Standpunkt, den sie gegenwärtig einnimmt, überhaupt erreichen konnte. Würde die Chemie ihre Entdeckungen auf die Theorie des Aufbauens der Materie, und wäre es auch die solide und vortreffliche atomistische, stützen, so hätte sie auf Sand gebaut und zwar aus dem Grunde, weil die Ansichten und Theorien bezüglich des Aufbaues der Materie sich früher schon geändert haben und sich auch künftig nach Massgabe unseres Wissens und dem jeweilig herrschenden Zeitgeiste auch noch fernerhin ändern werden. Mit jeder neuen Phase im Entwickelungsgange der Wissenschaft, uneingedenk grosser Alles umstimmender Revolutionen; müssen aber auf Theorie erbaute Facta unfehlbar zu Grunde gehen, und es könnte daher auch von einem wahrhaften Fortschritte nicht mehr die Rede sein.

Das Hauptmerkmal der „Wissenschaftlichkeit" der Naturwissenschaften beruht also auf der ihnen inhärirenden Fähigkeit und Möglichkeit, sich unbegrenzt und bis ins Unendliche hinein, bei völliger Unerschütterlichkeit ihrer Erfahrungsgesetze vervollkommnen zu können, was aber nur bei voller Emancipation von zur Erklärung herangezogenen Theorien und Hypothesen möglich wird. Bei Anwendung des oben Gesagten auf die Therapie müssen wir noch hinzufügen, dass, will sie den Rang der Wissenschaftlichkeit erringen, sie auch bei Aufrechthaltung voller, unantastbarer und permanenter Giltigkeit der ihr zur Stütze dienenden Thatsachen, mit der Fähigkeit, sich bis ins Unendliche vervollkommnen zu können, ausgestattet sein muss.

Es bedarf wohl kaum vieler Worte um den Beweis zu führen, dass die herrschende Schulmedizin diesem Haupterforderniss einer Wissenschaft nicht im Entferntesten entspricht.

Die offizielle Schule stützt ihre Therapie auf zwei Methoden, von denen jede hervorragende Anhänger und Repräsentanten aufzuweisen hat.

Ein Theil der diese zwei Richtungen Verfolgenden will die wissenschaftliche Therapie auf die Theorie von dem Wesen der Krankheit begründen, das sind die Rationalisten; der andere verwirft diese Theorie und will seine Therapie auf der numerischen, aus Beobachtung und Erfahrung an Kranken aufgestellten Methode begründen, das sind die Methodisten.

Die Anhänger der ersten von beiden, in der offiziellen Schule herrschenden Richtungen, legen sich den schallenden Titel der „Rationellen" bei; sie sind es, welche beständig danach trachten, die problematische Ursache und das noch problematischere Wesen der Krankheit zu ergründen; sie stellen dieser problematischen Ursache ein in seiner physiologischen Wirkung ebenso problematisches Heilmittel entgegen und kommen so, ohne zu straucheln, schnurstraks auf einen doppelten Holzweg, auf den einen zufolge der Unergründbarkeit des Wesens der Dinge überhaupt, mithin auch der Krankheit, und auf den andern zufolge der prinzipiellen Unvollkommenheit ihrer pharmakologischen Kenntnisse und der vollkommnen Unzulänglichkeit aller pharmakologischen Theorien über die Wirkung von Arzneistoffen. Da nun aber die pathologischen Hypothesen und die pharmakologischen Theorien bei verschiedenen Aerzten auch verschieden und sogar entgegengesetzt sich gestalten und auch einem fast täglichen Wechsel unterworfen sind, so ist die „rationelle" Behandlung einer und derselben Krankheit zu einer gegebenen Zeit bei verschiedenen klinischen Autoritäten eine verschiedene und zu verschiedenen Zeiten abermals eine verschiedene bei einer und derselben Autorität. Dieser unaufhörliche Wechsel individueller Ansichten und hohler Meinungen ist nun das Kaleidoscop, welches die überraschendsten Verwandlungen und Metamorphosen zur Ansicht bringt, die Phantasmagorie der ewigen und stätigen Illusionen, die grossartigste Selbsttäuschung und Verirrung.

Ich werde mich heute, weil das zu viel Zeit in Anspruch nehmen dürfte, nicht mit der Anführung von Beispielen bezüglich der jetzt herrschenden „rationellen Behandlung" beliebiger Krank-

heitsformen von Seiten der gefeiertesten Repräsentanten der klinischen Medizin befassen, obgleich dieser Gegenstand eine treffende und sehr erbauliche Illustration zu der sogenannten „Wissenschaftlichkeit“ der „rationellen“ Schule zu liefern nicht ermangeln würde. In aller Kürze will ich nur noch an die medizinischen Hauptschulen erinnern, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Eine von diesen Schulen theilte alle Krankheiten in zwei grosse Klassen, die der kalten und die der hitzigen, und stellte begreiflicherweise sehr rationell jenen die erhitzenden, diesen die abkühlenden Mittel entgegen. Diese Schule sah und nannte sich die rationelle. Eine zweite Schule ging von der Ueberzeugung aus, alle Krankheiten entständen aus Ueberfluss oder Mangel an Reizvermögen oder wie sie sich ausdrückte der Sthenie und Asthenie, gegen erstere verordnete sie asthenische, gegen letztere hingegen die sthenischen Mittel. Auch diese Schule hielt sich für sehr rationell. Eine dritte Schule glaubte die Ursache aller Krankheiten in Congestion und Stase des Blutes in den verschiedenen Organen erblicken zu müssen und behandelte ihre Kranken mit allgemeinen und örtlichen Blutentziehungen, und es ist Ihnen wohl hinlänglich bekannt, dass weder verheerende Kriege noch die schrecklichsten Epidemien je über die Menschheit so viel Uebel und Elend verhängten, wie der medizinische Vampyrismus, und dass Hahnemann es war, dessen feurige Rede und unverwüstliche Energie der Barbarei der herrschenden Schule Schranken setzte. Diese Schule hielt sich für höchst rationell und blickte mit Verachtung auf die Homöopathen herab, welche die Blutentziehungen verwarfen. Schliesslich triumphirte dennoch wieder die verachtete Homöopathie, die Blutentziehungen coup sur coup siedelten gleich der sogenannten heiligen Inquisition und der Ketzer- und Hexenverbrennung in das Gebiet der Geschichte hinüber, während die rationelle Schule fortfährt auf die Homöopathen mit Verachtung herabzublicken, weil diese es verweigert, ihre gegenwärtige Rationalität als solche anzuerkennen.

Die gegenwärtige rationelle Schule erblickt die Ursache der meisten Krankheiten in dem Vorhandensein von Mikroben und nicht nur Infektions-, sondern auch Hautkrankheiten, Krebs, ja sogar die Warzen verdanken ihr Dasein ihnen entsprechenden Mikroben. Im Sturmschritt auf der Suche nach Mikroben und in Erwartung des grossartigen Zieles, welches sie in der Perspective zu erblicken wähnt, bekämpft die rationelle Schule

Infectionskrankheiten durch innere Desinfection, indem sie gegen dieselben ihr ganzes Antimikrobenarsenal loslässt. Dieses Verfahren gilt bei ihr für höchst und vollkommen rationell, auch ist von allen bisher aufgetauchten rationellen Schulen noch keine so stolz gewesen und keine hat so auf die Wissenschaftlichkeit und die Rationalität gepocht und sich damit so gebläht wie die gegenwärtige. Aber ungeachtet dieser Selbstvergötterung hat die Arznei-Therapie der Infectionskrankheiten, dem Geständnisse der gefeiertesten Berühmtheiten der Schule nach, statt besserer praktischer Resultate nur Misserfolge und statt der Siege nur Niederlagen zu verzeichnen. Gar lange ist es wahrlich nicht her als ich noch Student der hiesigen medizinischen Militairakademie von meinen geehrten Lehrern und später auch im Auslande von den gefeiertesten Klinikern mit Begierde und gläubig die Lehre anhörte, der zu Folge bei allen Infections- und acuten Krankheiten die höchstvollkommenste Rationalität in der Herabstimmung des Fiebers liege und die Fieber bekämpfenden Mittel seien dabei die therapeutischen Hauptmittel. Nicht viel Zeit ist seither verronnen, kaum 15 Jahre, und was sagt die „Wissenschaft" jetzt? Sie sagt die Herabstimmung der Temperatur kürze den Verlauf acuter Krankheiten auch nicht um einen Tag, man habe im Gegentheil eine mehr verspätete Genesung beobachtet und das Fieber sei nicht als Feind, sondern als wohlthätiger, ausgleichender Reactionsprocess des Organismus aufzufassen. Was also noch nicht gar so lange her für so hoch „wissenschaftlich" und „rationell" galt, verfiel so schnell in „Unwissenschaftlichkeit" und „Irrationalität". Heute gelten die Mikroben für des Kranken Feind und schwerlich dürften wir wohl lange darauf zu warten haben, dass auch sie gleich dem Fieber die Bedeutung von Freunden und Wohlthätern oder die eines regulativen Bestrebens erlangen werden, die Antimicrobentherapie aber als unwissenschaftlich und irrationell in die bereits der Ueberfüllung nahe Rumpelkammer der rationellen Schule wird wandern müssen. Dem mag nun sein wie ihm wolle, so steht doch so viel fest, dass die Arzneitheraphie der rationellen Schule stetig auf dem Holzwege war und auch, so lange der Ausgangspunkt für ihr Handeln das Bestreben sein wird, die problematische Ursache der Krankheiten durch Stoffe heilen zu wollen, deren Wirkungsmechanismus gleich problematisch ist, sie diesen selben Holzweg nicht verlassen wird. Bei dem von der rationellen Schule für ihr Handeln gewählten Ausgangspunkte reducirt sich

ihre Wissenschaftlichkeit lediglich auf neue, täglich entstehende aus den Ruinen alter auftauchenden Hypothesen, die aber alle todtgeborenen oder auch unausgetragenen ausgestossenen, Früchten im Foetal- oder Embryonalzustande zu vergleichen sind, die beständig ihren beständigen, eben so lebensfähig wie sie selbst begabten Nachfolgern den Platz einräumen müssen.

Es kann daher von einem stetigen Fortschritt der Arzneitherapie in der rationellen Schule nicht einmal die Rede sein.*)

---

*) Die Redaction des Lancet (22. Feb. 1890) ist der Ansicht, dass durch Vorliebe für unstatthafte Theorien irregeleitet nirgends so viel Unheil angestiftet worden sei als in der Gynaekologie.

„In den letzten 50 Jahren war es geradezu ein Unglück für die Frauen, dass sich eine Spezialität gebildet hatte, welche in ihrer Entwickelung mit den übrigen Gebieten der Medizin nicht gleichen Schritt hielt. Anfangs wurden alle krankhaften Erscheinungen des weiblichen Geschlechts auf Metritis zurückgeführt und Monate lang wurden nun Cauterisationen vorgenommen, die wöchentlich 1—2 mal wiederholt wurden. Später kam Verengerung des Mutterhalses an die Reihe mit Bougies im Gefolge, die wöchentlich eingeführt eine Behandlung für ungewisse Zeit in Aussicht stellten. Diese Theorie wurde verdrängt durch die Ansicht, die falsche Lage des Uterus sei es, die alle Uebel heraufbeschwört und nun wurden die armen Kranken unbarmherzig, ihnen keine Ruhe lassend, tagtäglich mit Pessarien behandelt. Dieser wichtige Fund musste indessen einem noch wichtigeren, der Entdeckung der konischen Portio vaginalis und einem kaum Nadelöhr weitem Orificium den Platz räumen; hier endete das Reich des Pessariums und die Herrschaft des Messers begann, allein diese Methode erwies sich als gefährlich und sogar zum Tode führend. Nun wurde eine neue Ursache und in ihrem Gefolge eine neue Behandlungsweise ersonnen. Alle Uterusleiden hingen von nun an von Ruptur des Mutterhalses ab und es wurde der höchste Triumpf unseres Zeitalters, die höchste Errungenschaft der Wissenschaft gefeiert in der Erfindung der Nath. In letzter Zeit wurde der Uterus, statt ihn in Ruhe zu lassen, scharf massirt. — Erfahrene und gebildete Gynaekologen warnten vor solchen Verirrungen, allein sie fanden kein Gehör. Jetzt wird sogar in den amerikanischen Freistaaten schon das Bewusstsein wach, es sei an der Zeit, die Sache mit nüchternen Augen zu betrachten und vor Kurzem mahnte Dr. Goodell daran, man solle bedenken, dass die Frau neben dem Uterus auch noch andere Organe hat. Einige Uterusleiden sind nicht von nervösen Anfällen begleitet, diese werden vielmehr von jenen hervorgerufen, es ist deshalb erforderlich, auf den Allgemeinzustand des Organismus zu achten, welcher gewisse örtliche Leiden unterhält. Der Verein für Gynaekologie in Philadelphia hat sich bei Gelegenheit der Berathung über die Menstruationsstatistik dahin ausgesprochen, von jeder Operation abstehen zu wollen. — Eine solche Richtung giebt der Hoffnung Raum, es werde in nicht ferner Zukunft die Jagd der Gynaekologie auf neue Pessarien, neue Instrumente und neue Operationen ihr Ende erreichen."

Die zweite Schule, die der Methodisten, beruft sich bei ihrem therapeutischen Handeln auf die Statistik. Wenn von z. B. 1000 Fällen irgend einer Krankheit, sagen wir Cholera oder Diphtherie, bei der Behandlung nach der Methode A 500, auf 1000 Fälle derselben Krankheit bei der Behandlung nach der Methode B nur 300 und wenn nun schliesslich auf 1000 Fälle derselben Krankheit nach der Methode C nur 200 genesen, so gilt die Methode A als die in dieser Krankheit beste und wirksamste. Ohne besonders darauf hinzuweisen, dass diese Methode nur die Mehrzahl der Fälle in Anschlag bringt, die Minderzahl aber unverwerthet lässt, leidet sie an übermässiger Verallgemeinerung und entspricht nicht im Geringsten weder den Anforderungen einer wissenschaftlichen Therapie, welche strenges Individualisiren jedes Einzelfalles erheischt, noch ist sie überhaupt einer Vervollkommnung fähig: In der therapeutischen Statistik kann jede zu einer schon bestehenden hinzugekommene, neue Zahl das schon formulirte Gutachten vollkommen umstimmen und eine minderwerthige Behandlungsmethode in eine hochwerthige umwandeln, daher aber eine völlige Umwälzung in der Behandlungsweise der gegebenen Krankheit zu Wege bringen.

Die sich selbst den pompösen Namen der „wissenschaftlichen" vindicirende, sogenannte physiologische Schule entspricht nun aber ebenfalls nicht im Geringsten der Anforderung der Wissenschaft, der nämlich sich bei unantastbarem Fundamentalprinzipe bis ins Unendliche vervollkommnen zu können.

Sehen wir nun zu ob die Homöopathie diesen Anforderungen Genüge leistet.

Die Homöopathie hat es, wie Sie bereits gesehen haben, mit einem Gesetze zu thun, welches die zwischen zwei Erscheinungsreihen — einerseits der Krankheit — andererseits der Arzneiwirkung — bestehende Beziehung ausdrückt, die Erforschung dieser beiden Erscheinungsreihen wird in der homöopathischen Schule nicht von der Abhängigkeit irgend welcher das innere

---

Es dürfte kaum schwierig sein darzuthun, dass die ganze Geschichte der Medizin nur das Verdrängen unstatthafter Theorien von anderen noch unstatthafteren und das Unheil aufzuweisen hat, welches diese Theorien nicht nur über die Gynakeologie, Laryngologie, Ophthalmologie, Otologie, Chirurgie, besonders aber über das Gebiet der inneren Medizin verhängt haben und noch zu verhängen fortfahren. L. B.

Wesen derselben zu erklären trachtenden Theorien oder Hypothesen beherrscht. Hahnemann's scharfem Blicke entging es keineswegs, dass Voraussetzungen, Meinungen, Ansichten und theoretische Schlüsse aus dem Bereiche einer exacten Erfahrungswissenschaft ausgeschlossen sein müssen, und dass Pathologie und Pharmakologie (d. h. also Pathogenesie) nur den Inhalt dessen bilden sollen, was uns die Natur auf genau und gewissenhaft an sie gestellte Fragen antwortet, damit kann also nichts Anderes gemeint sein, als der Symptomencomplex der natürlichen sowie der künstlichen Krankheit. Dieser Symptomencomplex umfasst eben, wie Hahnemann sich ausdrückt, alle vom Kranken selbst empfundenen, seiner Umgebung sichtbaren und vom Arzte beobachteten Umstimmungen in Geist und Körper; wir verstehen also unter Symptomen alle vom normalen, gesunden abweichende Struktur- und Funktionsumstimmungen in Geist und Körper d. h. also sowohl die objektiven, als auch die subjektiven Erscheinungen der Krankheit, welche zusammengefasst einen Symptomencomplex ausmachend die Krankheit darstellen, welche nur aus ihm unserer Erkenntniss zugänglich wird. Alles, was der Arzt bei seinem Kranken vermittelst der vervollkommneten Explorationsmethode zu beobachten vermag, bildet in der Pathologie für den Homöopathen die Gesammtheit der äusseren Symptome der Krankheit. Diese positiven Resultate der Beobachtung sichern uns feste Unterlagen für die Diagnose. Alles ausserhalb dieses Kreises gelegene: physiologische Theorien, pathologische Hypothesen, scharfsinnige Vermuthungen u. s. w., alles dieses ist für ihn ein wankendes, unsicheres, mobiles, unzuverlässiges und sehr zweideutiges Wissenselement, welches vom Zeitgeiste, von individuellen Ansichten und Meinungen abhängt, folglich auch der sich stetig vervollkommnenden Therapie keine solide Unterlage gewährt. Ebenso bilden in der homöopathischen Pharmakologie alle positiven Thatsachen das Material zur Herstellung des Arzneikrankheitsbildes oder zur Darstellung der unzweifelhaften und positiven Wirkungsweise des Arzneistoffes d. h. also der ganze Complex objectiver und subjectiver Symptome der von dem Arzneistoff erzeugt und mit allen vervollkommneten Explorationsmitteln eruirt wird. Pharmakologische Theorien über den innern Mechanismus der Arzneiwirkung nach problematischen Hypothesen über seine mögliche Wirkungsrichtung auf ein noch nicht entdecktes Nervencentrum u. s. w. werden als unnütz und für die Therapie schädlich verworfen, denn alle problematischen

Voraussetzungen und Vermuthungen schaffen ihr keine solide Unterlage. Die Homöopathie sammelt und schafft nur eine reine Arzneimittellehre, d.h. fern von aller Fiction, Phantasie und allen Hypothesen, als dieselbe belastenden und entwerthenden Dingen, nur feststehende reine Arzneisymptome, welche lediglich das am gesunden menschlichen Organismus angestellte Versuchsresultat in einfacher natürlicher Sprache zum Ausdruck bringen, mithin also eine feste und dauerhafte Grundlage für jedwede der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft angehörende pathologische Theorie.

Erblicken wir hier nicht abermals die vollkommenste zwischen Homöopathie und Erfahrungswissenschaften herrschende Analogie. Sehen wir nicht wie in der Astronomie z. B. vervollkommnete Beobachtungsmethoden, scharfsinnige Erfindung von ausgezeichneten Instrumenten und Teleskopen, Beobachtungen und Entdeckungen gestatten, welche die früheren an Genauigkeit und Umfang weit überflügeln, ohne dass dadurch ihre Grundgesetze modifizirt oder verworfen würden; im Gegentheil sehen wir dieselben durch diesen Fortschritt nur noch tiefere Wurzeln schlagen. In Physik und Chemie sehen wir dasselbe. Ebenso können auch vervollkommnete klinische und pharmakologische Uetersuchungsmethoden zu der Entdeckung neuer klinischer Krankheitszeichen oder neuer pharmakologischer Kenntnisse führen, die empirische, zwischen Arznei und natürlicher Krankheit bestehende Beziehung kann wohl dadurch beschränkt oder erweitert oder vervollkommnet, nie aber aus dem Gebiete der ihr einmal zu Grunde gelegten Aehnlichkeitsherrschaft verdrängt werden. Es mögen nun die Erfolge unseres Wissens in einem gegebenen Bezirke von Krankheiten, beispielsweise dem der Dysenterie, sich gestalten wie sie wollen, es mögen nun was immer für pharmakologische Theorien über die Wirkungsweise des Sublimates aufgetaucht sein, so wird doch die Aehnlichkeit des klinischen Bildes der Dysenterie mit dem der Sublimatwirkung nicht aufhören ein unerschütterliches Factum zu sein und der Mercurius corrosivus wird eben so beharrlich fortfahren eines der Hauptmittel in diesem Krankheitsprocess zu sein. War sonst die Aehnlichkeit zwischen Dysenterie und Sublimatwirkung eine sich mehr auf oberflächliche, objektive und subjective Symptome stützende, so ist jetzt nach Massgabe des Fortschreitens der pathologischen Anatomie und Pharmakologie, ihr Bild auch pathologo-anatomisch ergänzt und stellt hier wieder die auffallendste, zwischen künstlicher und natürlicher Dysenterie herrschende Aehnlichkeit dar.

Ob nun die letzten eben erwähnten Kenntnisse vorhanden, ob noch ferner Forschungen auf diesem Gebiete in Aussicht stehen, die empirische, zwischen beidenKrankheiten obwaltende Aehnlichkeit wird dennoch in alle Ewigkeit hinein bestehen, mit ihr zugleich auch die dem Experimente entnommene Thatsache, und der Sublimat wird ebenfalls nicht aufhören, in alle Ewigkeit ein ausgezeichnetes Mittel in der ihm entsprechenden Form der Dysenterie, zugleich aber auch ein glänzender Beweis der Wahrheit des Aehnlichkeitsgesetzes zu sein. Nehmen wir ein anderes Beispiel: Es mögen sich die Ansichten über die Cholera, das Wesen der Arsenik-, Veratrum- und Kupfersalz-Wirkungen gestalten und ändern wie sie wollen, so bleibt darum doch die Aehnlichkeit des klinischen Bildes der Cholerastadien mit dem der Vergiftung durch diese Stoffe unerschütterlich feststehen und Arsenik, Veratrum und Cuprum werden für immer vortreffliche Heilmittel der Cholera bleiben. Neue Forschungen werden uns vielleicht noch besser das Bild von Dysenterie und Cholera darstellen, neue Mittel aufdecken, die Bedeutung aber der obengenannten Stoffe wird im Bereiche der Aehnlichkeit nie und nimmer durch neue Forschungen, welche sie auch seien, vernichtet werden.

Es kann schliesslich auch noch die Möglichkeit eintreffen, dass in den Erfahrungswissenschaften nach Massgabe ihrer Entwicklung und Anhäufung von Thatsachen, auch die empirischen Gesetze noch ein umfangreicheres Gebiet beherrschen werden, sich verallgemeinern, was in der Chemie auch schon der Fall ist. Nach Massgabe der Bereicherung unseres Wissens über die Eigenschaften der Körper hat das von Kawendisch aufgestellte Gesetz der chemischen Verwandtschaft sein Gebiet vergrössert und hat einen Theil der von Dalton aufgestellten atomistischen Theorie gebildet, welche ihrerseits wiederum der weit umfangreicheren Theorie Faraday's (über die Identität der chemischen Verwandtschaft mit der elektrischen Anziehungskraft) wich; diese letzte wird nun aber weiter von der Theorie Maxwell's aufgenommen und es ist wohl kaum einem Zweifel unterworfen, dass einst eine Theorie sich Bahn bricht, welche alle vorhergehenden in sich aufnimmt, so zu sagen resorbiert. Inmitten aber aller dieser Theorien verharrt die praktische Chemie in ihrer alten gewohnten Unerschütterlichkeit.

Ebenso ist es möglich und in der That nicht nur möglich, dass das Aehnlichkeitsgesetz einst ein allgemeines therapeutisches Gesetz wird bilden helfen, allein die Entdeckung desselben wird

spurlos an der praktischen Seite der Homöopathie vorübergehen. Die homöopathische Pharmakologie ist noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt, auf diesem Gebiete ist noch eine grosse Ernte vorauszusehen, der Bau der Homöopathie ist lange noch nicht vollendet und wird mit so manchem schönen, hinzukommenden Stockwerke geschmückt sich zu einer Höhe erheben, der, mag sie noch so gross sein, ein unerschütterlicher Unterbau zu sicherer Stütze dient. Es ist also klar, dass die Homöopathie der Hauptanforderung der Wissenschaft unbedingt Genüge leistet, der nämlich, sich bis ins Unendliche entwickeln und sich ebenso mit bis ins Unendliche in derselben Richtung angesammelten Thatsachen bereichern zu können, ohne dass irgend ein, auch der kleinste Theil ihres Baues, noch seine Grundpfeiler, dadurch gefährdet würden.

Das zweite Kennzeichen der „Wissenschaftlichkeit" einer inductiven Wissenschaft besteht in der Möglichkeit, auf sie die deductive Methode anwenden zu können, d. h, also von dem allgemeinen, inductiven Gesetze ausgehend, vermöge des Urtheils, ohne Zuhülfenahme dei Beobachtung aus ihm praktische Anwendungen für gesonderte Fälle abstrahiren zu können und die inductiven Gesetze auch auf neue in der Realität noch nicht erschienene Fälle auszudehnen, mit anderen Worten das Eintreffen noch nicht da gewesener Thatsachen voraussehen und vorhersagen zu können. Kurz würde die Aufgabe also lauten: auf Grund vorhandener Erfahrungsgesetze und einer Reihe von Erscheinungen eine andere unbekannte Erscheinungsreihe zu finden und zu bestimmen.

Die Möglichkeit einer solchen Vorhersagung tritt uns auf das Evidenteste in der exactesten aller Wissenschaften der Astronomie entgegen: mit mathematischer Genauigkeit sagt sie Sonnen- und Mondesfinsternisse, die gegenseitige Stellung dieser Leuchten zu einander, zu jeder gegebenen Minute und für Jahrzehnte und Jahrhunderte voraus. Eine der glänzendsten Lösungen dieser Aufgabe ist die Entdeckung des Neptuns. Es ist bekannt, dass die Bahnen der Planeten, hingen diese einzig und allein von der Anziehungskraft der Sonne ab, eine regelmässige Ellipse bilden würden, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet; da nun aber die Planeten auch noch unter dem Einflusse der gegenseitigen planetaren Anziehungskraft stehen, so bekommen sie bei ihrem Umlaufe eine andere, etwas von der Ellipse abweichende Richtung; diese Abweichung der Richtung nun ist die, welche den Namen

der Perturbation trägt. Auf Grund nun der genau beobachteten Perturbation des Uranus hat Le Verrier das Dasein eines anderen, vor ihm vollständig unbekannten, von Keinem gesehenen Planeten vorhergesagt, indem er dabei Grösse, Durchmesser, Umfang, Masse, Dichtigkeit, Entfernung und den Umlauf um die Sonne durch Berechnung bestimmte. Die Aufgabe war also folgendermassen gestellt: Aus dem vorhandenen Erfahrungs-Gesetze der Anziehungskraft und einer gegebenen Beobachtungsreihe, nämlich der beobachteten, aber noch nicht erklärten Perturbation des Uranus, solle die zweite unbekannte Erscheinungsreihe gefunden werden. Lange und zahlreiche mathematische Berechnungen ergaben, dass diese zweite Erscheinungsreihe ihre Ursache in der Anziehungskraft eines noch unbekannten Planeten habe, der Planet habe nach der Berechnung einen bestimmten Umfang und habe seine bestimmte Stellung im Himmelsraume. Sechs Monate später wurde in der That mit Hülfe des in der angegebenen Richtung aufgestellten Teleskopes der Planet Neptun von einem andern Astronomen — dessen Namen mir entfallen — aufgefunden und so die vollkommene Richtigkeit der Berechnung Le Verrier's und somit die Richtigkeit des ihr zu Grunde liegenden inductiven Gesetzes dargethan.

Dasselbe finden wir auch in der Chemie; das natürliche System der Elemente Prof. Mendelejeff's ermöglicht das Vorhandensein noch nicht entdeckter Elemente mit Bestimmung ihres Atomengewichtes und ihrer chemischen Eigenschaften vorher zu sagen. So z. B. war das Gallium noch nicht entdeckt, aber sein Dasein war schon vorher gesagt, sein Atomgewicht berechnet und seine Stelle in der Reihe der chemischen Elemente war ihm bereits angewiesen, namentlich aber zwischen dem Aluminium und dem Indium. Ferneren Forschungen gelang es auch das Gallium mit seinen ihm vorhergesagten chemischen Eigenschaften zu entdecken.

Das Auffinden der Ordnung, in welcher Beobachtungsthatsachen vor sich gehen, die Entdeckung des Gesetzes, dem Naturerscheinungen gehorchen, um so mehr aber, noch nicht beobachtete Erscheinungen, die aber über kurz oder lang zu Gesicht kommen müssen, vorherzusagen, das Alles heisst in dem Bereiche der Erfahrungswissenschaften die höchste Vollkommenheit erreicht, die Sprache der Natur und den Sinn ihrer Gesetzgebungsweise richtig und gebührend verstanden zu haben. Weiter über diesen Vervollkommnungspunkt hinaus sich zu entwickeln, ist für Naturwissenschaften ein Unding; die geheimen Triebe der

schaffenden Natur, das innere Wesen und die Ursachen ihrer Schöpfungsweise bleiben dem begrenzten Fassungsvermögen des Menschen für immer verborgen, und mit vollem Rechte sagte Goethe: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.“

Alles oben angeführte auf die Therapie anwendend, müssen wir abermals darauf hinweisen, dass sie als Erfahrungswissenschaft, welcher eine Doppelreihe von Erscheinungen, die der natürlichen Krankheit einerseits und der künstlichen andererseits, zur Verfügung steht, durchaus auch im Besitze nicht allein eines, das allgemeine und stetige, zwischen beiden Erscheinungsreihen bestehende Verhältniss ausdrückenden Gesetzes sein muss; sie muss auch noch im Stande sein, die deductive Aufgabe zu lösen, welche darin besteht, vermöge des Induktions-Gesetzes auch in der Zukunft liegende Thatsachen vorherzusagen und zwar nach dem Ihnen schon bekannten Typus: Auf Grund des therapeutischen Gesetzes und einer gegebenen Erscheinungsreihe die Art und Weise der Beschaffenheit einer zweiten Serie zu bestimmen und vorherzusagen. Es muss also die Therapie, der ein therapeutisches Gesetz und Beobachtungsmaterial über eine Krankheit zu Gebote steht, genau voraussagen, wie die Wirkung eines Mittels, wenn dieses auch noch, sowohl an und für sich als in seiner Wirkung, vollständig unbekannt, gestaltet sein muss, um eine gegebene Krankheit zu heilen. Umgekehrt aber muss sie, im Besitze eines therapeutischen Gesetzes und einer bekannten Arzneiwirkung, im Stande sein vorherzusagen, welche natürliche Krankheiten ihrem, der Arznei, Wirkungsbereiche entsprechen, obgleich diese Krankheiten weder bekannt, noch überhaupt von irgend jemand irgendwo beobachtet worden wären.

Ich werfe abermals, sine ira et studio, die Frage auf: entspricht wohl die Therapie der herrschenden Schule diesen Anforderungen?

Unbestritten nicht im Geringsten.

Der rationellen Schule dienen als Ausgangspunkte für ihr therapeutisches Handeln die Theorie des Wesens der Krankheit und die der Arzneiwirkungsweise; sie ist daher weder im Stande, im Voraus auf die noch unbekannten Mittel hinzuweisen, welchen eine gegebene Krankheit entgegensteht, noch auch im Voraus

zu bestimmen, welche Mittel als heilende bei einer noch unbekannten und auch noch nicht beobachteten Krankheit angewandt werden könnten, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Theorien über Krankheitswesen und Arzneiwirkung einem fast täglichen Wechsel unterworfen sind, so dass das gestern in höchst rationellem Nimbus Glänzende heute als irrationel und unsinnig verworfen wird, dadurch aber ist auch ein für einen Monat oder ein Jahr im voraus entworfener Heil-Plan für sie ein unerreichbares Etwas, weil eben der zukünftige Zustand ihrer Theorien stets eine unbekannte und unbestimmbare Grösse ausmacht.

Die statistische Schule, welche das, aus dem Vergleiche der Wirksamkeit verschiedener therapeutischer Methoden einer Krankheit gegenüber numerisch abstrahirte Resultat zum Ausgangspunkte ihres therapeutischen Handelns erwählt hat, kann begreiflicherweise die in Frage stehende Aufgabe eben so wenig lösen, weil ihre Deduction sich aus einer gewissen Anzahl der auf Aeskulap's Altare Geopferten formulirt und sie daher ohne vorangegangene bittere und beklagenswerthe Erfahrungen ausser Stande ist, im Voraus zu bestimmen, welche von ihren zahlreichen Methoden in einem in Aussicht gestellten Falle die wirksamste sein dürfte.

Die privilegirte Therapie kommt also auch dieser zweiten Anforderung nicht nach.

Wie nun aber steht es mit der Homöopathie?

Schon der Name „Homöopathie" und ihr Erfahrungsgesetz: „Aehnliches heilt Aehnliches" zeigen von vorne herein, dass bei einer gegebenen Erfahrungsreihe, nehmen wir beispielweise die einer gegebenen Krankheit, das induktive Gesetz der Relation auf das entsprechende Heilmittel, wenn es überhaupt schon im Heilschatze vorhanden, hinweisen oder aber zum voraus die physiologischen Eigenschaften noch ungeprüfter Arzneistoffe bestimmen muss. Diese beiden Hinweise gewähren dem Vertrauen eine absolut unerschütterliche Stütze auch dann noch, wenn auch nicht ein einziger Fall der gegebenen Krankheit weder zur Beobachtung noch zur Behandlung gelangte. Ist nun aber im entgegengesetzten oder umgekehrten Falle ein Arzneistoff physiologisch gründlich geprüft oder, was dasselbe ist, sind seine pathogenetischen Eigenschaften vollständig eruirt, so ist der Arzt vollkommen

im Stande, die Krankheitsform zu bestimmen, in der er — der Arzneistoff — zu einem Heilmittel auch dann wird und werden muss, wenn diese oder dergleichen krankhafte Formen nie zur Beobachtung gelangten und auch noch nie den Gegenstand seiner oder überhaupt der ärztlichen Praxis ausmachten. Jeder homöopathische Arzt löst dergleichen Deductions-Aufgaben fast täglich, indem er Patienten mit ganz besonderen und ausnahmsweise charakteristischen Beschwerden und subjektiven Erscheinungen begegnet und mit vollkommener Sicherheit und mit dem ebenso vollkommenen Vertrauen ein mit seiner Pathogenese in ähnlicher Beziehung zu vorliegendem Krankheitsbilde stehendes Mittel auch in dem Falle verordnet, wenn ihm dergleichen Krankheitserscheinungen nie unter die Augen traten. Ich unterlasse es Ihnen aus eigener Erfahrung dergleichen Eventualitäten aufzutischen und beschränke mich nur auf das Heranziehen eines historischen, zum Beweise dienenden Factums.

Als die Cholera von Asien her zum ersten male auf Europa, überall panischen Schreck verbreitend, heranrückte, rechtfertigten sich die Aerzte der alten Schule angesichts ihrer Ohnmacht gegenüber dem grausamen Feinde damit: die Krankheit sei eine neue, vollständig unbekannte, pathologisch noch nicht untersuchte und ergründete, die Behandlung aber aus total mangelnder Erfahrung eine noch vollkommen unbestimmbare. Hahnemann aber, der diese Krankheit eben so wenig wie die oben erwähnten Koryphäen der alten Schule gesehen hatte und sie nur der Beschreibung ihrer Symptome und der ihres Verlaufes nach kannte, wies, geleitet von seinem therapeutischen Gesetze, mit dogmatischer Bestimmtheit auf Camphora, Veratrum, Cuprum, als auf die Mittel hin, welche am erfolgreichsten den Kampf mit der Cholera bestehen würden, indem er zugleich auch scharfe Indicationen für jedes dieser Mittel stellte, welche sich später auch auf das Glänzendste bewährten. Die Cholera überfluthete Europa und traf die Allopathen wie aufs Haupt geschlagen und ohnmächtig dastehend an, während die Homöopathen wohl gerüstet ihr einen mächtigen Damm entgegen stellten. Die unberechenbaren Vorzüge der Homöopathie in der Cholera wurden von allen gewissenhaften und redlichen Aerzten sowohl, wie von den staatlichen gewählten und mit der vergleichenden Untersuchung der Resultate beider Schulen betrauten Commissionen,

wie das z. B. in England der Fall war, auf das Eklatanteste bestätigt. Das zweite 1848 stattgehabte Auftreten der Cholera ereilte die alte Schule und traf sie in demselben trostlosen Zustande wie vor 19 Jahren an, ungeachtet dessen, dass seither die Krankheit für sie keine unbekannte mehr sein konnte, dass die Pathologie derselben schon namhafte Fortschritte in der Erkenntniss gemacht, ungeachtet endlich dessen, dass die unzähligen früher schon beobachteten Fälle ein Material geliefert hatten, welches, zuverlässige Urtheile und Indikationen zu abstrahiren, mehr als vollkommen ausreichen musste. Zur Zeit der jüngsten Epidemie, als die wissenschaftliche Medizin nach dem Auspruche ihrer Koryphäen schon den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, hat auch der Koch'sche Kommabacillus — diese helle Leuchte der Wissenschaft der Gegenwart — nicht vermocht, die alte Schule vor einer vollkommenen Niederlage zu bewahren, denn weder herrscht Einigkeit über die rationelle Behandlung der Cholera, noch sind die Resultate der arzneilichen Behandlung weniger traurig und verzweifelt, noch die Sterblichkeit geringer, als vor fast sechs Dezennien, und das Alles ungeachtet der grossartigen Fortschritte im Bereiche der Pathologie, Physiologie und Mikroscopie! Was aber erblicken wir im gegenseitigen Lager, dem der Homöopathen? Jedes neue Auftreten der Cholera, jede neue epidemische Invasion trägt von neuem bei, die Unumstösslichkeit des Vorzuges ihrer Therapie, vor allem andern durch bedeutend geringere Sterblichkeit zu beweisen, zugleich aber stellt sich auch noch die belehrende Thatsache heraus, dass die von Hahnemann nach dem treu wiedergegebenen Bilde der Cholera gewählten Mittel auch jetzt nach 60 Jahren noch nicht aufhören, ebenso wirksam zu sein, wie damals und es 1000 Jahre nach uns auch noch sein werden! Das nenne ich eine Wissenschaft und deshalb bin ich der Homöopathie mit Leib und Seele ergeben.

Eines zweiten Beispieles muss ich, und sei es auch in aller Kürze, noch erwähnen, es betrifft die Einführung des Cyanquecksilbers in die homöopathische Pharmakologie als eines Hauptmittels bei Diphtherie. Im Winter von 1863 auf 1864 erkrankte der einzige 8jährige Sohn des damals in Petersburg practicirenden Dr. Villers schwer an Diphtherie. Die Krankheit schritt täglich unaufhaltsam vorwärts, das schmutzig-graue foetide Exsudat hatte schon die ganze Rachenschleimhaut bedeckt und begann hinab zum

Kehlkopfe zu steigen, die Kräfte des Kindes versagten; stertoröses Athmen und fadenförmiger Puls waren schon als die Vorboten der Asphyxie aufgetreten; da wurde — am 8. Krankheitstage — Dr. Beck, an den sich wohl noch manche hier Anwesende erinnern werden, hinzugezogen. Es muss daran erinnert werden, dass damals die Diphtherie als epidemische Krankheit den Aerzten der 60. Jahre noch eine neue Krankheit und die homöopathische Therapie derselben noch nicht ausgebildet war. Angesichts der Wirkungslosigkeit aller bisher in Anwendung gebrachten Mittel, angesichts der verzweifelten Lage des Kindes und der nicht weniger verzweifelten des Vaters, seines Freundes, sank auch Dr. Beck der Muth; allein da fiel es ihm plötzlich ein, er habe in der Bibliothèqe homoeopathique de Genève die Vergiftungsgeschichte mit Cyanquecksilber einer ganzen Familie gelesen, und dass das an dem kleinen Villers sich ihm darstellende Krankheitsbild in höchster Aehnlichkeit die gelesene Vergiftungsgesichte reproducire, bei der die Section brandige Zerstörung des Rachens nachgewiesen hatte. Bisher war das Cyanquecksilber noch von keinem Arzte in der Diphtherie angewandt worden; Dr. Beck indessen, gestützt auf das Aehnlichkeitsgesetz, war überzeugt, dass das Cyanquecksilber diesem Falle vollkommen entspricht und dass in ihm für den kleinen Villers die ultima salutis ancora liege. Geschwind wurde in der homöopathischen Apotheke des jetzt noch lebenden Herrn Flemming die 6. Centesimalverdünnung von Cyanquecksilber hergestellt und schon nach ein paar Stunden bekam das Kind die erste Gabe. Nach einigen Gaben trat schon subjective Besserung auf, es stellte sich bald Schlaf ein, der bis an den nächsten Tag dauerte, Patient erwachte am nächsten Morgen Nahrung verlangend und schon nach 24 Stunden war das Exsudat beseitigt; von nun an schritt die Genesung rasch vorwärts. Seit der Zeit hat sich diese günstige Wirkung des Cyanquecksilbers Millionen von Malen bestätigt, so dass seine Heilkraft der Diphtherie gegenüber über alle Zweifel erhaben ist.

Liest man von allen Enden der Erde, auch von den überseeischen her, über die Erfolge der Homöopathie bei Cholera und Diphtherie, so begreift man das Gefühl, welches im Innern ihrer Anhänger rege werden muss, wenn sie den Sieg des therapeutischen Gesetzes vor Augen haben, welches im Stande war, Mittel gegen so mörderische Krankheiten wie Cholera und Diphtherie im Voraus

zu bestimmen. Eine solche Vorhersage ist nur exacten Wissenschaften zugänglich und solch eine exakte Wissenschaft ist auch die homöopathische Therapie; und das ist auch der Grund, weshalb ich ihr mit Leib und Seele anhänge.

Meine Zeit ist bald um, ich muss schliessen.

Ich habe also die Möglichkeit des Bestehens von Wissenschaft im Bereiche der Therapie, zugleich aber auch auf die Anforderungen hinweisen wollen, denen die Therapie nachzukommen hat, wenn sie den Namen einer Wissenschaft anstrebt. Sie haben gesehen, dass eine solche Wissenschaft sehr gut möglich ist, nur muss sich die Therapie nicht über die ihr gebührenden Grenzen hinauswagen, sondern das den Erfahrungswissenschaften zukommede Gebiet einhalten, welche sich nicht auf die Suche des Absoluten, noch auf die der Ursache und des Wesens der Anziehungskraft des Lichtes, der chemischen Verwandtschaft, des Nervenfluidums u. s. w. u. s. w. begeben, sondern in den Grenzen der empirisch aufgestellten, die gegenseitigen Beziehungen der Körper, Thatsachen und Erscheinungen ausdrückenden Formel verharren. Alle in den Naturwissenschaften herrschenden Gesetze haben die Bedeutung wissenschaftlich empirischer, durchaus aber nicht wissenschaftlich rationeller. Die Therapie hat aber im Vergleiche mit anderen Erfahrungswissenschaften mit einem höchst komplizirtem Erscheinungskomplexe, um nicht zu sagen einer ganzen Erscheinungswelt, zu schaffen, sie muss sich also ganz besonders von dem Bestreben, sich über andere ihr verwandte Zweige des menschlichen Wissens zu erheben, ganz und gar befreien. Da nun ferner die inneren Ursachen und das Wesen der Krankheiten unserem Wissen unaufgeschlossen sind, so ist auch eine Indicatio causalis et morbi ein unausführbares Etwas, es wäre daher eine rationell wissenschaftliche Therapie nur in dem Falle möglich, wenn uns das Wesen des Lebens und der organischen Welt aufgeschlossen würde; das ist aber ein Buch mit sieben Siegeln, das uns kaum je aufgedeckt werden dürfte; es wird also wohl auch die causale gegenseitige Beziehung zwischen dem Wesen pathologischer Prozesse und dem Mechanismus der Wirkung von Arzneistoffen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aufhören, für uns ein Räthsel zu bleiben. Die Therapie kann und darf nach Analogie mit anderen Erfahrungswissenschaften nichts

anderes als eine empirisch wissenschaftliche Lehre sein, deren Elemente, wie Sie gesehen haben, in der Wirkung natürlicher Krankheitserreger auf den Organismus einerseits, andererseits in der Wirkung arzneilicher Krankheitserreger auf denselben Organismus bestehen und schliesslich muss sie auch noch im Besitze einer leitenden, auf die Anwendungsweise des Arzneierregers dem natürlichen Krankheitserreger gegenüber bezüglichen Maxime sein, um ihr Ziel, die Heilung, zu erreichen. Die offizielle Therapie verschmäht diesen einzig wahren Weg, sie entgleist auf der Bahn der empirisch wissenschaftlichen Therapie und obgleich sie auf dem Kothurn der Rationalität einherstolzirt, hat sie doch nur Misserfolge und beständigen Wechsel ihrer Handlungsweise, daher totale Gesetzlosigkeit zu verzeichnen; da sie nun aber die Nothwendigkeit eines allgemeinen therapeutischen Gesetzes nicht zugiebt und läugnet, so verfällt sie in grobe mit der Wissenschaft nie vereinbare Empirie. Zur Schande der offiziellen Medizin dient auch noch der Umstand, dass die Resultate ihres Handelns die besten da sind, wo sie ihre Mittel in Folge ihrer früher schon oft bewährten günstigen Wirkung, also doch wohl grob empirisch, in Anwendung bringt, wobei sie aber von ihrer Wirkungsweise sich durchaus keine Rechenschaft zu geben weiss; ich erinnere hier nur an die Behandlung des Wechselfiebers mit Chinin, der Syphilis mit dem Quecksilber und der Scrophulosis mit den Jodpräparaten. Dass die Homöopathie über gleich wirkungskräftige Mittel allen überhaupt heilbaren Krankheiten gegenüber zu verfügen hat, dürfte Ihnen genugsam bekannt sein; würde sie nun aber eine Sammlung aller nun schon seit fast einem Jahrhundert ununterbrochen dauernder Controlle ihrer Mittel, die empirisch gegen gewisse Krankheiten anwendbar wären, veranstalten, so würde sie in diesem Falle ungeachtet des kleinen Alterunterschiedes von 1000 und mehr Jahren eine höchst würdige Stellung neben ihrer ältern Schwester einnehmen können. Allein die Homöopathie ist, wie Sie wissen, lange nicht eine empirische Therapie, sie wendet ihre Arzenien nicht auf Grund der von ihnen erlangten Berühmtheit in Heilung gewisser Krankheiten an; sie besitzt in ihrer Wirkungsphäre ein therapeutisches Gesetz, welches ihr die Möglichkeit verleiht, das individuell spezifische Mittel für jeden Einzelfall zu bestimmen; es gestattet ihr ohne Beeinträchtigung desselben, sich bis ins Unendliche zu entwickeln und auszubilden,

ja sogar noch vor gemachter Beobachtung und veranstalteter Experimente, lediglich auf dem Wege der Deduktion, das Eintreffen von Thatsachen und Erscheinungen vorherzusagen, wobei die goldene Wahrheit der Homöopathie immer glänzender den Augen der Sehenden und sehen Wollenden entgegentritt. Daraus folgt also, dass die Homöopathie um Kopfeslänge wenigstens ihre ältere Schwester überragt und in der Reihe älterer und mehr ausgebildeter Wissenschaften, berechtigt und durchdrungen von ihrem Eigenwerthe, eine höhere Stelle einnehmen muss, als diese. Gleich anderen Erfahrungswissenschaften, welche ohne Kenntniss von Ursachen und Wesen der Materie und ihrer Gesetze grossartige, auf empirischen Gesetzen beruhende Resultate den Augen der staunenden Welt vorführten, hat auch die Homöopathie, welcher die verborgene Urkraft des Lebens, das Wesen der Krankheit und das der Arzneiwirkung ebenso unbekannt sind, wie der herrschenden Schule, dennoch, dank ihrem inductiven Gesetze, die Therapie aus dem Dunkel des grobempirischen Kunstgriffes in das helle Reich der empirisch-wissenschaftlich-positiven Wissenschaft erhoben.

Ich bin zu Ende; Alles, was ich sagen wollte, ist gesagt.

Jetzt, verehrte Anwesende, ist an Ihnen die Reihe, zu entscheiden, auf welcher Seite das Recht gelegen, ob auf der, die als Gegenbeweise nur Wörter hat, welche sie mit den wohlklingenden Eigenschaften wie „Homöopathie ist Propaganda der Unwissenheit, sie ist ein Leugnen der Wissenschaft“, ausschmückt, oder auf der, welche die Homöopathie als eine Propaganda der wohlthätigsten Wahrheit, als eine glänzende positive Wissenschaft betrachtet, welche strenge Ordnung und Gesetze in die Medizin, in ihren praktischen Theil aber und seine Finsterniss eine Leuchte brachte, die jetzt dort Licht verbreitet?

Medizinische Quellenstudien.

Entwickelungsgang des Aehnlichkeitsaxioms von Empedokles bis auf Hahnemann.

Von

J. F. Katsch, Dr. med. u. prakt. Arzt etc.

Multa namque invenio ab antiquis ad unguem demonstrata, quae tamen hodie a plerisque nec propter ignorantiam intellecta nec propter socordiam intelligi tentata. Adde quod nec, cui sunt cognita, ab hoc etiam juste sunt examinata.
Galen (ed. Kühn) Tom. II, p. 179.

Einleitendes Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist eine Quellenstudie; sie soll den verschiedenen neueren Parteien in der Medizin gerecht werden, selbst aber keine Parteischrift sein. Sie soll namentlich keinerlei einseitige Propaganda machen, sondern auf dem Boden steter historischer Beweise aus der ärztlichen Literatur des Alterthums und des Mittelalters besonders darthun, dass und warum die bis heut gehegten Anschauungen über das Verhältniss zwischen Allopathie und Homöopathie irrig und unhaltbar sind.

Ich habe diese Arbeit unternommen, den besonnenen Aerzten aller Parteien zur Veranschaulichung, dass gerade aus der Geschichte unserer Gesammtwissenschaft ein Anlass zu nörgelndem Hader und fruchtlosem Gezänk unmöglich entnommen werden kann, sondern dass vielmehr die Homöopathie einer althistorisch-berechtigten und nur allzulange vergessenen Pflicht folgt, wenn sie den zweitmöglichen und längst beschritten gewesenen Weg zur Ausbildung ärztlicher Kunstheilungen in unserem Jahrhunderte abermals aufnahm und dem uralten Axiom: „Similia similibus" eine erneute Aufmerksamkeit zuwandte. Ich habe die Arbeit aber auch unternommen, um einseitiger Leidenschaftlichkeit und lärmendem

Hasse einen unantastbaren, wissenschaftlichen Beweis zu liefern, wie absolut verfehlt, ja! wie gänzlich sachunkundig und abstrus die Gehässigkeit so mancher zeitgenössischer Angriffe gegen die sogenannte Homöopathie erscheine, wenn auf dieselben das klärende Licht der Geschichtsforschung reflectirt wird.

Gerade diese Beleuchtung lässt den stolzen Ausspruch neuerer Zeit: „Die Medizin ist eine Erfahrungswissenschaft" als eine glänzende Lüge erkennen und somit fast Alles, was man aus ihm folgerte, für hinfällig.

Das ist demüthigend und folgenschwer, denn es wird unabweissliche Pflicht, bei der Beurtheilung medizinischer Systeme diese Wahrheit zum Ausgangspunkte — wenigstens einer theoretisirenden Kritik — zu nehmen.

Eben so wenig darf aber auch vergessen werden, was man im jetzigen Zeitalter so gern vergisst, dass im Gebiete der Medizin sich Wissenschaft und Kunst verschwistern oder doch verschwistern sollten; man spricht ja nicht umsonst von einer „Heilkunst".

Aber in jeglicher anderen Kunst bleibt das Material, an welchem sie zu operiren hat, constant und wandellos. Der Marmor, das Oel, die Saiten können in gleich brauchbarer Qualität stets zweckgemäss beschafft werden. Aber das Substrat der Heilkunst ist der belebte Menschenleib; wie er selbst sich wandelt, so wandelbar sind in ihren Combinationen auch die äusseren Einflüsse, mit welchen er in steter Beziehung steht; so wandelbar sind oft, selbst bei scheinbar gleicher äusserer Form seiner Erkrankungen, deren Ursachen und Bedingungen. So hätte denn gerade dieser stete Wechsel der Erscheinungen zu doppelter Vorsicht, Geduld und allseitiger Prüfung mahnen sollen, bevor man es unternahm, ihn unter Regeln und Gesetze zu bannen. Dahingegen lehrt die Geschichte unwiderleglich, dass die Medizin bereits da, wo sie zuerst aus tiefstem Dunkel hervortritt und ihre schwankenden Schritte beginnt, um aus dem bisher erworbenen, dürftigen Material sich zu einer Wissenschaft allmälig zu consolidiren, dennoch bereits die Kunst zu heilen abhängig gemacht hatte von Theoremen, die späterhin als Dunst und Rauch sich erwiesen. Nur so erklärt sich uns die leidige Thatsache, dass die Medizin fast in demselben Grade, wie sie als Wissenschaft allmählig zu einer ehrfurchtgebietenden Gestalt emporblühte, immer schwächer, immer skeptischer ward als Heilkunst, weil sie — je länger

um so lauter — daran verzweifelte, aus der überkommenen, mythenreichen Heilmittellehre sich ein Werkzeug zurüsten zu können, welches ihren wissenschaftlichen Ansprüchen an eine Kunstheilung Genüge zu leisten vermöchte. Seit einigen Decennien erst sonderte aus dem grossen Mutterverbande eine Partei sich wiederum ab, deren Streben es bildet, gerade dort Hand anzulegen, wo die Energie der älteren Schule, erlahmt und unwillig, von dieser Arbeit sich abwendete. Das ist die Homöopathie. Das Feld ihrer Thätigkeit ist ein Ausbau der Arzneimittellehre nach einem anderen, als dem bisher usuellen Systeme; sie will den Gesammtwirkungskreis eines jeden einzelnen Arzneimittels zuvor — und zwar am gesunden Menschenleibe — eingehend erprobt wissen, bevor sie ein solches am kranken in Anwendung bringt. Die Anwendungsweise ihrer also geprüften Heilstoffe regelt sie aber nach einem angeblich neuen und der bisherigen ärztlichen Erfahrung ganz widersprechenden Axiome, dem sie das Ansehen eines Gesetzes beimisst, nämlich nach dem Aehnlichkeitsgesetze. Das Aehnlichkeitsgesetz aber habe, — so behaupten beide Parteien — Hahnemann erfunden, gleichsam aus dem Nichts. „Und ein Nichts sei es" behauptet die Gegenpartei, und der Hader, der daraus entstand und an Erbitterung täglich wächst, ist gleich unerquicklich für die besonnenen Männer der einen wie der anderen Partei.

Ist er irgendwie sachlich berechtigt?

Ich behaupte: nein! und hoffe, mit der Begründung für mein Votum zugleich einen allgemein acceptablen Standpunkt zu bieten für eine historische und deshalb leidenschaftslose Beurtheilung der beregten Streitpunkte. Das Material hierfür bietet die folgende Arbeit. Dieselbe zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren erster das Vorhandensein sowie die Ausdeutung des „Similia similibus" und zwar von Empedokles bis auf Paracelsus nachweist. Der zweite Theil verfolgt die Wandlungen der Aehnlichkeitsmaxime von Paracelsus bis auf Hahnemann und die neueste Zeit. Das einstweilen von mir gesammelte Quellenmaterial bietet zugleich die Grundlage für folgende neun Thesen, deren Beweis meines Wissens bisher noch nicht erbracht worden ist:

Thes. 1. **Der Begriff „Similia similibus" findet sich — und zwar als ein Axiom — bereits im Erstbeginne der griechischen medizinischen Literatur.**



Thes. 2. Dieses Axiom geht als solches mit hinüber in die medizinische Literatur der Römer und findet sich bereits hier in dem heut bekannten Wortlaute: Similia similibus.

Thes. 3. Die medizinisch-praktische Formel „Contraria contrariis“ war bei den Alten lediglich die logische Consequenz des Axioms: Similia similibus.

Thes. 4. Das Similia similibus erscheint weiterhin auch in der medizinischen Literatur des Mittelalters, gewinnt indessen directen Einfluss auf praktische Krankenbehandlung erst vom 16. Jahrhundert ab.

Thes. 5. Bei den Aerzten des 16. und namentlich des 17. Jahrhunderts findet sich bereits eine weitverbreitete Heilmethode nach isopathischer Anschauungsweise, deren Nachklänge sich in der Volksmedizin bis jetzt erhalten haben unter dem Namen der „Curen durch Sympathie“.

Thes. 6. Hahnemann hat zwar den Namen Homöopathie für seine Heilmethode, nicht aber auch das dieselbe regelnde Aehnlichkeitsgesetz erfunden, letzterem jedoch methodisch-richtigere Anwendbarkeit gesichert.

Thes. 7. Eine thatsächliche praktische Durchführung von Arzneimittelprüfungen in der von Hahnemann befolgten Methode erscheint aus früherer Zeit unnachweisbar.

Thes. 8. Der geistige Plan dieser Prüfungsmethode der Arzneimittel ist nicht Hahnemann's Ersterfindung.

Thes. 9. Der bisher geführte Streit zwischen Allopathie und Homöopathie ist, weil er nur auf allerseits historisch unzutreffende Meinungsverschiedenheiten über den persönlichen Standpunkt Hahnemann's zur Homöopathie fusst, ein absolut nichtiger und wesenloser. Das Verhältniss zwischen Allopathie und Homöopathie ist vielmehr — sowohl rücksichtlich der historischen Entwickelung, wie hinsichtlich der praktischen Endziele — keineswegs ein ausschliessendes, sondern lediglich ein sich gegenseitig ergänzendes.

Stellt man sich gänzlich ausserhalb des Bezirks des heutigen Streites pro oder contra Homoeopathiam, — bemüht man sich vielmehr, den Kernpunkt der Differenz einzig und allein aus der

Literatur der Zeiten vor Hahnemann festzustellen, so ergiebt sich folgendes Resultat:

In der ältesten Periode der Medizin (Zeitalter der Griechen und Römer) kam kein Zweifel darüber zur Geltung, dass man das Räthsel, welches wir heut „Wesen der Krankheit" nennen, bereits vollständigst gelöst habe.

Man erklärte damals Gesundheit wie Krankheit aus den Grundeigenschaften der vier Elemente und nahm demgemäss vier verschiedene Hauptsäfte an (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle*). Die antike Krankheitslehre war also eine absolute Humoralpathologie. Letztere ward von Hippokrates und dessen Nachfolgern, so namentlich späterhin von Galenos, sehr gewandt vertheidigt, und gegen die Autorität dieser Männer konnte eine, allerdings damals bereits auftauchende und späterhin wiederholte Opposition, welche der Humoralpathologie eine Solidarpathologie entgegenzusetzen strebte, in keiner Weise das Feld behaupten. Es vererbte sich vielmehr nur des Hippokrates und ganz vorzugsweise mit Galen's Schriften diese antike Theorie auf die Araber und von diesen auf das Mittelalter. Sie behauptete also eine etwa 2000jährige, fast ungetrübte Autorität bei allen Culturvölkern der alten und neueren Zeit. Erst im 16. Jahrhundert ward plötzlich ihr Ansehen mächtig erschüttert und erlitt seitdem eine andauernde Beeinträchtigung. Zwar ward sie mutatis mutandis, und von jetzt ab erst speziell unter dem Titel der Humoralpathologie (Sydenham, Boerhave etc.) allmälig wieder auf den Thron erhoben; doch musste sie denselben fortan mit manchen anderen Ideendynastien theilen (Brownianismus, Contrastimulus u. s. w.). Von den letzteren zwar erwarb keine mehr die Alleinherrschaft; ebenso wenig erlosch aber auch — trotz aller neueren Thesen und Hypothesen — die Humoralpathologie dem Wesen nach gänzlich; sie macht vielmehr gerade in der gegenwärtigen Zeit wieder, schlecht maskirt, unter dem Modetitel „Blutarmuth" einen gespenstischen Rundgang durch die Welt.

Länger hielt es die altangestammte Praxis aus. Wie vielfach diese auch seit den Zeiten des Celsus umgemodelt war, so hatte sie doch gerade ihre massivsten Waffen sich niemals entreissen lassen, und eine 2000jährige, gewohnheitsgemässe Bethätigung gewisser Handreichungen und Hülfsleistungen in der Stunde von Gefahren vergessen die Menschen nicht so leicht, wie pen-

*) Vgl. darüber auch Platons Timaios, 38, § 208—41, § 228.



sionirte Ideeen. Und dennoch haben die letzteren seit den jüngsten dreissig Jahren auch endlich die einstige Zuversicht und Thatfreudigkeit der uralten Behandlungsweise durch Aderlässe und Schröpfen, durch Hungern, Transpiriren, Vomiren und Purgiren, ja! selbst den Glauben an die Möglichkeit von Arzneiheilungen sich akademisch allmälig entziehen lassen müssen. Da indessen diese neuere skeptische Theorie unfähig sich erwies, an die Stelle der cassirten Praxis eine neue zu bieten, so geriethen die medizinische Wissenschaft und die Heilkunst in einen argen Conflict, denn die ärztlichen Praktiker bekannten zwar den neuen Glauben mit den Lippen, leisteten aber am Krankenbette auf die fernere Nutzniessung des altherkömmlichen Heilapparates nichtsdestoweniger keinen Verzicht. Man braucht denselben in der Jetztzeit nur zarter und zögernder, übrigens jedoch — und das gerade ist die Hauptsache — vor wie nach, trotz aller veränderten Theorien, genau in derselben Absicht, d. h. zu dem völlig gleichwerthigen Zwecke wie in den Zeiten des fernen Alterthums, nämlich um gewisse Krankheitssymptome, z. B. Fieber, örtliche Hitze, Schmerz etc. zu beseitigen oder um bestimmte Funktionsbethätigungen, z. B. Schlaf, Leibesöffnung u. s. w. zu bewirken. Dabei aber ist wohl zu merken, dass gerade jenes Alterthum sich des oben genannten schweren Belagerungsgeschützes ebenfalls nur selten und viel weniger gern bediente, als gerade mancher, erst in neuester Zeit wieder zu Ehren gebrachter Methoden, z. B. eingehend diätetischer Verordnungen, sammt einer vielgestaltigen Verwendung des Wassers.

Welche aber waren denn nun jene neuen Ideen, die es vermochten, so einschneidende Wandlungen schliesslich auch in dem alten und befestigten Grundbesitz der medizinischen Praxis durchzusetzen? Das war zunächst der endlich auftauchende, nagende Zweifel, ob auch wirklich das „Wesen der Krankheiten“ so einfach und durchsichtig sei, wie die Alten dessen überzeugt gewesen waren? Und daraus entwickelte sich die fernere Frage, ob vollends Krankheit und Heilung in demjenigen gegensätzlichen Verhältnisse zu einander ständen, wie die Alten in ihrer curativen Bezweckungstheorie angenommen hatten? Standen doch hinsichtlich jeder medicamentösen Behandlungsweise offenbar zwei, zunächst für sich bestehende Realitäten neben einander, nämlich Krankheit und Heilmittel, deren innere Beziehungen — Wechselwirkungen, wie wir heut sagen würden — doch nicht immer sich einfügen lassen wollten in den engen Rahmen: „warm

und trocken, kalt und feucht.“ Welche von beiden hatte man sich denn eigentlich als den fixirbaren, weil nach seiner inneren Natur, nach seiner Entstehung und nach seiner Fortentwickelung im Organismus am leichtesten erkennbaren, quasi ruhenden Punkt zu denken, von welchem aus auf den anderen, ferner und unbestimmbarer liegenden, geschlossen werden müsse? Sollte immer noch die Krankheit als „bekannt ihrem Wesen nach“ gedacht und unter dieser Voraussetzung für dieselbe eine Arznei (x) gesucht werden, oder konnte nicht vielmehr gerade die Arznei als der ein für allemal gegebene Vergleichspunkt erscheinen, gegenüber einer durchaus wandelbaren und stets verschiedenartig sich modelnden Krankheitsform (x), deren Wesen unerkennbar zu sein scheine?

Diese Frage ist keineswegs eine willkürlich von mir aufgestellte, sondern absolut also geformt erscheint sie — so weit ich bis jetzt zu sehen vermochte — zuerst im 16. Jahrhundert. Damals wurde sie von dem Fragesteller durchaus zu Gunsten der zweiten Alternative beantwortet, wie wir uns überzeugen werden. Das ganze Alterthum dahingegen hatte — und ebenso das geistig minorenne Mittelalter — die erste Fragestellung unbedingt bejaht. Fassen wir dieselbe Frage in eine modernere Sprachweise, so müsste sie etwa also lauten:

Ist uns die jedesmalige Krankheitsursache, ist uns deren Modalität und jede ihrer Relationen zu den befallenen menschlichen und thierischen Geweben derartig erkennbar, dass wir aus dieser Erkenntniss der Regel nach das jedes Mal passendste Heilmittel sicher zu wählen vermöchten? Oder dürften uns die Modalitäten der gebräuchlichsten Arzneimittel in ihren verschiedenen Relationen zu den Körpergeweben durchsichtig genug erscheinen, um aus dieser Erkenntniss der Regel nach das Heilmittel bestimmen zu können, welches etwa den verschiedenen, nach Zeit und Umständen schwankenden Modalitäten entspräche, welche eine ihrem Wesen nach problematische Krankheitsursache in den Körpergeweben erzeugen kann?

Einzig in dieser Frage spitzt sich nun thatsächlich der ganze Kernpunkt des Streits zusammen, der zwischen den beiden Schulen, welche heut unter dem Namen Allopathie und Homöopathie bekannt sind, mit so vieler Erbitterung geführt wird. Dass es einzig und allein diese Streitfrage ist, welche die Feindschaft her-

vorgerufen und sie bis zur Stunde schürt, wird aus der Literatur der Vorzeit alsbald ersichtlich werden. Gelingt es mir, diesen Nachweis klar genug beizubringen, wie ich es hoffe, dann dürfte es ebenso dem Leser, wie mir geschehen ist, unerfindbar erscheinen, weshalb denn eigentlich irgend welch' eine Gegenüberstellung — und nun vollends eine so leidenschaftlich erbitterte — Platz zu greifen vermochte zwischen Aerzten, welche auf gleicher wissenschaftlicher Ausbildungsstufe stehen? Ich vermag hier nichts sonstiges weiter zu erblicken, als eine hochinteressante Arbeitstheilung.

Jede von beiden Schulen bevorzugt nämlich, wie bereits erkennbar, zwar einen besonderen Weg zur Lösung besonderer Fragen; beide Wege aber führen unleugbar zur Lösung nur einer und derselben praktischen Zielaufgabe; das ist die Heilung von Krankheitsformen. Demgemäss hat aber doch jede von beiden Schulen — „Arbeitssectionen" möchte ich lieber sagen — den unverkennbaren Anspruch, dass die Resultate ihrer Arbeiten mit unparteiischer Aufmerksamkeit geprüft werden, also mit Ernst und Sachverständniss. Denn dass man Sachverständniss für die Natur beider Arbeitsarten entgegenbringe, hat jede von beiden Sectionen das gleiche Recht zu fordern; mindestens ist doch Niemand, dem ein objectives Verständniss für die so fleissigen Arbeitsleistungen, z. B. auch der Homöopathie, noch abgeht, in anderer Weise zu einem abfälligen Urtheile gegen dieselbe berechtigt, als etwa Jemand, der z. B. die holländische Sprache deshalb als eine uncultivirte schmähen wollte, weil er sie nicht verstehe, obgleich er des Deutschen mächtig sei, welche doch aus demselben Sprachstamme sich abgezweigt habe, wie die holländische. Vollends aber jeder Arzt muss nothwendig ein gleiches Interesse haben so für Physiologie oder Pathologie, wie für Arzneimittel- und Arzneigabenlehre; liegt ihm doch die gleiche, sachliche Nöthigung ob, allen diesen Disciplinen ernste Aufmerksamkeit zu widmen. Unparteilichkeit also kann hier gar nicht einmal — weder hüben noch drüben — als ein etwaiges Verdienst gelten, sondern lediglich als ein Selbstinteresse. Denn welchen anderen Wunsch können praktische Aerzte, welche der Entwickelung ihrer Wissenschaft in allen ihren Theilen mit Theilnahme zu folgen gewohnt sind, irgend haben, als gerade den, dass jede von beiden Arbeitssectionen die Lösung ihres Problems zu möglichster Vollkommenheit mit Fleiss und Umsicht fördere?

Immerdar wird ja doch jeder tüchtige Arzt ebensowohl eine stets klarer und ausgiebiger fortschreitende Erkenntniss des „Wesens der Krankheiten", wie nicht minder die eingehendste Bekanntschaft mit den Relationen seiner Arzneistoffe zum menschlichen Organismus wünschen und anstreben müssen. Gleichgiltig oder gar überflüssig kann ihm keine dieser beiden Erkenntnissquellen bleiben; das liegt in der ganzen Natur seines Berufs. Ist dem nun so — und wie wäre es denn etwa anders? dann glaube ich der Zustimmung sämmtlicher, wahrhaft wissenschaftlich strebender Aerzte in allen Schulen unserer Gesammtwissenschaft sicher zu sein, wenn ich behaupte, dass für solche Männer die Unmöglichkeit vorliegen müsse, eine andauernde Spaltung beider Arbeitssektionen wünschen oder gar fördern zu mögen. Sie werden vielmehr im eigensten Interesse ihrer Wissenschaft wie ihrer Kunst sachgemässe Einsicht fordern in die Leistungen beider strebsamen Schulen, um beider Arbeitsresultate zu sammeln, zu sichten und auszunutzen für ihren erhabenen, künstlerischen Endzweck, aus Kranken Gesunde zu machen.

Dieses Endziel ist die eigentliche Frucht, welche aus der medizinischen Wissenschaft reifen soll für deren praktische Verwerthung am Bette der Leidenden. Denn der Arzt soll ja nicht einzig ein Mann der Wissenschaft, sondern zugleich auch ein praktischer Künstler sein; stammt das Wort „Arzt" doch her von „artista!"

Beherrscht von dieser Ueberzeugung habe ich meine Arbeit verfasst. Möchte sie den Streitern beider Parteien einen Weg, eine Friedensbrücke andeuten können aus dem Gewirr subjectiver Ansichten auf das Festland historischer Objectivität. Den Intransigenten beider Parteien aber gelte das Wort Fichte's: „Wem das Gesagte nicht gefällt, der schimpfe nicht, verläumde nicht, empfindle nicht, sondern widerlege die Thatsachen!"

Baden-Baden, im Juli 1890.

F. Katsch.

Erster Abschnitt.

Von Empedokles bis auf Paracelsus.

§ 1. Je bedeutungsreicher und folgenschwerer Gedanken und leitende Maximen sind, welche aus der Beobachtung von Erscheinungen abstrahirt werden, die der Beobachtung vieler Menschen seit langer Zeit her zugängig gewesen sind, um so gerechteren Grund hat man, zu bezweifeln, dass solche Gedanken zuerst und allein in dem Kopfe Desjenigen entsprungen seien, an dessen Namen sie ihr Heimathsrecht, ihre bleibende Stätte auf dieser Erde anknüpfen. Denn die Geschichte, von Menschenhand geschrieben, ist, wie Menschengunst, wandelbar, und vergisst den Namen des Einen, um den des Anderen mit um so reicherem Ruhmes- oder Märtyrerkranz zu begaben. Schon in den Blüthezeiten von Hellas behaupteten mehrere Mathematiker nicht allein, dass die Erde sich um sich selbst drehe, wie z. B. Hiketas von Syrakus und der Pythagoräer Ekfantos; sondern im dritten Jahrhundert vor Christus lehrte Aristarchos bereits ebenso die Umdrehung der Erde um sich selbst, wie ihren Umkreisungsweg um die Sonne, und beide Behauptungen fanden in Seleukos einen scharfsinnigen Vertheidiger. Allein diese alten Namen werden heut neben dem des Galilei und Kopernikus kaum je genannt. Aber was bedarf es hier weiterer Beispiele? sind sie doch jedem Gebildeten reichlich genug zur Hand! Oft genug nur ist es schwer, oder aber Sache glücklichen Zufalls, in verstaubten Bibliotheken den Ariadnefaden zu finden, der durch längst vergessene Bücher uns hinabführt auf verschollene Thatsachen, und mit Erstaunen gewahren wir dann, dass der Kampf um Meinungen, welche heut die Gemüther mächtig erregen, mit kaum minderer Heftigkeit geloht hat in fernen Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden. Längst in Staub zerfallen sind die Gebeine Derer, die gedacht, gerungen und gelitten, wie wir, die wir, ahnungs-

los der alten Feinde und Freunde, unter den gleichen Bannern uns heut gegenüberstehen. Oft aber auch gährt und wogt der Gedanke, wohl erkannt in seiner Wesenheit, dennoch in immer wechselnden Formen, wie Rauch und Wolkengebilde, Jahrhunderte hindurch in den Geistern der Menschen; er sucht umsonst klare, feste Form zu finden und wird in diesem vergeblichen Ringen nach Gestaltung auf nur immer irrthumsvollere Wege geführt und endlich achtlos vergessen im Gedächtniss der Menschen. Barg der Gedanke indessen in sich ein zwingendes Gesetz der Wahrheit, so entringt er sich früher oder später dennoch der verhüllenden Nacht, bis er endlich den Mund findet, der die Formel auszusprechen vermag, welche dem vielumworbenen Schatz gänzlich emporzusteigen und zu leben gestattet. Letzteres nun gilt in ganz hervorragender Weise von dem Axiom: „Similia similibus"! Nicht nur im grossen Publikum, nein! auch unter den Gelehrten — gleichviel ob sie dieser Formel freundlich oder feindlich gesonnen sind — gilt bis zur Stunde die Ansicht, dass Hahnemann deren geistiger Vater sei, gleichwie er thatsächlich die Schlagworte: „Homöopathie und Allopathie" erfand. Das absolut Unzutreffende ersterer Ansicht, wie verschiedener daraus entsprossener Behauptungen zu erweisen, will ich nunmehr unternehmen. Dass meine Beweise, welche ich der gelehrten Welt hiermit vorlege, freilich noch viele bedauerliche Lücken bergen werden, wird eine Mahnung an das immense Material, das die Vorzeiten angesammelt, entschuldigen. Eine umfassende Beweisführung kann erst dann erhofft werden, wenn es mir gelänge, auch bei andern und möglichst vielen Aerzten Interesse für diese von mir angebahnte historische Untersuchung zu erwecken.

§ 2. Hahnemann selbst fühlte offenbar schon das Bedürfniss, das von ihm neu gemodelte und zu einem vorläufigen Abschluss gefórderte System auch historisch und durch zustimmende Gedanken anderer, bezw. älterer Autoren zu stützen. Ob er mehr geben konnte oder aber nicht mehr geben wollte, als er thatsächlich gethan, bleibe unentschieden. Zweifellos jedenfalls ist, dass dieser Theil seiner Bestrebungen überaus mager erscheint. Da wird denn vielleicht, gleichwie ich es gewesen, mancher Leser erstaunt darüber sein, wie gross doch die Schaar hochbedeutender Männer ist, welche im Laufe zweier Jahrtausende vergeblich bemüht war, den Gedanken: „Similia similibus" zu einem für die Heilkunde brauchbaren Axiom zu verdichten. Je klarer indessen vor meinen Blicken

die Reihe dieser Vormänner emporwuchs, um so unbegreiflicher erschien mir — ich gestehe es offen — jene, alle bis dahin unzulänglichen Anstrengungen zusammenfassende und abschliessende praktische Vollendung, welche Hahnemann seinem Systeme zu geben wusste, ohne dass es ihm doch gelungen wäre, die theoretische Begründung desselben Dem auch nur annähernd gleich zu stellen. So kam es, dass die Wagschaale meiner Pietät vor seinem Andenken unwillkürlich sich höher hob, als mir selbst lieb ist, bis der Gedanke, dass er manchen seiner Vorkämpfer nicht nennen wollte, je länger je mehr Raum bei mir gewann. Inwiefern ich hierzu berechtigt bin oder nicht, stelle ich indessen gern dem Leser anheim, welcher meiner Darstellung bis zu Ende folgen wird. Das eminente Verdienst bleibt Hahnemann unter allen Umständen gesichert, dass er das uralte, aber gewissermassen in leerer Luft flatternde Nebelbild: „Similia similibus" endlich in das lebenathmende Prinzip umwandelte, welches nunmehr als das Pannier der Homöopathie bekannt ist, durch den Zusatz des kleinen Wörtchens „curantur". Ueber die Wahrheit oder Nichtwahrheit dieses Prinzips zu streiten, ist in keiner Weise bei dieser Arbeit beabsichtigt; dieser Aufgabe habe ich mich in einer anderen Schrift*) unterzogen. Hier wollen wir nur die lange, historische Entwickelung desselben in flüchtiger Skizze darthun, und nur in diesem, rein historischen Sinne sage ich: Dies Wörtlein „Curantur" war das Ei des Columbus, und es erscheint fast unbegreiflich heut, dass es so immens lange gesucht und erst so spät und schwer gefunden wurde.

§ 3. Ueber etwaige Prinzipien der praktischen Heilkunst bei den alten semitischen Culturvölkern vermag ich nichts zu sagen. In der Bibel findet sich nichts hier einschlägiges, was nicht der Hygieine zuzurechnen wäre. Nicht uninteressant freilich ist es, dass Jesus Sirach sowohl von Aerzten, wie von Apothekern spricht (Cap. 38) — wenigstens nach der Luther'schen Uebersetzung; allein Jesus Sirach wird kaum 200 Jahre vor Christus gesetzt. Demnach müssen wir uns den Griechen zuwenden.

Unter den autoritativen Citaten nun, welche bereits Hahnemann selbst geltend zu machen suchte, für die Unterstützung seines Prinzips, das er — nicht gerade allzuglücklich — Homöopathie

*) Ein Blick in die wissenschaftliche Begründung der Homöopathie von F. Katsch. Stuttgart, E. Hahn. 1879.

benannte, lesen wir die Worte aus einer der Hippokratischen Schriften (*Περὶ τόπων τῶν κατ᾽ ἄνθρωπον* s. Hahnemann, Vorrede zum Organon 2. Aufl. S. 88): *διὰ τὰ ὅμοια νοῦσος γίνεται, καὶ διὰ τὰ ὅμοια προςφερόμενα ἐκ νοσεύντων ὑγιαίνονται, ... διὰ τὸ ἐμέειν ἔμετος παύεται.*

Dass dieser Satz absolut homöopathisch klinge, wird ja Niemand in Abrede stellen. Es fragt sich natürlich aber: kann derselbe in dieser Form als Beweis dafür gelten, dass sein Verfasser als ein homöopathischer Arzt im heutigen Sinne des Worts angesprochen werden dürfte? Dies wird sicherlich Niemand daraus folgern können und mögen. Demnach müssen wir uns also weiter danach umsehen, ob wir es hier mit einem ganz vereinzelten Gedankenblitze zu thun haben, oder ob der obige Satz im unleugbaren Zusammenhange steht mit anderen gleichartigen Ansichten, und ob und welchen Einfluss auf das ärztliche Denken oder Handeln der alten griechischen Aerzte derartige Aussprüche gehabt haben dürften.

§ 4. Grade nun schon hier und bei der Untersuchung dieses Punktes muss ich dringend auf künftigen kollegialischen Beistand hoffen. Was ich indessen zu sammeln vermochte, dürfte immerhin genügen, wenigstens einen vorläufigen Schluss hinsichtlich der uns hier interessirenden Frage zu gestatten. Der oben ausgesprochene Gedanke muss nämlich ein sehr häufig wiederkehrender, ja! sogar ein dominirender gewesen sein im Alterthum. Wir haben bekanntlich zwei Römische Autoren, welche fleissige Compilatoren waren aus dem Schatze griechischen Wissens: Gellius und Macrobius. Nun wird zwar häufig behauptet, dass Macrobius viel aus Gellius geschöpft habe — mit welchem Recht lasse ich auf sich beruhen; für das medizinische Gebiet indessen ist diese Behauptung jedenfalls vollkommen unbegründet. Bei diesen Beiden nun hoffte ich für meinen Zweck am Leichtesten Förderung, täuschte mich aber bezüglich des Gellius vollkommen. Er giebt in seinen Noctes Atticae in Hinsicht auf die Medizin nur sehr dürftige und zusammenhangslose Notizen. Glücklicher war ich bei Macrobius. Bei diesem fand ich das „Similia similibus" wörtlich an zwei verschiedenen Stellen. Zuerst findet es sich im 5. Cap. des VII. Buches der Saturnalia, wo er über die Verdauung sich folgendermassen äussert:

> Illi soli non assentior, quod succos varios de ciborum varietate confectos dicis contrarios esse corporibus, quum corpora ipsa de contrariis qualitatibus fabricata sint. Ex

calido enim et frigido, de sicco et humido constamus. Cibus vero simplex succum de se unius qualitatis emittit. Scimus autem, similibus similia nutriri. Dic, quaero, unde tres aliae qualitates corporis nutriantur? Singula autem ad se similitudinem sui rapere testis est Empedocles, qui ait:

Ὡς γλυκὺ μὲν γλυκὺ μάρπτε, πικρὸν δ' ἐπὶ πικρὸν ὄρουσεν,
Ὀξὺ δ' ἐπ' ὀξὺ ἔβη, θερμὸν δ' ἐποχεύετο θερμῷ —

Te autem saepe audio Hippocratis tui verba cum admiratione referentem: *εἰ ἓν ἦν ὁ ἄνθρωπος, οὐκ ἂν ἤλγεεν· ἀλγεῖ δὲ, οὐκ ἄρα ἓν ἐστί.* Ergo si homo non unum, nutriendus est non ex uno.

Somit sprach also zweifellos schon selbst der sagenumwobene Empedocles den Gedanken „Similia similibus" im obigen Citate klar und deutlich aus.

Die zweite Stelle bringt Macrobius im 7. Capitel des VII. Buches:

Sed si vis intelligere in generatione veram rationem caloris, considera, viros longe diutius perseverare in generando, quam mulieres in pariendo; et haec tibi sit indubitata probatio in utroque sexu vel frigoris vel caloris. Nam vis eadem in frigidiore corpore celerius exstingitur, in calidiore diutius perseverat. Quod frigus aëris tolerabilius viris ferunt, facit hoc suum frigus: similibus enim similia gaudent. Ideo ne corpus earum frigus horreat, facit consuetudo naturae, quam sortitae sunt frigidiorem.

§ 5. Aus diesen übereinstimmenden Aussprüchen des Empedocles, Hippocrates und des Makrobius, wird zweifellos zunächst folgender Schluss gezogen werden müssen, der sich aus der Zeit an sich ergiebt. Empedocles nämlich starb 430 v. Chr. Das Todesjahr des *κατ' ἐξοχήν* berühmten Hippokrates ist unbekannt, doch wird es allgemein zwischen 377 und 360 v. Chr. angenommen. Nehmen wir aber auch an — um jeden Streit über die Echtheit der Hippokratischen Schriften zu vermeiden — dass nicht jener Hippokrates II, sondern erst ein späterer Enkel aus dem Siebengestirne der Asklepiaden der Verfasser des bereits von Hahnemann angeführten Citats sei, so wäre es doch immerhin etwa 200 Jahr vor Christus niedergeschrieben, mithin also in einer Zeit bereits, in welcher die Medizin als Wissenschaft noch in den Kinderschuhen sich bewegte. Macrobius aber, der neuplatonische Grammatiker, lebte erst im 5. Jahrhundert nach Christus. Im 7. Buche

des Saturnalien behandelt Macrobius ausschliesslich — wenigstens vom 4. Capitel ab — medizinisch-philosophische Fragen, in deren Beanwortungen er die medizinischen Auffassungen der Vorzeit sammelte. Die bisher zusammengestellten vier Citate geben offenbar alle den Gedanken des Similia similibus in unbefangenster Weise, als einen ganz selbstverständlichen; ebenso harmlos und einwurfsfrei nehmen auch die gelehrten Tischgenossen diese heut so schwer beanstandete Formel entgegen. Daraus also darf wenigstens Das vorerst mit Sicherheit geschlossen werden, dass der — einstweilen noch ziemlich weitschichtige und prädicatlose Allgemeingedanke „Similia similibus“ bereits aus der Urzeit der Medizin — also noch vor Hippokrates — als eine medizinisch-philosophische Formel allgemein bekannt gewesen sein muss in den betreffenden Kreisen bis auf Macrobius hin, welcher — nach meinem bisjetzigen Wissen wenigstens — zuerst schon diese später von Hahnemann acceptirte Formel wörtlich ausspricht.

Dabei musste es mir natürlich aber auch auffallen, dass Keiner unter den ärztlichen Gesprächsgenossen in den Saturnalien jüngerer Autoritäten, z. B. des Celsus und Galenos, Erwähnung thut. Celsus ist ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus. Der mysische Grieche Galenos war Leibarzt des Kaisers Commodus. War Celsus wirklich ausübender Arzt? Angesichts seiner Besprechung der chirurgischen Krankheiten, bz. der chirurgischen Operationen, möchte man es glauben; unbedingt wenigstens muss er von den letzteren sich als häufiger Augenzeuge Kenntniss verschafft haben. In seinen ersteren Büchern de medicina scheint er aber — mir wenigstens — ungleich mehr Sammler, als Selbstarzt gewesen zu sein. Uebrigens bekennt er sich dort auch direct als Sammler und nimmt hier und dort eine Heilart mit auf, obgleich sie, wie er ausdrücklich hinzufügt, in anderen hervorragenden medizinischen Schriften nicht erwähnt sei. Seine acht Bücher de medicina sind bekanntlich seine einzigen Schriften, welche aus einem grösseren Werke auf uns gekommen sind, in welchem er nicht minder eingehend sich ebenso über Ackerbau und Kriegskunst, wie über Jurisprudenz, Rhetorik, Geschichte u. s. w. verbreitet haben soll. Der letztere Theil seines Werkes de medicina ist, da er lediglich die Chirurgie behandelt, ohne Interesse für meinen Zweck gewesen. Allein auch in den ersteren Büchern fand ich für den letzteren nahezu gar nichts. Seine Hauptautoritäten sind ihm, neben Hippokrates, Erasistratos und

Asclepiades. Seine Besprechung der Krankheiten ist kurz und knapp, lediglich in der Form eines medizinischen Compendiums; philosophische Erörterungen über das Wesen oder über die Entstehungen der Krankheiten bringt er nicht bei. Selbst im Prooemium (nach der Teubner'schen Ausgabe ex recens. C. Daremberg) lässt er sich nur ein auf die — selbstverständlich uralten — Streitigkeiten zwischen den verschiedenen ärztlichen Parteien. Diese aber rührten bei den Alten stets her entweder aus den Dissonanzen zwischen den verschiedenen philosophischen Schulen, oder aus absolutester Unkenntniss anatomischer Körperverhältnisse, bz. aus beiden Gründen zugleich. Ein Beispiel hierfür wird § 16 beibringen. Bei alledem bleibt aber jeglicher Streit innerhalb des allumfassenden Rahmens der Vierelemententheorie (s. auch § 7). Da sei es mir denn vergönnt — weil ja grade in unserer Zeit wiederum eine so lebhafte Betonung rationeller Medizin im Verhältniss zur sogenannten Empirie beliebt ist, folgenden kleinen Auszug aus der ungleich grösseren und recht interessanten Darlegung der beiderseitigen Standpunkte mitzutheilen; wäre es auch nur um darzuthun, wie wesenlos, vollends heut, ein derartiger Streit erscheinen muss zwischen studirten Aerzten:

> Igitur ii, qui rationalem medicinam profitentur, haec necessaria esse proponunt: abditarum et morbos continentium causarum notitiam; deinde evidentium; post haec etiam naturalium actionum; novissime partium interiorum ...

... und bei Besprechung dieses letzten Punktes theit Celsus mit, dass Herophilus und Erasistratus zuerst Vivisectionen — und zwar an Verbrechern — gemacht hätten.*)

> Contra ii, qui se *ἐμπειρικούς* ab experientia nominant, evidentes quidem causas, ut necessarias, amplectuntur; obscurarum vero causarum et naturalium actionum quaestionem ideo supervacuam esse contendunt, quoniam non comprehensibilis natura sit. Non posse vero comprehendi, patere ex eorum qui de his disputarunt discordia, quum de ista re neque inter sapientiae professores neque inter ipsos medicos conveniat. Cur enim potius aliquis Hippo-

*) ... longeque optime fecisse Herophilum et Erasistratum, qui nocentes homines, a regibus ex carcere acceptos, vivos inciderint considerarintque etiamnum spiritu remanente, ea, quae natura ante clausisset etc.

crati credat, quam Herophilo? cur huic potius, quam Asclepiadi? Si rationes sequi velit, omnium posse videri non improbabiles; si curationes ab omnibus his aegros perductos esse ad sanitatem. Ita neque disputationi, neque auctoritati cuiusdam fidem derogari oportuisse. Etiam sapientiae studiosos maximos medicos esse, si rationatio hoc faceret; nunc illis verba superesse, deesse medendi scientiam. (Cels. edit. Daremberg, S. 3—5.)

§ 7. Dass indessen jene alten Empiriker keineswegs nach dem heutigen Aehnlichkeitsgesetz verfuhren, insofern sie als den feststehenden Vergleichspunkt nicht etwa die Heilmittel, sondern gleichfalls die Krankheitsformen in Anspruch nehmen, beweist die Fortsetzung (ibid. S. 6):

> Quod si jam incidat mali genus aliquod ignotum, non ideo tamen fore medico de rebus cogitandum obscuris, sed eum protinus visurum, cui morbo id proximum sit, tentaturumque remedia similia illis, quae vicino malo saepe succurrerint et per ejus similitudinem opem reperturum.

Diesen Streit entscheidet denn wohl am verständigsten die Notiz:

> Ergo etiam vetustissimus auctor Hippocrates (Epid. I, sect. 3 § 10) dixit, mederi oportere et communia et propria intuentem,

so wie der im Parteienstreite sicherlich einer Erwähnung würdige Satz von Celsus (S. 75)

> .... non omnibus aegris eadem auxilia conveniunt. Ex quo incidit, ut alia atque alia summi auctores, quasi sola, venditaverint, prout cuique cesserant.*) Oportet itaque, ubi aliquid non respondet, non tanti putare auctorem, quanti aegrum, et experiri aliud atque aliud.

Diese Sätze sind lehrreich für alle Parteien. Sie beweisen unter Anderem auch, dass die abditae et obscurae morborum causae bereits seit den Tagen des Hippokrates eifrigst gesucht, allein trotz antiker wie neumodischer Vivisektionen — an Menschen, wie an Thieren — uns bis heut eben so verborgen geblieben sind,

---

*) Das Verwerfen bestehender und Haschen nach neuen Heilagentien besteht somit von jeher in derjenigen Heilkunst, welche ihren Heilplan auf das Contraria contrariis, auf Bekämpfung von Einzelsymptomen gründet.

bis die Entdeckung der Trichinen und Hallier's Beobachtungen über den Diphtheritispilz zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ätiologisch-pathologische Wichtigkeit minimalster organischer Lebewesen lenkten.

Dem Celsus gilt derjenige aber als der vornehmste Arzt, der möglichst durch Diät allein zu heilen wisse. Dies erscheint ihm als Ideal der Heilkunst. Die Diätetik spielt daher bei ihm auch eine ganz bevorzugte Rolle, wie sie denn in unserer Zeit sicher mit Unrecht sehr vernachlässigt wird. Allein auch sie hatte sich nicht über den Standpunkt einer sehr rohen Empirie zu erheben vermocht. Und so klagt denn auch Celsus, nachdem er im dritten Buche äusserst eingehend die Nahrungsmittel besprochen:

> His autem omnibus et simplicibus et permixtis varie medici utuntur, ut magis quid quisque persuaserit sibi appareat, quam quid evidenter compererit. (S. 79.)

§ 8. Neben der Diät treten der Aderlass, blutige und trockene Schröpfköpfe, sowie Brech- und Purgirmittel überwiegend in den Vordergrund der Praxis; nicht minder aber auch die frictiones — unser modernes Massiren —, Bäder, warm und kalt, und endlich das „gestari". Das Letztere kann zu Wagen und in der Sänfte stattfinden; es kann aber bei bettlägerigen Kranken auch das ganze Bett in Stricken aufgehängt und sanft geschaukelt werden. Der Medikamente zu innerem Gebrauche giebt es nicht allzu viele; sie nehmen aber erst den dritten Platz in der ärztlichen Behandlung bei Celsus ein und sind — etwa ausser Kochsalz, Schwefel, Salpeter und Alaun — alle dem Pflanzenreich angehörig. Endlos dahingegen erscheint die Schaar der Pflaster, welche — und dabei auch nur auszugsweise — in's Treffen geführt wird; und zu diesen Pflastern werden bereits viele Mineralien, so namentlich auch Kupfer, Eisen, Blei, Auripigment, Silber, lapis haemat., Kalk, nebst allen bekannteren Harzen, verwendet. Diese Pflaster finden, im Gegensatze zu der Neuzeit, nur nebenher in chirurgischen Krankheiten Verwendung. Angelegentlich empfiehlt sie Celsus vielmehr zur Verwendung bei internen Leiden. Und hier komme ich denn zugleich auf die überaus kümmerliche Auslese, welche Celsus bietet in Hinsicht auf die Formel, welche uns hier beschäftigte. Er sagt nämlich (Prooem. S. 5):

> Aptiusque extrinsecus imponi remedia, compertis interiorum et sedibus et figuris cognitaque eorum magnitudine, similesque omnia, quae [intus] posita, sunt rationes habere.

§ 9. Was Celsus nun aber verstanden wissen will, bezüglich einer Behandlungsweise, von der er sagt:

> Quidam aegros .... interdiu *contrariis remediis* curant (lib. III, cp. 9)

ist leider unverständlich. Er spielt l. c. offenbar auf die Kur des Kaisers Augustus durch den Arzt Musa an. Daremberg allegirt dazu die Stelle aus Sueton: Div. August. cp. 81. Allein auch hier erfahren wir nichts, als dass:

> Augustus .... quum etiam distillationibus iocinere vitiato ad desperationem redactus, *contrariam et ancipitem rationem medendi* subiit; quia calida fomenta non proderant, frigidis curari coactus Antonio Musa.

Aus so dürftigem Material ist leider unerfindlich, weshalb namentlich auch dem Celsus der Wechsel von warmen Fomenten mit kalten Anlass zu leider! etwas allzu allgemein gehaltenem Tadel geboten haben mag.

Beide Stellen — dunkel und ohne besonderen Werth für uns — führe ich nur an, um nicht von Kennern des Celsus gänzlicher Unterlassungswillkür bezichtigt zu werden.

Von einigem Interesse mag jedoch Dem oder Jenem meiner Leser die Notiz sein, dass nach Celsus (lib. III, cp. 4) die bekannte Formel: „tuto, celeriter (— nicht cito —) jucunde" vom Asclepiades herstammt. Er ist indessen — wenigstens nach dem, was Celsus (l. c.) über die Behandlung des kalten Fiebers durch Asclepiades erzählt — diesem Spruche in der Praxis durchaus nicht gerecht geworden.

Endlich möchte ich nicht unterlassen, auf die wirklich interessanten Bemerkungen des Celsus über die Behandlung der Phthisiker (lib. III, cp. 32) hier noch hinzudeuten.

§ 10. Wenn ich mich ungleich länger bei Celsus aufgehalten habe, als grade dieses Autors Beziehungen zum Similia similibus irgendwie rechtfertigen könnten, so wolle man dies freundlich entschuldigen. Es geschah nur, weil grade des Celsus acht Bücher de medicina als ein concinn geschriebenes Manual der medizinischen Praxis des Alterthums gelten. Da aber hinwiederum in *neuester* Zeit von medizinischen Schriftstellern, besonders abweichenden Heil-Methoden unsers Jahrhunderts gegenüber, so emphatisch auf „*das ehrwürdige Alter*" der sogenannten Allopathie hingewiesen zu werden pflegt, dass man meinen sollte, es handele sich dabei um etwas Aehnliches, wie z. B. um den Antritt eines alten, von



jeher in der Familie vererbten Fideikommisses, so wollte ich in möglichster Kürze nur auf den ganz kolossalen Irrthum dieser Wahnvorstellung aufmerksam machen und bitte Diejenigen, welche mir hierin nicht Glauben schenken möchten, nur einmal nachzulesen, wie Celsus das kalte Fieber behandelt haben will; es ist das wenigstens diejenige Krankheitsform, welche er weitaus am eingehendsten bespricht. Nach dieser Lectüre wird auch der harmloseste Glaubensenthusiast einsehen, was es mit derlei dreisten Behauptungen für eine windige Bewandniss hat und wie zwischen der medizinischen Praxis im Alterthum und der in der Jetztzeit herrschenden Schule auch nicht ein Schimmer von Zusammenhang mehr besteht; weder in der Form der Behandlungsweise, noch — und hier am allerwenigsten — in der Theorie. Dahingegen sind eine Anzahl von Medikamenten aus den ältesten bis in die neuesten Zeiten übererbt worden. Jedwedes Jahrhundert hat sie empirisch verwendet, aber diesen Empirismus in eine andere Theorie eingekleidet; wäre es schliesslich auch eine absolut jede Wirkung derjenigen Arzneimittel negirende Theorie gewesen, welche man nichtsdestoweniger empirisch am Krankenbette verwerthete! — Man wird unter allen Umständen als Mensch ein ganzes Theil demüthiger, wenn man die Geschichte der Menschheit auch im Spiegelbilde uralter, vergangener Zeiten betrachtet!

§ 11. Ich wende mich nunmehr zu Galenos. Dass in den vorwiegend anatomischen oder aber der unmittelbaren ärztlichen Praxis gewidmeten Schriften desselben, so wenig wie bei Celsus, für unser Axiom Belagstellen zu finden sein dürften, ist selbstverständlich. Ich habe zu diesem Behufe auch nur einige seiner vorwiegend philosophisch-medizinischen Schriften gemustert und beschränke mich, der Kürze halber, hier auf seine wirklich interessanten drei Bücher de naturalibus facultatibus, um seinen Standpunkt sowohl zum Similia similibus wie zur directen Praxis zu kennzeichnen. Behufs der Citate beziehe ich mich auf die Ausgabe von C. G. Kühn, Leipzig, Cnobloch 1821. Die genannte Schrift Galen's ist hauptsächlich auch als eine siegreiche Streitschrift gegen die Ansichten des Erasistratos, der uns als Vivisector von Verbrechern bereits bekannt wurde, und gegen Asclepiades, dem Celsus einen so unendlich hohen Werth beimass, von grossem Interesse; ihr Gebiet besonders ein anatomisch-physiologisches. Seine Beweise gegen beide Gegner entnimmt Galenos vornehmlich Experimenten, — auch Vivisectionen an Thieren.

Bei Galenos nun verdichtet sich bereits der Begriff des Similia similibus zu einem fassbareren; bei ihm nämlich findet sich — so viel ich bis jetzt ersehen konnte — zuerst wiederum nach Platon klar und deutlich ausgesprochen eine eingehendere Definition des uns heut so geläufigen, physiologischen Prozesses der Assimilation, nur ist dieser Hergang der Anbildung von körperlichen Gewebstheilen aus passenden Nahrungsmitteln durchaus noch nicht als ein chemischer aufgefasst, sondern wie auch schon der Name: Assimilatio besagt, als ein physikalisches Walten des Similia similibus, — übrigens aber sehr merkbar verschieden von der Auffassung des Empedokles.

So lesen wir denn:

> Et alteratio quidem hic quoque ipsius actionis genus est; non tamen talis, qualis erat in generatione. Ibi namque quod os non erat, postea factum est; in nutritione vero ei, quod jam factum est, id, quod affluit, efficitur simile. Ita non immerito alterationem illam nominamus: generationem, hanc: assimilationem. (*καὶ διὰ τοῦτ' εὐλόγως ἐκείνην μὲν τὴν ἀλλοίωσιν γένεσιν, ταύτην δ' ἐξομοίωσιν τε καὶ ὁμοίωσιν ὀνομάζομεν.* S. 19.)

Diese Aehnlichkeitsbeziehungen aber erläutert er alsbald folgendermassen:

> Nam quum actio huius facultatis assimilatio sit, nec fieri possit, ut assimilentur mutenturque inter se ulla, nisi societatem aliquam cognationemque in facultatibus habeant — (*εἰ μή τινα ἔχει κοινωνίαν ἤδη καὶ συγγένειαν ἐν ταῖς ποιότησι* —) idcirco primum quidem nec quodque animal quocumque cibo nutriri potest, nec statim iis, quibus potest. (S. 20).

§ 12. Aber bei dem Assimilationsprozesse kennt Galenos doch ganz wohl auch anziehende und abstossende Kräfte, wenngleich seine Versinnbildlichung derselben noch eine ziemlich ungefüge und unzutreffende ist; denn er meint:

> quatuor esse in ventre facultates: in deglutiendo attractricem, in concoquendo retentricem, in concoctione et ciborum in tenue intestinum descensu expultricem; ipsam vero concoctionem alterationem esse. (S. 177.)

Weniger gezwungen lässt er diese anziehende und abstossende Kraft im Verdauungsprozesse agiren und diesen Hergang folgendermassen sich gestalten:

> Existimare autem, unicum esse motus modum, quo materiae in corpore ferantur, ignorantis omnino est naturae potentias, cum alias, tum vero eam, quae attractrici adversa est: excretricem. Siquidem contrarias potentias necesse est, contrarii sequantur motus. Singulae enim partes, ubi convenientem succum attraxerunt (ὅταν ἑλκύσῃ τὸν οἰκεῖον χυμὸν) deinde ex retento fructum ceperunt, totum quod superfluum est, quam possunt celerrime commodissimeque, quo vergit, abjicere properant. (S. 193.)

Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, dass das Wort οἰκεῖον hier ziemlich matt übersetzt ist. Wunderbar aber erscheint mir, dass das Bestreben der Natur, welches man also mindestens seit Galens Zeit klar erkannt hat, nämlich: „die Aussonderung alles Dessen aus dem Organismus, was ihm über den Bedürfnisszweck hinaus zugeführt ist, auf den schnellsten und bequemsten Naturwegen", bereitwillig nur zugegeben wird für die dem Organismus obenein viel näher verwandten Nahrungsmittel, während man noch immer sich sträubt, dies zugleich auch für die dem Körper ungleich fremdartigeren medikamentösen Stoffe bei der Gabenbemessung der Arzneien einzuräumen.

§ 13. Endlich möchte ich noch — mit Uebergehung anderer, minder wichtiger Stellen — eine Anschauung Galen's über das Walten der „attraktiven Kraft" bei der Assimilation anführen, — einerseits, weil dieselbe das Similia similibus ganz besonders illustrirt, andrerseits aber, weil sie gewiss den Leser nicht minder lebhaft, als mich, an Virchow's „elektive Thätigkeit der Zellenmembran" erinnert:

> Sicut enim in primo monstratum est libro, quibus similis est substantia (ὁμοίαν τὴν οὐσίαν ἔχουσι) iis mutari inter se fas est; quibus plurimum inter ipsa est discrimen, ea fieri similia citra omnes, quae in medio sunt, mutationes, non possunt (τοῖς δε πάμπολυ διεστῶσιν ἀμήχανον ἀλλήλοις ὁμοιωθῆναι χωρὶς τῶν ἐν μέσῳ μεταβολῶν). Tale quiddam et cartilagini est mucosum illud, quod ei circumfunditur; praeterea ligamentis, membranis et nervis lentus humor, qui in iis inspersus visitur; singula namque horum ex multis conficiuntur fibris, quae et similares partes sunt — (αἵπερ ὁμοιομερεῖς τέ εἰσι) — et vere sensibiles. In mediis vero earum spatiis qui maxime ipsarum nutritioni succus convenit est inspersus; hunc vero ex sanguine traxerant venarum, electo inde quod potuere sibi quam

simillimo (— ἐκλεξάμενα τὸ ὁμοιότατον —). Assimilant (ἐξομοιοῦσι) autem sensim atque in suam naturam mutant. (καὶ μεταβάλλουσιν εἰς τὴν ἑαυτῶν οὐσίαν) cet. S. 212.

§ 14. Seine Ansichten über das Wesen der Krankheiten unterscheiden sich in keiner Weise von derjenigen, welche ausnahmslos das Zeitalter der Griechen und Römer, wie nach diesen das ganze Mittelalter mit Einschluss der Araber beherrschte. Er kennzeichnet seinen Standpunkt mit den kurzen Worten:

> Ac primi quidam ac principes morbi sunt quatuor, qui calore, frigore, sicciditate et humore inter se dissident.

Es sind das eben die Eigenschaften, welche man den Aristotelischen 4 Elementen beilegte.

Mit Galenos scheint das echt altgriechische Streben seinen Abschluss zu finden, die Erklärungen auch physiologischer bz. medizinischer Art auf unmittelbare Beobachtungen der Natur selbst und auf dahinzielende Experimente zu begründen. Ich habe aus den mir bekannt gewordenen Galenischen Schriften mit Absicht die libri III de naturalibus facultatibus gewählt, um aus ihnen zu exemplificiren. Sie enthalten des Interessanten eine grosse Fülle. Mit Erstaunen gewahrt hier der Leser (S. 208, 209 etc.), dass der Autor ebensowohl den Eintritt der Vena cava in das rechte Herz, wie den Austritt der Aorta aus dem linken kennt. Diese nennt er die arteria magna, a qua, quae sunt in corpore, omnes ortum habent. Er sagt, dass sie Luft von der Lunge empfängt; er weiss aber auch ebenso gut, dass sie **Blut von dort her bekommt.** War es unter diesen Umständen eine so gar verfehlte Ansicht, wenn er dies Blut lufthaltig sich dachte? Es ist mir überdies fraglich, ob wir diesen seinen Ausdruck „Luft“ **ganz gröblich** auffassen dürfen; denn Seite 97 (lib. II.) lässt er auch **Nerven***) „spiritu animali plena, non sanguine“ sein, — und er, der geübte Anatom, hat hierbei doch ganz sicherlich nicht an „Luft“ — Lebensluft im Gegensatz zu Blut — gedacht! Wahrlich, wäre dem Galenos alsbald noch ein zweiter, ihm völlig ebenbürtiger Forscher gefolgt, so hätte die Welt vielleicht nicht bis auf Harvey zu warten brauchen, um das Geheimniss des Blutumlaufs kennen zu lernen!

§ 15. Dies Wenige dürfte genügen, um den Standpunkt Galen's zu unserem Thema kennen zu lernen; auch bei ihm ist die Idee des Similia similibus **hinsichtlich des Ernährungsprocesses in seinem weiteren Umfange** durchaus hervor-

*) Platon kennt im Timaios noch keine Nerven.

tretend; er erweitert sie sogar zum Begriffe der Assimilation. Auf andere seiner für uns interessirenden Ansichten werde ich später eingehen müssen.

§ 16. Wann Galenos starb, ist unbekannt; man glaubt, zwischen 200—210 nach Christus. Jedenfalls fällt sein Ableben ungefähr in die Geburtszeit des Plotinus, also in die Entfaltung des Neuplatonismus, jenes letzten Todeskampfes, welchen man auf geistigem Gebiete die schon verloschene altgriechische Philosophie gegen das unaufhaltsam emporstrebende Christenthum aufnehmen lassen wollte. Indessen den Geist des Platon vermochte keiner jener Epigonen mehr aufleben zu lassen, und indem der Neuplatonismus sich langsam in das Christenthum verblutete, prägte er dem letzteren mehr von seiner Eigenthümlichkeit ein, als der Sieger jemals bis auf unsere Tage von sich abzustreifen vermocht hat. Spuren jener Einwirkung treten bereits bei Macrobius mächtig zu Tage. Denn die Medizin des Alterthums war keine selbstständige Wissenschaft, sondern als solche nur eine Dependenz der Philosophie, und als die letztere in den Neuplatonismus abbog, so war dessen vorwiegender Hang zu metaphysischer Intuition grade der Medizin, welche sich auf nüchterne Beobachtung und experimentelle Erkenntniss zu stützen hat, so ungünstig, als nur immer möglich. Einen interessanten Belag für diesen Grundfehler des Neuplatonismus, nämlich für den Glauben, dass man die Wesenheit auch der realen Dinge lediglich durch geistige Spekulation, abstrahirt aus ganz oberflächlicher Beobachtung, ergründen könne, liefert das 15. Capitel des VII. Buches der Saturnalien. Der gelehrte Arzt Disarius nämlich tadelt und bedauert, dass Platon sich auf Beurteilungen auch von solchen Erscheinungen eingelassen habe, für deren Erkenntniss ihm technische Vorkenntnisse gänzlich abgegangen seien. So z. B. habe er behauptet, dass zwar die festen Speisen in den Magen gelangten, Getränke hingegen in die Lungen und aus diesen in die Harnblase. Diese Behauptung hätte ihm nur entschlüpfen können wegen absoluter Unkenntniss der Anatomie, und sei ihm auch bereits seiner Zeit von Erasistratos widerlegt worden. Dafür wird Disarius jedoch von einem philosophischen Festgenossen hart angelassen. Die Philosophie sei — so belehrt ihn Eustathius — „die Kunst aller Künste, die Wissenschaft aller Wissenschaften", und

---

*) Vgl.: Platons Timaios, 31, § 167. — In derselben Schrift lesen wir aber auch bereits, dass der Körper durch ihm Aehnliches ernährt werden müsse; nämlich 38, § 206.

wenn die Medizin es wage, sich gegen die Philosophie aufzulehnen, so sei dies ein „parracidalis ausus". Die Philosophie sei berufen, sogar die „himmlische Physik" zum Gegenstande ihrer Würdigung zu machen; was aber sei die Medizin denn anders, als die unterste Stufe der Physik überhaupt, massen die Medizin sich doch nur „cum testeis terrenisque corporibus" beschäftige. Nun wird aus den verfehltesten Einwänden, mit welchen ich den gütigen Leser verschonen will, abermals constatirt und erwiesen, dass folglich allerdings jede Flüssigkeit nicht etwa auch, gleich festen Speisen, in den Magen gelange, sondern nur in die Lunge, und aus dieser in die Harnblase, und zum Schlusse dem Arzte Disarius derb herausgesagt, dass Jedweder unvernünftig handle, (insanire), welcher abweichend denke (contra sentit) von der „nobilis auctoritas" des Platon. (Sollte man nicht darauf schwören, man höre hier mittelalterliche Verwahrung der Kirche gegen naturwissenschaftliche Apostasie?) Von den ingeniösen anatomischen Demonstrationen, mit welchen Galenos 200 Jahre vorher genau denselben Irrthum so klar und glänzend widerlegte, ist hier keine Rede. Galenos wurde eben dann erst jene alles verstummen machende Autorität, als die Scholastiker die Infallibität des Aristoteles proclamirt hatten, wozu bekanntlich Albertus Magnus überaus viel beitrug.

§ 17. Schon während der Glanzzeit Roms war Alexandria ein Lieblingssitz wie des Handels, so auch vornehmlich der Wissenschaft gewesen. Beides blieb sie, auch als Roms Stern erlosch, wennschon sie, gleich dieser einstigen Weltgebieterin, stetig an Bedeutung verlor. Nächst Alexandria ward und blieb der Hauptzufluchts- und Glanzort der Gelehrsamkeit Byzanz; auch Athen bewährte noch lange — und selbst nach der Aufhebung seiner Universität — seine Anziehungskraft für Freunde der Wissenschaften. Allein die politisch-religiösen Unruhen, welche keine dieser Städte ruhig athmen liessen und stets zahlreiche Ausweisungen oder Auswanderungen gerade der geistig gebildetsten Parteigänger dieser oder jener Richtung betrafen, bewirkten es, dass allmählig die Ströme der Flüchtenden, welche in weiten Fernen erst Ruhe und Schutz zu finden glaubten und desshalb vorzugsweise gern bis nach Persien und Arabien hinauszogen, ihre im Abendlande immer tiefer sinkende Cultur auf die Araber zu übertragen vermochten. Ich habe keinen der hervorragenden Aerzte jener Nation unmittelbar aus seinen Schriften bisher kennen gelernt, obwohl im 16. und 17. Jahrhundert lateinische Uebersetzungen derselben vielfach verbreitet waren und von den deutschen

Gelehrten der damaligen Zeit mit besonderer Vorliebe citirt wurden. Aus jenen Citaten allein aber ergiebt sich schon zur Evidenz, dass die Grundzüge der Arabischen Medizin durchaus auf Galenos basiren, der ja — wie allgemein bekannt — nächst Aristoteles die vornehmste Autorität auch für die deutschen Aerzte des Mittelalters war und blieb. So ist es denn in der That gleichgiltig, welchen dieser mittelalterlichen deutschen Schriftsteller man zur Hand nimmt; ich habe deren nicht wenige zu lesen Gelegenheit gehabt, allein die Grundprinzipien der Medizin differiren nirgend.

§ 18. Einer jedoch ist es vor Allen, dessen Fülle tiefer Einsicht alle Späteren gleichmässig loben und vor dessen umfassender Gelehrsamkeit die Pietät dreier Jahrhunderte tief sich beugte; das ist Albertus Magnus. In denjenigen seiner Schriften, welche ich zu lesen Zeit und Gelegenheit fand, habe ich allerdings nicht gerade häufig Anspielungen auf das Similitätsprinzip angetroffen; freilich aber ergeht er sich auch in den mir bekannt gewordenen weniger oft in physiologisch-philosophischen Betrachtungen, als z. B. in seinem Tractatus de secretis mulierum. Dort indessen finden sich wieder Anklänge an das antike Aehnlichkeitsprincip; z. B. gleich im Prooemium (Tractat. de secretis mulierum. Edit. Amstelodam S. 6):

> Naturalissimum operum est, unumquodque sibi simile generare.

Desgleichen S. 85:

> quod est naturae igneae cadit in suum simile et quod est de natura terrae cadit in suum simile et sic de aliis.

Da es mir jedoch bei der Sammlung dieser Stellen keineswegs darum zu thun sein kann, jede einzeln aufzuzählen, sondern nur den Nachweis zu liefern, zunächst dass die gewählten Autoren sich im Sinne des Similia similibus geäussert haben und sodann nachzuweisen, was aus diesen Aeusserungen meiner Ansicht nach geschlossen werden müsste, so übergehe ich andere ähnliche Stellen sowohl des Autors, wie namentlich auch seines ungenannten Commentators in obiger Ausgabe (z. B. S. 95: omne simile plaudit suo simili) und wende mich an einen verschiedentlich interessanten Ausspruch S. 36, in welcher sich das Similia similibus in Verbindung mit dem Contraria contrariis vorfindet. Es heisst daselbst nämlich:

> Nota, Saturnus est frigidus et siccus; ideo habet influere semini humidum et calidum, qua sibi contrariantur virtualiter; unde omnis actio fit gratia contrarietatis, quia

simile additum alteri non agit in ipsum. Unde agens et patiens in principio actionis sunt dissimilia, sed in fine sunt similia, quia omne agens assimilatur suo passo in quantum potest mediante sua virtute, qua omne agens naturale agit in suum contrarium etc.

Man sollte durchaus wohl beim ersten Lesen glauben, in dieser Explication sei ein entschieden chemischer Anhauch unverkennbar; ich bin jedoch bei näherem Zuschauen anderer Meinung geworden. Denn schon der Wortlaut an sich erinnert gar zu deutlich an Galenos, welcher zu den Zeiten des Albertus Magnus — wenigstens hier in Deutschland — doch ohnehin nur in lateinischer Uebersetzung gelesen wurde. Wir lesen nämlich auch bei Galenos (Edit. C. G. Kühn, Leipzig 1821) Vol. II S. 161:

Neque enim fieri potest, ut duo corpora, quae ad agendum ac patiendum sunt nata, ubi convenerunt, non vel simul patiantur agantque, vel alterum agat, alterum patiatur. Quippe si pares iis vires sunt, ex aequo tum agent, tum patientur; sin longe superet vincatque alterum etc.

Wie jedoch der Zusammenhang erweist, so ist hier, wie überhaupt bei Galen, nicht im leisesten von einem chemischen — wenngleich von einem Assimilationsprozesse — die Rede. Dies erweist zur Genüge der nächstfolgende Satz bei Galenos (l. c.):

Porro in hoc potissimum dissidet nutrimentum a medicamento venenoso; hoc namque vim corporis vincit, illud ab hac vincitur.

Dahingegen erinnert die Influenz, welche obigem Citate zufolge der Planet Saturnus auf das semen hominis ausüben solle, uns daran, dass wir bei Albertus Magnus plötzlich in der bodenlosesten Untiefe astrologischer Mystik angelangt sind, wie solche namentlich im 3. Cap. der Schrift de secretis mulierum (überschrieben: De influentiis Planetarum) dem Leser wahrhaft betäubend entgegenspringt. Ist freilich dort auch das Unkraut bereits in die üppigsten Blüthen aufgeschossen, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, dass die Aussaat gleichfalls von den Griechen und Römern herrührt. So äussert z. B. schon Galenos (Vol. II S. 29) bezüglich derjenigen Philosophen, die da behaupteten: „nullam esse in anima, qua rationetur, facultatem“, sich ganz entrüstet dahin:

Iisdem videlicet auctoribus fortitudo, prudentia, temperantia et continentia nugae sunt merae; nec nos invicem amamus aut prolem, nec de iis ulla nostra est cura. Iidem auguria, insomnia, portenta omnemque astrologiam contemnunt etc.

So kann man auch über schädliche und nützliche Einflüsse des Mondlichts bei Macrobius im 16. Capitel des 7. Buches der Saturnalien manches Verwunderliche lesen. Dort wie überall ist es die Vierelemententheorie, welche Alles, was da war, bald krumm, bald gerade zu machen hatte; so müssen wir denn auch eine Probe beibringen, welchen Einfluss Albertus Magnus dieser Lehre zugestand in Hinsicht auf den menschlichen Organismus. Ich wähle aus der Fülle hier einschlägiger Erörterungen, in welcher Albertus Magnus oder sein Commentator sich überbieten, der leichteren Uebersicht halber die folgende: (Edit. Amstelod. de Secret mul. S. 17), welche zugleich beweist, wie vollständig die Gelehrten des Mittelalters aufgingen in die Autorität des Alterthums:

> Tertio dubitatur, quare in mulieribus fluunt menstrua, quae sunt superflua alimenti, et non in viris sperma, quod etiam est superfluum alimenti? Ad hoc dubium dicendum est, quod mulier est frigida et humida a natura, vir autem est calidus et siccus; modus de natura humidi est fluere.

Diesem erleuchteten Grunde Alberti Magni fügt sein Interpret erläuternd hinzu (S. 18):

> Nota, quod frigidissimus virorum est calidior calidissima mulierum, stante in eadem regione, digestione et cibarii nutritione et sic de aliis.

Das wäre für manche alte Herren nicht unerfreulich — wenn es nur wahr wäre! — Aber nun die Hauptsache! Albert. Magn. hat ausgesagt, dass das menstruum muliebre roth sei, das sperma virile aber:

> „habet naturam lactis. Ad hunc colorem lactis operatur calor naturalis in spermate viri emissus et calor matricis, ita quod ista materia dealbatur sicut lac. Deinde illa materia transmutatur ad naturam seu colorem sanguinis spissi et aliqualiter bene cocti, et hoc per novem dies, postea tunc ab isto tempore fit consolidatio in membris foetus in duodecim diebus etc.“ (S. 21.)

Nun fragt sein Interpret: Wieso? Wenn das Blut die Quelle der Wärme ist, warum ist dann das menstruum muliebre roth, das sperma virile aber weiss? Und er lehrt: Frigiditas est mater albedinis. Ergo: das sperma ist propter calorem naturalem selbstverständlich an sich roth, — sed in testiculis dealbatur propter — frigiditatem testiculorum (S. 16). Wer nun aber diesen letzten Grund ebenfalls begründet zu haben wünscht, dem ist

schwer zu helfen, denn nach Prooemium S. 3 heisst es betreffs der 12 Bilder des Zodiacus:

tria sunt calida virtualiter, scil. Aries, Gemini, Leo: illis correspondent tria membra in homine, scil. cor, hepar et testiculi.

Ohnehin sind wir hier in das Gebiet leerer Phantasmen und spitzfindiger Nichtigkeiten angelangt. Machen wir hier also einmal Halt, um zu sehen, welche brauchbaren Schlüsse wir aus dem genannten Material ziehen können.

§ 19. Die Marksteine freilich, welche ich für die Zeit annehme, welche wir hier zu prüfen beabsichtigen, sind ebenso weit entfernt stehende, als das Material, auf welches sich unsere Untersuchung zu stützen hat, relativ dürftig ist. Denn ich möchte den zu musternden Zeitraum nicht einmal bei Albertus Magnus abschliessen. Selbst der Einwurf, welchen man mir machen könnte, dass nämlich die Schrift de secretis mulierum, für welche ich Albertus Magnus als Verfasser annehme, ihn selbst — den ich obenein aus den bereits angegebenen Gründen als den einzigen Repräsentanten ärztlicher Auffassung für das gesammte Mittelalter aufstellen will bis auf Paracelsus hin, vielleicht — sogar wahrscheinlich — gar nicht einmal zum Verfasser hatte, wiegt für mich durchaus nicht schwer. Denn einmal ist es ja ganz vollkommen gleichgiltig, wen immer wir aus dem gesammten, vorparacelsischen Mittelalter herausgreifen aus den ärztlichen Autoren; sie stehen und fallen eben sämmtlich mit Galen und Aristoteles; wenigstens sind mir bisher noch keine Ausnahmen bekannt geworden; giebt es jedoch wirklich solche, so vermögen sie gewiss nicht, die Regel umzustossen, dass Galenos der Leitstern des ganzen Mittelalters bis auf Paracelsus gewesen ist. Was also die Zweifel an der Autorschaft des Albertus Magnus bezüglich der Schrift de secretis mulierum betrifft, so wurzeln diese Zweifel nicht in inneren und wesentlichen Gründen, sondern, so viel ich weiss, nur auf dem Umstande, dass der Text dieser Schrift grade den Albertus Magnus selbst des Häufigeren citirt. Es kann dies ganz gewiss ein Grund sein gegen die Autorschaft des Genannten; ich bin persönlich selbst dieser Ansicht zugethan. Allein ein beweisender Grund ist es so wenig, dass das ganze literarisch gebildete Publikum bis hinab auf die neuere Zeit diesen Einwand, der ja keinem Leser entgehen konnte, nicht als stichhaltig anerkannte, so wenig als den, dass das behandelte Thema ein aller-

dings nicht ganz gewöhnliches sei für ein Schreiben eines ehemaligen Dominikanermönchs und Bischofs an eine andere geistliche Genossenschaft. Albertus Magnus starb 1280.

II. Schlussfolgerungen über die Bedeutung des Similia similibus für das Alterthum und das Mittelalter.

§ 20. Dies vorausgeschickt möchte ich als massgebend für meine folgenden beiden Fragen die Zeit von Empedokles bis auf Paracelsus in Anspruch nehmen, also nahezu 2000 Jahre. Da hätten wir nunmehr zu erörtern:

1) War das Similia similibus auch dem griechischen und römischen Alterthum schon bekannt, als eine im Gebiete des ärztlichen Wissens massgebende Maxime, resp. Formel?
2) Auf welchen Theil des ärztlichen Wissens erstreckte sich ihr Einfluss?

Die erstere Frage muss unbedingt bejaht werden, wie ich erwiesen habe. Ein Axiom, welches besagt, dass Aehnliches zu Aehnlichem Verwandschaft habe, trat uns bereits bei Empedokles entgegen, war also bereits vorhanden, als die Medizin die ersten Versuche machte, sich zu einem wissenschaftlichen System emporzuheben. In der bestimmt ausgesprochenen Formel: „Similia similibus“ tritt uns dies Axiom — falls es nicht, wie höchst wahrscheinlich ist, bei den Griechen bereits gleichlautend formulirt war — mindestens zuerst bei Macrobius entgegen; es ist indessen in genau dem gleichen Sinne, wenn auch nicht als Formel ausgeprägt, auch vorher schon bei Hippokrates und Galenos bestimmt nachweisbar. Diese Formel aber findet sich alsdann bei philosophisch-medizinischen Autoren des Mittelalters; in überraschender Häufigkeit aber namentlich bei den alchemistischen Schriftstellern bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts und zwar bei diesen meistens in der Formel: Similia similibus gaudent, oder in einer diesem Wortlaut sehr verwandten Fassung. Ich bin dessen sogar überzeugt, dass Paracelsus sein wissenschaftliches Gesammtsystem, das ein wirklich einheitlich in sich abgeschlossenes genannt werden darf und in welchem sein medizinisches System nur als ein zum Ganzen gehöriger Theil erscheint, lediglich auf diesem immer wiederkehrenden Grundgedanken der Alchemie erbaut hat, der diesen alten „Philosophen“ als ein Gesetz von allgemeinerer Bedeutung vorzuschweben

scheint. Als Allgemein-Naturgesetz findet es aber eine imposante Geltung erst bei dem Philosophen — proprie sic dicto — Paracelsus. Er ist es, der es als wirkliches Allgemein-System ausbaut. Allein sehr allgemeinwerthig gehalten findet der gleiche Gedanke sich schon viel früher. So äussert z. B. auch der vielgenannte Bernardus Trevisanus — im 14. oder 15. Jahrhundert? — in seiner „Responsio de mineralibus et elixiris compositione, Vol. II, p. 87, Edit. Basil. 1572 — sich folgendermassen:

> „Simplex natura simplici naturae, sibi in homogenitate prima et proportione elementali simili et identica adhaerendo, congaudebit et perficietur.“

Die ewige Wiederkehr dieses Gedankens lässt es wahrlich nicht verwunderbar erscheinen, wenn derselbe endlich — wie in der Philosophie — so auch in der Therapie praktische Geltung zu gewinnen strebte.

Von hier an bis auf Hahnemann dürfte die Formel Similia similibus äusserst selten vorkommen.

§ 20. Die zweite Frage: auf welchen Theil des ärztlichen Wissens influirte die Formel Similia similibus von Empedokles bis auf Paracelsus Zeit? habe ich dahin zu beantworten: Eine Erwähnung des Similia similibus vermochte ich nirgends zu finden da, wo ein Autor sich ausschliesslich mit empirischer und unmittelbarer Krankheitsbehandlung befasst, wie z. B. Celsus in dem Werke de medicina thut, oder Hippokrates in den Aphorismen. Eine Ausnahme hiervon machen, so viel ich bisher fand, erst Schriftsteller in der Zeit nach Paracelsus und vor Hahnemann; z. B. Fludd. Diejenigen Schriftsteller des Alterthums dahingegen, welche einen Ruhm darin setzen, zugleich Philosophen und Aerzte zu sein, lassen eine Berufung auf das Similia similibus nicht leicht vermissen, wenn sie die Natur des Menschen zum Gegenstand ihrer philosophischen Erörterung machen, d. h. im heutigen Sinne des Worts: sobald sie das Gebiet der Physiologie betreten. Aus diesem Grunde und weil ich von dieser Regel Ausnahmen bisher nicht auffand, habe ich geglaubt, den Leser nicht durch eine gehäuftere Aufzählung hier einschlägiger Citate ermüden zu sollen. Die physiologischen Betrachtungen der Alten sind aber vorzugsweise den Prozessen der Ernährung (— allerdings im weitesten Sinne —) und der Erzeugung gewidmet. Auf diesen Gebiesen bewegen sich daher auch meine bisherigen Citate. Nicht jedoch erst von

Aristoteles her, sondern von uralter Zeit herab — soweit uns irgend erkennbar — liegt sowohl den kosmogonischen, wie auch in specie den sowol theoretischen, wie praktischen medizinischen Ansichten der antiken Welt die Annahme von vier Elementen: Feuer, Wasser, Luft und Erde, sowie von deren spezifisch hervorragendsten Eigenschaften, nämlich: der Wärme, der Kälte, des Trocknen und des Feuchten zu Grunde. Aus zweien dieser Elemente lassen sie die meisten physischen Körper zusammengesetzt sein; aus allen vieren z. B. den Menschen. Daher kommt es denn, dass sie in der physiologischen Anbildung, sei es in der des Embryo oder in der von Körpergeweben Erwachsener, die verwandten Stoffe einander suchen lassen — Similia similibus. In dieser einfachen, gewissermassen Normalbedeutung ist z. B. das Distichon des Empedokles zu verstehen. Aber ganz in demselben Sinne fasse ich auch, zunächst wenigstens, den Anfang des Hippokratischen Dictum in § 3 auf. Ein gewisses Maass z. B. von Hitze, resp. von Kälte ist dem Menschen nothwendig resp. angenehm und wohlthuend; aber durch ein Uebermaass des Einen oder des Anderen entsteht Krankheit. Nun wäre natürlich der Zusatz gänzlich für die moderne Homöopathie in Anspruch zu nehmen — und in eingeschränkterem Sinne ist und bleibt er das ja auch zweifellos — wenn ihn nicht das Beispiel im Endsatze erheblich einschränkte. So jedoch soll meiner Ansicht nach der Hippokratische Satz nichts weiter sagen, als: „Es giebt Fälle oder Beispiele, dass bei Menschen Krankheiten erregt werden durch solche Einwirkungen, welche denjenigen vollkommen ähnlich sind, vermöge deren dieselben Patienten hinwiederum auch gesund gemacht wurden .... wie denn z. B. durch den Brechakt selbst Brechneigung beseitigt wird“. Erinnert man sich, dass (z. B. nach Celsus) kalte und warme Bäder zu den häufigsten Heilmitteln der Alten gehörten, dass warme Umschläge — gerade wie in allerneuester Zeit — auch bei heftig fiebernden Kranken, bei örtlichen Entzündungen u. s. w., dass Brechreize bei Uebelkeiten, dass örtliche Kälte bei erfrorenen Gliedern seit jeher erfolgreich in Anwendung gezogen wurden, so ist ja über den der modernen Homöopathie zuneigenden Sinn dieses Satzes gar kein Zweifel möglich. Nur schränkt ihn gerade das von Hippokrates gewählte Beispiel vom Brechakte offenbar insofern ein, als man den Satz schwerlich in Anspruch zu nehmen sich versucht fühlen wird für den Allgemeinumfang, in welchem späterhin Hahnemann sein Aehnlichkeitsgesetz

proclamirt hat; dazu würde nur eine Exemplificirung auf medikamentöse Stoffe berechtigt haben. Zudem würde man ja dadurch auch gewaltig gegen die Geschichte selbst verstossen; denn der praktische Arzt Hippokrates erinnert z. B. in seinen Aphorismen, welche bezüglich ihrer medizinisch-praktischen Rathschläge nur einer unmittelbaren Bewirkungstheorie Gehör geben, gewiss nicht an den ruhigen Beobachter, welcher den in Rede stehenden Erfahrungssatz aussprach. Verzichten wir also auch durchaus darauf, den obigen Satz mit Haut und Haaren ergreifen zu wollen als einen Beweis, dass schon Hippokrates die heutige Homöopathie vorgeahnt habe, so glauben wir uns doch berechtigt, nicht nur ihm (welchen Galenos als den grössten Philosophen und Arzt zugleich in Anspruch nimmt) als inconsequenten Beobachter und Denker, — sondern vielmehr noch seinen Freunden und Schülern durch zwei Jahrtausende das zum Vorwurfe machen zu sollen, dass sie es so absolut unterliessen, diesen uralten Erfahrungssatz darauf zu prüfen, innerhalb welcher Grenzen er denn eigentlich gelten müsse, bz. von welcher Erfahrungsgrenze ab er etwa ungültig werde? Wer diese bedenkliche Lücke, welche der grosse Hippokrates seinen sämmtlichen Jüngern hinterlassen, nicht zuvor befriedigend auszufüllen weiss aus dem uns inzwischen erwachsenen, ungeheueren Erfahrungsgebiete, der sollte mindestens sich bescheiden, ein unparteiischer Zuschauer in dem heutigen Kampfe zwischen Allopathie und Homöopathie zu bleiben, unter allen Umständen aber die jeder wahren Wissenschaftlichkeit Hohn sprechenden und vollkommen ungebührlichen Invectiven laut verurtheilen, mit denen diejenigen Feinde der Homöopathie, welche sich ihrer so verschwenderisch bedienen, doch nur gegen sich selbst aussagen, wie unendlich fern sie dem Kernpunkt der Frage geblieben sind, welche seit jeher die Beobachter und Denker unter den Aerzten in Anspruch genommen hat und auch lediglich von solchen einer allgemein befriedigenden Lösung allmählich entgegengeführt zu werden vermag.

Natürlich konnte die Betrachtung des dem menschlichen Körper Nothwendigen nicht bei den Allgemeinbegriffen: „Kalt, warm, feucht, trocken" ewig stehen bleiben. Allmählich erkannte man, dass derartige Begriffe, auf den menschlichen Körper angewendet, lediglich Verhältnissbegriffe sind, mit welchen man nur Theil-Resultate körperlicher Functionen bezeichnete, — theils

Functionen des gesunden, theils des kranken Organismus. Unter allen Functionen des Körpers war die Ernährung eine der wichtigsten, und dieser — in ihren Ansätzen, wie in ihren Ausscheidungen — widmet Galenos ein lebhaftes Interesse. Er weiss ganz genau, dass die Speisen in den Nahrungsbrei verwandelt werden und dass aus diesem sich Blut bildet; wir sahen bereits, dass er auch Arterien und Venen unterscheidet, der Wesentlichkeit nach keineswegs unrichtig, wenngleich er, der Chemie ja noch völlig unkundig, das Blut sich offenbar nur irgendwie gemischt mit atmosphärischer Luft denkt, etwa durch Juxtapposition. Er kennt aber doch anziehende und abstossende Kräfte; vermöge dieser erleiden die Nahrungsstoffe im Organismus eine „Alteration", eine Umwandlung, welche sie nunmehr auch der äusseren Form nach den einzelnen Körpergeweben ähnlich macht. (Assimilatio). Unrichtig freilich auch, doch minder grob als Albertus Magnus — (der in dem Tractate „de secretis mulierum" eine vierfache Art einer gewissen Umdestillation der Nahrungsstoffe im Organismus lehrt —) denkt Galenos sich auch den Keimungsprozess des Embryo; und gerade hier waltet ein magnetisches Similia similibus bei ihm vor, das wir in seiner Eigenthümlichkeit, jedoch zu einem vollkommenen Prinzipe ausgebildet, erst nach fast 1500 Jahren wieder aufleben sehen werden. Er sagt nämlich in seiner Streitschrift gegen den Erasistratos (de natural. facultat. lib. II. cp. 3):

Natura nullius materiae veterem formam servat.

Um den Embryo zu bilden, bedarf die Natur gerade einer bestimmten, weder zu grossen noch zu kleinen Menge mütterlichen Blutes, das sich mit dem männlichen Samen verbinde. Wie geht es nun zu — so fragt er den Erasistratos, — dass sich aus dem rothen Blute die weissen Knochen, Knorpeln, Adern, Nerven, das Fett, die Drüsen u. s. w. bilden können? Und ungleich feiner als Albertus Magnus beantwortet er diese Frage dahin: Das geschehe durch eine besondere, dem Samen innewohnende Kraft, welche derselbe aber keineswegs aus der Materie entnehme, sondern diese bildende und ordnende Kraft vielmehr nur an ihr erweise. Doch sollten wir uns hüten, dass wir dem Samen, der es vermöge, nur gerade soviel mütterliches Blut — nicht aber mehr oder weniger — an sich zu ziehen, als zur Bildung des Embryo erforderlich sei, nicht etwa thörichter Weise gar eine gewisse Vernunft oder Einsicht (z. B. etwa eine elective

Thätigkeit) zuschrieben; sondern gerade so, wie dem Magnetsteine eine Kraft beiwohne, vermöge deren er Eisentheile an sich zu ziehen vermöge, habe der Samen eine Kraft, Blut an sich zu ziehen. Galen lässt somit auch hier ein physikalisches Aehnlichkeitsprinzip ordnend und bildend eintreten, vermöge dessen der Samen das Blut schnell assimilire, (ταχεώς ἐξομοιώσει) und diese Anziehungsweise wiederhole er mehrmals je nach Bedürfniss. Und nun ruft unser Autor triumphirend aus:

> Atqui jam alteratrix inventa vis est, quae nec ipsa prodita Erasistrato est..... Scilicet ea prima est seminis actio, ut convenientem (σύμμετρον) sibi sanguinem trahat.

§ 22. Aber auch das lernen wir aus den Beispielen der Alten, wie unendlich schwer es ist, die Blicke der Beobachtung von dem Banne zu befreien, mit welchem alteingewurzelte Theorien, seien sie auch noch so grundfalsch, uns blenden! Man rühmt — und wahrlich nicht mit Unrecht — die scharfe Beobachtungsgabe der Griechen und Römer. Aber der Vier-Elemententheorie zu Liebe behauptet Macrobius den nonsens, dass die Frauen, weil kälter ihrer Naturanlage nach als die Männer, auch ungleich mehr Frost zu ertragen im Stande seien, als diese, und Albertus Magnus — und mit ihm das ganze Mittelalter — wiederholt gegen alle tägliche Erfahrung diese abstruse Behauptung nicht allein, sondern sein Interpret lässt sich sogar zu der abgeschmackten Behauptung hinreissen: „der eisigste Mann sei immer noch ungleich wärmerer Natur als das feurigste Weib, welche mit ihm in gleichen äusseren Lebensbedingungen lebe."

Während somit — wie wir gesehen haben — die Aehnlichkeitsmaxime durchaus vorherrscht in der physiologischen Auffassung der Vorzeit, namentlich betreffs der Nutrition und Generation — natürlich auf Grund der Vierelemententheorie —, ist es lediglich diese letztere, welche in der Heilkunst der Alten präponderirt, soweit bei dem grob empirischen Charakter derselben in Hinsicht auf medikamentöse Behandlung bei ihnen von einem Prinzipe die Rede sein kann. So sagt Galenos (l. c. Vol. II, lib. II, S. 118):

> Ac primi quidem ac principes morbi sunt quatuor, qui calore, frigore, siccitate et humore inter se dissident.

Nun fragt es sich, welch' eine Theorie der Heilkunst konnte oder musste vielmehr mit absoluter Nothwendigkeit aus dieser

grundfalschen physiologisch-pathologischen Theorie entstehen? Natürlich keine andere als die folgende, welche er frisch und freudig und aus seiner physiologischen Theorie heraus sogar mit dem vollen Zwange logischer Nothwendigkeit verkündet (l. c. S. 127):

> Ego namque eum, qui supra modum calefactus est, ventrem refrigerandum esse aio, sicut eum, qui perfrigeratus est, calefaciendum; ad eundem modum et qui exsiccatus est, humectandum, qui praehumidus est, siccandum. Sed et conjunctim, si calidior una sicciorque justo sit redditus, caput esse sanationis, ut refrigeretur simul et humectetur; sin frigidior simul et humidior sit effectus, ut siccetur et excalescat; similique modo in aliis.

Denselben Standpunkt nimmt (z. B. in den Aphorismen) Hippokrates ein. Es ist dies diejenige Theorie der praktischen Heillehre, welche man seit den ältesten Zeiten her durch die Formel kennzeichnete: Contraria contrariis. Sie ist jedoch, wie nunmehr ersichtlich, für die Würdigung der Geschichte der antiken Medizin unverständlich ohne die ergänzende Formel: Similia similibus; diese für die Physiologie, jene für die Praxis der Alten, beide hervorgegangen aus, und gestützt auf die Vierelemententheorie; beide zu einandergehörig, wie Parole und Feldgeschrei. Aus der Darstellung des Verähnlichungs-(Assimilations-)Prozesses ist ersichtlich, dass in ihm durch das Similia similibus auch alle diejenigen zwar schon beobachteten, aber in ihren Einzelhergängen den Alten unerklärbaren Erscheinungen mit begriffen wurden, welche wir heut in das Bild von der chemischen Wahlverwandschaft zusammenfassen. Dahin gehört auch die Erklärungsweise, welche Galen von der magnetischen Kraft entlehnt. Die Erklärungsarten haben gewechselt, die Thatsachen sind geblieben, sind aber in ihren letzten Gründen zum grössten Theil auch noch keineswegs klar gelegt für unsere heutige Zeit. Die Chemie war dem klassischen Alterthum ziemlich unbekannt; nicht minder freilich auch das, was wir heut unter Physik verstehen; dennoch lehnt sich ihre Erklärungsweise mehr einer physikalischen Auffassungsweise an, insofern sie — wenn auch natürlich nur obenhin und gänzlich rudimentär — für die Gesammtheit ihrer medizinischen Auffassungen nur die Qualitäten der Körper beachten. In demselben Grade jedoch, wie die Chemie sich zu einer selbstständigen

Wissenschaft entwickelte, überliess sie die Beachtung solcher Qualitäten der Körper vorzugsweise der Physik bez. der Arzneimittellehre, um ihr vorwiegendes Interesse der Erforschung der Modalitäten und der Quantitäten zuzuwenden, in welchen die Körper sich miteinander verbinden. Es erhellt daraus, dass somit die Chemie für die praktische Heilkunde an praktischem Werthe einbüsst in demselben Grade, als sie der Kenntnissnahme der einwirkenden Qualitäten, welche den medicamentösen Droguen in Bezug auf den menschlichen Organismus zukommen, der Natur der Sache nach ferner bleibt. Die Arzneimittellehre der Alten steht gleichfalls absolut unter der Herrschaft der Vierelemententheorie. Niemand fragt, wie eine Drogue an sich zum Organismus sich verhalte, sondern ob sie nach der Theorie des Warmen oder Kalten, des Trocknen oder Feuchten einwirke. Ich verweise dieserhalb auf Celsus, sowie auf Macrobius. Wie im Allgemeinen noch heut, so glaubte man auch damals, der feste Punkt, von welchem man ausgehen müsste, um eine Krankheit zu heilen, sei eben die Erkenntniss der inneren Begründung, also des Wesens der Krankheit. Diese Erkenntniss meinte man in der Vierelemententheorie gefunden zu haben. Nach der Erkenntniss des Wesens der Erkrankungen zu dem Zwecke, danach den Heilplan zu entwerfen, suchte man also seit jeher. Glauben heute gewisse Wortführer der physiologischen Schule, das Problem werde gelöst sein zu den Zeiten unserer Enkel, so übersehen sie, dass diese Lösung undenkbar ist, so lange wir uns noch des Wortes „Kräfte" zu bedienen haben, statt der vollständigen Einsicht in die letzten Gründe aller körperlichen Umwandlungen. Dies Problem ist die Zahl π, an welcher nunmehr alle bereits dahingeschwundenen Jahrtausende rechneten, ohne ihre Rechnung abschliessen zu können.

Eins hoffe ich inzwischen aber historisch erwiesen zu haben, nämlich, dass ohne Verständniss des Similia similibus der Alten deren Heilmaxime: „Contraria Contrariis" unverstanden beiben muss; und ebenso, dass das „Contraria Contrariis", als Allgemeinaxiom für den Heilungsplan, heut nur noch für Denjenigen eine logische Rechtfertigung haben kann, welcher in der Ausnutzung der Physiologie für die ärztliche Praxis auf dem Standpunkte Galen's und seines Lehrers Hippokrates stehen blieb.

Zweiter Theil.

Erster Abschnitt.

I. Das Zeitalter des Paracelsus.

§ 13. Die Verfolgung unseres Themas führt uns nunmehr auf einen Gelehrten, der die herbe Parteilichkeit seiner Zeitgenossen wie der Geschichte bitterer erfahren hat, als kaum irgend ein anderer Mann von gleichartiger, reformirender Bedeutsamkeit; das ist Paracelsus. Auch die Griechen, wie die Römer waren musterhaft undankbar gegen ihre genialsten Männer; allein jene doch nur gegen die lebenden. Den Todten zollten sie reichlich den Tribut der Ehre und Dankbarkeit. Paracelsus hingegen ward verlacht, verhöhnt und an seinem guten Namen gekreuzigt — je länger nach seinem Tode um so schlimmer — von der ganzen Schaar der Epigonen. Alle diese lärmenden Schreier standen auf den Schultern des todten Riesen — und wussten es nicht! Es war dieser Mann nicht ein Reformator der Chemie; diese erweiterte er nur in erheblichem Grade; dahingegen war er ein Reformator der Heilkunst, und das hat ihm Niemand schlimmer gedankt, als die Aerzte bis in unsere Zeiten hinein; ich erinnere nur beispielsweise an K. Sprengel und dessen Geschichte der Medizin. Dahingegen haben erst die Chemiker den Paracelsus wieder zu Ehren gebracht, und auch diese nur zögernd. Selbst ein Mann wie Kopp misshandelte den alten Kunstgenossen noch unbarmherzig in seiner Geschichte der Chemie. Inzwischen las er dessen Schriften selbst, um ihn als Alchymisten kennen zu lernen, und da ward Kopp ihm wenigstens in seiner bedeutenden Schrift: Beiträge zur Geschichte der Chemie, Braunschweig, Vieweg und Sohn 1869—1875, als Chemiker gerecht.

Wer absolut keinen Buchstaben von den Schriften dieses Märtyrers seiner Standesgenossen gelesen hat, kennt doch wenigstens

ein paar seiner Prahlereien oder jener urgesunden, humorvollen Grobheitsproben, mit denen er ihm zugefügten Unglimpf überbietend heimzahlte; nun meinen solche Leute, er habe alle seine Collegen, auch die achtungswertheren, welche er ganz im Gegentheile achtungsvoll behandelte, in gleicher Weise regalirt, und man ist ausser sich über die gelegentliche Derbheit seiner Sprache, als wäre gerade diese nicht schlechterdings die Cursivmünze gewesen, in welcher man in den Streitschriften jener Zeit sich auseinander zu setzen pflegte. Wer z. B. die lieblichen Bilder kennt, in denen sich Luther gegen seinen theologischen Gegner, König Heinrich VIII. von England, erging, der wird doch umsonst bei Paracelsus nach Gleichwerthigem suchen. Was man dem Letzteren als stupende Monstrositäten in einigen Anekdoten so unvergesslich nachtragen zu sollen vermeint, das dürfte den Wenigen kaum auffällig erscheinen, welche einen Blick werfen auch in die sonstigen naturwissenschaftlichen Schriften seiner Zeit, wie seiner Vorzeit. Aber wenn irgend Einer, so steht grade unser Philipp von Hohenheim, genannt Paracelsus mit Leib, und Leben im Rahmen und Wesen seines Jahrhunderts, das er an medizinischer Einsicht doch so weitaus überragte und dem er ebenso als Chemiker, wie als Philosoph zur Zierde gereichte. Wer ihn in letzterer Hinsicht sich nicht zu denken vermag, der wird ihn z. B. bei keinem Geringeren, als bei Heinrich Ritter im 5. Theile der Geschichte der christlichen Philosophie eingehend und speziell in dieser Beziehung gewürdigt finden. Aber die Weltgeschichte, von Menschenhand geschrieben, ist vielfach ungerecht; den Albertus Magnus kränzt sie mit dem Ruhme tiefer, alles ergründender Wissenschaftlichkeit. Doch wer hinwiederum dessen Schriften de herbis, de lapidibus u. s. w. gelesen hat, der wird eingestehen müssen, dass es kaum eine läppischere Lectüre geben kann. Und dennoch galt derselbe Albertus Magnus zu Paracelsus Zeiten und noch ein Jahrhundert darüber hinaus für eine kaum antastbare Autorität in naturwissenschaftlichen Dingen. Die scholastischen Mönchsgelehrten — Albertus Magnus dereinst an ihrer Spitze — hatten den Aristoteles und neben diesem den Galenos als Vorbilder in naturwissenschaftlichen Dingen angepriesen. Allein statt diesen Vorbildern in getreulicher Erforschung der unmittelbaren Natur nachzustreben, hatte religiöser Einfluss — bei den Arabern wie bei den Christen — z. B. das Studium der Anatomie streng verpönt, dafür aber jedweden Ausspruch obiger beider Autoritäten als infallibel

hinzustellen gewusst, und somit auch ein naturwissenschaftliches Dogmengebäude erschaffen, dessen bleierner Druck auch hier jedweden Fortschritt länger als ein Jahrtausend gelähmt hatte. Paracelsus stand an der Spitze Derjenigen, welche auch diesen Götzendienst stürzten, und — wiewohl im Uebrigen ein guter Katholik — eiferte er gleichwohl gegen mancherlei priesterliche Ungebühr. Um nun zu verstehen, wie mächtig und unerbittlich der Hass war, welchen Paracelsus auf seine Person nicht allein (— er starb bekanntlich höchstwahrscheinlich durch Meuchelmord, als er endlich in Salzburg ein ruhiges Asyl gefunden zu haben hoffte —) sondern auch auf sein Andenken heraufbeschwor wegen seiner wuchtigen Angriffe auf die Aristoteliker oder Peripatetiker seiner Zeit, müssen wir diese letztere so, wie sie war, nicht wie man sie so oft heut fälschlich sich denkt, flüchtig skizziren.

In mancherlei Büchern, welche die Naturwissenschaften jener Zeit und deren Vertreter lieber und bequemer nach den gangbarsten Conversationslexiken, als originaliter nach unmittelbarer Lectüre der damaligen Schriften betrachten zu dürfen vermeinen, findet man neben einer mageren Aufzählung der Arbeiten, oder der hervorragendsten Lebensereignisse dieser unserer geistigen Vorväter bis zum Ueberdruss die Phrase wiederholt: „Allein N. N. war doch allzusehr dem Mysticismus ergeben." Dieser Zusatz ist nicht minder lichtvoll, als wenn man Biographien von Pythagoras, Zeno, Platon, Aristoteles mit dem Bemerken verbrämen wollte, dass diese Männer Heiden und keine Christen gewesen seien. Unter „Mysticismus" soll nämlich in diesem Falle verstanden werden, dass N. N. der Astrologie, der Kabala und der Alchymie zugethan gewesen sei. Sachunkundige Leser verfallen daraufhin nun in den ganz sonderbaren Irrthum, als hätte gerade hierin der sogenannte „Mysticismus" jener alten Naturkundigen bestanden; als hätte es damals irgend einen Naturkundigen gegeben, der frei gewesen wäre von diesen damaligen Zeitanschauungen; als hätte z. B. ein Gelehrter, wie Keppler, nicht ebenso gut für Geld und gute Worte sein Horoskop gestellt, wie jeder sonstige obskure Astrolog. Das eben ist ein fundamentaler Irrthum! „Mystiker" nannten jene alten Gelehrten sich selbst, um damit anzudeuten, dass sie in religiöser Hinsicht vom Kirchenglauben insofern abwichen, dass sie die Bibel nicht wortgetreu, sondern allein sinngemäss bz. allegorisch aufzufassen gewillt seien. Auf ihre naturwissenschaftlcheAnsichten aber ist das Wort „Mystik" belanglos und

völlig irrelevant. Ihre naturwissenschaftliche Denk- und Sprachweise ist bis ungefähr auf Newton's Zeit eine völlig uniforme, nur dass nicht Alle zugleich der Kabala ergeben, sondern Manche streng rechtgläubig waren. Diese allein sind dann eben Nicht-Mystiker. Und das ging in Bezug auf Alchymie folgendermassen zu: In dem alten Wunderlande Egypten, der unbestrittenen Wiege menschlicher Cultur, hatten metallurgische Arbeiten zuerst auf die Beobachtung geführt, dass z. B. das Kupfer sich weiss färben liess, ähnlich dem Silber, andere Metalle sich gelb, ähnlich dem Golde, sowie dass man solche Metalle spröder oder weicher darstellen könne, und anfänglich glaubte man auch offenbar, z. B. an solchergestalt weissgefärbtem Kupfer wirkliches Silber gewonnen zu haben. Diese Wahrnehmungen führten auf das Streben, Gold künstlich darzustellen, — wann zuerst, ist ungewiss; bekannt aber ist, dass bereits Diocletian, nachdem er einen Aufstand in Egypten bekämpft, dort alle Schriften aufsuchen und verbrennen liess, welche von der wundervollen Kunst handelten, Gold und Silber zu machen. (S. Rotteck, 9. Aufl. Th. III., S. 170). Der älteste, uns erhaltene Papyros, diesen Theil der Alchymie behandelnd, rührt nach Kopp l. c. etwa vom Jahre 200 nach Christo her. Es ist mir unmöglich, hier näher einzugehen auf dieses hochinteressante Thema. In neuerer Zeit hat demselben Prof. Kopp in seinem oben citirten Werke speziellere und wohlgerechtfertigte Untersuchungen gewidmet. Die Alchymie vererbte sich von den Griechen auf die Araber und von diesen — namentlich seit Raimundus Lullus — auf Europa. Die Kirche stellte sich zur Alchymie bald freundlich, bald feindselig; ebenso die weltlichen Gewalten. Zu Paracelsus Zeit war der praktische Versuch, Gold zu erzeugen, schon vielfach discreditirt, dahingegen bereits ein schätzbares, chemisches Wissen und Können angesammelt. An die theoretische Möglichkeit künstlicher Golderzeugung hingegen glaubte man noch allgemein, so z. B. auch Luther; an sie auch Paracelsus, der sich praktisch übrigens nicht damit beschäftigt zu haben scheint, und nach ihm ebenso die Paracelsisten, wie deren erbittertste Feinde, z. B. Libavius, nicht minder. (S. dessen Schrift: Wohlmeinendes Bedenken von der Fama und Confession der Brüderschaft des Rosen-Kreutzes etc. Frankfurt, Kopff S. 100.)

§ 25. Gleichfalls aus Egypten erhob sich — noch vor dem Neuplatonismus — die Kabala, ursprünglich aus China und dem fernsten Osten stammend. Beider Anfänge zeigen sich vollkommen deutlich be-

reits bei dem gelehrten Juden Philon von Alexandria, dem grossen Kenner des Platon. Dieser Philon namentlich ist es, der durch seine geistvolle Behandlung des Platonischen Logos absichts- und ahnungslos uns Christen jenen grossen Universalkopfschmerz bereitete, an dessen Nachwehen noch verschiedene Jahrhunderte zu leiden haben werden. Auch die Kabala wurde auf demselben Wege, wie die Alchymie, in Europa bekannt, und in Deutschland namentlich durch den gelehrten Reuchlin gepflegt und verbreitet. Oberflächlich, wie über die Alchymie, pflegt man heut über die Kabala zu sprechen. Ursprünglich eine aus mannigfachen Traditionen entstandene orientalische Geheimlehre philosophischer Kosmogonie, verdankt sie ihre astrologischen Zusätze vorerst schon babylonischer und chaldäischer Sternkunde; späterhin aber den Arabern. Wie jedoch Israeliten, Araber und Christen gemeinsame Anknüpfungen im alten Testament fanden, so ward die Kabala für alle drei Nationen ein gewissermassen neutrales Gebiet, welches die Gelehrten derselben um so lieber aufsuchten, je strenger kirchlich-dogmatische Schranken um jede dieser Nationalitäten emporwuchsen. Jede derselben trug nun in die Kabala ihre philosophirenden Religionsideen hinein, ihre Theosophie. Namentlich die deutschen Kabalisten gestalteten dieselbe streng auf biblischer Grundlage. Aber indem sie behaupteten, „dass die Bibelworte nur Schale seien, ihr Kern dahingegen nur Eingeweihten verständlich," bildeten sie sich namentlich aus dem 1. Kapitel des 1. Buches Mosis eine ganz eigenartige Weltanschauung, in welcher nunmehr der Gottesbegriff in 10 verschiedene Emanationen zerlegt ward, entsprechend den verschiedenen hebräischen Bezeichnungen für israelitische göttliche Verehrungswesen. (S. C. Radenhausen: Die Bibel wider den Glauben S. 1—50). Aus der Kabala entnahm selbst die ausschweifende Phantastik der ältesten Kirchenväter ihre Bezugsquellen; so die bekannte Engelabundanz des Origenes, wie die finsteren Phantasiegestaltungen Tertullians. Hier fanden ältere Ideen, wie Platon's und Philon's Logos, sammt dem neuplatonischen Demiurgos, beide auf Christus, als den Mitattron bezogen, welcher in der Kabala fast identisch ist mit dem griechischen Logos in der Form der anima mundi, ihre Unterkunft. Jede Gottesemanation wird durch einen Erzengel übertragen theils auf das Firmament (namentlich den Thierkreis mit seinen Gestirnen) theils auf die damals bekannten 7 Planeten, und von dort aus durch Schaaren untergeordneter Engel weiterverbreitet über die Luft, die Erde und die Menschen. Stoff genug,

dem krassesten Aberglauben den beliebigen Raum zu geben für die berüchtigten Beschwörungen durch Engelnamen, wodurch die Kabala so immens herabgesetzt wurde, — zugleich aber auch ein Raum, herrliche edle und freiere Gedanken gefahrlos bilden und aussprechen zu können, den Gottesgedanken philosophisch zu klären aus jener Zerfahrenheit, und an ihm und in ihm die menschliche Seele emporzuranken. Hier finden sich die Ideen der Monadenlehre (s. Fludd, Philos. Moysaic. Goudae 1638, fol. 28) welche angeblich Leibnitz, „eigenthümlich" gewesen sein soll. Hier findet sich bereits ein biblischer, streng logischer Beweis für den Pantheismus, der obenein schon gedruckt wurde, als Spinoza grade ein Jahr alt war. Die orthodoxe Theologie wird mir Dank wissen, wenn ich ihr den Fundort verrathe, nämlich in Fluddi Clavis Philosophiae, Francofurti 1633, pag. 15. Hier finden sich geistvolle Definitionen über die Natur des Menschen. Der Kabala gab und entnahm eben Jedweder so viel, als er individuell zu geben und zu nehmen vermochte. Die Kabala nicht zu kennen, wäre zur Zeit Hohenheims für einen Gelehrten ebenso undenkbar gewesen, wie für einen heutigen Philosophen, Kant's Schriften unberücksichtigt zu lassen. Aber so verschiedenartig wie heutige Theologen über Kant, ebenso verschiedenartig dachte der damalige Clerus über die Kabala. Ein grosser Theil jener alten Schriftsteller indessen — und dies gilt namentlich auch für Paracelsus — erscheint oft vollkommen unverständlich oder thöricht für heutige Leser, welche gar nichts von der Kabala, nichts vom Baume Sephiroth mehr kennen. Wer sich für das Thema interessirt, den verweise ich auf Fludd's Philosophia Moysaica, Goudae 1638.

§ 26. Gegenüber den heut herrschenden, aber sehr unzutreffenden Ansichten über das vieldeutige Thema der Kabala kann ich nur sagen, dass die Art des Ausbaus, welchen dieselbe seit Reuchlin's Zeit von den namhafteren deutschen Gelehrten des spätesten Mittelalters erfuhr, mir als ein Ringen erscheint, über Gott und sein Verhältniss zur Natur und zum Menschen in specifisch christlicher Weise zu philosophiren, dabei aber in gleichzeitiger Emanzipation von dem Banne, welche die mit Aristotelischer Auffassung durchsetzte dogmatische Kirchenlehre dem freien Denken, auch über das Wesen und Weben der Natur seit Jahrhunderten aufgezwungen hatte. Dieses Philosophiren durfte und wollte also auch hinwiederum nicht die Grenze überschreiten, welche durch Bibelaussprüche, sei es des alten oder neuen Testaments, noch

vollständig sich decken und schützen liess; das hätte die schrankenlose Verehrung des Autoritätsglaubens gewehrt, welche das ganze Mittelalter charakterisirt und das Ergreifen eigener Initiativen ebenso unbeliebt als gefahrvoll erscheinen liess. Und da hinwiederum die Bibel erwachsen war lediglich aus den Anschauungen semitischer Völker, welche mit den von altersher übererbten Volksempfindungen der arischen Völkerfamilie, namentlich aber des deutschen Volkes in überaus wesentlichen Grundzügen — besonders religiöser Art — aus heidnischer Vorzeit her grell disharmonirte, so verursacht uns Modernen das ernste und tiefsittliche, aber ziemlich trostlose Ringen und Streben unserer mittelalterlichen Denker, — jene ursemitischen Gefühls- und Vorstellungsweisen von den Eigenschaften des höchsten Verehrungswesens verschmelzen und einigen zu wollen mit den niemals ganz erstickten und verschollenen Regungen arischen Empfindens —, einen so peinlichen, so unbefriedigenden und dennoch sympathischen Eindruck. Es war eben ein unserer tiefsten Theilnahme würdiger Geisteskampf, der die Erwerbung der höchsten Freiheit langsam, schwer und unter mancherlei schnörkelvollen Umwegen vorbereitete, deren wir heut uns wie einer Selbstverständlichkeit erfreuen. Daher auch kommt es, dass es schwer halten würde, irgend einen, auf dem Boden der traumhaft sich erschliessenden Naturwissenschaften gefeierten Namen aus dem deutschen Mittelalter zu finden, welcher der Kabala fern gestanden hätte; selbst Förderer der Naturwissenschaften, welche dem klerikalen Stande angehörten, entfernten sich oft genug von den Scholastikern, um in den weiten Gefilden der Kabala zu träumen, zu grübeln oder aber zu denken, je nach ihrer individuellen Natur und Begabung.*)

---

*) Anm.: Wie überreichen Raum namentlich die jüdische Kabala Engeln und Geistern (Wüstengeistern alter Sagenzeiten) darbot, ist bereits erwähnt; auch ohnedies zur Genüge bekannt, wäre es auch nur aus der Erinnerung an die schamlosen Ausbeutungen, welche fanatische Schwärmerei und gewinnsüchtige Industrie aus dem blödesten Aberglauben zu ziehen wussten. Hier möchte ich demjenigen Leser aber, der diesem Thema vollständig fern steht, nur eine flüchtige Einsicht bieten, für welche lichte, freie und schöne Gedanken man in der Kabala Raum und Gelegenheit fand. Vergessen wir jedoch nur nie, dass es eben die Grundlage der Gesammtbibel sein musste, von welcher die Kabalisten ihre Spekulationen begannen, so werden wir erstaunen, zu gewahren, dass selbst dem Teufel, der von der Bibel schlechterdings unabtrennbar ist und bleibt, der Existenzraum entzogen zu werden begann bei dem freien

§ 27. Auch die vielgeschmähte Astrologie, über welche wir hier zur Kennzeichnung der Geistesatmosphäre, in welcher Paracelsus erwuchs, ein paar Worte sagen müssen, ist ihrer innersten Basis nach durchaus nicht so lächerlich-widerwärtig, wie der Nachruf behauptete an ihrer Leiche. Wie die Anschauungen der ältesten Culturvölker, der Egypter, Babylonier, Chaldäer und Perser, theilweise mit hinübertraten in die Kabala, deren Uranfänge sich in nebelgraue Vorzeit verliert, so ward in dieser auch der beobachtenden Astronomie eine reichliche Zuthat derjenigen Vorstellungen zugefügt, welche jene urältesten Begründer der heutigen Astronomie nicht nur an die Bewegung, sondern auch an den Zweck und das Wesen der Himmelsgestirne knüpften. Beides übernahmen die Griechen — Platon ist wahrlich nicht leer ausgegangen bezüglich astrologischer Ideen — so gut wie die Israeliten, und später die Araber und endlich das gesammte Mittelalter aller Nationen Europas; es war ein wesentlicher Theil der Kabala. Inmitten des reinsten, stofflosen, ewigen Lichtmeeres lebte die Gotteinheit. Allmählig zunehmend an Stoff- und abnehmend an Lichtgehalt kreisen die verschiedenen Sternenwelten, und je nach den Intervallen ihrer Entfernungen von einander,

---

Denken, um der Gottesidee immer einheitlicheren Gehalt geben zu können. Hierfür folgende Beläge:

Deus est circulus intellectualis, cuius centrum est omne, quod est, circumferentia vero extra omnia. (Herm. Trismeg.)

Nam eius voluntas et eius nolantas sunt tantum unum in eo, qui est simplex identitas. (Fludd, Phil. Moysaic. fol. 71.)

Anima mundi est res incorporea, omni decore adornata, sanctae trinitati assimilata, aeternae gloriae adaequata, vel: Est spiritus intellectualis, semper vivens, semper in motu, et secundum sui operis officium variis nuncupatur nominibus: dicitur Vita dum vegetat, Spiritus dum contemplatur, Sensus dum sentit, Animus dum sapit, Mens dum intelligit, Ratio dum discernit, Memoria dum recordatur, dum vult Voluntas. At ista omnia non sunt nisi una essentia, sed proprietate diversa. Unio igitur spiritus mundani cum mente divina constituit animam, ita ut anima includit mentem et spiritum, quorum illa est increata, hic creatus, quasi internum et externum unius alteritatis seu compositionis angelicae. (Corn. Agrippa lib. III, cp. 37.)

Eine Probe so geistvoller Definitionen wollte ich meinen Lesern doch nicht vorenthalten, um ihnen eine Anschauung dessen zu ermöglichen, dass die Kabala keineswegs, wie der leere Dünkel gänzlich Ununterrichteter zu behaupten pflegt, nichts als eine Ablagerungsstätte „mystischen Unsinns“ sei. Noch weiter aber mich einzulassen auf dieses Thema, macht der Plan dieser Arbeit mir unmöglich.

sowie nach der Schnelligkeit ihrer Eigenbewegungen, erklingt ihr Kreisen in jener wunderbaren Harmonie, welche man das göttliche Diapason nannte, die ewig schöne, überirdische Octave aller irdischen Musik. Aus dem unerkennbaren, göttlichen Urquell der Schöpfungskraft war in jenen Sternensphären Alles vorausgedacht und vorgebildet, was irgendwie auf Erden körperlich in seiner Weise lebte und gedieh, litt und fühlte. Das Weltenall, erschaffen und durchtränkt von den Ausstrahlungen der göttlichen Urkraft, war der Makrokosmos; dessen treues Miniaturgebilde der Mensch als Mikrokosmos, „sein Geist ein Funke vom ewigen Urlichte", seine Erde ein kleines Spiegelbild jener höchsten Welt. Auf dieser Erde konnte Nichts geschehen — weder im Grössten noch im Kleinsten — was nicht in jener lichten Sternenwelt, dem Makrokosmos, seinen Grund wie seinen Zweck hatte. Von dort her kam der Wille des höchsten Wesens durch den Einfluss bestimmter, die Erde dominirender Gestirne — so namentlich der 7 alten Planeten — auf die unmittelbar abhängige Erde und auf den Menschen, den Mikrokosmos, herab. Die verschiedene Constellation jener Gestirne war die Flammenschrift Gottes; höher Begnadigte (ich erinnere an die Gnadenwahl des heiligen Augustinus) konnten sie mehr oder minder vollkommen deuten. Und der arme Mensch, vertrauend auf diese höchste Begnadigung, versuchte es, jene Schrift zu lesen und eitler Menschenwitz schuf eine Kunst daraus, die Astrologie, und strebte empor, Gott und seinen geheimen Willen voraus zu wissen und zu deuten — um jämmerlich zu irren! Mit der Entdeckung mehrerer Planeten erlosch die Astrologie plötzlich in sich selbst.

§ 28. Mit der Magie kann ich mich kürzer fassen. Die Magie des Mittelalters steht allerdings gewöhnlich als Inbegriff aller Geheimwissenschaft: also der Astrologie, Alchemie und der Kabala; allein in späterer Zeit findet sich dies Wort auch in einem engeren Sinne gebraucht, und dann begreift es einen Theil dessen in sich, was wir heut Physik, und einen Theil dessen, was wir heut Mechanik nennen; beide verbunden durch die Mathematik. Was sie Neues erschuf — oft an ziemlich harmlosen Kunstwerken — konnte mit Hülfe der gottgegebenen (weissen) Magie dargestellt sein, dann musste ein Analogon aus der Bibel dafür beigebracht werden. Gelang dies nicht, so war es mit Hülfe des Teufels erdacht und geschaffen, also mit Hülfe der Kakomagie oder der schwarzen Magie — und die Scholastiker waren mit

dem Scheiterhaufen zur Hand. Kirchendogma und Aristoteles boten den Scholastikern die Rüstung. Platon (zumeist aber nur der Neuplatonismus) und die allmählich immer kühner auftretende directe Naturforschung wappnete die Gegenpartei. Im Streitfall entschied der Wortlaut der heiligen Schrift und dessen mehr oder minder geschickte Deutung. Auf diesen Tummelplatz hinaus trat Paracelsus. Er war eben so wenig hervorragend als Kabalist, wie als Astrologe oder Magier. Er war Alchymist, allein ohne den Stein der Weisen finden zu wollen. In seinen Schriften aber braucht er die Sprache aller dieser damaligen Disciplinen. Das macht seine Sprache oft so überaus undeutlich für den heutigen Leser. Die Hauptsache aber war, er drang ungestüm auf directe Erforschung der Natur und war ein Gegner von Aristoteles und Galen, deren allmächtiger Einfluss die Naturbeobachtung hemmte. Galen aber war bis dahin das Orakel der Aerzte, wie Aristoteles das der mittelalterlichen Naturwissenschaft und wegen seines Organon der Grundpfeiler der damaligen Logik. Diese Logik war die Hauptwaffe der Scholastiker (Peripatetiker), letztere aber dienten als die Schutz- und Trutzgarde der kirchlichen Dogmatik. Somit galt allmählich „aristotelisch“ und „scholastisch“ für identisch mit kirchlich; daher ein Angriff gegen Aristoteles und Galen nahezu für antikirchlich; das machte den nun entbrennenden Streit so bitter, so einschneidend, so gehässig.

Zweiter Abschnitt

II. Paracelsische Lehren.

§ 29. Ein weiterer erheblicher Grund, welcher das Verständniss des Paracelsus für denjenigen recht sehr erschwert, der sich mit den mittelalterlichen Ansichten und Verhältnissen noch zu wenig vertraut gemacht hat, ist die gehaltliche Ungleichheit seiner Schriften, namentlich deren zahlreiche Widersprüche, sowie eine Wiederholungssucht, welche fast an die stete Wiederkehr gewisser Homerischer Verse erinnert. Dergleichen Fatalitäten erträgt man meines Erachtens leichter, wenn man ihren Grund kennt. Eine der litterarischen Todsünden nämlich, in welcher bekanntlich gerade

die christliche Kirche seit ihren ersten Constituirungsversuchen unverzeihlich exzellirt hat, und welche die biblische wie die profane Litteratur seit der Blüthe des Mönchslebens zu einem unsäglich bösen Thema für die philologische Interpretation gemacht hat, ist das sündhafte Interpoliren der Texte — und zwar gerade das absichtliche. Es hat längerer Zeit bedurft, als man gewöhnlich meint, bis die stets höhere Entfaltung der Buchdruckerkunst diesem litterarischen Piratenthume endlich ein definitives Ende gemacht hat. Wie wir noch heut unsagbar zu leiden haben unter den Nachwehen dieses letzteren, weiss die ganze gebildete Welt. Weniger allgemein bekannt aber ist, dass zu und nach der Zeit des Paracelsus noch dieselbe Ungebühr hoch im Schwange war und zwar mit einer durchaus perfiden Variante. Es blühte nämlich damals die für unsere eitlere Gegenwart gänzliche fremde Liebhaberei der anonymen Schriftstellerei, und es existiren aus jener Zeit nicht wenige — und darunter äusserst wesentliche — Tractate, deren Verfasser unbekannt geblieben sind. Das möchte sich verschmerzen lassen; kann man doch schliesslich keinen ehrlichen Autor zum Bekenntniss der litterarischen Vaterschaft gewaltsam zwingen! Allein dieser Hang zur Anonymität zog die Infamie gross, dass viele Bücherschreiber ihre opuscula von sehr zweifelhaftem Werthe irgend einem gefeierten Namen unterschoben, und dies nicht allein, wenn sie in dessen Sinne schrieben, sondern auch in der hämischen Absicht, ihn auf diese Weise seiner Eigenart völlig widersprechende Dinge sagen zu lassen, — überhaupt aber Auslassungen, welche er vielleicht nimmer gesagt hätte und jedenfalls positiv nie gesagt hatte. So nennen z. B. die Paracelsisten schon 50—60 Jahre nach dem Tode ihres Meisters laut und häufig neben verschiedenen Anderen, namentlich den Carolstadius (einen Sohn des aus der Reformationszeit her bekannten Karlstadt) als den Verfasser verschiedener Schriften, welche er dem Paracelsus untergeschoben habe. Nicht minder erschwert jede Frage um ganze oder theilweise Echtheit der Paracelsischen Schriften der zweifellose Umstand, dass dieselben erst nach seinem Tode zum Druck gelangten; also erst zu einer Zeit, nachdem die Manuscripte in den Händen sehr verschiedener Leute sich längere Zeit befunden hatten. Aus dem Allen wird ersichtlich sein, woher es kommt, dass die Urtheile über Paracelsus' Schriften so schwankend und widerspruchsvoll ausfallen konnten. Endlich und letztens aber wagte es dieser echt deutsche Mann schon da-

mals zum Entsetzen seiner Zeitgenossen, deutsch schreiben zu wollen. Ob er seiner Sache damit genützt oder vielmehr bitter geschadet habe für jene und lange Folgezeiten — darüber zu judiciren ist hier nicht der Ort; genug, er that es, — er schrieb deutsch, und nicht selten sogar ein fast lyrisch schwungvolles; allein sein Deutsch liest sich für uns Epigonen oft fatal schlecht, mitunter kaum viel besser als Fritz Reuters Mecklenburgisch für Hochdeutsche; indessen daran gewöhnt man sich am Leichtesten und Schnellsten. Die anderen berührten Dinge erschweren ein unbefangenes und richtiges Verständniss ungleich schlimmer.*)

§ 30. Ich habe freilich eine etwas weite Abschweifung von meiner Aufgabe bis hierher machen müssen, — allein ich that dies absichtlich, zu einem ganz bestimmten Zwecke, — und kann daher den geehrten Leser nicht einmal um Verzeihung bitten. Denn — kaum glaublich, aber wahr! ich möchte allen Ernstes meine werthen Collegen bitten, diesem schwer verläumdeten, literarisch fast verschollenen Manne, Philipp von Hohenheim, einige directe Aufmerksamkeit, wenn irgend möglich, zu widmen, dessen fest überzeugt, dass sie mir alsdann Recht geben, wenn ich behaupte, es giebt so lange keine wirklich organische Geschichte der Medizin neuerer Zeit, als diese nicht — und zwar für alle wirklich bedeutenden Abzweigungen unserer heutigen ärztlichen Schulen — auf Paracelsus gebaut und von ihm, als der Allen gemeinsamen Wurzel, abgeleitet werde. Ich vergesse dabei keineswegs, was wir anderen, etwas späteren Forschern zu danken haben, z. B. Sanctorius und seiner statischen Schule; allein Sanctorius, wie bedeutend auch als Physiologe seiner Zeit, kann für seine statische Schule doch im Geringsten nicht

*) Sollten Collegen sich veranlasst finden, dem Paracelsus direkt einige Zeit widmen zu wollen, so möchte ich dieselben namentlich auf die deutsche Folio-Ausgabe desselben aufmerksam machen: „Strassburg, in verlegung Lazari Zetzners Seeligen Erben, anno domini MDCXVI“. Diese Ausgabe hat den sehr grossen Werth, dass sie an vielen Orten die Bemerkung macht, es sei der Text nach Hohenheims eigener Handschrift gedruckt; an anderen, dass Blätter fehlten und der Zusammenhang nach anderen Handschriften entnommen sei. Mit Befriedigung wird der Leser dann sehr häufig wahrnehmen, dass viele gerade der anrüchigsten Stellen z. B. in den „Magischen und Astrologischen Büchern“ von ganz zweifelhafter Autorschaft abstammen. Der Leser wird dies bald genug auch selbst an dem matteren Style empfinden, welche der frischen, lebhaften Darstellungsweise Hohenheims ebenso wenig, als seiner Sachauffassung entspricht.

jenen weitumfassenden Blick beanspruchen, wie er uns an Paracelsus zur Bewunderung reizen muss. Möchte ich aber den Paracelsus anerkannt wissen als den universellen Quell, aus dem unsere hervorragendsten heutigen Systeme flossen, nämlich das Rademacher'sche, das der Allopathie und endlich das Homöopathische, so habe ich selbstverständlich dies für das Rademacher'sche nicht erst nachzuweisen. Dieser Mühe hat dessen Stifter in seiner edlen und seltenen Wahrheitsliebe von vornherein Jedweden überhoben.

§ 31. In ganz demselben Masse gilt nämlich Paracelsus der neuesten Zeit auch als der Stammvater unserer heutigen Allopathie, was indessen nur von ihrer chemiatrischen Richtung, weniger von ihrer theoretischen Neugestaltung und am allerwenigsten von ihrer modernsten praktischen Tendenz verstanden werden kann. Jedenfalls haben wir hier aber zu constatiren, dass verschiedene neuere Autoren von wissenschaftlichem Range ihn laut als solchen proklamiren. So geht z. B. Thamhayn so weit, seinen Collegen aus der sogenannten physiologischen Schule den verschollenen Namen der Jatrochemiker wieder beizulegen. Damit erklärt er aber laut und öffentlich, dass sie den Paracelsus zu ihrem Stammvater wählen, folglich also nicht mehr den Hippokrates und Galenos mit ihren auf die vier Elemente luftig aufgebauten Theoremen. Waren es doch auch gerade die Galeniker und Arabisten, welchen Paracelsus mit so bitter getadelter Heftigkeit seinen fundamentalen Absagebrief zuschleuderte! Freilich möchte Thamhayn, der sonst bemüht ist, auch dem Paracelsus Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, nicht den letzteren, sondern befremdlicher Weise den um mehr als hundert Jahre späteren François de la Boë (— bekannter unter dem Namen Sylvius —) zum Begründer des chemiatrischen Systems kreiren. Das wäre ziemlich zutreffend, falls Thamhayn hiermit den Anfang vom Ende, d. h. vom Verfall der Jatrochemiker, zu bezeichnen gedachte. Beabsichtigte er dies jedoch nicht, wie es offenbar den Anschein hat, so hätte einem nur einigermassen mit Paracelsus' Schriften originaliter bekannt gewordenen Autor dieser Irrthum wohl nicht unterlaufen sollen! Wie kläglich materiell und engbegrenzt nehmen sich die chemiastrischen Raisonnements des Sylvius aus gegen die weitausgreifenden und umfassenden Gedankenconstructionen des Parscelsus. Freilich hat inzwischen die Zeit auch des Letzteren originellen und nicht uninteressanten metaphysischen, bz. kosmogonischen Bau zerbröckelt; dieser hat für uns nur noch historischen

Werth. Allein eben deshalb sollen wir auch der Geschichte — und somit der Wahrheit und Gerechtigkeit — treu zu bleiben suchen, und nicht die Copie — obenein eine relativ so schwache — vor das bahnbrechende Original setzen wollen. Den Beweis hierfür an diesem Orte beizubringen, erspare ich mir des Raumes wegen. Um so mehr aber bitte ich, das was Thamhayn über die chemischen Chimären des de la Boë giebt, vergleichen zu wollen mit dem, was ein Unparteiischer über Paracelsus aussagt, und zwar H. Ritter (s. dessen Geschichte der christlichen Philosophie, Theil 5, Seite 537 u. ff.).

§ 32. Die, wie ich glaube, erhebliche Wichtigkeit für die Sache der Homöopathie, nämlich zu erweisen, dass auch die Anhänger der physiologischen Schule von ganz demselben Stammvater, wie die Homöopathie, ihre chemisch-praktische Entwickelung neuerdings ableiten, wird es rechtfertigen, wenn ich auch einen zweiten Zeugen dafür heranziehe, welcher noch in unbezweifeltem Ansehen bei seiner Schule als Autor steht, nämlich den Professor Dr. Hermann Lebert. Dieser stellt vollends den Paracelsus als „Begründer der neuen Therapie" auf und sagt von ihm (s. dessen Handbuch der Allg. Pathologie und Therapie, S. 771): „Durch Th. B. Paracelsus von Hohenheim haben wir zu lernen angefangen, wie verschiedene in der Arzneikunde verwerthbare Substanzen, besonders mineralische, darzustellen und anzuwenden seien und wie namentlich die therapeutische Indication der arzneilichen Anwendung vorhergehen müsse" (!!) und ferner: „für immer wird sein Name über das ganze Dunkel des Mittelalters als der des Begründers der modernen Therapie hervorleuchten" (!!). Neben diesem ausgiebigen Lob, das ja Paracelsus in der That auch reichlich verdient, lesen wir aber, er sei „ein roher und verwilderter Mensch" gewesen, und mit demselben Athem, in dem Lebert ihm nachrühmt „er habe den Autoritätsglauben in der Medizin gestürzt, rüstig und entschlossen angefangen, Medizin, Chemie und Therapie auf dem Boden der Beobachtung und Forschung „„als neue Wissenschaften"" aufzubauen" hat dieser selbige Referent die Naivetät, hinzuzufügen: „und so sehen wir Paracelsus in den Irrthum verfallen, die Krankheiten nach den Arzneien einzutheilen, welche sich „„bei ihrer Behandlung als wirksam bewährt haben sollen""". Hielte ich Lebert für einen der beiläufigeren und unbedeutenderen Schrift-

steller im Gebiete der physiologischen Schule, so würde ich von diesen Auslassungen — gleichwie von manchen anderen — gar keine Notiz genommen haben. Allein Lebert war zu seinen Lebzeiten ein hervorragender, klinischer Lehrer und sein hier citirtes Werk steht heut noch in Ansehen im Kreise seiner Schule. Und gerade deshalb, weil dies Buch ein in vielen sonstigen Beziehungen vortreffliches, von eigenem Können und Wissen zeugendes ist und aus diesem Grunde also noch heut viele jüngere und ältere Praktiker, denen nicht die Zeit oder die Vorliebe gegeben ist, auch nach diesen Richtungen selbständig forschen zu können, dies Werk für ein auch hier autoritatives ansehen, halte ich es für unumgänglich geboten, an dem Lebert'schen Buche einmal nachzuweisen, wie schnöde solch ein Vertrauen getäuscht zu werden pflegt. Der hohle Dünkel, überall mit eigener Belesenheit und dem Anscheine eigener Prüfungen prunken zu wollen, ist es, welcher zu der jetzt epidemisch gewordenen Scheu führt vor dem Wörtchen; „Das weiss ich nicht!" — Als wäre es überhaupt noch für irgend einen Menschen möglich, in dem ungeheuren Gebiete der Medizin Alles wissen zu können. Dieselbe Scheu führt ferner zu der unmännlichen und unwissenschaftlichen Gewohnheitssünde, auch über die wesentlichsten Fragen vom blossen Hörensagen abzuurtheilen; bei vielen Autoren aber dahin, ohne Angaben der Quellen Urteile und Angaben so unmotivirter Art zu propagiren, welche dann auf reinen Autoritätsglauben hin allmählich Allgemeingut werden, — Orakelsprüche ex cathedra ohne jedwede gewissenhafte Prüfung, nichts desto weniger aber für baare Münze ausgegeben und angenommen. Lebert ist bekannt als einer der erbittertsten Gegner Hahnemanns und der Homöopathie. Hätte er sich indessen nur eine geringe, aber selbstständige Anschauung zu eigen gemacht vom Wesen der Homöpathie, sowie von Paracelsus und seinem System, und vornehmlich von des Letzteren „therapeutischen Indikationen", so hätte er sich jedenfalls das ärgerliche Dementi erspart, die letzteren so ausbündig zu loben und gleichzeitig die erstere in den Abgrund zu verdammen, wie l. c. S. 782—786 geschieht.

Woher weiss denn Lebert, dass Paracelsus „ein roher, verwilderter Mensch" gewesen sei? Hätte er von Paracelsus echten Schriften nur eine oder die andere gelesen, so müsste ihm nicht allein die schwungvolle würdige Sprache, sondern mehr noch

der überall vorleuchtende, sittlich-ernste, ja! religiöse Grundzug seines Characters eine Warnung gewesen sein, einem so thörichten Geschwätz blindlings Glauben zu schenken, wie es die Feinde Hohenheim's späterhin verbreitet. Und hätte er sich vollends die Mühe genommen, bei Rademacher sich über den Character des Paracelsus zu instruiren, so hätte er sich sicherlich seines Ausspruchs zu schämen Grund gefunden. Mindestens würde er das Eine gelernt haben, dass man — wenn je über einen der Geschichte angehörigen Mann, — so sicherlich über Paracelsus abzusprechen doppelter Vorsicht und strengster Prüfung aller Umstände bedarf.

Ueber „therapeutische Indikationen" kann man ja freilich, wie ich in dem einleitenden Vorwort dargelegt habe, ziemlich verschiedenartig denken und demgemäss auch einen verschiedenartigen Standpunkt einnehmen gegen die verschiedenartigen Methoden, „therapeutische Indikationen" aufzustellen. Kennen aber muss man diese Methoden doch wenigstens, bevor man, wie Lebert, in einem „Handbuche der Medicin" öffentlich über sie sich zu Gericht setzt, und dass dieses „Kennen" ihm vollständig fernliegt, davon hat Lebert in seinen Urtheilen über Paracelsus, wie über Rademacher und Hahnemann die blamantesten Beweise geliefert. Wenn Lebert davon ausgeht, dass man zuvor „das Wesen der Krankheiten" möglichst erkannt haben solle, bevor man „therapeutische Indikationen" aufstelle, so ist das eben sein Parteistandpunkt, gegen welchen ich einstweilen gar nichts weiter einwenden will; nur erinnern möchte ich, dass es gerade wiederum Lebert ist, der da ausspricht, dass wir hinsichtlich der Erkenntniss des „Wesens der Krankheiten" noch „im Dunkeln tappen". Hätte also Lebert über alle drei Männer einfach als Parteimann und deshalb, weil sie eben nach einer anderen Methode ihre „therapeutischen Indikationen" aufstellen, den Stab gebrochen, so wäre sein Urtheil als eine einseitige oratio pro domo einfach ausser Acht zu lassen. Aber Lebert zog als Professor vor, den Kritiker zu spielen; er beleuchtete die Methoden aller drei Männer und lieferte dabei den eklatanten Beweis, dass er gerade von den Punkten, worin und warum alle drei von der usuellen Methode abwichen, auch nicht eine Ahnung hat! Beherrscht von seinem Wahne, wie Hippokrates und Galenos ihn überlieferten, als müsse die Erkenntniss der Krankheiten (— welche sicherlich von allen Schulen anzustreben ist —) zugleich auch diejenige Wissenschaft sein, welche deren Heilmittel finden lehrt, ist es

ihm unmöglich zu begreifen, dass die Reform, welche Paracelsus anbahnte und der Rademacher und Hahnemann beitraten, gerade darin besteht, dass diese drei Männer durchaus keine Krankheitskategorien als solche, sondern überall nur individuell auftretende und verlaufende Krankheitsformen anerkennen, und demgemäss keine symptomatische, sondern nur eine essentielle Therapie anstreben, aufgebaut auf die Wirkungen der Arzneimittel, welche sie dahingegen für stets konstante halten, somit für die allein feste Basis ihrer Therapie, unter welche die stets wandelbaren nosologischen Formen zwecks der Heilfähigkeit Eingang suchen und finden. Kann sich denn ein gelehrter Professor schlimmer bloss stellen, als durch ein Urtheil wie dieses (l. c. S. 786): „von Diagnostik ist in dem Rademacher'schen Buche nicht die Rede; man weiss also gar nicht, gegen welche Krankheiten (!!) Rademacher seine so überaus gepriesenen Arzneien verordnet hat?" — Denselben unglaublichen Mangel an Einsicht in das Wesen der Differenzen der Homöopathie von der Allopathie offenbart Lebert bei seiner Besprechung Hahnemanns. Auf diese einzugehen versage ich mir jedoch prinzipiell in dieser Arbeit. Aber über alle Massen sonderbar erscheint es nun vollends, wenn Lebert den Paracelsus als „grossen Reformator" feiert (l. c. 771), wenn er selbst erzählt, dass derselbe die Werke des Galenisten Avicenna öffentlich in Basel verbrannte, den Autoritätsglauben in der Medizin stürzte, Medizin (Chemie) und Therapie (— von der Chemie wäre dies ohnehin unzutreffend —) auf dem Boden der Beobachtung und Forschung als „neue Wissenschaften" aufbaute, — und nach allen diesen grossen Ansätzen gerade die wesentliche Reform des Paracelsus als einen „Irrthum" kennzeichnet. Vor allen Dingen befindet sich allerdings Lebert selbst zunächst wieder im „Irrthum", wenn er meint, Paracelsus habe „die Krankheiten" nach den „Arzneien" eingetheilt, welche sich „bei ihrer Behandlung als wirksam" bewährt haben sollen!! Eine solche „Eintheilung" würde man wohl vergebens bei Paracelsus suchen, welcher vielmehr gerade deshalb den Avicenna verbrannte und den Galenos so überaus gering achtete, weil er von solchen „Krankheiten" (d. h. willkürlich aufgestellten Krankheitskategorien) absolut gar nichts wissen wollte, dahingegen den Arzneimitteln an sich ein für allemal konstante Kräfte zuerkannte, welche in jedweder Krankheitsform bei

richtiger Applikation stets auch konstant sich bewähren würden. Allein über sein System werden wir demnächst genaueres beibringen. Mochte Lebert dasselbe, wie es thatsächlich war, anerkennen oder tadeln, — für beides liessen sich ja Motive geltend machen von seinem Standpunkte aus als einer der Vorkämpfer der sogenannten physiologischen Schule. Hier aber sei nur auf die Ungeheuerlichkeit aufmerksam gemacht, dass Lebert dem Paracelsus die Krone zuspricht als einem „grossen Reformator“, während er dessen getreueste Schüler, Rademacher und Hahnemann, welche seine Reformen praktisch durchzuführen strebten in der praktischen Heilkunst, so abfällig als irgend möglich zu beurtheilen liebt. Worin bestand denn also Hohenheims „Reform“ in Lebert's Phantasie?!

Mögen die Leser aus diesem Beispiel lernen, wie verlässlich Lebert in seinem Urtheile über ihm fremde Systeme sich erweist. Eben so einseitig und auf offenbarer Unkenntniss der mittelalterlich-medizinischen Verhältnisse beruhend, ist das Urtheil Leberts, welches er an seine Behauptung anhängt, Paracelsus sei bei seiner aussergewöhnlichen Begabtheit ein roher und verwilderter Mensch gewesen, „und so finden sich denn auch in seinen Schriften und Entdeckungen, neben dem vielen Vortrefflichen, die sonderbarsten Beimischungen von Unverschämtheit und Geheimnissthuerei.“ — Also etwa wie Ursache und Wirkung? Was die Unverschämtheit anlangt, bezüglich deren Paracelsus bekanntlich bei allen Denjenigen, die ihn und seine Zeit so gut wie gar nicht kennen, als stereotypes Muster herzuhalten hat, so hätte Lebert Grund genug gehabt, vorerst einmal einen prüfenden Blick zu werfen auf sein eigenes Gebahren, sowie auf das seiner Zeit angehöriger Autoren bei Abgabe ihrer Urtheile über ihnen missliebige Männer und deren Systeme. Wenn er dabei ferner noch erwogen hätte, wie diese modernen Autoren sich gegen die Objekte ihrer, obenein meistentheils nur subjektiven Antipathie, in den heut modernen Schmähwendungen ergehen, ohne vorher persönliche Reizungen und Kränkungen der gehässigsten Art erduldet zu haben, so würde er angesichts der plumpen Ausfälle, deren Zielscheibe fast unablässig Paracelsus seitens der Mitglieder der damals herrschenden Schulmediziner war (— ich erinnere hier einzig an den ihm mit so allgemeinem Beifall gewidmeten Schimpfnamen Cacophrastos —) wohl nachsichtiger für die Redewaffen sich gestimmt fühlen, welche Paracelsus dem allerdings in

dieser Beziehung vortrefflich reich gefüllten Köcher seines Zeitalters und dessen Redemoden entnahm. Bezüglich der „Geheimthuerei“ befindet sich indessen Lebert grade bei Paracelsus, wenn er denselben als ärztlichen Reformator anspricht, abermals in einem recht gründlichen Irrthum. Im 2. Theile der Paracelsischen Schriften, Strassburger Ausgabe S. 678, findet sich z. B. die „Epistel Theophrasti an einen ehrsamen Rath der Stadt Basel“, in welcher Paracelsus den Rath um Schutz bittet gegen die offenen und heimlichen Intriguen etlicher Doctores der Medicin (sowie der Apotheker) zu Basel. In dieser Epistel schreibt er auch folgende Stelle: „und nemlich, dieweil ich in E. G. Collegia gelesen, und noch teglich zu thun willig und bereit were, vnderstond sie mich daran zuvorhindern, vermeynend auch etlich, ich das zuthun (ohn vorwissen und bewilligung jhren) nicht gewalt noch macht habe: lassen sich auch vermerken, das mein lesen und offenbarung meiner Kunst vnd der Artzney, nie in gebrauch gewesen, also jederman zu vnderrichten: Zubesorgen, es möchte jhnen hienach an ihrer Nahrung vnd leibsvnderhaltung grossen nachtheil und abbruch bringen u. s. w. Das ist aber zutreffend, dass Hohenheim seine Erfahrungen und thatsächlichen Geheimnisse, die ihm im Gebiete der Heilkunst zu Gebote standen im Gegensatze zur Neuzeit, welche hier leider! nichts Eigenes mehr zu verheimlichen hat das irgend der Rede werth wäre, allerdings seinen entschiedenen Feinden und Neidern, den damaligen Galenikern, nicht „als Muss in's Maul schmieren mochte, als den Kindlein“, wie er sich ausdrückt.

Hiernach möge man denn ermessen, wie weit auch dieser Vorwurf der „Geheimnisskrämerei“ bei dem Arzte Paracelsus zutreffend ist!

Uebrigens hatten freilich die Jatrochemiker, deren Mitglied (— nicht etwa Stifter —) Paracelsus war, mancherlei Geheimnisse, welche sie den Ihrigen nur mündlich mitzutheilen pflegten; daher war es damals Sitte, viel zu reisen unter den Kunstgenossen. Auch scheinen sie in ihren Schriften eine eigenthümliche Bezeichnungsweise gehabt zu haben, wie etwa heut die Chemiker für chemische Präparate, wodurch sie ihren Widersachern, den Galenikern, unverständlich zu bleiben beabsichtigten. Welches Recht hatten aber ihre Feinde, sich darüber zu beklagen, dass sie ihnen ihre Kunstgeheimnisse nicht ohne

weiteres mittheilen mochten? Oder kann der Nichtchemiker etwa heut ein chemisches Werk ohne Weiteres lesen?

Endlich will ich hier auch gleich noch einen überaus einseitigen Vorwurf berühren, der ganz gewohnheitsgemäss an Hohenheims Adresse gerichtet wird, ohne gerade bei ihm hinzupassen, das ist die mittelalterliche Ansicht über die Wahl der Arzneimittel nach den sogenannten Signaturen. Was Hohenheim aus diesen Signaturen gestaltete für sein System, wird Gegenstand späterer Erörterung sein. Grundfalsch aber ist die Ansicht, in welcher man sich heut zu gefallen pflegt, als seien die Galeniker irgendwie frei gewesen grade von demjenigen Signaturenaberglauben, den man so vollkommen zu Unrecht Paracelsus vorzugsweise zuschreiben möchte. So findet man z. B. bei dessen älterem Zeitgenossen Zimara, einem bekannten Aristoteliker und Professor zu Padua, wo er 1532 starb, in seinem wiederholt aufgelegten und damals höchst angesehenen Buche: Antrum magico-medicum die ganze pars secunda (— beiläufig volle hundert Seiten —) angefüllt mit einer „Signatura plantarum et animalium humana membra similitudine repraesentantium". Ich habe freilich nur die 2. Ausgabe bisher finden können, welche der Buchhändler Friedrich Weise zu Frankfurt 1625 durch einen ungenannten Herausgeber anfertigen liess. Dieser Herausgeber hat nun allerdings Citate aus Paracelsischen Schriften eingemischt und nach damaliger Sitte natürlich so, dass unerkennbar bleibt, was der Autor und was sein Herausgeber sagt. Allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, dass in dieses aus acht Abschnitten bestehende Buch der ganze zweite Abschnitt hätte eingeschmuggelt werden sollen, so sieht jeder Kenner des Paracelsus auf den ersten Blick, dass gerade von den völlig neuen und bahnbrechenden Gedanken, welche Hohenheim seinen Signaturen unterlegte, in diesem 2. Abschnitte des Zimara'schen Werks noch keine Spur anzutreffen ist. Die Person des Herausgebers bleibt indessen grade in dieser Hinsicht auch um so entschiedener ganz irrelevant, als Zimara sich als Enthusiast für Averrhoes in diesem Buche überall documentirt. Schon als solcher ist er jener Art von Astrologie, wie sie mit den bekannten läppischen Signaturen verbunden wurde und ja sonst auch bei den überaus zahlreichen Arabisten unter den Galenikern auf Schritt und Tritt sich vorfindet, selbstverständlich zugethan. Andrerseits aber kamen jene bedeutenden Ideen, welche Hohenheim unter dem Bilde der Signaturen ausströmte, viel zu

früh für jene Zeit; sie überdauerten zunächst ihren Schöpfer kaum, wenigstens hat meines Wissens keiner seiner Schüler, am Wenigsten vollends Osw. Crollius (den K. Sprengel unbegreiflicherweise für den besten Interpreten seines Meisters ausgiebt, während besagter Crollius vielmehr ein kläglicher Simpel ist) dieselben weiter verbreitet. Allein grade angesichts jenes Signaturenkrams, wie z. B. Zimara ihn wiedergiebt, verlohnt es sich der Mühe, die Auslegungen des Paracelsus zu diesem Titel zu lesen; dann erst vermag man das ungeheuere Ansehen zu würdigen, welches das so weit überlegene Genie Hohenheims bei seinen Schülern sich errang, ebenso wie den bissigen Hass, mit dem seine Feinde ihn beehrten. Auf ersteres Thema komme ich später zurück.

So hätte ich denn zunächst in kurzen Zügen dargestellt, dass und in welcher Weise die moderne allopathische Heilmethode den Paracelsus als ihren therapeutischen Vater und Reformator anerkennt. Von der Rademacherschen Schule versteht sich dies von selbst. Betrachten wir nunmehr, wie es in derselben Hinsicht um die Homöopathie beschaffen ist.

§ 33. Lebert, welcher sonst überall in dem ruhigen sachlichen Tone eines hochgebildeten Mannes, und selbst von dem „einfachen Bauer Priessnitz“ fast mit einem gewissen Wohlwollen spricht, geräth regelmässig in aufwallenden Ingrimm, wenn er von Hahnemann oder der Homöopathie spricht, und blinder Partheihass tritt unverhohlen sofort an die Stelle sachlichen Verständnisses und Urtheils. So sagt er, wie ich seiner Zeit zu meiner Ueberraschung las (l. c. S. 784): Das Similia similibus sei gar nicht einmal ein Hahnemann angehöriger Satz, sondern ein Paracelsischer. Aus welchem Garten mag Lebert diese Frucht gebrochen haben? Der Beweis für diese Behauptung ist meines Wissens bisher noch nicht erbracht, sonst hätte ich mir diese Arbeit ersparen können; dass Lebert selbst indessen kein Kenner des Paracelsus war, haben wir bereits dargelegt.*)

*) Anm.: Auch hierüber bin ich längst nach Beendigung dieser Arbeit aufgeklärt worden. Im Jahre 1831 liess nämlich Prof. Dr. Carl Heinr. Schultz: „Die homöopathische Medizin des Theophrast. Paracelsus“ bei Hirschwald in Berlin erscheinen, welches Buch denselben Zweck verfolgt, wie diese Arbeit. Dass Lebert dasselbe schwerlich selbst gelesen hat, beweisen seine wesenlosen Ausfälle über die Homöopathie. Denn das genannte Werk ist fast das einzige mir bekannte, das sich einer gerechteren Würdigung der Homöopathie thatsächlich befleissigt. Dass ich aber mit den § 95—131 in der Hauptsache nicht übereinstimmen kann, bewirkt, dass ich meine Arbeit aufrecht erhalten und die Schultz'sche Ansicht ganz anders begründen möchte.

Dahingegen läugnet Rademacher — offenbar einer der gründlichsten Paracelsuskenner der Neuzeit — dass Paracelsus das Similia similibus irgendwie zu seinem Axiom gemacht habe in homöopathischem Sinne; und wahrlich, wer etwa mit Lebert glauben wollte, dass man bei Paracelsus, der obenein deutsch schrieb, das Similia similibus mit besonderer Leichtigkeit und vollends in jener systematischen Ausgeprägtheit vorfände, wie späterhin bei Hahnemann, der würde sich getäuscht sehen. Dazu bedarf es eingehender Lectüre und Vergleichung aller seiner medizinischen Abhandlungen. Dann aber lässt sich zur Evidenz beweisen — und das ist nunmehr meine Absicht — dass nicht mehr als sämmtliche Grundgedanken, auf welchen Hahnemann sein System aufbaute, sich bereits bei Paracelsus auffinden lassen und zwar in häufigerer stark betonter Wiederkehr an ganz verschiedenen Orten. Zum Zwecke dieser Beweisführung kann ich wohl nicht unparteiischer handeln, als indem ich grade Rademacher, den Mann gegentheiliger Ansicht, sprechen lasse, denn er bringt — und obenein gut verdeutscht — einen vollkommen genügenden Vorrath Paracelsischer Citate, um mir, wenn ich dieselben richtig ordne, die Rechtfertigung meiner Behauptung zu ermöglichen. Zudem ist „Rademachers Erfahrungsheillehre" vielen Kollegen bequemer zur Hand, als Hohenheims Schriften, und daher meinen Lesern die Kontrole bequemer.

§ 34. Rademacher stellt nun von Seite 83 ab die Grundprinzipien der Paracelsischen Heillehre in folgenden fundamentalen Sätzen auf, welche wir ebenso fundamental bei Hahnemann wiederfinden:

I. Rademacher behauptet: Krankheit sei etwas Unsichtbares, und die äusseren Erscheinungen, die Zufälle (— oder Symptome —) geben uns keine Erkenntniss des Unsichtbaren.*)

Dazu Paracelsus: „So wenig ein Wind oder eine Luft mag gegriffen oder gesehen werden, so wenig auch die Krankheit (Paragran. alt. Tract. II.)

*) Dagegen sagt Galen in dem Buche: „Quod optimus medicus idem et sit philosophus" Folgendes (nach Erasmus Uebersetzung):

> Qui igitur sobrietatis amator est, nec minus veritatis amans, hic verus medicus comperitur. Huic autem cum naturali etiam ars rationalis discenda exercendaque est: quo sciat, quot in universum sint morbi et quo pacto cuiusque sumenda sit curationis ratio.

„Ihr möget Euch wohl ergründen, dass Ihr alle die Recepte habt für die Febres gar wohl ausgestrichen. Aber wie gut Ihr die habt, so missräth Euch Euer Handel so schwer, dass Ihr selbst erschrecket darob. So Ihr betrachtet den Grund derselben, so findet Ihr, dass Ihr selbst den Grund nicht verstehet. Ihr achtet ein anderes, als Ihr achten solltet. Ihr theilet aus die Geschlechte der Fieber von 70 Theil, und betrachtet nicht, dass ihrer fünfmal 70 sind. (Paramir. de V. Entib. morb. prolog. 5.)

Wer weiss die Zahl der Krankheiten? Nur der, der da weiss die Zahl der natürlichen Gewächse und natürlichen Arcanen. (Paragran. tract. II.) Allein die äusseren Dinge geben die Erkenntniss des Inneren, sonst mag kein inneres Ding erkannt werden. (ibid.)

Von dem, was unsichtbar ist, soll der Arzt reden, und das Sichtbare soll ihm im Wissen stehen. Gleichwie einer, der kein Arzt ist, der erkennet die Krankheit und weiss, was sie ist, bei den Zeichen. Nun ist er aber darum kein Arzt. Der ist ein Arzt, der das **Unsichtbare weiss, das keinen Namen hat, keine Materie hat und hat doch seine Wirkung.** (ibid.)

Das, was die Excremente macht, was die Faeces im Leibe macht, die Du Humores heissest, dieselbe sind nicht die Krankheit. Das ist die Krankheit, die dasselbe macht, dass es also wird. Wer siehet dasselbe? Niemand. Wer greift es? Niemand. Wie kann denn ein Arzt in humoribus die Krankheit suchen und ihren Ursprung melden aus denselben, dieweil sie von der Krankheit werden geboren und nicht die Krankheit von ihnen? (ibid.)

Allein erkenne den Leib, so hast Du die Krankheit erkannt; denn da lauft der hinweg, der sie macht; bleibt nicht, und das, damit er es macht, nimmt er mit ihm; darum darfst Du es nicht suchen da. Das ist, wie ein Zimmermann, der nimmt Säge, Axt u. s. w. mit ihm hinweg, lässt allein das Haus stehen.“ (Paramir. Prolog. 1.)

§ 35. II. **Das Unsichtbare, das Wesen der Krankheit, in dessen Erkenntniss das eigentliche Kunstwissen des Arztes besteht, kann nicht in dem Menschen selbst, sondern nur in der äusseren Natur erkannt werden.**

Die moderne Mikrobenlehre wird diesen Paracelsischen Grundgedanken jedenfalls mit Enthusiasmus unterschreiben.

(Allegatur: Sydenham):

Opinari mihi subiit, constitutionis mutationem a secreta aliqua abditaque alteratione in terrae visceribus atmosphaeram omnem pervadente, vel a corporum coelestium influxu aliquo maxime pendere.

Dazu Paracelsus: „Es ist gewiss, dass von dem oberen Gestirn und dessen Gewalt dem Menschen das mehrtheils Siechthum und Krankheit zustehen und auf die Körper fallen, doch nicht so behend, dass man es empfindet oder von stundan inn wird, wie den Schlag oder von Schrecken die Fallsucht, sondern langsam sich sammelt ohne alle Empfindlichkeit, bis so lange sich der angesammelte Wust zusammensammelt . . . . Alsdann so empfindet der Mensch erst sein Gebrechen an Lähme der Glieder, an Unlust der Speise oder des Getränks, item: an Empfindung des Wehtags nach einer jeden Krankheit Art und Eigenschaft, durch lange Wirkung des Gestirns, mit Hilfe anderer Zufälle in uns durch die angezogene Luft präparirt und vorbereitet."*) (Archidox. lib. I.)

*) Anm.: Hierzu bemerkt Rademacher: „Uebrigens verbindet Hohenheim mit dem Worte Astrum oder Gestirn einen sehr ausgedehnten Begriff. Nach dem Gesammteindruck zu sprechen, der mir von der Lesung seiner medizinischen und philosophischen Schriften geblieben, bezeichnet er durch das Wort Astrum das Unsichtbare, Unwägbare und Unmessbare, was auf die lebenden Menschenleiber wirkt, auf welches unser Verstand, innerhalb der Ursachlichkeitsschranken gebannt, von den Beobachtungen zu schliessen gezwungen ist u. s. w." Mir sei gestattet hinzuzufügen, dass gerade hierher auch ein nicht unerheblicher Theil der Paracelsischen Astrologie gehört, wiewohl er — nach den kabalistischen Begriffen seiner Zeit — aus seiner Astrologie auch die geeignete Zeit für Darreichung von Arzneien erkennen zu sollen vermeint. Und Seite 101 schreibt Rademacher: „Wir haben schon gesehen, dass er (Paracelsus) nur Ein Leben in der Natur anerkennt. In dem ersten Traktat des Buches Paragranum, Kap. 7, bezeichnet er dieses Naturleben durch den Buchstaben M. Im 8. Kap. sagt er: Also sollt Ihr merken, dass die Gestirne nicht inkliniren, allein vergiften durch ihren Dunst das M, durch welches wir dann vergiftet werden und geschwächt. Und also ist das Ens astrale Das, das unsern Leib ändert zum Guten oder Bösen durch einen solchen Weg." Welcher Mensch der ist, der also genaturet ist aus seinem natürlichen Blute demselben Dunste widerwärtig, derselbe wird krank; der aber nicht wider das naturet ist, dem schadet es nicht." — Und fernerhin sagt er: Aber also merket Euch, das dies M. alle Geschöpfe erhält im Himmel und Erde, und alle Elemente leben aus ihm und in ihm. (Paragran. Kap. 6.)

In allen Gestirnen und Influenzen des ganzen Himmels, soweit das Firmament begreift, liegt die Kraft des spiritus vitae und ist gleich einem vapori coelesti invisibili. (De virib. membr. lib. I.)

Seite 104 sagt Rademacher: An einem anderen Orte macht er (Paracelsus) sich über die Aerzte lustig, die auf die epidemische Constitution, („auf den Himmel") nicht achtend, die Krankheit nach ihrer Theorie behandeln und

„Befindet der Arzt in dem Menschen eine Krankheit; wer sie sei und wie, wird er aus der Statt, darin sie liegt, nicht erkennen, sondern er muss das ausserhalb erfahren und lernen. (Paragran. tract. I.)

Es ist von etlichen gesagt worden, wo der Philosoph aufhöre, da fange der Arzt an. Das in der Gestalt geschiehet: so der Philosophus majorem mundum wohl erkennet in Himmel und Erde und in allen ihren Generationibus, so hat er die Erkenntniss, zu verstehen minorem mundum. Der in solcher Philosophie und Lehre nicht ist, der mag Microcosmum nicht erkennen. Was er von der Natur des Menschen schreibt, ist nicht besser, denn so viel der Blinde von der Farbe redet; er wähnt es allein, es träumt ihm allein, er siehet Aureos montes in Hispania." (Labyrinth. medicor. Cap. 4.)

Hieran füge ich nur noch ein kurzes Citat zur besseren Instruktion für diejenigen, welche mit dem grossen Haufen noch immer der Ansicht sind, Paracelsus sei blindlings befangen gewesen im Glauben an jegliche astrologische Träumerei seiner Zeit. So sagt er z. B.: Es ist umsonst, dass die Astronomen den Himmel stellen auf seine (— nämlich Christi —) Geburt und ihn dadurch loben wollen, er sei im guten Gestirn geboren. Wie viel sind mehr Kinder auch geboren zur selbigen Zeit in seinem Lande und weiter, und wurden mehr Narren daraus, denn Witzige. Darum ist es eine Lapperei, die Dinge also zu erigiren. (De inventione artium. Tract. 3.)

Rademacher äussert sich über dieses Thema S. 100 . . . . „Hohenheims Astronomie war nichts weniger und nichts mehr, als dasjenige, was 100 Jahre später Sydenham: Constitutio epidemica nannte. Dass allgemeine aber unbekannte Ursachen eine gleichmässige Eigenthümlichkeit der Krankheiten bewirken und diese gleichmässige Eigenthümlichkeit von Zeit zu Zeit verändern, wusste Hohenheim so gut wie Sydenham; ja! seine Beobachtung

---

entweder keine Heilwirkung, oder wohl gar schädliche Wirkung von solchen Mitteln sehen, die nach ihrer Meinung gar treffliche offenbaren müssten. „Wo Du Das nicht kannst (die Astronomie), so ist all Dein Ding vergebens und ist nichts; darum so stehest du Arzt da, wie eine Güle und ein Narr. Wann es nicht hilft und ist nichts nutz, so verwunderst Du Dich wie ein Meerwunder und sprichst: Bei Gott! und da stehet es geschrieben, da und da hat's es geschan; es muss eine Plage sein von Gott, meine Kunst ist je gerecht. — Das macht, dass Du ein Narr bist, kennest der Natur Concordanz nicht (Paragrani alterior tract. II).

ist minder einseitig, als die des Sydenham, der sie fast einzig auf die akuten Fieber beziehet. Ich vermuthe, dass nächst der erkennbaren Grundfeste der geheimärztlichen Lehre die Beobachtung der epidemischen Constitution das grösste Geheimniss der scheidekünstigen Sekte gewesen sein müsse."

§ 36. Was aber war denn nun das vornehmste Geheimniss des Paracelsus, — was war jene „erkennbare Grundfeste der geheimärztlichen Lehre? Das ist das Thema, was die Leser ganz vorzugsweise interessiren wird. Rademacher formirt es im folgenden Hauptsatze:

III. Wir können von dem unsichtbaren Wesen der Krankheit nichts anderes erkennen, als sein Verhältniss zu der Heilwirkung der Arznei.

Hierzu bemerkt Rademacher (S. 85): „Die Heilwirkung der Arznei ist etwas sinnlich Erkennbares, also nichts Phantastisches; mithin ist auch der Begriff, den wir durch dieselbe vom Wesen der Krankheit bekommen, ein Wirklichkeitsbegriff, nicht ein Phanthasiebegriff. Auf die Heilwirkung der Arzneimittel gründete Hohenheim seine Heillehre, also auf einen wirklichen und erkennbaren Grund, indess seine Widersacher, die Galeniker, ihre Heillehre auf einen bloss phantastischen Grund, auf die vier Elemente, bauten."

Auch macht Rademacher an derselben Stelle die für den Arzt Paracelsus völlig zutreffende und instruktive Bemerkung:

„Die Kenntniss der Heilkräfte der Arzneimittel nennt Hohenheim „Philosophie" und eben diese sei eine seiner „Säulen der Heilkunst·"*)

---

*) Hierbei ist aber zu erinnern, dass man diese Art Philosophie des Arztes Paracelsus nicht etwa verwechseln dürfe mit den Ansichten des Philosophen Paracelsus. Als solcher legt er seinem (proprie sic dicendo) philosophischen Systeme nicht ärztliche, sondern vorwiegend kosmogonische Ideen zu Grunde. Als Philosoph im jetzigen Wortverstande ist Paracelsus noch nicht annähernd genügend gewürdigt. Seine kosmogonische Grundansicht ist ebenso originell, als leider nicht vollständig von ihm durchgeführt. Ich kann A. H. Ritter, der in seiner „Geschichte der Philosophie, Hamburg 1829–1853" Paracelsus einer eingehenderen Beachtung gewürdigt, nicht beistimmen, wenn derselbe glaubt, Hohenheims kosmogonische Grundprinzipien auf chemischer Grundlage finden zu sollen, wiewohl gewisse chemische Prinzipien nicht ausgeschlossen sind. Unter den Neueren behandelt das gleiche Thema Dr. Rudolf Stanelli, prakt. Arzt in Moskau, der freilich in der Durchführung der Consequenzen des Paracelsischen viel Eigenes hinzufügt, was ein streng geschulter Philosoph bemängeln

Bevor wir jedoch den obigen, völlig neuen und eigenartigen Kernpunkt der Lehre Hohenheims von ihm entwickeln lassen, welcher hochbedeutsam ist für uns einerseits, weil er hierdurch seiner bisher theoretischen Opposition gegen die Galeniker zugleich auch ein neues praktisches Grundgesetz unterstellte, und andererseits, weil grade dieses sein neues therapeutisches Axiom späterhin der Homöopathie von Hahnemann als Basis der dieser eigenthümlichen Arzneimittelwahl zugewiesen wurde, wollen wir erst in Kürze hören, wie Paracelsus seinen Bruch mit der Galenischen Schule motivirte. Er thut dies durch eine Kritik der ärztlicher Heilmethoden, sowie der ärztlichen Lehrbücher seiner Zeit (s. übrigens bezüglich der damals üblichen Curarten auch § 53. Anm.) und hiermit allein widerlegt er, der Vielgereiste, schlagend genug die weitere, ungereimte Behauptung seiner Feinde, dass er „kein Latein verstanden habe", weil er zu Basel in deutscher Sprache Vorlesungen hielt, als der Erste unter allen akademischen Lehrern Deutschlands. Avizenna nämlich und Galenos existirten damals bekanntlich nicht in deutschen Uebersetzungen. Er sagt nun also zur Sache:

„Ich habe mich wohl eben so stark und heftig auf ihre Lehre verlegt, als sie. Da ich aber sah, dass die Lehre nichts anderes als Töten, Sterben, Würgen, Erkrümmen, Erlahmen, Verderben macht und zuricht, und dass kein Grund nicht da war, so ward ich bezwungen der Wahrheit in andere Wege nachzugehen: darnach sagten sie, ich verstände den Avizenna nicht, Galen nicht, und ich wüsste nicht, was diese schrieben." Puragran. Tract. 3.

Ueber die medizinischen Lehrbücher äussert er sich:

„Sie führen eine Ordnung vom Haupt zu den Füssen und alle Krankheiten, die in der Arznei begriffen sind, die müssen alle daran, sie kennen es oder nicht. Beschämen sich auszulassen, dass sie nicht kennen. Sie streichen Farbe an, die Manchem sein Leib und Leben nimmt. Das ist also, dass ich der alten Scribenten Bücher mit Fleiss und Mühe durchlesen habe und getreulich ge-

dürfte in einzelnen Theilen, das aber meines Erachtens im ersten Drittel der Schrift, wo Stanelli das von Paracelsus wirklich Gebotene interpretirt, den Vorzug vor Rittters Auffassung verdient und sich hier ungleich mehr auf physikalischer Grundlage hält. Dass übrigens in dieser seiner philosophisch-kosmogonischen Lehre auch der grosse Paracelsus keineswegs Original, sondern ein Höriger der damals so allgemein massgebenden Kabala war, ist meinem verehrten alten Freunde Stanelli völlig entgangen.

folgt, aber mit grossen Schanden abgezogen, wiewohl ich nicht allein, andere auch. Fragm. Fract. de cadus. matric.

Seine neue Heillehre aber entwickelt er folgendermassen:

„Was will mich der Mensch lehren in Dem, was nicht in ihm ist? Die Arznei liegt nicht in dem Menschen; und ob der Mensch etwas lehret den anderen, so muss es ihn die Natur gelehrt haben. Hat er es von der Natur, so lebt sie noch; also bleibt er ein Schüler neben mir und ich neben ihm."
De caduc. matric. § VIII.

Nun, diesen Ausspruch wird wohl kein Verständiger „ruhmredig" finden! Ueber die Arzneiwirkung (Philosophie) äussert er Folgendes:

„Wo anders ein Grund hergenommen wird ausserhalb der Philosophie, ist ein Betriegniss; denn unser Verstand, wie ihn die Hirnschale beschleusst, ist zu schwach, zu gebären einen Arzt. Denn also muss die Philosophie der Arznei geführt werden, dass auch die Augen den Verstand begreifen und dass sie den Ohren töne wie der Fall des Rheins, und das Getöse der Philosophie also hell in den Ohren liege, wie der sausende Wind aus dem Meere. (Paragran. Philos.)

Was ist Philosophia? Das ist sie, das zu erkennen, was der Erde Gewächs ist und des Wassers, deren Natur und Kraft zu wissen; hingegen ist auch der ein philosophus, der des Menschen Lauf weiss und ihn erfahren hat und ihn erkundet.
(Fragm. med. ad paragran.)

Ob es gleichwohl so gar nicht ergründet mag werden, so ist es die Arznei, die da suchet und die Augen hat, inwendig zu finden dasjenige, so sie sucht.

Wir heben unsere Arznei bei der Heilung an und nicht bei den Ursachen, darum, dass uns die Heilung die Ursache anzeigt. (Paramir. prolog. I.)

Also soll nun der Mensch wissen und verstehen, so Gott ihm seinen natürlichen Arzt und seine natürliche Arznei nicht gegeben hätte und geschaffen, des äusseren Arztes halben bliebe nichts beim Leben." (Labyrinth. medicus. cap 7.)

IV. § 37. Die Heilwirkung der Arznei sah Hohenheim als etwas auf unwandelbare Naturgesetze gegründetes, für sicher an. (Radem. S. 56.)

„Das ist ein Arzt, der da weiss zu helfen und zu vertreiben die Krankheit mit Gewalt; denn wie die Axt an einen Baum gelegt wird und der fällt um, und das ist gewiss, also gewiss ist auch die Arznei in dem Kranken. Kann ich es nicht, so sage ich fröhlich, ich sei an dem Orte auch kein Arzt, als wohl als Ihr."

(Fragm. lib. colum. med. praefat.)

Wollte man ähnliche Aussprüche bei Paracelsus sammeln, was wahrlich eine äusserst geringe Mühe wäre, so würde das Geschwätz von der unglaublichen Prahlerei und dem Ueberlegenheitsdünkel Hohenheims ein baldiges Ende finden.

Ferner lesen wir:

„Es sind in einem corpus vielerlei Glieder, sind aber nur Ein Leib, der nur Ein Kraut ist, aber allerlei Tugenden in ihm. (Labyrinth. medicor. cap. 9.)

Darauf nur zu verstehen ist, dass das Elixir gebraucht wird, zu dem Leben, das ist zu dem Ende, wo das Leben liegt:

quod est, ad spiritum vitae per universum corpus dispersum. Et custodit spiritum vitae in hac virtute, qua corpus vel cadaver mortuum a putrefactione custodiat. Quasi vulnus aut ulcus extrinsecus potest a putedine et malo custodiri: ita etiam extrinsecum corpus ab omni adversitate custodiri de posse est.

Darum so ordnen wir ein Elixir, dasselbe wirket in spiritu vitae gleichwie ein Ferment in einem Teige und wächst im Leibe, als wenn ein Baum in der Wurzel gefärbt wird, das ihm nimmer ausgeht."

(Archidox. lib. 8.)

Diese bestimmt ausgesprochene Ueberzeugung von der stets constanten Verlässlichkeit der Heilmittelwirkungen, hat etwas, das uns ganz wunderbar anmuthet. Es klingt genau, als vermöge Paracelsus seine Ansicht bereits auf Arzneimittelprüfungen zu basiren, doch habe ich für diese Annahme keine Stütze zu finden vermocht in seinen Schriften, muss sie vielmehr als eine unhaltbare bezeichnen.

Von hier ab jedoch trennen sich Rademacher's und meine Wege. Rademacher nämlich behauptet, dass Paracelsus das Similia similibus im Sinne der Homöopathie keineswegs gebraucht habe, und dass das fernere Geheimniss seiner Lehre in dem Sinne zu deuten sei, wie er — Rademacher — es auffassen zu sollen

meinte, nämlich als eine Scheidung von Organ- und von Universalmitteln. Dass Rademacher seine Universalmittel nicht etwa in einem roh-empirischen Sinne darbot, sondern dass er diesen Begriff an sich sehr verständig entwickelte, sollte man eigentlich wohl keinem Arzte erst zu sagen brauchen. Allein auch der wärmste Anhänger Rademacher's wird nicht in Abrede zu stellen vermögen, dass Letzterer — abgesehen von seiner eigenen Angabe, nicht klar durchschauen zu können, wie viele Universalia Paracelsus etwa gekannt habe — den Beweis dafür, dass Paracelsus überhaupt Universalia in Rademacher's Sinne besass und anwendete, ebenso mangelhaft und indirect versucht (s. l. c. S. 92—94), wie er den Beweis, dass die Paracelsischen Heilmittel als Organmittel in spezifischer Weise gelten müssen, klar und mühelos erbracht hat. Durchaus nicht glücklicher in dieser Beziehung erwies sich Dr. Stanelli in seiner Schrift, welche den vielversprechenden Namen führt: „Die Cellulartherapie als Heilkunst des Paracelsus etc., Wien, C. Gerold's Sohn 1881", die mich indessen recht sehr enttäuschte, da sie der Hauptsache nach über den Standpunkt Rademacher's nicht hinausgreift und gerade den Beweis für eine „Cellular"-Therapie leider schuldig bleibt.

Nun ist aber Rademacher's Gedanke von Universalkrankheit und Universalmitteln auf Paracelsischem Gebiete um deswillen schlecht zu begründen, weil — so weit ich sehen konnte — derselbe gerade diese Auffassung nirgendwo ausspricht. Hier kommt eben Alles darauf an, wie man seinen Ausdruck „Spiritus vitae" sich deuten mag und kann. Ich beziehe denselben auf die freilich ebenso mystische Ausdrucksweise der „Lebenskraft" der neueren Autoren, also auf die Geheimnisse des Zellenlebens, und da Paracelsus diese nicht kannte, so auf die Urstätte der Blut- und Nervenvitalitäten. Fasst man nun den Begriff der körperlichen „Organe" nicht nur anatomisch-physiologisch, sondern, wozu Paracelsus selbst Anhalt genug bietet, im weitesten „organischen" Sinne, so dürfte gerade das obige, obenein damals völlig dunkele Gebiet hier mit einbezogen werden. Zudem wissen auch Rademacher und alle seine Nachfolger das Gebiet ihrer „Universalkrankheiten" praktisch nicht weiter und genauer abzugrenzen, als durch die Ausbreitungssphäre des Leidens; es seien zugleich viele Organe krankhaft ergriffen. Wie hinfällig diese Definition ist, leuchtet ein. Dass aber der sonst so überaus scharfsinnige Rademacher in dieser seiner Auffassung des Spiritus vitae, als

einer stereotypen Krankheitsdreieinigkeit, und in der des Wortes „Elixir", als nur auf die drei „Universalmittel" deutbar, ausnahmsweise einmal nicht das Richtige getroffen haben dürfte, scheint mir aus der Gesammtauffassung Hohenheims nachweisbar. Er kennt und statuirt nirgendwo und am wenigsten in seiner Astronomie stabile Krankheitsgruppen, demgemäss auch nirgendwo stabile Heilkörper. Darin eben unterscheidet er sich ja fundamental von den Galenikern! Mit der Rademacher'schen Annahme aber hätte er dies System völlig durchbrochen und noch dazu ganz unmotivirt. Denn warum sollte denn der „Spiritus vitae" kosmisch nicht beeinflusst werden und demgemäss nicht auch anderer Heilmittel bedürfen, als eben für Zeit und Ewigkeit nur des Natr. nitr., des Kupfers und des Eisens?

Hier rechne ich es vielmehr Hahnemann als Verdienst an, den Paracelsischen Spiritus vitae in seiner Erkrankung nicht aus dem Gesammtsystem herausgerissen zu haben, sondern ihn — wenngleich vielleicht in das Psorische übersetzt — den Grundbedingungen aller sonstigen organischen Leiden gleichfalls unterworfen sein zu lassen.

Dass das aber vollkommen sachgemäss war, erweisen seine Prüfungen der drei sogenannten Universalmittel Rademacher's, indem gerade in diesen Prüfungsergebnissen eine Unterstützung der Rademacherschen Ansicht durchaus nicht zu Tage trat.

Dahingegen vertrete ich auf Grund eingehendster Vergleiche, von denen ich hier nur einen kleinen Theil bieten kann, um nicht allzu schleppend zu werden, die allerbestimmteste Ueberzeugung, dass keinenfalls Hahnemann, sondern gerade Paracelsus der Erste ist, der das Similia similibus in heutiger Geltung erkannte und aussprach. Anderenfalls wären vielmehr, — wie der sachverständige Leser ja ohnedies bereits erkannt haben und aus weiteren Belägen noch ersehen dürfte — viele seiner Sätze nahezu unverständlich, während sie in dieser Beleuchtung uns vertraut und durchsichtig anheimeln. Möglich freilich auch, dass Paracelsus nach beiden Seiten hin verstanden werden kann, was mir indessen nicht gelingen will. Auch diese Frage indessen wird alsbald lösbarer erscheinen durch folgende Betrachtung.

V. Hohenheim's Signaturen.

Dass Paracelsus von jeglichem Irrwahne seiner ganz absonderlich abergläubischen Zeit hätte frei sein sollen, wird kein Geschichts-

freund für denkbar halten. Auch dass er, bei seiner Neigung zu bald feinerer, bald ziemlich derber Neckerei, nicht wenige damalige Modewunderlichkeiten einflicht, ist bekannt. Wie er die letzteren indessen auffasst, ist überaus schwierig zu sagen; gehen doch mehrere seiner Traktate offenbar zu Unrecht unter seinem Namen. Allein auch bei den zweifellos echten Schriften ist schwer zu erkennen, was Paracelsus selbst oder seine Abschreiber und Interpreten sagten, und darum oft zweifelhaft, was von seinen Anführungen Paracelsus ernstlich geglaubt hat und was nicht. Namentlich auch dem klarsehenden Rademacher entging es keineswegs, dass Paracelsus offenbare Thorheiten, welche er am einen Orte mit grösster Ueberzeugungstreue vorzubringen scheint, am anderen schonungslos verurtheilt und verhöhnt. Bösartige Interpolationen, wie des Autors Neigung, gelegentlich seiner Polemik, zu mystificiren und zu spotten, erschweren eben sein Verständniss gleichermassen. Freilich spricht er — und zwar oft genug — von den Signaturen der Arzneikörper, an welche ja sein ganzes Zeitalter vielfach glaubte; sogar wiederholt von der Chiromantie der Pflanzen, und seine späteren Widersacher haben nicht ermangelt, daraus auf seinen Aberglauben zu schliessen. Aber Rademacher, über welchen derartige Gegner natürlich gleichfalls ebenso vornehm als verständnisslos aburtheilen, hätte hier überall eines Besseren belehren können, z. B. S. 82, wo er sich über hierhergehörige Auslassungen Hohenheims also ausspricht: „Dass das aber nur ein Aushängeschild ist und er selbst das dumme Zeug nicht glaubt, kann man unwidersprechlich aus seinen deutlichen Aeusserungen beweisen. So spricht er z. B. mehrmals von der Signatur der Pflanzen und von ihrer Chiromantie. Wenn er aber deutlich sagt (De signatura rerum natural. lib. 9): „„Ihr sollt wissen, dass alle Kräuter, wess Geschlechts sie seien, auch eine Chiromantie haben. Dass aber die Linien derselben ungleich sind und in einem mehr und grösser als in dem anderen, ist allein das Alter Schuld. Darum sagen wir hier, dass die Chiromantie der Kräuter anders nichts nutz sei, denn allein zu wissen und zu erfahren das Alter eines Krautes und seiner Wurzel““ — und wenn er an einem anderen Orte (Prolog in lib. de herbis) von den Kräutern sagt: „„Die Form giebt das Wissen der Tugenden nicht““, so siehet man leicht ein, dass er es mit der Signatur unmöglich ernsthaft gemeint haben könne . . . . . Er macht es ungefähr wie die ersten, christlichen Kirchenlehrer, die manche heidnisch-gottesdienstliche

Gebräuche beibehielten, denselben aber eine christliche Bedeutung gaben."

Genug hiervon! Jetzt muss ich — da ich über die banale Missdeutung dessen, was Paracelsus unter seinen Signaturen verstand, genau ebenso urtheile, wie Rademacher soeben angab, andererseits aber gänzlich abweichender Ansicht bin in Hinsicht auf deren tieferes und eigentliches Verständniss bezüglich der medizinischen Gesammtlehre Hohenheims, soweit sie aus seinen Aeusserungen über Signaturen erschlossen werden kann, — zunächst Rademacher erst sich äussern lassen, wie ihm die Stellung Hohenheims zum Similia similibus erschienen ist. Ersterer sagt darüber (S. 87): „Er erkannte die arzneimittellehrigen Kategorien nicht an, die sich damals von der Elementartheorie herschrieben. Den Satz Contraria contrariis verwarf er. Dass er jedoch den Satz: „Gleiches wird durch Gleiches geheilt"*) an dessen Stelle gesetzt haben sollte, ist zwar gesagt und noch in unseren Tagen gesagt, aber ganz unwahr. Wie die Arznei heile, hielt er für unerkennbar;**) blos dass sie heile, hielt er für erkennbar. Also ist bei ihm das Heilen eine Heimlichkeit, ein Arcanum.***) So sagt er im ersten Traktat Paragrani: „„Contraria contrariis curantur, das ist: Heiss vertreibt Kalt u. s. w., das ist falsch, in der Arznei nie wahr gewesen; sondern also: Arcanum und Krankheit, das sind die Contraria. Arcanum ist die Gesundheit, und die Krankheit ist der Gesundheit widerwärtig; diese zwei vertreiben einander, das sind die Widerwärtigen, die einander vertreiben.""

Offen gestanden, mich dünkt, aus diesem Paracelsischen Citate lässt sich nur Eins mit Sicherheit erkennen, nämlich: der unzweideutigste Protest gegen das heilkünstlerische Axiom des Hippokrates und Galenos: Contraria contrariis curantur. Die Folgerung des

*) Einen solchen Satz kennt die Homöopathie ebenfalls nicht!

**) Das ist in der heutigen Homöopathie nicht minder der Fall; sie verwirft Hahnemann's desfallsige Erklärungsversuche als völlig missglückt.

***) Anm. Dass dieser Satz ausschliessliche Richtigkeit beanspruchen dürfe, ist doch keineswegs ausgemacht; siehe z. B. im nächsten Paragraphen den Ausspruch Hohenheims: „Die Arcana eröffnen sie in ihren Krankheiten." Meines Erachtens versteht er unter „Arcanum" Verschiedenes, z. B. den Heilprozess an sich, dann das Wesen der Gesundheit, welche ihm undefinirbar erscheint, aber auch an anderen Orten das Heilmittel an sich, insofern als ihm — so gut wie uns — dessen innere Einwirkungsweise im Heilprozesse ein „Geheimniss" war.

Rademacher'schen Satzes erscheint mir also ziemlich nichtssagend und beweist offenbar weder pro noch contra.

Dahingegen liefert — wie an mehreren Orten — so namentlich Seite 91 Rademacher uns ein Urtheil, das uns ungleich werthvoller ist. Dort sagt er nämlich von Paracelsus: „Die Hauptsache bleibt immer, dass er seine Heillehre nicht, wie die schulrechten Aerzte, auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes, sondern auf die Heilwirkung der Arzneimittel gründete, also auf eine erkennbare Basis, und dass seine Theorie reines Abstrakt der Erfahrung, mithin Theorie und Praxis bei ihm Eins war. Dieses ist für uns, als Verstandsmenschen das Wichtigste in den Paracelsischen Schriften und ist wahrscheinlich auch die wichtigste und nützlichste Heimlichkeit der alten, scheidekünstigen Aerzte gewesen."

§ 40. Nun wohl! Mehr können wir Homöopathen ja unmöglich verlangen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass die thatsächliche Gedankenbasis, auf welcher die Säulen unserer heutigen Heillehre beruhen, bei Paracelsus im Grundriss sich durchaus vorgezeichnet findet, wenngleich für den richtigen Bau und Abschluss des Gebäudes noch eine Detailarbeit von höchster Wichtigkeit übrig blieb. Es muss uns heimathlich berühren, wenn wir bei ihm lesen: Sagt Ihr, der Morbus ist Pulegii, der ist Melissae, der Sabinae, so habt Ihr eine gewisse Kur aus dem Namen. (Paragran. tract. I.)

Welcher Homöopath hätte denn nicht eine „gewisse Kur aus dem Namen", wenn er in einer rheumathischen Krankheitsform, z. B. von einem Morbus Rhois toxicodendri oder bei einer gastrischen Krankheitsform von einem Morbus Bryoniae oder Chinae sprechen hörte? Ist es denn etwa nicht Bein von unserem Bein, wenn Paracelsus (l. c.) ferner spricht:

„Ein natürlicher, wahrhaftiger Arzt spricht: das ist morbus terebinthinus, das ist morbus sileris montani, das ist morbus helleborinus u. s. w. und nicht das ist Branchus (Heiserkeit), das ist Rheuma, das ist Coriza, das ist Catarrhus. Diese Namen kommen nicht aus der Arznei, denn Gleiches soll seinem Gleichen*)

*) Anm. An dieser Stelle muss ich darauf aufmerksam machen, dass niemals in den lateinischen Schriften der Paracelsisten etwa die Rede ist von einem „par paribus", sondern lediglich von einem Similia similibus. Zudem wissen wir ja Alle, dass der damalige Sprachgebrauch das Wort „ähnlich" sehr stiefmütterlich behandelt. Ich brauche hier wohl nur zu er-

mit dem Namen verbunden werden; aus dieser Vergleichung kommen die Werke, d. i. die Arcana eröffnen sie in ihren Krankheiten. Paragran. tract. I.

Wenn Sprengel, welcher den Paracelsus denkbar wenigst verstand, behauptet, O. Crollius habe denselben am Besten verstanden, so macht das einen überaus komischen Eindruck, abgesehen von der thatsächlichen Unrichtigkeit dieser Sprengel'schen Behauptung. Wenn wir Homöopathen aber heut dieser Stelle nur eine Minute ernst nachdenken, so müssen wir anerkennen, dass nur ein Mann in der Welt die obigen paracelsischen Sätze richtig durchzudenken und praktisch in das Leben zu übersetzen verstand; und dieser Mann war Hahnemann. Dass Rademacher, trotz seines sonst so scharfen Blicks und seiner erstaunlichen Findigkeit in Anwendung theils der alten paracelsischen, theils in Benutzung mancher neuen Medikamente, sich der Erkenntniss nicht zu erschliessen vermochte, in dieser Hinsicht von Hahnemanns noch durchdringenderem Geiste überflügelt zu sein, suche ich nimmermehr in etwaiger menschlicher Eitelkeit; denn Rademacher ist wirklich ein Muster von Wahrhaftigkeit und neidloser Bescheidenheit. Dahingegen war er offenbar etwas zu weit gegangen, meiner Ueberzeugung nach, in der von ihm aufgestellten, wohl allzuscharfen Trennung der Organmittel von den Universalmitteln. Er spricht von einem „unbekannten Etwas" (S. 92), dessen Erkrankung die Aerzte verschiedener Schulen und verschiedener Zeiten mit gar mancherlei Namen belegt haben. Sie haben es bald inflammatorischen, bald sthenischen Zustand, bald Schwäche, bald Asthma, bald Fäulniss, Ataxia nervorum, Verflauung der Lebensgeister und Gott weiss, wie noch sonst genannt." Er gesteht freilich zu, über diesen Punkt nichts Klares bei Paracelsus gefunden zu haben, glaubt aber, dass

---

innern an das Wort „Gleichniss", das ja nie im Sinne der „paritas" sondern ausschliesslich im Sinne der „similitudo" gebraucht wird. Auch Luther hat das Wort „ähnlich" kaum jemals im Sinne der heutigen sprachlichen Logik. Er übersetzt nicht: Das Himmelreich ist ähnlich . . . ., sondern: das Himmelreich ist gleich . . . . u, s. w. Wer die deutsch geschriebenen Traktate des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts liest, deren mir eine sehr reiche Auswahl offen stand, wird überaus selten, wenn überhaupt, finden, dass unser jetziges Eigenschaftswort „ähnlich" die heutige Anwendung findet. Hätte Paracelsus lateinisch geschrieben, so hätte er also zweifellos nicht etwa par pari sondern Simile simili gesagt. Auch das alte Sprüchwort lautet heut noch wie ehemals: Gleich und Gleich gesellt sich gern; im Mittelalter aber übersetzte man: Similia similibus gaudent.

Paracelsus dieses „unbekannte Etwas", welches er Spiritum vitae genannt, an mehreren Orten „als etwas Allgemeines, von den Organen Unterschiedenes" aufgestellt habe. *)

§ 41. Gesetzt den Fall nun, Paracelsus hätte diesen therapeutischen Unterschied zweifellos gemacht in seiner Zeit, so hätte doch ein so scharfer Kopf wie Rademacher einen derartigen Wahn nicht acceptiren sollen für sich und für unsere Zeit. Denn wie und wo soll sich denn eine krankhafte Ergriffenheit jenes „spiritus vitae" dem Blicke eines sterblichen Arztes offenbaren, wenn nicht in der falschen Functionirung irgend eines Organs am menschlichen Körper? Oder wie wäre es möglich, sich den geheimnissvollen „Spiritus vitae" intakt zu denken bei irgend einer nur einigermassen erheblicheren Organerkrankung? Allein Rademacher selbst behauptet ja auch gar nicht einmal, dass eine solche schärfere Trennung in seinem Sinne bei Paracelsus klar zu finden sei. Denn die von Rademacher S. 92 u. f. allegirten Stellen glaubte ich nur ähnlich verstehen zu sollen, wie ja auch wir heut noch, z. B. bei Krebs, bei Tuberkulosis u. s. w. von einem voraufgehenden Allgemeinleiden (der Ernährung) sprechen vor der bemerkbaren Localisation. Dahingegen äussert sich Hohenheim an anderen Orten vollkommen klar dahinaus, dass sein Spiritus vitae eben kein selbstständiges und von dem Organleben abgetrenntes Etwas sei, wie z. B.:

„Der Spiritus vitae ist ein Geist, der da lieget in allen Gliedern des Leibes, wie sie dann genannt werden und ist in allen gleich, der Eine Geist, die Eine Kraft in dem einen, wie in dem andern, und ist das höchste Korn des Lebens, aus dem alle Glieder leben. Aber so weit er sich austheilt, so ist er der Statt nach mancherlei; denn in dem Herzen treibt ihn das Herz, dass er herzische Stärke gebraucht, das er in anderen Gliedern nicht thut; in der Leber desgleichen der Leber Stärke und thut das in andern Gliedern auch nicht" u. s. w.

(De viribus membr. cap. 1.)

Nach diesen und ähnlichen Stellen scheint es mir also, dass Rademacher bei der theoretischen Aufstellung seiner Universalmittel sachlich nicht genügend berechtigt vorschritt, vielmehr ist grade diese Lehre die Achillesferse des sonst so vortrefflichen

*) S. auch hierzu die Anmerkung in § 62.

Buches. Und grade in seiner Voreingenommenheit für diesen Punkt, sowie in der weniger eindringenden Beachtung, welche er den „Signaturen“ Hohenheim's widmet, suche ich es, wenn er den Lehren Hahnemanns gegenüber sich abweisend verhielt. Hierin endlich liegt auch der Grund, weshalb er annahm, dass Paracelsus seine Arzneimittel nur probirend, gleich ihm, angewendet haben werde. Ob er jedoch in diesem letzteren Punkte irrte oder im Rechte war, wird schwerlich Jemand entscheiden können, darüber wissen wir Alle nichts Verlässliches. Ich meinerseits glaube aber, dass Paracelsus seine Medikamente den Krankheitsformen angepasst habe vermöge eines Similia similibus, wenngleich er dieses Axiom vielleicht nur aus dem usus in morbis bezogen haben dürfte, und stütze diese meine Ansichten grade auf seine Aussprüche über seine gemeinhin so völlig grundlos berüchtigten Signaturen. (S. § 39.)

Dass dem letzteren eine ungleich tiefere, geheimnissvolle Bedeutung bei Hohenheim inne wohnt, hat Rademacher sehr wohl erkannt; nicht minder auch, dass diese Bedeutung nun und nimmer eine andere sein kann, als eine Verkappung des Similia similibus. Dennoch sträubt er sich, dies anerkennen zu mögen aus den erörterten Gründen und verfällt nunmehr (Seite 88) auf folgende geschraubte Auslegung:

Er (Paracelsus) behauptet, jedes kranke Organ habe in der äusseren Natur sein Heilmittel. Diese Heilmittel nennt er (auf die Signatura rerum naturalium anspielend) die äusseren Organe, als z. B. die äussere Leber, das äussere Gehirn, die äussere Milz u. s. w. Daraus macht er also das scheinbare Paradoxon: „Gleiches müsse durch Gleiches vertrieben werden; Dieses schien zwar dem Satze der Galenischen Schule schnurgerade zu widersprechen, kam aber wirklich mit demselben in keine Berührung (!!), denn der Galenische Satz*) bezog sich auf die elementischen Qualitäten, der des Hohenheim auf die geheimen Kräfte der Organheilmittel. Das Paradoxe des Hohenheimischen Satzes lag blos in den Worten, (!!) in einer Anspielung (!!) auf die Signatura rerum naturalium.“

Ich glaube meine aufrichtige Verehrung Rademachers nicht entschiedener an den Tag legen zu können, als wenn ich sage:

*) Anm.: nämlich: Contraria contrariis.

Dies ist wohl der einzige, vollständig oberflächliche Satz, welchen er in seinem ganzen zweitheiligen Werke niedergeschrieben. Paracelsus' Endzweck war doch wahrlich nicht die Opposition gegen Galenos und dessen Meinung nur um zu opponiren, sondern er opponirte, um sein eigenes, neues System gegen die Galenischen Einwürfe zu vertheidigen.

§ 43. Um von hinten zu beginnen, so erinnere ich zuvörderst an den bereis citirten Satz Rademachers (S. 91). Die Hauptsache bleibt immer, dass P. seine Heillehre nicht, wie die schulrechten Aerzte, auf eine anmassliche Kenntniss des belebten Menschenleibes, sondern auf die Heilwirkung der Arzneimittel gründete, also auf eine erkennbare Basis, und dass seine Theorie reines Abstrakt der Erfahrung, mithin Theorie und Praxis bei ihm Eins war." Dieses sein eigenes Diktum scheint Rademacher hier aus Abneigung gegen „Herrn Hahnemann" und sein Similia similibus plötzlich vergessen zu haben. Welche Theorien beide Parteien sich gebildet hatten, kommt hier zunächst gar nicht in Frage. Die Hauptsache ist und bleibt, dass Galenos — so gut wie schon der ältere Hippokrates in seinen Aphorismen — vollkommen logisch vom Standpunkte ihrer Vierelemententheorie das Contraria contrariis als Motto für ihre Arzmittelwahl ausgestellt hatten, dass Paracelsus dies mit entschiedenster Energie verwarf, und die Arzneiwahl — aber nicht „anspielungweise" wie wir sogleich sehen werden — gemäss seinen „Signaturen" getroffen sehen wollte, welche letzteren sich auf eine stets gleichmässige (— wie nachgewiesen —) Heilwirkung der Arzneimittel beziehen sollten. Ich erinnere hier an Rademacher's eigene Worte (s. § 36). „Die Heilwirkung der Arznei sah Hohenheim als etwas auf unwandelbare Naturgesetze gegründetes für sicher an." Somit blieben für Paracelsus in diesem Punkte „die vier elementischen Qualitäten" ganz ex nexu. Zugleich dokumentirt aber Rademacher in seinem Satze, dass leider! auch er bei Hahnemann über relative Nebendinge, (z. B. die Dosologie) die Hauptsache hintan gestellt hatte, nämlich: die Basirung des homöopathisch-therapeutischen Systems auf die Heilwirkung der Arzneimittel. Desgleichen hatte hier leider! auch selbst ein Rademacher — ganz so wie gewisse heutige dii minorum gentium — völlig übersehen, dass die Richtigkeit eines praktischen Gesetzes über die Wahl von Arzneimitteln ganz unabhängig ist an sich von einer Erklärung über den inneren

Hergang beim Heilprozesse. Selbt der Umstand, dass der Theoretiker Hahnemann Beides confundirt hat, hätte einen so hellblickenden Praktiker, als Rademacher war, nicht so irremachen sollen, wie es einer überwiegenden Majorität der Aerzte geschah und geschieht bis zur Stunde. Am Schwersten aber verfehlte sich Rademacher, indem er zu Unrecht las: (S. 88) Gleiches müsse durch Gleiches vertrieben werden, also Par pari — bz. „Similia similibus expelluntur“ — statt: curantur. Das sind in einem so kleinen Sätzchen doch zwei allzu einschneidende Fehler, welche klar darthun, dass Rademacher über den richtigen Sinn von Hahnemanns therapeutischem System nachzudenken sich nicht die Mühe genommen hat. Denn Rademacher citirt hier keinen Ausspruch Hohenheims, sondern er will beweisen, dass und warum die Homöopathie mit ihrem Aehnlichkeitsgesetz sich nicht auf den letzteren zurückbeziehen dürfe. Dann musste Rademacher aber das Aehnlichkeitsgesetz mindestens richtig citiren. Bezüglich der fehlerhaften Uebersetzung von „Similia“ mit „Gleich“ habe ich mich in der Anm. zu § 40 bereits geäussert. Des Ferneren aber denkt Hahnemann so wenig als Paracelsus an ein „Vertreiben“ nosologischer Formen, (vgl. die Anmerkung zu § 61, und Paracelsus: „Von Ursprung und Herkommen der Frantzosen“ im ganzen 5 Buch) sondern beide wollen (Paracels. l. c. cap. IX.) die Krankheiten „an den Wurzeln“ heilen (d. i. also curare, — nicht aber: „vertreiben“ — expellere). Bei Missverständnissen so einschneidender Art ist allerdings keine Verständigung möglich! Allein — wer verschuldet letztere? Lediglich ein oberflächliches Hinlesen über die wichtigsten Fundamentalsätze der Homöopathie; und wenn solches selbst einem so gediegenen und strengredlichen Manne wie Rademacher passirt, — wie darf man sich da über die ewig erneueten Nörgeleien minder hochbegabter Männer wundern? Wer etwas Neues erlernen will, muss zuvor seine alten Ueberzeugungen suspendiren und als ehrlicher Schüler versuchen, einstweilen gänzlich nach der neuen Maxime zu denken und event. zu handeln. Wer den Schlittschuhlauf erlernen will, muss es aufgeben, auf dem Eise kurz auszuschreiten, wie ein auf dem Lande Dahinwandelnder. Dass es endlich aber doch nur zu Unrecht geschehen konnte, wenn Rademacher in diesem eben citirten Satze aussagt: Paracelsus habe nur „eine Anspielung“ auf die Signatura rerum naturalium gemacht, und das „Paradoxe“ des Hohenheim'schen Satzes habe nur „in den Worten“

gelegen, wollen wir hier wieder lediglich aus den Citaten erweisen, welche Rademacher selbst aus Paracelsus beibringt:

§ 43. „So der Arzt den äusseren Menschen wohl weiss und ihn wohl erkannt und erfahren hat, alsdann soll er sich geben in die Facultät der Arznei und den äusseren in den inneren wenden und den inneren in dem äusseren erkennen: sich hüten in alle Wege, dass er keineswegs in dem inneren Menschen lerne, denn da ist nichts als Verführung und der Tod; denn bis sie ohne solch äusserlichen Menschen* des Menschen Anliegen erkennen, wie viel Feld und Acker müssen zu dieser Probe zum Kirchhof werden. — .... Aus dem folgt nun, dass die Satzung der Recepte also geordnet muss werden, auf dass das Glied zum Gliede komme, je eines dem anderen gereicht werde ... das Herz dem Herzen, Lunge der Lunge, Milz der Milz. Nicht Milz von Kühen, nicht Hirn von Säuen dem Hirn des Menschen, sondern das Hirn, das des inneren Menschen äusseres Hirn ist ..... Also**) sind die Kräuter auch Glieder: das ist ein Herz, das ist eine Leber, das ist eine Milz etc. dass all Herz ein Herz sei dem Auge sichtbar, ist nichts; sondern es ist eine Kraft und eine Tugend dem Herzen gleich.

(Labyrinth. medic. cap. 9.)

Und ferner:

Das ist nun das vierte Buch, dass der Arzt lerne erkennen, dass weder mehr noch minder in physico corpore sei, als wohl als er auswendig weiss, wie mancherlei Spezies lignorum, lapidum, herbarum, und dass dieselben Spezies auch im Menschen seien; doch aber nicht in solcher Gestalt, wie in den Elementen, sondern in Gesundheitsweise (sic!!) und Krankheitsgestalt sollen sie in dem Menschen gefunden werden. Das Gold im Elemente ist, als ein Gold im Menschen, ein natürlich Confortativ; also weiter wisset von allen speciebus der Elemente, dass sie auch also im microcosmo sind. (NB. Microcosmus wird im Mittelalter als Synonym für „Mensch“ gebraucht.) Der nun weiss die Species zu nehmen und zu erkennen in physico corpore also:

---

*) Also ohne Vergleichung mit den „virtutes der äusseren Artzney“, wie Paracelsus an anderen Orten sagt.

**) Paracels. schreibt: „Allso“ d. h. „in diesem Sinne.“

das ist im Menschen der Saphir*), das ist der Merkur, das ist cupressus, das ist flos cheiri etc., der hat das Buch physici corporis wohl ergründet. Und so er nun solche species corporales wohl weiss und erfahren hat, so mag er ein Medicus sein, und seine Theoricam finden, die nicht spekulativa sein soll, sondern aus der Practica soll sie geboren werden. Denn nicht aus der spekulativen Theorica soll Practica fliessen, sondern aus der Practica: Theorica."

(Lacyrinth. medicor. cap. 4.)

Wie mir jeder unparteiische Leser hiernach zugestehen wird, dass sich die professoralische Aureole eines jüngeren Tübinger Polemikers gegen die Homöopathie hinsichtlich seiner Behauptung: Paracelsus habe seine Signaturen in der bekannten, sinnlosen Spielerei dargeboten, nicht ohne vollgewichtigen Grund antasten lässt, so wird sich nun auch wohl kein sachverständiger Leser mehr der Ueberzeugung verschliessen können, dass ihm in diesen Aussprüchen nicht „anspielungsweise", sondern in festen, klaren und leuchtenden Umrissen das Urbild unseres homöopathischen Aehnlichkeitsgesetzes entgegentritt. Wollte Jemand es unternehmen, dasselbe in Paracelsischer Schreibweise auszuführen und zu erläutern, so würde er gezwungen sein, mit ähnlichen Worten genau dasselbe auszusagen, was wir hier soeben lasen. Ja! die packende Gewalt dieser Worte ist eine so bedeutende, dass selbst unser grundehrlicher Rademacher auf Seite 90 sein Missbehagen bereits vergessen hat, dem er auf Seite 89 gegen das Paradoxon: „Gleiches muss durch Gleiches vertrieben werden" die vorher citirten Worte lieh, und unmittelbar also fortfährt: „Die Leser sehen aus dieser Stelle, dass P. die Wahrheit: das Wesen der Krankheiten könne nur aus der Natur durch die Heilwirkung der Arzneien erkannt werden, in ein anderes, bildliches Gewand kleidet. Oben sprach er von einer äusseren Leber, von einem äusseren Gehirn u. s. w. Hier spricht er von einem inneren Cupressus, von einem inneren Merkur, von einem inneren Saphir. Nun, wenn er einmal eine Wahrheit bildlich vortragen wollte, so mag die eine Einkleidung so viel werth sein wie die andere."

§ 44. Allerdings hat Rademacher mit diesen Worten sein

*) Anm.: Sapphirus braucht Hohenheim verschiedentlich als Synonym für Kupfer; das Wort cheiri für Eisen.

Votum abgegeben zu Gunsten des Aehnlichkeitsprinzips und gegen sein eigenes Lieblingskind der Universalia. Er fühlt und weiss das auch wiederum ganz genau; allein mild und versöhnlich, wie er immer ist, (— so auch S. 115 und 116 gegen seinen Rivalen Hahnemann, den absolut nicht richtig verstanden zu haben er grade an dieser Stelle wieder schlagend dokumentirt, den er aber gleichwohl gegen die blinde Parteiwuth „einiger schulrechten Eiferer" in seinen Schutz nimmt —) fügt er sofort in seiner Anm. (S. 91) hinzu: „Die letzte bildliche Einkleidung passt jedoch nicht gut auf die Organheilmittel und Urorgankrankheiten, sondern besser auf die Universalmittel und die Urerkrankungen des Gesammtorganismus."

Ich fürchte, wir werden dem trefflichen Manne grade darin nicht beipflichten können! Denn obwohl Paracelsus in jenem so wichtigen Ausspruche allerdings grade nur auf Saphir — also Kupfer — und auf flos cheiri — also Eisen — und somit auf Heilmittel exemplifizirte, welche Rademacher als „Universalheilmittel" für sich in Anspruch nimmt, so liegt der Nachdruck seines Gedankengangs hier doch offenbar nicht im Geringsten auf der Auswahl der Arzneimittel, neben welchen genannten er vielmehr ebenso unbefangen ja auch die Rademacher'schen Nicht-Universalia: Merkur und Cupressus anführt, — sondern in der Forderung, dass der Arzt eine innere Verwandschaft, also ein „Similia similibus" finden und ergründen müsse zwischen dem äusserlichen Heilmittel und dem Innern des Menschenleibes „in Gesundheitsweise und Krankheitsgestalt." Dass das „Similia similibus" allerdings überall bei Paracelsus zu Grunde liege, erkennt selbst ein ebenso ausgeprägter Nichtkenner, wie darum Widersacher der Homöopathie, offen an, als welcher uns Dr. Stanelli in seiner „Cellulartherapie" entgegentritt. Grade die ganze Signaturenlehre Hohenheims stützt sich ja lediglich auf das Similia similibus, und dieses Axiom tritt uns allüberall bei ihm scharf ausgeprägt, nur eingekleidet zumeist in eine mehr bildliche Sprache, entgegen. Denn nicht nur der Arzt Hohenheim, sondern ebenso der kosmogonische Philosoph stützt sich allerwegen grade auf dieses Prinzip.

§ 45. Jetzt haben wir aber auch noch nachzuweisen, dass bereits Paracelsus — in scharfem Gegensatz zu der Sitte seiner Zeit — auf die Beachtung der Simplicia drang und sich tadelnd äusserte über die langen Rezepte seiner Kollegen. So schreibt er z. B.:

„Es ist je und je der vermeinten Aerzte Brauch gewesen, dass

das Alles, was geringe Simplicia waren und keinen Schein noch Aussehen hatten und waren leichtlich, ja etwa umsonst zu bekommen, das musste alles nichts gelten und von ihnen verworfen, verachtet und hinter die Thür gesetzt werden. Haben nicht bedacht, dass Gott der Allmächtige nichts vergeblich geschaffen, sondern ein jegliches Geschöpf mit sonderlichen Tugenden begabet nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Dass wir aber solches wenig wissen und erkennen, da sind wir selbst Schuld an, dass wir so schläfrig, so faul, so ungläubig und so verdrüssig sind, zu suchen in der Natur.

(Lib. principiorum seu. de myster. vermium cap. 8.)

Der Arzt soll sich fleissen, dass er nicht in vielen Büchsen liege, nicht in den Arzeneien, die aus weiten Landen kommen, sondern er soll sich befleissen, dass er nicht übersichtig sei, sondern vor sich niedersehe wie eine Jungfrau, so findet er vor den Füssen einen mehreren Schatz zu allen Krankheiten, denn India, Aegipten, Barbaria und Graecia vermag. Solchem Grunde soll der Arzt nachgehen, denn es ist einmahl gut wissen, (das ein jeglicher Bauernknecht versteht) dass nichts dann Trügerei in den Büchsen ist und Scatuln, und wie sie hölzen sind, so sind Doctores und Apotheker auch hölzen, Gleich und Gleich kommt zusammen.

(De rebus naturalib. kap. 8.)

Ich schreibe kurze Rezepte, (nicht auf 40 oder 60 Stück) wenig und selten, leere ihnen ihre Büchsen nicht aus, schaffe ihnen nicht viel Geld in die Küche; das ist der Handel, darum sie mich ausrichten. (Defensio 7.)

Nunmehr aber macht gerade Rademacher noch auf einen Umstand aufmerksam (S. 103. Anm.), der unser vollstes Interesse in Anspruch nimmt. Allerdings nämlich ist es wiederum Paracelsus, welcher zuerst fand und aussprach, dass gar häufig nur mit ganz unwägbaren Arzneigaben operirt werden solle und dürfe.

Das beweisende Citat bringt Rademacher indessen nur in einem einzigen kleinen Satze; während doch das ganze fünfte Buch aus Hohenheims: „Von Ursprung, Ursach und Heylung der Frantzosen“ (De causis et origine luis Gallicae — übrigens eine seiner fesselndsten Abhandlungen —) auf diesen hochinteressanten Zweck hinausläuft, theils auf die Abhängigkeit der Krankheiten von eigenthümlichen (epidemischen) Constitu-

tionen (dem Ascendenten und des Himmels Regiment nennt er es) hinzuweisen, gegen welche die Heilung vornehmlich sich richten müsse, theils auf die Nothwendigkeit, hierzu minimale Arzneigaben zu administriren. Ueberdies bringt diesmal Rademacher sein Citat aus einer lateinischen Uebersetzung Hohenheims. Ich ziehe es daher — schon der Gleichmässigkeit halber — in diesem Falle vor, die Originalworte des Paracelsus nach der Strassburger Ausgabe (Th. II S. 226) und zwar das ganze XI. Capitel etc. beizubringen:

Cap. XI.

„Dieweil nun vollendet ist der mehrertheil der Administrierung, so wissen auch hierin, was weiter von dem Gewicht der Administrirung zu reden ist. Denn als jr wissen, so haben jr die Gewicht, so jr wöllend die corpora ausstreiben; wie viel jr auf einmal eingeben, vn diesselbig heissen jr dosim. Nun aber hie wiewol ich sag von dem Gewicht des eingebens, wird doch nit begriffen für ein dosim: dann dieses ist nicht Artzneiisch. Dann nit in dem Gewicht, sondern ausserhalb dem Gewicht soll die Artzney administriert werden. Denn wer kann den Schein der Sonnen wegen*), wer kann den (die) Lufft wegen, wer wigt den Spiritum Arcanum? Niemands? In disem ligt nun die Artzney und weiter in keine schweren,**) darumb das dises nicht mag hie gestat werden, sonder ein anderer weg der Administrierung fürzunemmen in disen krankheiten Veneris und Luxus***), dergleichen auch in andern, von denen ich meldung in disen Büchern begriffen hab. Nuhn aber in was weg die Artzney soll administriert werden, sollend ihr in den weg verstehn. Die Artzney soll im Leib als ein Fewer wirken, wie bissher von den Elementen erzelt ist worden und soll dermassen so gewaltig in den krankheiten handlen, als ein Fewer handelt in einem Scheitter Holtzhauffen. Nuhn wissen, das in solcher gestalt das Dosis erfunden wird, wie ihrs heissen. Mag man ein Fewer Gewicht finden, wie viel auf ein Holtzhauffen gehöre, denselbigen zu verbrennen, oder wie viel Fewers zu einem Hauss? Nein: Man mag auch nicht das Fewer wegen.*) Nuhn sehet ihr aber, wie ein Fünklin schwer genug ist, ein Wald zu verbrennen. Nuhn

*) = wägen.

**) = Gewichtsbemessung.

***) Luxus, auch luxuria = Syphilis.

ist das Fünklin ohn Gewicht. Also dermassen verstandt auch die Administrierung der Artzney. Zu gleicher weiss wie das Fünklin handelt in dem Holtz, vnnd macht sich gross oder klein, nach vile desselbigen: Also sollend ihr auch wissen, das ihr die Artzney dermassen sollend erkennen, auff das, so ihrs gebend, vil werde im Leib, so viel Krankheit darinn sey, vnd wenig, so wenig Krankheit darinn liegen. Welcher wolt solchs dem Gewicht befehlen? Niemandt, denn es gehört den Tugenden zu, und nit darumb, so viel corpora sind, oder grosse Gewicht derselbigen seind, das darumm viel virtutes mitlauffen, sondern betrachten, das die virtutes nicht zu wegen seind, und das sie nicht sollend gegen die Krankheit auff die Wag gelegt werden, als lege die Krankheit auff der einen seiten und die Artzney auff der andern, und gleich also, als zwen mit einander zu ringen verordnet würden, Also begert die Krankheit nicht ihren Fechtmeister zu haben, sondern Ein Füncklin, das sich sterkt und schweche, wie das Füncklin im Stroh, nach vile desselbigen, gross oder klein wird. Also hie an dem orth auch die Artz..ey dahin gebracht werden soll, wo Krankheit sey, das da die Artzney sey, vnd wo nicht, das da kein Artzney sey: Wie, wo kein Holtz ist, da ist kein Fewer, und ist doch Fewer da."

Cap. XII.

„Also merken in diesem Buch, in was weg ich die Administrierung setz, das nit die quantitet des corpus, sonder das Füncklin soll betracht werden als ein Element, das sein widerwertigs verzehrt, vnd macht sich stark und gross, so sein Feind gross und stark ist. Welches gross machen nit mag mit Gewicht erstatt werden, als wenig man mag gegen eim Holtzhauffen, als schwer er were, so vil schwerer Fewer hinzusetzen. Vnd als vnsichtbar das Fewer ist und gross wird, also unsichtbar ist die zu und abnemmung der Artzney, vnd wie sich das Fewer im Holtz frewet, also frewen sich auch die Artzney in den Krankheiten. Dieweil nun kein Gewicht dem Holtz gebürt zu geben, sonder allein das wenigst anzünden gnug ist, also soll auch die Administrierung der Krankheiten dermassen verstanden und erkennt werden, und

die Ascendenten*) lassen sein das Holtz, vnd wie sie geordnet sind, vnd dem Fewer unterworffen werden: Also dermassen nimb sie unter die Handt, so wirstu die Wirkung auff Elementische art befinden. Also wie ein jeglich ding sein Gradum hat, hefftiger oder schwecher, das ist, schneller oder langsamer zu brennen, also da auch. Vnd wie ihr sehend, das eine lange Zeit muss sein zu verbrennen, die wenig das Holtz und nach demselbigen vil oder wenig ist: Also auch wiss hie die Viele und Wenige der Materien Spiritus peccantis**)" u. s. w. u. s. w..

Ich frage hier: ist nun wohl die Missachtung Hahnemann's und Rademachers bei Lebeit, der Paracelsus einen „grossen Reformator" ohne jegliche Einschränkung nennt, anders zu erklären, als dadurch, dass er alle drei Männer so gut wie gar nicht kannte? Wenn aber Rademacher (S. 176) erwähnt, dass er denselben Gedanken, dass kleine Arzneigaben grosse Wirkungen erzeugen, zuerst bei Helmont gelesen habe, so ist dies seine bloss persönliche Zeitnotiz. Denn Joh. Bapt. van Helmont ward erst 1577 geboren, und war, wie einer der genialsten, so einer der entschiedensten Anhänger Hohenheims.

Um nun diesen interessanten Punkt mit einem Curiosum zu beschliessen und zu zeigen, wie unser Rademacher regelmässig mit sich selbst in den ergötzlichsten Widerspruch geräth, wenn er Paracelsus, sein Vorbild, vor homöopathischen Ketzereien schützen und doch berichten will, dass derselbe thatsächlich schon ganz genau dieselben Wahrheiten ausgesprochen, mit denen späterhin Hahnemann die ärztliche Welt überraschte und in sittliche Entrüstung versetzte, so sei der freundliche Leser hier noch aufmerksam gemacht auf die Anmerkung: Erfahrungsheillehre, Seite 176. Dort nämlich verweist Rademacher auf die Paracelsische Schrift: De causis et origine luis Gallicae, cap. II, und sagt, wenn diejenigen Leser, welche Hohenheims chirurgische Werke besitzen oder sie sich verschaffen können, jenes Capitel „mit Aufmerksamkeit gelesen, werden sie wohl nicht mehr von homöopathischen Arzneigaben sprechen, sondern sie werden begreifen, dass die Wahrheit — unwäg- und unmessbare Arzneigaben können, wenn das durch Krankheit veränderte Verhältniss des Körpers zur Aussenwelt sich dazu eigne, wundervolle (sic!!!)

*) siderische Einwirkungen.
**) s. hierzu auch Anm. zu § 61.

Heilwirkung äussern, — mit der sogenannten homöopathischen Theorie gar nicht in Berührung kommt!!"

Nun, — es muss eben auch solche Käuze geben! Schade ist, dass Rademacher bei dieser Gelegenheit uns den Grund für diese seine Behauptung verschweigt; allein das steht fest, dass er jedenfalls als der redlichste, aber drolligste Opponent gegen die Homöopathie gelten kann — er, der Bestbelesene im Paracelsus!

§ 46. Scheiden wir nunmehr von Letzterem, indem wir noch zwei gehaltvolle Stellen von ihm vorführen:

„Also ist der Weg, in der Arzenei zu studiren, also ist das Buch der hohen Schule der Arzenei, also ist der Scribent der Arzenei, also werden die Krankheiten gefunden im Anfang und zu Ausgang. Und dieweil Das ist, dass solch Buch des Firmaments auf das Papier gebracht wird, so stehet es doch nicht anders auf demselben, denn wie ein Schatten an der Wand oder wie ein Bildniss im Spiegel, die niemand vollkommene Unterrichtung geben können. Der aber wissen will die vollkommene Unterrichtung, der muss denselbigen sehen, von dem der Schatten oder Bild im Spiegel kommt; und so er denselben recht siehet, so wird er nicht betrogen und bedarf des Spiegels nicht und siehet das Lebendige, und aus dem Lebendigen da gehet der Grund. (Labyrinth. medicor. Cap. II.)

Und endlich:

„Ich will aber die ermahnet haben, die da wollen Aerzte werden, dass sie geschickter die Sache angreifen, denn ihre praeceptores und selbst aus ihrem Fleisse und Urtheil die Sache bedenken zwischen mir und dem Gegentheil und keinem Theile zu früh zufallen und den anderen verwerfen. Bedenket mit grossem Fleiss, wozu ihr wollt lenden,*) nämlich in die Gesundheit der Kranken. So das nun Euer Vornehmen ist und alles Argument, so lasst mich in der Zahl sein derer, die euch lehren, denn ich lende in die Gesundheit der Kranken; mit was Grund und Tapferkeit ist beschrieben und täglich werde ich es öffnen. Darum, dass ich allein bin, dass ich neu bin, dass ich deutsch bin, verachtet darum meine Schriften nicht und lasst euch nicht abwendig machen! — (Paragran Tract. 3.)

Diese rührende Bitte verhallte ungehört im Kampfe der Leidenschaften, bis sie — nahezu 250 Jahre später — einen Widerhall fand bei Hahnemann und bei Rademacher. In der Einleitung zu seinem Werke bietet der Letztere ein wahrheitsgetreues, auf mühe-

*) lenden = hingelangen, hingehen.

vollen, historischen Forschungen sich aufbauendes Bild von Hohenheims wahrem Charakter, das kein Geschichtsfreund wird entbehren mögen, das aber jeder Wissbegierige mühelos und mit hohem Interesse lesen wird.

IIIa. Eigentliche Paracelsisten.

Nach dem bisher Erörterten haben wir wohl das Recht zu sagen, dass auch der Arzt Paracelsus — ganz abgesehen von dem „Philosophen" (im jetzigen Wortsinne) Paracelsus — seitens der Geschichte der Medizin noch keineswegs richtig und sachgemäss gewürdigt ist. Denn seine hervorragende ärztliche Bedeutung beruht eben nicht darin, dass er die Chemie, bz. chemische Präparate in die Medizin einführte oder vielmehr deren bereits früher ab und an begonnene Einführung befestigte und sicherte; auch nicht Das ist sein hervorragendstes Verdienst, dass er gegen arge Missbräuche der sogenannten Galeniker ankämpfte, noch dass er betreffs der damals fast unheilbaren Syphilis zuerst eigenartige Untersuchungen anstellte und Hülfe zu bringen wusste; sondern sein ebenso rückhaltlos angestaunter, wie hämisch ihm nachgetragener Triumph als damals beispiellos glücklicher Arzt beruhte in dem völlig andersartigen Axiom, dem gemäss er seine Heilmittel wählte und anwendete.

Dass er der Erste war, der das früher nur für die ältere Physiologie giltige Aehnlichkeitsgesetz dabei verwendete, haben wir nachgewiesen. Dass er eine andersartige Erkenntniss der Heilmittel besass als die damalige Zeit, — dass er nämlich bereits auf spezifisch wirksame Kräfte einzelner Medicamente für einzelne Krankheitsformen hinwies, erkannten wir gleichfalls; nicht aber, auf welche Weise er diese „spezifischen" Heilkräfte seiner Medicamente ergründete. Letzteres betrachtete er vielmehr als sein Geheimniss. Allein gerade diejenigen seiner Nachfolger, welche wir schulgemäss „Paracelsisten" nennen, verrathen uns über dies Geheimniss auch nicht das Allergeringste. Und in Hinsicht dessen müssen wir behaupten, dass die Geschichte der Medizin wirkliche Paracelsisten gar nicht kennt bis auf Rademacher, bz. Hahnemann.

Gelehrtenverhältnisse jener Zeit, namentlich im Umkreise der Naturwissenschaften, dürfen aber nicht im Geringsten mit heutigem Maassstabe oder nach den Angaben unserer Universal- und Conversationslexiken bemessen werden, welche sämmtlich hier blinde

Führer sind. Alles Wissen des 16. Jahrhunderts wird in jedweder Facultät geaicht nach dem theologischen placet; fehlt dieses, so wird es verketzert, und das nicht nur etwa von den Fachtheologen, sondern von den weltlichen Corporationen, Parlamenten, Facultäten u. s. w. nicht minder; man denke z. B. nur der wissenschaftlichen Verdammungssystematik, welche so unendlich lange Zeit zu Paris herrschte. Die hochwohlweisen Ansichten solcher Majoritäten sind aber massgebend geblieben bis heut, und der Begriff mittelalterlicher „Mystik" ist der überwiegenden Mehrzahl heutiger Gelehrter noch ein Buch mit sieben Siegeln, da dieselbe zwischen theologischer „Mystik" und wissenschaftlicher „Mystik" so wenig zu unterscheiden gewohnt ist, wie zwischen „Mystik" und „Mysticismus" und „Orthodoxie" mit oder ohne Mysticismen, so hier im kirchlichen, wie dort im gelehrten Gebietskreise. Im letzteren aber — und hier ganz besonders im Bereiche der damaligen „Philosophie" — ein Wort, welches derzeit ausschliesslich „Naturkunde" bedeutet — herrscht eine starke Reaction gegen kirchliche Bevormundung gerade in den Kreisen hochbedeutendster Vertreter der alten Naturkunde, welche der Kirchenlehre unter dem Banner der theosophischen Kabala sich entgegengestellt, daher diese Männer sich selbst „Mystiker" nennen. Denn Kabala, Alchemie und Astrologie — damals thatsächlich noch „Wissenschaften" — bilden in ihrem Vereine die uralte „Mathesis", welche als unmittelbare dereinstige Gottesoffenbarung, die „heilige" heisst. Und eben diese Jünger der Mathesis sind es, welche (— namentlich seit Reuchlin, aber auch vor diesem bereits alle Schüler des Raymundus Lullus —) in einem grösseren Geheimbunde mit einander verkehrten, den wir nach heutigen Begriffen als eine „Fortschrittspartei" bezeichnen würden, insofern hier wirklich ernster Fortschrittstrieb dem unter kirchlicher Sanction usuellen Lehrsysteme entgegentritt. Diesem Vereine ist eigenthümlich, dass dessen Angehörige ihr Können und Wissen nicht, wie jetzige Gelehrte, als ihr Privateigenthum betrachten, mit dem sie frei schalten und walten dürften, sondern in wahrhaft rührender Bescheidenheit als ein Gotteslehen, das zwar der Allgemeinheit indirect, allein nicht direct zu Gute kommen dürfe. Es gilt diesen allen demnach als Pflicht, von den Zeiten der egyptisch-griechischen Jünger der Mathesis herab, insofern sie schreiben, „mystisch und quasi sub velamine" die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen, so dass sie nur

von ihres Gleichen — nicht aber von den „Profanen“ verstanden werden können. So sind denn auch die vielverspotteten dunklen Bilder alchemischer Prozesse (— unter welchen man sich freilich nicht denken muss, dass sie samt und sonders nur der künstlichen Golderzeugung gegolten hätten —) keineswegs etwa hohle Narrenspossen, sondern sie hatten wirklich ernste Bedeutungen, für welche uns seit der Zeit des dreissigjährigen Krieges und dem allmähligen Erlöschen jener Geheimgelehrten leider der Schlüssel, der sie erklärte, gänzlich verloren gegangen ist.*)

Eine fernere Gepflogenheit dieser Geheimgelehrten war es nicht nur, dass sie in ihren rüstigen Jahren vielfach reisten, um die Meister ihrer Wissenschaften aufzusuchen und von diesen willig ertheilte Belehrung zu empfangen, insofern sie als Geistesverwandte sich zu legitimiren vermochten, sondern es pflegten die Meister auch gehalten zu sein, sich vor ihrem Tode irgend einen anderen Mann ihrer Genossen, den sie Dessen am würdigsten erachteten, als ihren Schüler oder „Erben“ ihres geistigen Wissens auszulesen, dem sie rückhaltlos das letztere mittheilten, damit es fortwirken könne und der Allgemeinheit nicht verloren gehe.

Diese Sitten nahm ganz vorzugsweise auch der alte und echte Geheimbund der Rosenkreuzer an, der in Deutschland seit 1614 sich auszubreiten begann, gegen 1625 durch den grossen Krieg aber bereits erlosch, und von welchem die allbekannten Rosenkreuzer des vor. Jahrhunderts nur als ein erbärmlicher, wissensloser und vorzugsweise einer traurigen Industrie verfallener Abklatsch gelten können. Die bisher allgemein angenommene Ansicht, welche namentlich durch Nicolai's und Buhle's oberflächliche Arbeiten Geltung gewonnen hatte, als ob jene eigentlichen Rosenkreuzer aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts nie existirt hätten und nur eine Erfindung des damaligen württembergischen Theologen Johann Valentin Andreae gewesen wären, habe ich anderswo durch eingehende Quellenstudien als völlig unbegründet nachgewiesen.

Diese Rosenkreuzer also existirten thatsächlich, und interessant für uns ist, dass sie nicht allein mit ganz besonderer Hochachtung und Auszeichnung des Paracelsus (namentlich in ihrer „Fama“) gedenken, sondern dass eins ihrer Gesetze sie verpflichtete, sich der unentgeltlichen Krankenpflege und -Behand-

*) Vgl. hierüber auch H. Kopp: „Die Alchemie“, und dessen sonstige Schriften.

lung zu widmen. Darüber nun legt ein Mann ein hochüberraschendes Zeugniss ab, dessen Urtheil ein unantastbares in der Hauptsache sein darf und das wir hier zum Theil reproduciren müssen, wie sehr auch zu bedauern bleibt, dass dieser Zeuge selbst ein Rosenkreuzer war und als solcher über die „Arcana des Geheimbundes" nicht rückhaltlos sachliche Auskunft geben konnte. Aus diesem Zeugnisse ist aber — zusammengehalten mit der tiefen Verehrung der deutschen Rosenkreuzer für Paracelsus — meiner Ansicht nach der Schluss zulässig, dass auf jene Rosenkreuzer in dem geschilderten Wege der „Vererbung" das eigentliche Geheimniss der Anwendungsweise herabgelangt sein müsse, deren Paracelsus bei seinen Mitteln sich bediente, und dass daher jene Rosenkreuzer vermuthlich als die einzigen „praktischen Paracelsisten" gelten dürften, von denen die Geschichte eine Wahrscheinlichkeitsspur enthält. Denn dass Paracelsus den Kabalisten jener Zeit beigezählt worden und auch gerade in dieser ausschlaggebenden Richtung zu den Ahnen der Rosenkreuzer gezählt werden müsse, darüber kann Niemandem ein Zweifel sein, der auch nach dieser Seite als Sachverständiger die Schriften Hohenheims und namentlich seine kosmogonische Lehre gelesen hat. Bevor wir aber von unserem ersten Gewährsmann, dem Dr. Mich. Mayer, sprechen, sei hier noch eines anderen hervorragenden Rosenkreuzers vorwegnehmend gedacht, nämlich des englischen Arztes und Professors der Anatomie zu London, Dr. Robert Fludd. Auch dieser gründete nicht nur seine kosmogonische Theorie auf chemisch-physikalische Anschauungen, nämlich auf das Walten von Sympathien und Antipathien, sondern er vertheidigte auch öffentlich (namentlich gegen Foster) eine nun zwar verschollene, aber dem Namen nach allbekannte Lehre, Krankheiten zu heilen bz. zu erzeugen durch „sympathische bz. antipathische" Stoffe. Ob Fludd diese — offenbar dem Aehnlichkeitsgesetz in mystischer Uebertreibung so nahe kommenden — „sympatethischen Curen" erfand oder bereits Vorhandenes nur weiter ausführte, vermag ich nicht zu sagen. Mindestens hebt so Fludd's, wie Maier's Gedankenrichtung es über das Niveau einer blossen Conjectur, wenn wir glauben, die geheime Heilart der Rosenkreuzer müsse sich auf das Aehnlichkeitsgesetz gestützt haben, obgleich sowohl Fludd (übrigens ein warmer Anhänger des Paracelsus), wie dieser selbst, als auch M. Maier es dunkel lassen, wie die Vergleichspunkte zwischen Krankheit und Heilmittel gewählt wurden. Wenn Rade-

macher glaubt, nur „nach den astris", also gemäss epidemischen Momenten, so spricht dagegen, dass bei Paracelsus u. a. gerade seine Heilung von Wassersuchten vielfach gerühmt wurden, welche doch gewiss nur in selteneren Fällen aus ursprünglich epidemischer Erkrankung heut wie damals erwachsen sein werden. Allein von etwaigen Prüfungen von Droguen an Gesunden findet sich hinwiederum nirgend eine Spur, wiewohl man einige Aeusserungen Maiers auf irgend welche „erfahrungsgemässe Prüfungen der Arzneimittel", auf irgend welche Methode von „Prüfungen" unbedingt beziehen muss.

Maier äussert sich zurückhaltender als Fludd über den Paracelsus; allein diese Zurückhaltnng gründet sich vorzugsweis auf die üble Beleumundung des Menschen. Ob M. Maier dem Arzt Paracelsus besondere Aufmerksamkeit je gewidmet, wage ich nicht zu entscheiden; allein irgend welche Beläge dafür fand ich in Maier's Schriften nirgend.

Ueber die Person des Letzteren habe ich nur noch zu bemerken, dass dieselbe in mehrfacher Beziehung eine bekannte ist. Er war einer der hervorragendsten Schriftsteller der Alchemie in jener Zeit, als diese — fussend auf der Aristotelischen Lehre von der Einheit der metallischen Elemente — mit auch theoretischer Berechtigung so gut eine „Wissenschaft" sich nennen durfte, als heut die auf eine ganz andere Elementenhypothese sich stützende Chemie. Da seine Darstellungen jedoch ausschliesslich jene Bildersprache — zum Theile sogar Bilder selbst — benutzen, so haben wir über seine Bedeutung als Alchemist kein Urtheil. Bekannter noch ward derselbe durch seine hervorragende ärztliche Stellung als Leibarzt Kaiser Rudolf II. Dieselbe trug ihm indessen nicht nur den Titel Pfalzgraf (Comes palatinus) ein, sondern — was schwerer wiegt — die Hochachtung der hervorragendsten Aerzte noch lange nach dem Sturze dieses Kaisers, da Maier in Magdeburg lebte, wie die Widmungen gegenseitiger Schriften beweisen. Sehr bekannt ist M. Maier endlich noch als hervorragendster Vertheidiger der alten, so schnell aus der Geschichte verschwindenden Rosenkreuzer. In diesen Schriften verbindet er eine grosse Fülle von Gelehrsamkeit mit sehr besonnenem, ruhigem Urtheile, aber ebenso auch mit hoher Sittenreinheit und Charaktereinfachheit. Er ward erst in seinen letzten Lebensjahren Rosenkreuzer, nämlich erst um 1617, während er 1622 bereits starb. Um so auffälliger also ist die überaus lebhafte, wahrhaft überraschende

Bewunderung und Anerkennung, welche er jetzt den ihm zugänglich gewordenen Geheimnissen der Medizin dieser Brüderschaft zollt, deren fünf Gesetze er in seiner Themis aurea, h. e.: De legibus fraternitatis R. C. tractatus etc. Francofurti 1618 sehr eingehend vertheidigte.

Erstes Gesetz dieser Brüderschaft war: Kranke unentgeltlich zu heilen.

Die Brüderschaft zählte zwar mehrere Aerzte zu ihren Mitgliedern; allein Maier vertheidigt lebhaft die Befähigung auch der nichtärztlichen Mitglieder des Geheimbundes, ärztliche Thätigkeit auszuüben, was bei der fleckenlosen Reinheit seines Charakters lediglich auf Conto der von ihm so bewunderten Methode jener Arzneikunde zu setzen ist. Wir entnehmen dieser Themis aurea folgende Einzelstellen; deren erste Sätze gleich beweisen, dass Vegetabilien von specifischen Eigenthümlichkeiten nach dem Aehnlichkeitsgesetze zur Heilung von Krankheiten angewendet wurden.

Cap. V.

Quantum vero ab experientia innotuit, habent selectissima vegetabilia, tempore convenienti collecta, quae characterismum suae proprietatis efficacissime ostendunt impressum, usu probatissima, nec sola ociosa speculatione inventa. His utuntur in morbis, quibus maxime appropriantur. Ubi enim qualitas illa specifica cujusdam simplicis operari debet, non oportet eam confundere vel obtundere cum innumeris aliis, in hoc vel illo gradu (ut aestimatur) calidis, frigidis, humidis vel siccis, ex primis qualitatibus ad alterandum, ex secundis ad incrassandum vel attenuandum, et sic de reliquis; sed necessum est, ut pro suo valore quodque pugnet, suamque vim contra hostem exerceat, quod si vero unum ab alio conturbetur, morbus, velut hostis, grassatur latius, et potius in sede sua stabilitur, quam inde expellatur.

Nec vero scio, an sit ille bonus dogmaticus et rationalis medicus habendus, qui habeat longas illas tabulas omnium simplicium fere in procinctu, qualitatis calidae primi gradus, secundi, tertii et quarti, ita quoque frigiditatis, humiditatis et siccitatis, et sic de secundis et tertiis qualitatibus dicendum,

atque si ad aegrum veniat, hinc tamquam ex equo Trojano omnem suam militiam seu armaturam depromat, cum interim ignoret veras et proprias qualitates eorundem simplicium, quibus morbos oppugnet, an vero alter, qui eadem noscat, sed non usurpet, nisi cum experimenti ratione ea approbet, seligat ex omni numero pauca, probata, infallibilia, misceat cum judicio, non ut videantur multa, sed apta, et effectus sequens Rationem praeviam non eludat, qui occultas proprietates seu specificas virtutes cujusque simplicis habeat cognitas et in quoque morbo delectum ejusmodi Triariorum Remediorum instituat, quibus magis fidendum, quam tumultuariae congeriei innumerorum? Habemus enim nunc Oceanum medicamentorum, ut magis cogitandum sit medico de delectu, quam congestu. Nam copia sola remediorum non vincit morbum, ut nec militum hostem, sed qualitas efficax, ordo et modus iis utendi, rei et naturae conveniens, dexteritas et foelicitas medici in tempore et loco singula adhibentis, etiamsi sunt numero pauciora. . . .

Ita et judicandum de medicis auxiliis, quae si numero excedant, potius inter se bella civilia et intestina, quam adversus hostiles morbos, suscipiunt et gerunt. Fit nam in iis tam variis confusio proprietatum specificarum et unius impeditio ab alia, cum tamen ea sola sit virtus, quae naturae amica, morbo inimica resistat, et de hoc illi victoriam polliceatur.

Cap. VII.

. . . Longe equidem facilius est, regulas universales ab aliis accipere, et juxta generalia praecepta judicare de specialibus, quam singularum specierum lustrationem et delectum instituere per experimenta et effecta, sed illud longe incertius et veritati rerum inconvenientius, quam hoc agnoscitur. . . . .

Cap. VIII.

Ita si quis morbos diversos curare et propulsare velit, faciet id certius et foelicius Remediis appropriatis ad singulos, licet sint non magni valoris vel precii, quam preciosis, caris, non appropriatis, cuiuscunque sint nominis. Non unus homo, etiamsi sit Centimanus ille

Briareus, magnum exercitum variasque phalanges superare potest hoc aevo, sed exercitatissimi milites, longo usu animati, justa manu id praestare possunt, praesertim si cum singulis singulatim, ut cum morbis, dimicandum sit. Sic nec unum remedium multas aegritudines tam exacte vincere potest in genere, quam multa et probatissima in specie ....

Cap. IX.

... Personae maneant intactae, communis hostis est morbus, ejusque causa et effectus seu symptomata. In hunc Medici insiliant, tanquam canes in lupos, nec se invicem allatrent, aut mordeant, quod signum est degenerum. Taceant, qui nil nisi latrare noverunt; hominum est: ratione vincere, non sola oratione; intellectu, non rabie adversantem aggredi, quod monuisse sat est.

Hier geht ein Tadel des Paracelsus voraus wegen seines Herabsetzens anderer Curmethoden. Der Arzt solle die Medikamente auch der Galeniker prüfen.

Cap. XII.

Plantas tam poli, quam soli, non saltem nomine tenus, sed juxta virtutes illis naturaliter inditas, quoad licet, perfecte cognoscere, magna est Magiae naturalis et divinae pars; et bina folia immensi illius mundani libri in his studuisse Fratres, constat, cum ex ipsorum confessione et fama, tum aliunde.

Verum Fraternitatis axiomata in artibus et scientiis posita statuuntur immutabilia et infallibilia, cum ex principiis ad finem per ea, tanquam media, omnia tendant, quod est summae eorum perfectionis signum. Quod si ita est, oportet, curationes illas ex stellis*) et plantis deductas, cognitis singularum proprietatibus, esse certissimas, cum axiomata earum non anticipent effectus debitos, sed eos, ut verissimos et proprios ex causis suis educant et mutuentur. Qui igne elementari quid pollicetur calefacere, siccare vel ignire, vel in fugam vertere, non fallitur nec fallit, quia habet causam ea certo agentem in sua potestate; ita erit apud illos,

---

*) dass die Gestirne namentlich die epidemischen Krankheiten hervorbrächten und beeinflussten, ist bekanntlich eine der Hauptlehren des Paracelsus.

si alicujus morbi curationem suscipiant; non est dubium, quin illum percürent, cum habeant certa remedia in manu, et cognoscant tum morbi naturam, tum aegri per signa occultissima, vel etiam physiognomica, diagnostica, anamnestica et prognostica. Et haec omnia media sunt mere naturalia et thesaurus naturae, dona preciosissima Dei et arcana sapientioribus ad indagandum relicta. Nulla ipsis Magia in usu praesumitur, nisi naturalis, quae est scientia secretorum naturae, et non nisi viris piis, bonis et eruditis a Deo conceditur. . . . . .

. . . . Non itaque sunt Magi dicti Fratres, sed philosophi, non inexperti medici, sed longo rerum medicinalium usu exercitatissimi, quorum Remedia non solum sunt licita, sed manus Christi potentissimae et divinae. . . . .

Cap. 14.

. . . . Fratres R. C. domum reversi seu ad locum notum, ruminant quid boni egerint, novi audierint, miri viderint. Quid in artibus et scientiis didicerint, quid cum axiomatibus earum convenire, quid non observarint. Libris inscribitur, quicquid memoria dignum et scitu necessarium, ut ad successores idem perveniat, quod ab illis ratione indagatum, vel experientia probatum est. Sic cumulus doctrinae accrescit et individua plurima faciunt speciem, hoc est: singulorum experimenta dant axiomata et universalia, quae deinde intellectus contemplatur amplius volvendo et revolvendo, donec indubitata et certissima appareant.

Aus diesen Auszügen geht zur Genüge hervor, dass weder die Seltenheit noch die Kostbarkeit einzelner Medikamente, wie die damalige Zeitsitte solche liebte, es war, welche die Aufmerksamkeit des alten, hocherfahrenen Berichterstatters fesselte; er rühmt — im Gegentheile — deren Einfachheit. Dahingegen überrascht ihn die Methode — „das Axiom“ — wonach „spezifisch anerkannte simplicia“ dem Krankheitsfalle „appropriirt“ wurden, d. h. dem Spezifischen des Krankheitsfalles musste „das Spezifische des Heilmittels nach der naturgemäss demselben innewohnenden Eigenschaftlichkeit (virtus)“ gegenübergestellt werden. Dass dies

aber nicht nach der Galenischen Vier-Elemententheorie geschah, versichert M. Maier obenein ausdrücklich. Wer aber hatte denn ein derartiges Axiom in der nachgalenischen Zeit etwa aufgestellt, als einzig und allein derselbe Paracelsus, dessen Verdienste um ihren „Orden" die Rosenkreuzer in ihrer Schrift „Fama fraternitatis" so nachdrücklich hervorgehoben hatten? Geschah es denn nicht eben deswegen, dass Andreas Libau (Libavius) in seiner Gegenschrift „Wohlmeinendes Bedenken etc." vom Jahre 1616 — also kurz vor seinem Tode — so leidenschaftlich gegen die Rosenkreuzer zu Felde zog; denn was ist dieses Buch anders als eine seichte Schmähschrift gegen Paracelsus und alle seine Anhänger?

Wenn Fachmediziner von „Paracelsisten" sprechen, so sollten mit diesem Namen nur Männer bezeichnet werden, welche eben die neue und eigenartige ärztliche Praxis im Sinne und Geiste Hohenheims betrieben. Als derartige eigentliche Paracelsisten vermag ich indessen nur jene Mitglieder des **wahren** Rosenkreuzerordens, welcher von 1614—1625 öffentlich hervortrat, gemäss Dr. Mich. Maiers Zeugniss anzuerkennen. (Schluss im nächsten Heft.)

Carduus Marianus.

Von **H. Kunze.**

In den dreibändigen, sonst recht brauchbaren Vorlesungen des Professor Binz über Pharmakologie, in welchen selbst Kümmel, Petersilie und Walrat nicht fehlen, ist für Carduus Marianus keine Stelle vorhanden. Es dürfte eine verschwindend kleine Anzahl von allopathischen Aerzten, sofern sie nicht der Rademacher'schen Schule angehören, sein, welche dies Mittel überhaupt einmal verordnet hat. Aber auch in der Homöopathie ist es viel zu wenig gekannt. Ich habe vergeblich im Index von Rückert's klinischen Erfahrungen nach dem Namen Carduus gesucht. In den bis jetzt erschienenen 3 Heften der Farrington'schen Arzneimittellehre kommt das Mittel überhaupt nur einmal mit einer kurzen Indication für Gelbsucht vor, obgleich es neben dem dort schon behandelten Chelidonium wohl einen Platz hätte finden dürfen. In Deutschland mag es in neuester Zeit unter den homöopathischen Aerzten in Folge einiger Publikationen in homöopathischen Zeitschriften, welche schöne Heilungen mit diesem Mittel berichteten, mehr in Aufnahme gekommen sein, dennoch ist es noch immer zu wenig

gekannt und gebraucht. Am meisten werden es die homöopathischen Aerzte hochschätzen, welche von früher her mit der Rademacherschen Therapie vertraut sind. Rademacher hat den Werth des Carduus Marianus erkannt und hat ihm auch die richtige Signatur gegeben, indem er das Mittel mit Chelidonium, Quassia u. a. unter die Lebermittel rangirte.

Die Mariendistel wird hie und da in den Gärten als Zierpflanze cultivirt; ihre ansehnliche Gestalt, der 4—6 Fuss hohe Stengel mit den schön gezeichneten, glänzend grünen und weissgefleckten stachlichten Blättern und den purpurrothen Blüthen hat sie aus der Reihe der sonst zum Unkraut-Proletariat verstossenen Disteln herausgehoben und in den Blattpflanzengruppen einen Platz angewiesen. Zu medizinischem Gebrauch sind freilich nur die wildwachsenden Pflanzen zu verwerthen, und zwar die Schalen des Samens, in denen, wie man annimmt, der darin vorhandene bittere Extractivstoff das wirksame Prinzip ist. Früher war die Pflanze nur im Orient zu finden, jetzt ist sie auch in Süd-Europa unter den wildwachsenden Kräutern heimisch. Die Samen sind bräunlich, inwendig mit weissem Kern, etwa von der Grösse einer mittelmässigen Bohne.

Rademacher liess zuerst eine Abkochung der Samen anwenden, später zog er der bequemeren Ordination wegen die Tinktur vor. Die Rademacher'sche Vorschrift zur Herstellung der Tinktur war folgende: 3 Pfund Samenhäute werden mit 6 Pfund reinen Branntweins bei 19 Grad sechs Tage digerirt und ausgedrückt und später wird die Tinktur mit Zurücklassung des Bodensatzes abgegossen. In der Homöopathie wird eine Tinktur mit verdünntem Weingeist im Verhältniss von 1 : 9 oder 1 : 6 nach den bekannten Regeln hergestellt.

Das Mittel wirkt nach allgemeiner Erfahrung am sichersten in tiefer (erster) Verdünnung oder noch besser in Tinktur bis 5 Tropfen dreimal täglich verordnet. Die Rademacherianer verordnen meist 15—30 Tropfen Tinktur, 4--5mal täglich, doch rieth schon Rademacher lieber mit der schwächeren Dosis mit allmähligem Aufsteigen zu beginnen; namentlich sei bei consensuellem Durchfall nur 1—4 Tropfen pro dosi zu verordnen.

Das Hauptwirkungsgebiet für Carduus Marianus sind Krankheiten der Leber, der Galle und der Milz und verschiedene, auf diesen organischen Leiden basirende, consensuelle Beschwerden: Asthma, Husten mit Seitenstechen und Lokal-Rheumatismen, be-

sonders der Intercostalmuskeln und des Bauchfells resp. der Bauchmuskeln; selbstverständlich auch Magenleiden, Verdauungsbeschwerden, Gastrointestinalkatarrh. Von entschiedener Wirkung ist es auch auf das venöse Gefässsystem; namentlich wo die Leiden des Gefässsystems auf hyperämischen Zuständen der Leber und Stauungshyperämien im Pfortaderkreislauf beruhen, wirkt es schlagend, aber es scheint auch ohne solche begleitende Leiden der Bauchorgane schon an sich in spezifischer Beziehung zum Gefässsystem zu stehen. Nasenbluten, Metrorrhagien, Hämmorrhoidalblutungen, Blutspeien und Blutbrechen, sowie venöse Unterschenkelgeschwüre wurden mehrfach mit Carduus Marianus geheilt.

Es erübrigt, diese Hauptwirkungen nun auch mehr ins Detail und auf die einzelnen massgebenden Symptome zu kennzeichnen und mit bekannten und unbekannten Heilungsgeschichten zu belegen.

Die erste und wichtigste Heil-Anzeige für Carduus Marianus ist Hyperämie der Leber, hyperämische Zustände der Gallengänge, des Pfortaderkreislaufes, Gelbsucht. Bei Leberhyperämie passt Carduus Marianus sowohl für die akute wie chronische Form; hierbei ist, wenn Carduus Marianus passen soll, meistens vorhanden: eine mehr oder weniger bedeutende Auftreibung und Schmerzhaftigkeit des rechten Hypochondriums mit drückendem, klopfendem oder stechendem Schmerz auf der rechten Bauchseite unter den kurzen Rippen bis zum Rückgrat hin, auch durch die Brust bis zur rechten Schulter hin ausstrahlend. Uebrigens sei aus der Praxis noch die Indikation hinzugefügt, dass bei Leberleiden mit grosser Schmerzhaftigkeit, aber auch ohne dass Geschwulst der Leber oder Gallensteinstauungen vorhanden, gerade Carduus Marianus vor anderen Mitteln passt.

Es ist Neigung zum Tiefathmen vorhanden, aber die Schmerzen werden dadurch schlimmer, auch Bewegung verschlimmert. In sehr akuten Fällen erscheint diese akute Leberhyperämie in der Gestalt eines biliösen Fiebers oder als sogenannte acute Hepatitis oder als Typhlitis oder mit einem Symptomencomplex, welcher eine Peritonitis puerperalis darzustellen scheint; oder auch Husten mit Seitenstechen (falsche Lungenentzündung).

Die chronische Leberhyperämie wird oft begleitet von chronischem Seitenstechen im linken und rechten Hypochondrium, Bauchschmerz in der Gegend des Coecums, dem sich wohl Abmagerung, schmutziggelbe Gesichtsfarbe, auch wohl hektisches Fieber zugesellen; bisweilen treten Blutungen auf, Nasenbluten,

Bluthusten oder Blutbrechen, Metrorrhagie, auch wohl Hüftweh und Interkostalmuskelschmerz.

Nicht selten komplicirt sich damit Icterus und Gastrointestinalkatarrh. Hier weisen auf Carduus Marianus hin dumpfer Kopfschmerz, bes. in Stirn und Schläfe, Eingenommenheit des Kopfes und Schwindel, Nasenbluten, bitterer, pappiger, fader Geschmack, Aufstossen, Soodbrennen, weisse Zunge, besonders, wenn sie in der Mitte weiss, an der Spitze und an den Rändern roth oder auch nur an einer Seite belegt ist; dabei auch wohl Erbrechen einer saueren grünen Flüssigkeit. Die Stühle sind anfangs meist braun und von fester Consistenz, normal, weder Verstopfung noch Diarrhoe, später werden sie hellgelb, breiig bis durchfällig. Der Urin ist anfangs hochgelb, dann durch Gallenpigment bräunlich gefärbt, trübe, alkalisch oder sauer, mit Schillerhaut und wolkigem Sediment. Der Gastrointestinalkatarrh ist subakut oder auch Status gastricus; es kommen wohl Anfälle von Magenkrampf, wobei die Schmerzen zusammenziehend, auf der Höhe Erbrechen, kaltes Aufsteigen vom Präcordium bis in den Hals; er endigt mit dem Gefühl eines krampfhaften Zusammenschnürens im Halse. Es sei hierbei erwähnt, dass Carduus Marianus bisweilen hülfreich ist bei dem Erbrechen der Schwangern, wenn dasselbe Morgens nüchtern erfolgt, wässerig ist und geschmacklos, d. h. nicht nach Speisen schmeckend. Manche rühmen es auch bei Gallensteinkolik, doch nach Einsenders Erfahrungen nicht mit Recht; man rechnet hier wohl: post hoc, ergo propter hoc; nur das Erbrechen wird gestillt.

Melancholie in Folge von Leberleiden wurde in passenden Fällen durch Card. geheilt. Selten fehlt dabei ein Husten, welcher bald trocken, bald schleimig, blutgestreift oder blutig ist; des Morgens werden dicke gelbe Sputa mühsam heraufbefördert; dabei Seitenstechen und Abendfieber. Die Kranken klagen dabei wohl über Dyspnoe, so dass man ohne Untersuchung eine Pleuritis oder Pneumonie vermuthen könnte.

Ein Beispiel einer Leberhyperämie-Heilung: Eine 45 Jahre alte Frau von graugelber Gesichtsfarbe, welche seit einer Reihe von Jahren an Leberkolik leidet, hatte seit 8 Tagen aufs neue heftige periodische Schmerzen empfunden. Sie beginnen in der Mitte des Unterleibes und ziehen von da in die Herzgrube und das rechte Hypochondrium, wo sie verbleiben. Das Präcordium war so empfindlich bei der Untersuchung, dass die leiseste Berührung schon einen Schmerzens-

schrei auspresste, weshalb Näheres über Anschwellung gar nicht zu constatiren war. Die Kranke bekam bereits eine Stunde darauf, noch ehe sie Medikamente genommen hatte, einen Kolikanfall mit starkem bitteren Erbrechen, grossem Luftmangel, Erstickungsnoth, grosser Erschöpfung. Doch ging dieser Zufall ohne Gebrauch von Medikamenten am Nachmittag vorüber, aber es stellte sich Frost und dann Hitze ein. Bei einer genauen Untersuchung am Tage darauf war das ganze rechte Hypochondrium aufgetrieben und äusserst schmerzhaft mit Fiebererscheinungen, so dass man an akute Hepatitis denken konnte. Zunge belegt, Geschmack pappig, Urin rothgelb, trübe, wenig und dabei stark alkalisch. Die Patientin erhielt Tinct. Cardui Mariani, wovon sie täglich 5mal 10—15 Tropfen nahm. Bereits am anderen Tage wesentliche Besserung, nach 3 Tagen vollständige Genesung.

Dass Carduus Marianus durchaus als homöopathisch passendes Lebermittel zu betrachten ist, ergiebt die physiologische Prüfung des Frauendistelsamens von Reil. Nach Reil erzeugte Card. Mar. folgende Erscheinungen: Härtere Stuhlentleerung oder Ausbleiben derselben, dumpfer Stirnschmerz, bes. nach der rechten Schläfe zu, bitterer Geschmack, Uebelkeit, Magendruck, Soodbrennen, Auftreibung des Epigastriums, weiss belegte Zunge, bes. in der Mitte, später Auftreibung des rechten Hypochondriums und Druck in demselben mit Schmerzen beim Tiefathmen und bei Bewegung. Als die Dosis gesteigert wurde, traten an die Stelle der härteren Stuhlentleerung breiige hellgelbe Stühle, es erfolgte Erbrechen von grünlicher, saurer Flüssigkeit und der ursprünglich hochgelbe Urin ward braun und die chemische Untersuchung ergab Gallenpigment; seine normale Säure hatte er behalten. Die Symptome hielten noch einige Tage über die 24 Tage dauernde Prüfung hinaus an und verschwanden dann spontan.

Bei akuten oder subakuten Gastrointestinalkatarrhen bewährt sich bei den angegebenen Zeichen Carduus Marianus in der Gabe von mehreren Tropfen der Tinktur, mehrmals täglich gereicht, oft so eklatant, dass die leichteren Fälle in 2 Tagen, die schwereren in 5—7 Tagen beseitigt wurden. Auch die chronischen passenden Gastrointestinalkatarrhe werden in verhältnissmässig kurzer Zeit geheilt.

Eine 64 Jahr alte Frau klagte seit 2 Jahren über Appetitmangel, anhaltende Uebelkeit, öfteres Erbrechen der Speisen, von denen sie nur die leichtesten vertragen konnte, Schmerzen im Prä-

cordium und im rechten Hypochondrium. In den letzten Monaten hatte sich dazu ein abendlicher Anfall von Herzklopfen, Frost, der eine Viertelstunde dauerte, krampfhaftes Ziehen in den Waden und Händen und Taubheit der Finger gesellt. Die Zunge war mässig belegt, der Stuhl grau, Geschmack bitter, Urin sauer, hochgelb, Wölkchen enthaltend, Kopfschmerz. Nachdem 2 Tage lang andere Medikamente ohne wesentlichen Einfluss gebraucht waren, nahm die Patientin die Tinktur von Card. M. Schon am folgenden Tage blieb der abendliche Anfall aus und die Kranke fühlt sich überhaupt leichter. Etwas Bluthhusten stellte sich ein und sie erinnerte sich, dass sie daran schon öfter gelitten. Nun aber entspricht kein Mittel dem mit Bluthusten verbundenen Leberleiden so sehr als Carduus Marianus. So ist denn erklärlich, dass nach 14 Tagen alle Beschwerden nach dem Gebrauch der Frauendistelsamen-Tinktur vollständig verschwunden waren.

Bei Magenkrampf übertrifft Carduus Marianus in seiner Heilkraft, die leider so wenig bekannt ist, viele der meist gebrauchten Mittel. Sind die Schmerzen zusammenziehend, erfolgt auf der Höhe des Anfalls Erbrechen, ist kaltes Aufsteigen vom Präcordium bis in den Hals mit krampfhaftem Zusammenschnürungsgefühl vorhanden, ist ein drückender stechender Schmerz auf der rechten Bauchseite mit Ausstrahlung nach Rücken oder Schulter vorhanden oder sind irgendwelche Andeutungen einer Carduus-Leberaffection vorhanden, so darf man sich auf die schlagende Wirkung dieses Medikamentes verlassen. Nach des Einsenders Beobachtungen sind Cardialgien in Folge irgendwelcher Leberstörung häufiger, als rein nervöse und die so oft vortreffliche Wirkung der Nux vomica scheint auch dafür zu sprechen.

Wenn Carduus Marianus auch kein Milzmittel par excellence ist und hier wohl dem Conium, dem Antipsoricum der Milz, Eichelwasser und anderen nachsteht, so scheint es doch von nicht unerheblichem Nutzen bei der chronischen Milzhyperämie und den daraus resultirenden Beschwerden zu sein. Es beseitigt die vermutlich auf Milzleiden beruhenden Beschwerden: chronisches Seitenstechen im linken Hypochondrium, Blutbrechen, Wechselfieber und intermittirende Neuralgien. Einsender sah jene Beschwerden, die nach Malaria oder Typhus zurückgeblieben waren, wiederholt auf den Gebrauch von Carduus Marianus schwinden.

Eine 50 Jahr alte, erdfahl aussehende, abgemagerte Wittwe, welche seit zehn Jahren kränkelt, klagt über Mangel an Appetit, bitteren Geschmack, seltenen Stuhl, Spannung und Schmerz im Präcordium und der Leber. Einige Tage vor der Consultation bekam sie ein Gefühl von heissen Wellen im Präcordium mit ängstlicher Beklemmung und einige Stunden darauf erfolgte ein schwarzer, theerartiger, mit Blut gemischter Stuhl. Die Patientin fühlte jetzt nicht allein Leberschmerzen, gegen welche sie in der letzten Zeit Quassia vergeblich gebraucht hatte, sondern mehr noch Drücken und Stechen in der Gegend der Milz, welche letztere aufgetrieben und gespannt war. Es war also anzunehmen, dass die zuerst gespürte Leberaffektion nur eine consensuelle und desshalb nicht durch Quassia heilbar gewesen und dass die Milz das primär leidende Organ sei. Es ward ihr nur Carduus Marianus verordnet. Bereits am folgenden Tage trat das consensuelle Leberleiden ganz aus der Erscheinung; die Milz aber blieb noch beim Drucke schmerzhaft; es erfolgte am 2. oder 3. Tage noch einmal Blutabgang durch den Stuhl, aber 10 Tage nach dem ersten Gebrauch des Carduus Marianus war keine Auftreibung und Schmerzhaftigkeit der Milz mehr vorhanden, sondern die Patientin befand sich beim Fortgebrauch des Frauendistelsamens so wohl, wie es seit langen Jahren nicht mehr der Fall gewesen war.

Gegen Wechselfieber wurde Carduus Marianus schon in früheren Jahrhunderten gebraucht und Tournefort berichtet:

Ein 25 Jahre altes Mädchen klagte seit 8 Tagen über heftige Schmerzen, welche am rechten Ohr beginnen, durch die Schläfe herunter in das Gesicht und den Hals ziehen, die linke Seite ganz unberührt lassen und 2—3 Mal im Tage wiederkehren, Schmerz in beiden Seiten, besonders in der Mitte. Ebenso überfällt sie jeden Nachmittag um 3 Uhr ein Anfall von Wechselfieber mit Frost, Hitze und Schweiss, 1—2 Stunden anhaltend. Die Kranke ist müde, liegt zu Bett, hat keinen Appetit, bitteren Geschmack, dünn belegte Zunge, hochgelben Urin mit Schillerhaut und wolkigem Sediment. Die Menses kommen seit einem halben Jahre alle 14 Tage, dauern 3 Tage und sind meist blass. In der Zwischenzeit beständig Fluor albus. Wegen der Anämie ward Eisen und wegen der gastrischen Malariasymptome Carduus Marianus gleichzeitig verordnet. Malaria und die typische Neuralgie verschwand in einigen Tagen und im Lauf von 3 Wochen war auch der Weissfluss und die Menstruationsanomalie geheilt.

Die eben angeführte Heilungsgeschichte zeigt, dass Card. Mar. auch bei typischen, intermittirenden Gesichts- und Kopfschmerzen in angemessenen Fällen in Frage kommen kann.

Sehr zahlreich sind die Fälle, wo Carduus Marianus Stechen auf der rechten Seite (Leber) oder auf der linken Seite (Milz) mit Bluthusten oder Auswurf zähen, klumpigen Schleimes und mit Abendfieber heilt. Selbst scheinbare Phthisis pituitosa lässt sich damit heilen, sowie auch leichtere oder akute Bronchialkatarrhe.

Ein 62 Jahr alter Mann litt seit ½ Jahren an Husten mit starkem Eiterauswurf in ganz enormen Massen und dazu hatte sich seit 14 Tagen hektisches Fieber gesellt. Er klagte über Stechen in der linken Seite und Schmerzen in der Brust und der linke Leberlappen war schmerzhaft bei Druck und aufgetrieben, die Zunge gelb belegt. Der Appetit fehlte. Verordnung: Tinct. Cardui Mariani. Schon nach 3 Tagen war das Stechen verschwunden, die Leber schmerzlos. Nach weiteren 4 Wochen war auch der Auswurf, unter Beigebrauch von Ferr. acet. gegen die Anämie, gänzlich verschwunden und Patient völlig geheilt.

Lungenblutungen, die mit Leberleiden verbunden sind, werden nicht durch andere Lebermittel, sondern nur durch Carduus Marianus geheilt. Desgleichen, wenn der Bluthusten mit Milzleiden vergesellschaftet ist, wobei sich öfter Milzstechen und Milzgeschwulst zeigt und das Liegen auf der linken Seite die Beschwerden mildert, ist stets Carduus Mar. mit grösstem Nutzen verwendbar. Wie der akute und chronische Bronchialkatarrh, so weichen auch akute und chronische Angina, wenn sie mit Leber- oder Milzaffectionen verbunden sind, beim Gebrauch des Carduus Marianus. Bisweilen wird es in den obengenannten Fällen nöthig sein, dass wegen der meist gleichzeitig mit vorhandenen Anämie auch gleichzeitig ein Eisenpräparat mit verabreicht wird. Selbst langwieriges Asthma, auf Leberleiden beruhend, wich dem Card. Mar.

Ein 40jähriger, magerer, gelblich grau aussehender Mann litt seit mehreren Jahren an Asthma mit starkem Husten, welcher bald wenige und zähe, bald massenhaft dicke Sputa herausbeförderte. Sein Allgemeinbefinden war ziemlich gut. Die Brust ergab Rhonchus sibilans und mucosus, das rechte Hypochondrium zeigt sich aufgetrieben und schmerzhaft. Am empfindlichsten und wirklich hart durchzufühlen war der linke Leberlappen. Ein mässiger Druck

darauf beengte sogleich die Respiration und erzeugte Husten. Das Asthma verliess ihn nie ganz, immer war die Respiration hörbar keuchend und die Stimme eigenthümlich rauh. Bei jeder körperlichen Anstrengung aber wurde die Athemnoth stärker. Nachts war das Asthma nicht so quälend, als der Husten, der erst gegen Morgen Auswurf herausbefördern konnte. Weil die ganze Krankheit offenbar auf einem Leberleiden beruhte, so wurde Carduus Marianus versucht. Schon nach acht Tagen fühlte sich der Kranke wohler und das Asthma und der Husten waren nach 14 Tagen verschwunden. Der Kranke liess jetzt das Mittel weg; da aber natürlich die chronische Leberkrankheit noch nicht geheilt war, so zeigten sich wieder Asthma und Husten. Er nahm jetzt wieder Carduus und wurde dadurch nach längerem Gebrauche ganz geheilt.

Es ist schon erwähnt, dass Carduus Marianus ein höchst schätzbares Mittel ist bei den verschiedenartigen Blutungen. Sehr sicher ist es, wo diese Blutungen mit einer Leberaffection oder Milzleiden in Zusammenhang stehen, aber es scheint fast so, als ob Card. M. auch ohne diese Komplikation als blosses Gefässmittel Blutungen stillen kann. So versichert der treffliche Kenner der Arzneimittellehre Prof. Rapp, dass es gegen das habituelle Nasenbluten, welches oft bei jungen Leuten als ein Zeichen vorhandener Psora erscheine, neben Bryonia das beste Mittel sei. Einsender hat es dabei vielfach bewährt gesehen (auch Hamamelis und Crocus waren werthwoll). Für seine Wirksamkeit bei Bluthusten, Blutbrechen und blutigem Stuhlgang sind schon Beispiele beigebracht. Hervorgehoben werden muss aber ausdrücklich, dass es auch bei Gebärmutterblutungen sehr werthwoll ist. Diese sind oft genug nicht idiopathische Leiden des Uterus, sondern beruhen häufig auf Leber- oder Milzleiden (oder auf Nierenaffectionen). Es gelingt ja nicht immer, bei wirklich vorhandenem Leber- und Milzleiden immer handgreifliche Anschwellung und Vergrösserung dieser Organe oder starken örtlichen Schmerz nachzuweisen. Oft machen vorangegangene Krankheiten, wie Typhus, Wechselfieber, Icterus oder Pneumonie eine Leber- resp. Milz-Alteration wahrscheinlich. Gestärkt wird diese Vermuthung durch vorhandene Verdauungsstörungen, Neigung zu Durchfall oder Verstopfung, bitteren Geschmack, belegte Zunge, Gelbfärbung der Schläfen und Mundwinkel, moderfarbigen Urin, helle Stühle, schnelles Sättigungsgefühl bei wenig Speise, Empfindlichkeit der Lebergegend gegen Druck; bei Milzleiden bemerkt man auch jene eigenthümliche, der

anämischen ähnliche Gesichtsfärbung Von den ganz ausserordentlich günstigen Erfolgen grösserer Gaben der Bursa pastoris bei Metrorrhagie hat ja Verf. schon früher berichtet. Dass auch Carduus Mar. hierbei höchst schätzenswerth ist, beweise nachstehender nicht vereinzelt dastehender Fall:

Eine junge 27jährige Frau, die zweimal geboren hat, leidet seit 8 Jahren an häufigen Metrorrhagien, in welche die Regel immer übergeht. Die Blutung dauert 12—14 Tage, worauf sich Fluor albus einstellt. Sie leidet an sehr trägem Stuhlgang, ist mager, hat Gelbfärbung der Schläfen und Mundwinkel, bitteren Geschmack und ist sehr reizbar. Seit 6 Jahren hat sie nicht geboren. Von den verschiedensten Frauenärzten ist constatirt, dass ein idiopathisches Uterusleiden nicht vorhanden ist, aber auch die Leber ist nicht geschwollen. Seit einem halben Jahre leidet sie auch an periodischen halbseitigen Kopfschmerzen. Sie hat in verschiedenen Städten, stets bei sehr berühmten Aerzten verschiedene Kuren gebraucht und vielerlei Medikamente genommen, aber nie das richtige.

Die Gelbfärbung der Schläfen und die Verdauungssymptome deuteten auf ein Leberleiden hin, Blutungen bei Leberleiden erheischen Carduus Marianus. Diese Tinktur ward ihr verordnet am 6. Tage ihres Blutflusses. Dieser wurde nach wenigen Gaben des Mittels schwächer und hörte nach zwei Tagen ganz auf, ohne dass Fluor albus folgte. Bei Fortsetzung dieser Medikation kamen die folgenden Regeln sehr viel schwächer und dauerten nur 5 Tage. Die Dame erholte sich, ihre Gesichtsfärbung wurde normal, der Stuhlgang regelmässig. Nach einigen Monaten erklärte sie sich als durch ihre „Wundertropfen" geheilt.

Dem Character des Carduus Marianus als Gefässmittel dürfte auch die von Dr. Windelband in 115 Fällen (von 196) erprobte eklatante Heilwirkung bei varikösen Unterschenkelgeschwüren entsprechen. Die Formen derselben waren, wie Bd. I Heft IV dieser Zeitschrift eingehend mitgetheilt ist, die der ausgebildeten Geschwüre von bläulicher, braunrother Farbe mit jauchigen, missfarbigen Granulationen, mit der meist bräunlich pigmentirten Umgebung varikös erweiterter Venen, mit zackigen, meist kallösen Rändern, leicht blutend und gewöhnlich nach Stoss, Bersten eines Aderknotens, nach vorangegangenem Ekzem, selten nach Bindegewebsentzündungen, meist durch Aufkratzen der juckenden ekzematösen Haut entstanden. Die Schmerzen waren meist mässig, nur selten klagten die Kranken über Brennen in den Geschwüren

und deren Umgebung. Das lästigste Symptom war immer das Jucken, besonders bei nahender Heilung. Die Gabe war die Tinktur bis zu 5 Tropfen dreimal täglich, absolute Ruhe wurde dabei nicht beansprucht und dennoch eine so grosse Zahl in verhältnissmässig kurzer Zeit geheilt, obgleich die Geschwüre meist Monate, ja Jahre lang bestanden. Aeusserlich wurde ausser der gewöhnlichen Flanelleinwickelung nur einfache Wasserumschläge, namentlich bei grossem Brennen und Jucken, oder ein einfaches Oelläppchen auf die Geschwüre gelegt.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass Carduus Marianus bei gewissen, von Leberaffectionen abhängenden Lokal-Muskel-Rheumatismen ein Spezifikum ist. Dieser Rheumatismus zeigt sich nur in den Bauchmuskeln. Er geht auch wohl auf die Hüfte, die Oberschenkel über, von wo er bisweilen bis zu den Knöcheln hinabstrahlt; auch unter den kurzen Rippen und im Kreuz sind die Schmerzen zu spüren. Wo die hinreichend gekennzeichneten Leberaffektionen vorhanden sind, kann man bei diesen Lokal-Rheumatismen auf eine günstige Wirkung des Frauendistelsamens rechnen, wie mehrere in der Carduus Marianus-Literatur aufgeführte Fälle beweisen.

Eine 34 Jahre alte Frau, welche vor vier Wochen geboren hatte und im Wochenbette erkrankt war, hatte nach ihrer Genesung von dem Wochenbettleiden eine Affektion des Bauchfells, einen reissenden stechenden Schmerz zu beiden Seiten des Bauches, bisweilen auch im Mittelbauch zurückbehalten, der ihr besonders beim Tiefathmen viele Schmerzen macht. Ein dreitägiger Gebrauch des Carduus Marianus machte dieser rheumathischen Affektion der Bauchmuskeln schnell ein Ende.

Die Bauchschmerzen können bei vorhandenem Leberleiden so heftig sein, dass man eine Peritonitis vor sich zu haben meint; der schnelle Heilerfolg mit Carduus Marianus beweist aber, dass das nicht der Fall ist.

Eine 30jährige Wittwe von graugelber Gesichtsfarbe klagte über starke anhaltende Bauchschmerzen im Mittelbauche und besonders stark in der rechten Regio mesogastrica. Beim Druck, ja schon bei leiser Berührung der letzteren Bauchpartie, welche sich hart und aufgetrieben zeigte, äusserte sie starken Schmerz. Appetit fehlte, Zunge dünn belegt; es ist hochgradiges Fieber vorhanden. Ein dreitägiger Gebrauch des Carduus Marianus liess alle Symptome spurlos verschwinden.

Für die rheumatischen Beschwerden im Kreuz, Hüfte, Oberschenkel noch folgendes Beispiel.

Eine Frau, im sechsten Monat schwanger, klagt über heftige Schmerzen in der rechten Hüfte, die bis in die Mitte des Oberschenkels, ja manchmal bis zu dem inneren Knöchel ausstrahlen. Auch heftige Kreuzschmerzen verbinden sich damit. Sie kann nur langsam und hinkend mit Nachschleppen des Schenkels gehen. Ganz besonders heftig sind die Schmerzen beim Aufstehen vom Sitzen, werden dann wohl allmälig vom Gehen gelinder. Im rechten Hypochondrium fühlt sie unter den kurzen Rippen, aber blos beim Druck auf diese Stelle, ein leises Wehgefühl, doch keinen Schmerz. Nach 8tägigem Gebrauche der Carduus Marianus-Tinktur war sie von ihren rheumathischen Beschwerden völlig geheilt.

Bücherschau.

Homoeosis. Von B. Finke, M. D. Brooklyn, New-York, besprochen von Dr. Thilenius, Wiesbaden.

Homoeosis, so lautet der Titel einer vor mir liegenden Arbeit, zu welcher ich im Interesse unserer Heilmethode einige Bemerkungen für geboten erachte. Homoeosis! Offen gestanden, ich weiss nicht, was das heissen soll. Ich kann mit diesem Wort keinerlei Vorstellung verbinden und sage das frei heraus, selbst auf die Gefahr hin, dass Herr College Finke mir diese Offenheit verargt. Wir haben in der Medizin eine grosse Reihe von Krankheitsnamen, welche auf osis endigen, z. B. Hypnosis, Narcosis, Tuberculosis, Pneumonokoniosis, Actinomycosis etc. etc. Etwas sehr Schönes bezeichnet keine dieser —osen, wer will es mir da verargen, wenn mir die Homoeosis auch kein besonderes Vertrauen einflösst?

Stellen wir alle diese Worte auf osis zusammen und forschen wir danach, welche allgemeine Bedeutung dieser Endigung zukommt, so ergiebt sich, dass wir es damit immer mit einem Siechthum, mit einer Sucht zu thun haben, z. B. Hypnosis Schlafsucht, Mycosis Schleimsucht, Tuberculosis Schwindsucht oder Tuberkelsucht, Pneumonokoniosis Lungenstaubsucht u. s. w. Mein erster Gedanke beim Lesen des Wortes Homoeosis war denn auch, dass es sich hier um ein neues Siechthum handele. Das war nun freilich meinerseits ein Irrthum, denn gleich im ersten Satze seiner Arbeit

belehrt mich Herr Finke, die Homoeosis sei: a general principle of science, Universal Assimilation, which in itself unites the three subordinate mathematico-philosophical principles of Proportionality, Contrariety and Minutulity, etc.

Herr Dr. Finke möge mir verzeihen, wenn ich diese Definition von Homoeosis nicht annehmen kann. Ich bin auch nach dieser Erklärung noch gerade so klug wie vorher und weiss immer noch nicht, was ich mir eigentlich unter der Homoeosis vorzustellen habe. Bis jetzt habe ich immer geglaubt, es sei eine berechtigte Eigenthümlichkeit oder ein ausschliessliches Vorrecht der deutschen, speziell der oesterreichischen Gelehrten, ihre wissenschaftlichen Erzeugnisse derart mit unverständlichen und linguistisch ganz unmöglichen Latinismen und Graecismen zu durchwirken, dass daraus die denkbar grösste Begriffsverwirrung resultirt. Herr Finke hat mich darüber belehrt, dass in dieser Beziehung die Amerikaner den Deutschen weit über sind. Leider kann ich meine Bemerkungen über die eigenthümliche Ausdrucksweise des Herrn Dr. Finke damit nicht abschliessen. Pathopoëtic and pathogenetic force, hygiopoëtic force etc. das geht noch an, aber für den Ausdruck pathematic force giebt es keine Entschuldigung. Das ist weder lateinisch noch griechisch, nicht einmal englisch, kurz, es ist ein Ausdruck, welcher für denjenigen, der dahinter irgend einen Sinn vermuthet, nur zu einer neuen Quelle von Begriffsverwirrung wird. Ganz zu schweigen von den hochtönenden Worten Nosansis und Hygiansis, welche unser lieber College Hermias seiner Zeit auf seiner Wachstafel fixirt hat, der gute College Hermias, von dem ich ebensowenig weiss als von dem frommen König Hiskia, über welchen schon so mancher Gymnasiast im Religionsexamen gestolpert ist. Das muss schon ziemlich lange her sein. Seine Bekanntschaft zu machen war mir selbst unter Zuhilfenahme von Meyers Conversationslexikon unmöglich. Soviel aber glaube ich beschwören zu können, dass er von der Finke'schen Gleichung:

$$x + x + (n-1)\ d = y + y + (n-1)\ d$$

auch nicht die blasse Ahnung gehabt hat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich daran erinnern, dass wir im Jahre 1890 nach Christi Geburt, aber nicht im Jahre 1890 vor Christi Geburt leben, und dass wir wohl eine Berechtigung haben, uns zu fragen, ob die Argumente, welche damals als beweiskräftig galten, auch noch heute zu Recht bestehen. Die Aufgaben,

welche unsere Zeit an uns Aerzte stellt, sind so himmelweit verschieden von denjenigen, welche Herr College Hermias zu lösen hatte, sie sind zu gleicher Zeit so ernst und so dringend, dass ich derartige Ausgrabungen, so interessant sie auch sein mögen, für eine gewisse Zeitverschwendung halten muss.

Kommen wir auf des Pudels Kern. Nicht mehr und weniger hat sich Herr College Finke zur Aufgabe gesetzt, als das Aehnlichkeitsgesetz und noch mehr als dieses, die ganze Homöopathie oder Homoeosis mathemathisch zu beweisen, in der That ein kühnes Unterfangen. Folgen wir ihm auf seiner Beweisführung.

„Let the organism be x“ so beginnt er. Das sind fünf inhaltschwere Worte. Ob sich wohl Herr Finke bewusst ist, was er damit gesagt hat? Wörtlich in die deutsche Sprache übersetzt, heisst das: „Lasst den Organismus x sein.“ Wenn wir es aber ganz frei, dem darin enthaltenen Sinne und sachlich entsprechend auf deutsch wiedergeben wollen, so kann die Uebersetzung nur lauten: Setzen wir einmal voraus, ein Organismus sei eine beliebige Zahl: x.

Denn es giebt keinen Mathematiker auf der ganzen Welt, welcher unter dem Ausdruck x sich etwas Anderes als eine Zahl vorstellt. Wo immer der Ausdrcuk x in der Mathematik verwerthet wird, bedeutet er stets eine Zahl, und zwar eine Anzahl von Vielseiten oder Bruchtheilen einer ganz bestimmten Einheit, eines bestimmten Maasses.

Welcher Art diese Einheit ist, kommt nicht in Betracht. Es kann eine Längeneinheit, eine Flächeneinheit oder Raumeinheit sein, also z. B. ein Meter, ein Quadratmeter oder Cubikmeter sein. Die Zahl x kann ebenso gut ein beliebiges Vielfaches oder ein beliebiger Bruchtheil irgend einer anderen Einheit sein, z. B. einer Zeiteinheit, einer Sekunde, einer Stunde, eines Tages, eines Jahres u. s. w. Man spricht von x Krafteinheiten (z. B. Pferdekräften), x Wärmeeinheiten, x Volts etc., aber seinen Charakter als Zahl wird der Buchstabe x dabei niemals aufgeben.

Ueberhaupt kann jeder Naturgegenstand als Einheit auftreten. Man kann von x Aepfeln, von x Bäumen, von x Organismen sprechen, aber man kann nicht mir nichts dir nichts einen Organismus gleich x setzen und da mit diesem x in der Luft herumrechnen wollen. Um keine Missverständisse aufkommen zu lassen, muss ich mich leider noch bestimmter darüber aussprechen, was ich eigentlich meine. Wenn Herr College Finke von einem x beliebigen Organismus

gesprochen hätte, so würde man ihn verstanden haben. Wenn er aber den Organismus gleich x setzt, so muss sich jeder Mathematiker fragen: Was meint er denn eigentlich damit? Denkt er dabei an die Zahl der einen Organismus konstituirenden Zellen oder vitaler Einheiten, denkt er an die so und soviel Kilogramm, welche dieser Organismus wiegt, oder an die so und soviel Centimeter Körperlänge, welche er misst? Oder was denkt er sich überhaupt dabei? Für den Mathemathiker wird der Buchstabe x seine Bedeutung als Werthzeichen für eine Zahl niemals einbüssen. Es ist ein guter und geduldiger Buchstabe, der Buchstabe x. Er lässt sich zu allen möglichen Dingen gebrauchen und hat der Menschheit und der Wissenschaft schon unendlich grosse, unberechenbare Dienste geleistet, aber er lässt sich nicht missbrauchen, und wenn gar noch Jemand von ihm behauptet, er sei ein Organismus, so versagt er ganz bestimmt seine Mitwirkung, und das kann ihm auch Niemand übel nehmen. Das klingt paradox, aber wenn Herr Finke die Gleichung aufstellt: Organismus $= x$, so hat jeder Mathematiker das unbestrittene Recht, auch $x =$ Organismus zu setzen.

Der Satz also: „Let the organism be x“ enthält eine mathemathische Unmöglichkeit. Finke fährt nun weiter fort: „Let the Organism be x, and the proving force d, we have an arithmetical ratio, because x is increased by the difference of the proving force $x + d$.“

Da ist für mich wieder verschiedenes unklar. Zunächst kann ich proving force nicht anders ins Deutsche übertragen, als durch Arzneikraft, also diejenige Kraft, welche eine Arznei entfaltet, wenn sie einem gesunden Organismus einverleibt wird, der dem Sinne nach, als die Summe aller derjenigen funktionellen Störungen, welche eine Arznei in einem gesunden Organismus hervorruft. In dieser Beziehung bin ich sicher, mich mit Herrn Finke in Uebereinstimmung zu befinden. Im Uebrigen geht es mir mit dem Buchstaben d, mit welchem er die proving force bezeichnet, gerade so wie mit dem Buchstaben x. Ich vermisse die Maasseinheit, von welcher die Zahl d entweder ein Vielfaches oder einen Bruchtheil darstellen soll, und vermag in Folge dessen nicht damit zu rechnen, vermag auch nicht einzusehen, inwiefern der Organismus durch diese proving force increased sei. Ein Zuwachs, welchen ein Organismus durch eine zu Prüfungszwecken eingegebene Arznei erleidet, kann nur dann als mathematisch zulässig erachtet werden,

wenn wir ihn als einen räumlichen oder gewichtlichen zu messen im Stande sind. Das ist ja nun in einem gegebenen Falle möglich, aber an diese Art von Zuwachs hat Herr Finke offenbar nicht gedacht.

Mathematiker haben nun einmal ihre Sonderlichkeiten, welche auf Nichtmathematiker unter Umständen recht störend einwirken können. So behaupten sie z. B. zweien oder mehreren Grössen, welche addirt werden sollen, müsse eine gemeinschaftliche Maasseinheit zu Grunde liegen.

2 Dollar + 3 Dollar = 5 Dollar,
3 Aepfel + 5 Aepfel = 8 Aepfel.

Der Dollar und der Apfel ist hier die gemeinschaftliche Maasseinheit, welche die Addition überhaupt möglich macht. Aber 2 Dollar und 5 Aepfel zu addiren, das ist für den besten Mathematiker ein Ding der Unmöglichkeit, und hiesse er selbst Dr. Finke. Hier eine Preisaufgabe: 5 Kometen und 7 Paternoster. Was ist das Additionsresultat?

Heterogene Begriffe lassen sich weder addiren, subtrahiren, noch multipliziren, noch dividiren, noch potenziren, noch radiziren, sie lassen sich überhaupt in keine mathematisch verwerthbare Relation bringen. Ein Organism und eine proving force sind aber mindestens so heterogen, als ein Komet und ein Paternoster. Herrn Finke blieb es vorbehalten, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Er hat es sich leicht gemacht. Y heisst das Resultat, und das nennt er Krankheit, er hätte es auch ebenso gut anders nennen können. Das wäre also die Nosansis, Sickening, Pathogenesis etc. und jetzt haben wir gewonnenes Spiel. Wir kehren den Spiess einfach um, und verfahren mit unserer mathematisch unmöglichen Krankheit Y ebenso wie mit der gleichfalls mathematisch unmöglichen Gesundheit X*), nur mit dem Unterschied, dass d hier nicht als proving force, sondern als healing force fungiert, und das Resultat ist die Hygiansis or healing, or hygiopoesis = health = X u. und das ist das Beste an der schönen Rechnung, dass die Gesundheit immer als Sieger daraus hervorgeht.

Ei Possen! sagt Mephistopheles zu Faust in der Hexenküche.

Das ist ja nur zum Lachen.

Sei nur nicht so ein strenger Mann! Sie muss als Arzt ein Hokus pokus machen, damit der Saft Dir wohl gerathen kann.

---

*) X kann nämlich bei Herrn Finke sowohl einen Organismus an sich, als einen gesunden Organismus, als auch eine reine Abstraktion: Gesundheit bedeuten.

Darauf die

Hexe:

Du musst verstehn,
Aus Eins mach zehn u. s. w.
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexeneinmaleins!

Faust:

Mich dünkt die Alte spricht im Fieber —

Mephistopheles:

Das ist noch lange nicht vorüber etc. —

Doch lassen wir es lieber vorüber sein. Um es noch einmal zu sagen: Dass ein Organismus durch irgend eine eingeführte Arznei eine Reihe funktioneller Störungen erleidet, welche schliesslich mit denjenigen einer aus anderweitigen Ursachen entstandenen natürlichen Krankheit eine gewisse Aehnlichkeit zeigen, das weiss man schon von jeher, schon seit den Tagen des Hermias und Hippokrates, aber die Krankheit als eine von der Natur der Arznei, von deren Dosis und Wiederholung in bestimmten Zeiträumen abhängige Funktion des Organismus (das Wort Funktion hier in mathematischem Sinne gebraucht) darzustellen, mit anderen Worten, eine mathematische Gleichung aufzustellen, in welcher diese 3 Abstraktionen: Krankheit, Arzneikraft und Gesundheit in einer mathematisch unanfechtbaren Relation auftreten, das ist noch Niemandem gelungen, und kann der Natur der Sache nach bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse auch Niemandem gelingen. Auch Euklid hat es nicht vermocht, noch irgend einer seiner Nachfolger, trotzdem die Bücher Euklids nach mehr als zweitausend Jahren im Vaterlande Newtons noch die erste Grundlage des mathematischen Unterrichtes bilden. Mit Zahlen kann man rechnen, mit Abstraktionen aber nicht.

Ich persönlich schätze die Mathematik ausserordentlich hoch, und erwarte in Zukunft für die wissenschaftliche Medizin noch grosse Leistungen von ihr, aber so leid es mir thut, so muss ich Herrn Finke offen gestehen, dass ich seine Art von Jatromathematik als eine verfehlte Richtung ansehe, welche niemals zu greifbaren, sei es theoretisch oder praktisch verwerthbaren Resultaten führen wird. Wenn sich Herr Finke von der Werthlosigkeit seiner homoeopathic equation überzeugen will, so mache er nur einmal den Versuch für alle darin gebrauchten allgemeinen Werthzeichen

für Zahlen, wie z. B. für x, y, n, d, bestimmte konkrete Zahlen einzuführen.

Möglich, dass ich mich darin täusche und dass ich ihn missverstanden habe. In diesem Falle bitte ich ihn, mich damit zu entschuldigen, dass sein englischer Stil einer deuttchen Uebersetzung den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt. Ich selbst lese ziemlich gut englisch, aber es war mir unmöglich, mich in Herrn Finke's Satzbildung hineinzufinden. Auch ein mir befreundeter College, welcher jahrelang in England selbst und in englischen Colonieen gelebt und praktizirt hat, und welcher die englische Sprache mit gleicher Geläufigkeit wie seine Muttersprache spricht, gestand mir nach Durchlesung der ersten Seiten, dass er auch ganz abgesehen von dem mathematischen Theil, ausser Stande sei, dasjenige, was Herr Finke vielleicht mit seinen Worten meinen könnte, in die deutsche Sprache zu übertragen. Ich bin jeder Belehrung gerne zugänglich, möchte aber in diesem Falle bitten, dass mir dieselbe, was den mathematischen Theil von Finke's Arbeit angeht, durch einen Mathematiker von Fach ertheilt werde.

Vielleicht unternimmt es Herr College Bruckner in Basel oder ein anderer, die englische Sprache völlig beherrschender Herr College, die Finke'sche Arbeit zu übersetzen. Das englische Original steht meinerseits gerne zur Verfügung. Oder was noch besser wäre: Vielleicht würde Herr Dr. Finke selbst, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, Veranlassung nehmen, eine deutsche Uebersetzung in seinem Sinne zu veranstalten. Möglicherweise könnte er das sogar selbst thun, da ich aus einigen durchaus mathematisch richtig gebrauchten Kunstausdrücken, wie z. B. „Ungleichung“ u. s. w. zu ersehen glaube, dass er der deutschen Sprache recht wohl mächtig ist. Das wäre wohl das einfachste Mittel, um seine Arbeit, welche von einem verdienstvollen Streben zeigt, auch von deutschen Collegen gewürdigt zu sehen, und würde es mich persönlich besonders freuen, wenn ich das absprechende Urtheil, welches mir für heute zu unterdrücken unmöglich war, später revociren könnte.

Die Verantwortung für die Form, in welcher obiger Artikel geschrieben ist, müssen wir allein dem Verfasser überlassen. Wir haben dem Artikel eben der Sache wegen die Aufnahme nicht verweigert, in der wir mit Herrn Dr. Thilenius übereinstimmen. Möge unser verehrter Herr College und Mitarbeiter Finke sich über den erstgenannten Punkt mit dem Verfasser auseinandersetzen.

Die Redaktion.



Kleine Mittheilungen.

Eine neue Arzneimittellehre. Betreffs meiner Uebersetzung im Maiheft unserer Zeitschrift geht mir von Prof. Dr. Wesselhoeft das unten abgedruckte Schreiben zu. Wie unsere Zeitschrift stets vornehmlich den Erscheinungen auf dem Gebiete der Arzneimittellehre, seien es Neuprüfungen alter Mittel oder Prüfungen ganz neuer Arzneien ihre Aufmerksamkeit zuwandte, so haben wir auch obige Bearbeitung der Bryonia alba gebracht. Ich war durchaus nicht einmal mit allen Punkten der Arbeit einverstanden, da die Mittelindividualität auf diese Weise mitunter zu sehr verwischt werden könnte, ich hoffte vielmehr eine Diskussion auch bei uns über dies Thema anzuregen; denn das bei unserer Arzneimittellehre gar vieles im Argen liegt, kann nicht geläugnet werden.

Die unten erwähnten Prüfungen von Acid. arsenicos., Aconit etc. haben wir seiner Zeit gleichfalls in extenso gebracht.

Dass dieser Artikel über Bryonia ein unter falscher Flagge segelndes Elaborat war, ist mir allerdings entgangen. Da ich die Uebersetzung während meines Davoser Aufenthaltes machte, habe ich auch die Märznummern von Hahnemannian Monthly nicht zur Hand gehabt und bin auch so auf meinen Irrthum nicht aufmerksam geworden. Möge diese meine Anregung des Themas der Sache, dem Ausbau unserer Arzneimittellehre, zum Nutzen gereichen.

Dr. Sulzer.

Geehrte Herren!

Die von Herrn Coll. Sulzer in dem letzten Heft (Mai 1890) Ihrer Zeitschrift enthaltene Uebersetzung „A new and scientific materia medica“ (by the Baltimore investigation club) veranlasst mich, die Aufmerksamkeit des Uebersetzers auf gewisse Punkte zu richten, welche demselben jedenfalls im Eifer der Uebertragung einer scheinbar originellen Arbeit leider entgangen sind, obgleich das Märzheft des ihm wohlbekannten Hahnemannian Monthly hinreichende Aufklärung meinerseits enthielt.

Dieses Versehen für ein ganz zufälliges der Redaktion haltend, erlaube ich mir, dieselbe auf genanntes Heft der Hahnem. Monthly aufmerksam zu machen, und zwar auf den Artikel „A new and scientific materia medica — a critical analysis by Dr. C. Wesselhoeft.

Dieser Artikel weist nach, dass die vermeintliche „neue wissenschaftliche „Synthetische“ etc. Mat. med.“ eine schlechte

Nachahmung der von mir und vielen treuen Mitarbeitern schon seit 1886 eifrig betriebenen kritischen Analyse der Materia medica ist. Als Beleg dafür bitte ich nachzusehen: New England Med. Gazette vom Juni 1886 (our methods of drug-proving). Ibid. von Dec. 1888 (kritische Bearbeitung von Cactus und Hyoscyamus). Ibid. Jan. 1889, (kritische Bearbeitung von denselben von Apocynum Cannabinum).

Seitdem erschienen im North Am. Journ. vom Aug. 1889 kritische Analysen von Cimicif. rac. v. DD. Povler und Pearsall. Ferner wieder in New Engl. Med. Gazette, Sept. 1889. Kritische Anal. von Chinin Ars ; Adonis vern.; Lilium tig.; Zinc. met.; Zinc. jodatum; Zinc. phos.; Zinc. valer. — Ferner ein Aufsatz: on the use of charts etc. N. E. Gaz. Dec. 1889.

Obige Arbeiten sind sämmtlich nach den im Juniheft der New England Med. Gazette von 1886 vorgeschlagenen*) Regeln und Grundsätzen vollzogen worden, worüber drei volle Jahre verstrichen, ehe der „Baltimore Inv. Club" mit seiner „neuen wissenschaftlichen Mat. med." herauskam und zwar, ohne mit nur einem Worte unserer vorhergegangenen Arbeiten zu gedenken, und zweitens ohne seine Verfahrungsmethode zu nennen, dabei aber mit hohlen Redensarten auf Nebensachen zu pochen, und dieses geschah unter verändertem Titel der von mir allein eingeführten Anwendung der kritischen Analyse auf die Mat. med. In diesem Gebahren, unredlicher Weise Erworbenes als eine neue Erfindung anzupreisen, wurde betr. „Club" leider von Hahnem. Monthly unterstützt.

Als Belag meiner leider nothgedrungenen Auseinandersetzung führe ich an und bitte um geneigte Beachtung des Artikels „The work of Revision", North Am. Journ. of Hom. Januar 1890 S. 31 u. f. Ebenfalls „The valuable symptoms of our Mat. med. by Dr. Martin Deschere. Ibid. Juni 1890.

Ueberzeugt, dass Sie, verehrte Herren Redakteure, ohne Ahnung des Zusammenhanges der Sache den Artikel des Baltim. Inv. Clubs übersetzt haben, und unter der Verwahrung, dass es sich nicht um einen Prioritätsstreit handelt, sondern darum, ob hohle Marktschreierei oder ehrlicher, deutscher Forschergeist uns leiten soll, wende ich mich an Sie mit obiger Erklärung in der gehegten Erwartung, Sie werden nachträglich durch Uebersetzungen auch deutschen Collegen Gelegenheit bieten, die während dreier Jahre vor dem Erscheinen des Artikels des Baltim. Inv. Club von uns verfassten Thesen, Essays etc. über kritische Sichtung der Materia medica nebst Proben unserer Arbeit kennen zu lernen.

Ihr hochachtungsvoll ergebener C. Wesselhoeft.

---

*) Abgedruckt in Hahnemannian Monthly, North Am. J. of Hom., New England med. Gazette and Transactions of the American Institute of Homoeop.



Am 29. Mai d. J. verschied in Folge einer hämorrhagischen Stomatitis, bez. Noma unser College, Sanitätsrath Dr. Bürkner zu Dessau, im Alter von 75 Jahren. Alle, die den Verstorbenen gekannt und je mit ihm in Berührung kamen, werden ihn tief betrauern und ihm ein treues und ehrendes Andenken bewahren. Seine ruhige und milde Gemüthsart, sein tüchtiger und wahrheitsliebender Charakter hat ihm im Leben viele Freunde erworben, seine opferfreudige Berufsarbeit seinen zahlreichen Kranken und der von ihm in würdigster Weise vertretenen Heilmethode grosse, unschätzbare Dienste erwiesen. Einen besonderen, ausführlichen Nachruf wird einer seiner ältesten Collegen und Freunde ihm in unserem nächsten Heft widmen.

Die Redaktion der Zeitschrift
des Berliner Vereines homöopathischer Aerzte

Personalien.

Ein seltenes Jubiläum ist am 21. Juli gefeiert worden, nämlich das 60jährige Doctor-Jubiläum des Collegen Hofrath Dr. Groos in Laasphe, dem Vater unserer Collegen Groos in Magdeburg und Barmen. Wir beglückwünschen den greisen Jubilar von Herzen zu solch einem Lebensabend nach langem, segensreichem Wirken und wünschen ihm noch lange Zeit geistige und körperliche Kraft und Frische.

Ausgezeichnet wurde bei Gelegenheit seines 50jährigen Doctor-Jubiläums Herr Sanitätsrath Dr. Schweikert zu Breslau durch die Verleihung des rothen Adlerordens.

Verzogen ist Dr. Retzlaff von Bielefeld nach Lahde (Reg.-Bez. Minden). Dr. Leeser ist von Rheydt nach Bonn verzogen.

Dr. Burkardt, Sigmaringen, ist zur Homöopathie übergetreten und nach Freiburg i. B. übergesiedelt. Dr. J. Lütze ist zur Homöopathie übergetreten und von Bad Liebenzell in Württemberg nach Altona in Holstein verzogen.

Verstorben: Dr. Kunstein in Soltau.

Das homöopathische Dispensir-Examen haben neuerdings bestanden: Dr. Kröner, Berlin, Dr. Nagel jun., Halberstadt, Dr. Tismer, Cüstrin, Dr. Kayser, Sorau.

Medizinische Quellenstudien.

Entwickelungsgang des Aehnlichkeitsaxioms von Empedokles bis auf Hahnemann.

Von

J. F. Katsch, Dr. med. u. prakt. Arzt etc.

(Schluss.)

IIIb. Sogenannte „Paracelsisten".

§ 46. Diese grossen, weittragenden Gedanken nun — die Grundsäulen unserer heutigen Homöopathie — ersterben für die Oeffentlichkeit, wie es scheint, mit Paracelsus. Nicht aber erstirbt mit ihm das Similia similibus.

Eigenthümlich bleibt es übrigens, dass das Axiom „Similia similibus curantur" — (grade im Gegensatz zu Lebert's und vieler Allopathen und Homöopathen siegsgewisser Behauptung) in dieser prägnanten Fassung ebenso schwierig bei Paracelsus aufzufinden ist, wie es gleichwohl bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hin in der Tagesliteratur jener Zeit und überhaupt im Munde der Leute sich erhält. Dafür hier nur ein Beispiel: Der bekannte württembergische Theologe Joh. Val. Andreae schildert in seiner Schrift „Turbo" die Streitsucht seiner Zeit S. 163 in verschiedenen Beispielen, so auch mit folgendem:

„Hic Similia similibus curari ait, alter dissimilibus.
Ad judicem. (sc. conveniunt.)

Die Aerzte aber nennt er (S. 155) Medici nimium invidiosi. Sollte man nicht glauben, das Buch sei heut geschrieben? Es ist aber bereits 1616 gedruckt. — Bedürfte es noch eines ferneren Beweises, dass Paracelsus dieses Axiom thatsächlich in

dem unserer heutigen Homöopathie gänzlich adäquaten Sinne gebraucht haben müsse, so ist dieser in dem Umstande zu finden, dass bei seinen Nachfolgern, den Paracelsisten, einige gefunden werden, welche dasselbe nun wirklich therapeutisch verwerthen; — aber wie? Der geniale Blick des Meisters erlischt; er ist missverstanden! Das alte sinnlose Spiel mit den Signaturen, verbunden mit astrologischen Narrheiten, etwa in dem Sinne, dass Sterne und Pflanzen in einer bestimmten Korrespondenz mit einander stehen und jedes Gestirn seiner Pflanze die Signatur seiner astralischen Potenz imprägnirt, findet man z. B. wiederum schon bei Oswald Crollius in seinem Tractatus de signaturis rerum internis. Derselbe starb 1609. Daher entnimmt möglicherweise mancher moderne Autor die souveräne Verachtung der sogenannten „Signaturen" Hohenheim's. Getäuscht durch K. Sprengel's Urtheil, das in Hinsicht des Paracelsus leider allzu viel Unzutreffendes bringt, schreibt man dessen Fehler mit wichtiger Mine ab und entblödet sich nicht, den genialen Lehrer für die Sünden des unfähigen Schülers zu peitschen. Aus jenem Similia similibus Hohenheim's sinkt Crollius bereits hinab in die plattesten Untiefen der Isopathie und wird so der Urahn des Herrn Lux, ihres neuesten Wiederentdeckers. Der vielbelesene Rademacher führt (S. 89) gleichfalls ein Beispiel aus Crollius Schriften dafür an und es ist prägnant genug, um uns daran genügen zu lassen; nämlich:

> Cerebrum suillum phreneticis prodest; ideo etiam ii, qui memoriam amiserunt, cum juvamento (??) vescuntur cerebro porcino cum myristica et cinnamomo aromatisato.

Crollius wählte hiermit genau dasjenige Beispiel, welches Paracelsus grade als nicht zulässig anführte, und Rademacher setzt daher auch spottend hinzu: „Der Mann hat offenbar seines angebeteten Vorbilds Lehre schlecht begriffen!"

§ 47. Eine bedeutende Anzahl der deutschen Paracelsisten machte aber tabula rasa mit Hohenheim's Gedanken und seiner, medizinischen Zwecken dienenden Chemie und verfolgt ganz einseitig das Ziel, den Stein der Weisen darzustellen, — allerdings weniger, um Gold zu machen, als um wiederum eine thatsächliche Universalmedizin zu finden. Dies spricht z. B. selbst der sonst geistvolle Mich. Maier in seinem Silentium post clamores direkt aus. Edit. alterae, Francofurti 1624, pag. 22:

> Quis igitur adeo pertinaci erit animo aut praepostera voluntate, ut neget, ex omnium preciosissimo metallo vel ejus

agente parte, veluti Quinta essentia, Medicinam efficacissimam educi posse, aut Tincturam aurificam esse Medicamentum morborum humani corporis tutissimum? — Hier ist Rückfall in's Altgewohnte! —

Andere jagen dem Aurum potabile zu ähnlichen Zwecken nach; die überwiegende Mehrzahl freilich, hingerissen von der damaligen Hochflut religiöser Emanzipation vom Einflusse der katholischen Kirche, verliert sich in der schwärmerischen Secte der sonstigen Theosophen; nur wenige Andere, vor Allen der hochverdiente Rudolphus Glauberus, bauen später die Chemie weiter aus, für welche grade Paracelsus einen so gewaltigen Anstoss gegeben. Neben dieser Partei verfolgt eine andere (z. B. van Helmont) allerdings die ärztlich-chemische, praktische Richtung ihres Meisters, überbietet jedoch die ohnehin schon sehr überwiegende philosophische Neigung desselben, Alles im Sinne chemischer Prozesse erklären zu wollen, bis zu einem derartigen Uebermasse, dass die iatrochemische Schule des Paracelsus gerade an diesem zur Manie sich steigernden Hange zu ausschliesslichem Chemismus kläglich zu Grunde ging und einer neuen Auflage der Galenischen Humoralpathologie vollkommen erlag. Zu diesen gehört namentlich Sylvius oder François de la Boë. Jeder grosse Gedanke des Meisters erlischt nunmehr in dem Chaos wüsten Geschreis pro oder contra Paracelsum, d. h. eigentlich: pro oder contra Aristotelem, dessen Autoritat Paracelsus mit wuchtigen Streichen erschüttert hatte. Der heutige Streit pro und contra Homoeopathiam liefert ein schwaches Miniaturbild des damaligen wuthentbrannten Kampfes namentlich in Frankreich; ein weniges schwächer in Deutschland. Doch während endlich die Paracelsisten in Deutschland am Chemiespleen unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges unmerklich ausstarben, — ebenso wie in aller Stille die Aristoteliker und Galeniker — einigen sich unvermerkt die nächstfolgenden ärztlichen Generationen in der Erkenntniss, dass weder die vier Aristotelischen Elemente, noch die allzueinseitige Jatrochemie (welche unter Sylvius jedweden Lebensvorgang nur aus dem angeblichen Säure- oder Alkalescenzgehalt aller Körpersäfte ableiten zu müssen wähnte) genügende Erklärung für den Lebens- bz. Krankheitsprozess bieten könne, und acceptiren die phlogistische Theorie. Von diesem Zeitpunkte ab löst sich jedoch die Chemie aus der ärztlichen Vormundschaft los und wird eine selbsständige d. h. ihrer selbst halber betriebene Wissenschaft. Zugleich

nimmt die Anatomie einen mächtigen Aufschwung und auch die Physiologie beginnt eine Wissenschaft zu werden. Gerade diesen beiden Disziplinen aber steht Galenos ipso jure näher, und so sind sie es, welche, wiewohl es keine Galeniker im Sinne des Mittelalters mehr giebt, unbesehens leider auch dem einseitigen kurativen Grundgedanken Galen's, das Wesen der Krankheiten zu ergründen, abermals eine so mächtige Stütze verleihen, dass die Wirkungen und Wohlthaten der Jatrochemiker vollkommen vergessen werden, ja! dass Paracelsus, des Galenos einstiger Widersacher, nur noch genannt wird, um aus alter, lieber Gewohnheit als Gegenstand einer nunmehr ebenso sinnlosen, als masslosen Anfeindung fortzuleben bei Denen, welche gerade die Chemie nicht mehr entbehren mögen und können.

Erst die allerneueste Zeit beginnt hie und da, dem gewaltigen Manne einige verschämte, noch immer halbgrollende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte, wie Rademacher sehr richtig bemerkt, „die Galeniker, die Pfaffen und die Weiber gegen sich aufgebracht"; Julianus Apostata dereinst nur die Geistlichkeit seines Jahrhunderts, und dennoch wird er bis heut verfehmt und verketzert. Theophrastus Paracelsus kann somit von besonderem Glücke für seine nur 300jährige Verlästerung sagen. Die Zeiten werden wirklich milder! —

§ 48. Diese damalige, ganz ungeheuere, heut fast selbst im Wissen der Gelehrten verschollene Erregung, welche — ausgehend von diesem alleinstehenden Manne — die ärztliche Welt der gesammten Erde durchkreiste, die verknöcherte Alleinherrschaft der Peripatetiker in der Naturwissenschaft stürzte und eine neue Aera im Schosse der letzteren inaugurirte trotz aller Missverständnisse, denen ihr Schöpfer seither ausgesetzt bleibt, musste selbstverständlich auch die Paracelsisten in England in Mitleidenschaft ziehen. Allein der Kampf, der dort entbrannte, war schwächer, als in Deutschland und namentlich schwächer, als in Frankreich. Immerhin liefern die Bibliotheken den Beweis, dass er auch jenseits des Kanals mit Heftigkeit geführt wurde. Unter den Vorkämpfern für die neue Richtung glänzte dort ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, ein Polyhistor in der wahren Bedeutung des Worts, nämlich der geistvolle und feurige Professor der Anatomie, Dr. Robert Fludd. Durch diesen nun erfuhr das Similia similibus eine völlig neue, höchst interessante Auslegung. Damals nämlich hatte der Neapolitaner Giov. Batt. Porta, ein um 24 Jahre

älterer Zeitgenosse Fludd's und ein äusserst hervorragender Physiker seines Jahrhunderts, neue Beobachtungen gemacht und veröffentlicht über den Magnetismus, welche viel Aufsehen erregten und derentwegen er sich auch vor dem geistlichen Gerichte zu Rom zu verantworten hatte. Jene Beobachtungen nun gerade sind es, welche Fludd als den rothen Faden durchgehen lässt durch seine Philosophia moysaica und welche er therapeutisch zu verwenden sucht ganz besonders für das Similia similibus. Meine Leser werden sich erinnern, dass ich im ersten Abschnitt ein Beispiel beibrachte, welches erweist, dass bereits Galenos bei einem physiologischen Hergange die magnetische Kraft als einen Erklärungsgrund herangezogen hatte (s. § 21). Wie man das heutige homöopathische Aehnlichkeitsgesetz auf chemische Affinität gestützt wissen möchte, so entnimmt Fludd (— auch Robert de Fluctibus genannt —) seine Erklärung desselben dem dieser Erscheinung am nächsten stehenden physikalischen Gebiete und will das Walten des Aehnlichkeitsgesetzes durch magnetische Verwandtschaften begründen, welche er durch den Namen Harmonia, noch häufiger durch Sympathia bezeichnet; beiden stellt er natürlich die Antipathia gegenüber. In dem Wechselspiele der Sympathie und Antipathie, welches im kleineren Bilde der Magnetstab uns vorführe, sieht Fludd eine gewaltige Urkraft, welche das ganze Weltall durchdringe als Grund aller „Concordanzen" und aller Gegensätze im geistigen, wie im körperlichen Gebiete, im Grössesten, wie im Kleinsten. Ich werde versuchen, Beweisstellen für diese Meinung zu allegiren. Doch führt Fludd dieselbe, immer verflochten mit kabalistischen Bildern und Gleichnissen, vom Himmel bis in alle Naturreiche der Erde, so weitläufig und eingehend durch, dass es mir schwer werden dürfte, ein knappes und dennoch genügend klares Citat allgemeinen Sinnes zu finden; ich muss daher Forscher auf seine Philosophia moysaica von der Sect. secund. libr. II membr. I bis zum Schlusse des Werks verweisen, nicht minder aber auch auf seine Expressio spongiae Fosterianae, eine Streitschrift für die Wirksamkeit des dereinst hoch angesehenen Unguentum armarium gegen die religiösen Einwürfe, welche Fludd's Landsmann, M. Foster, zu Ungunsten des Gebrauchs jener jetzt vergessenen Salbe erhoben hatte.

§ 49. Sein eigenartiger Grundgedanke, die kosmische Wirkung des Similia similibus auf magnetische Anziehung sich basirt zu denken, geräth indessen, übergeführt auf therapeutische Spezialitäten, auf sehr

sonderbare Abwege und in diesen entfernt sich Fludd auch gänzlich von Hohenheim's hochbedeutenden Gedanken, wie wir sie im Vorhergehenden kennen lernten. Er klammert sich nunmehr nämlich so vollständig fest an den Typus des Magneten, dass er im Thierreiche, sowie im Pflanzen- und Mineralreiche Körper sucht, welche ihre „vis attractiva" in jener sonderbaren, geheimnissvollen Weise an den Tag legen sollen, welche wir heut im Volksmunde als das Wesen der sogenannten „Sympathetischen Mittel" par distance kennen.

Für die Anwendungsweise derselben aber wird wiederum die Astrologie mit herangezogen; es ist für Fludd wesentlich, ob zur Zeit des Gebrauchs einer der guten oder einer der bösen Planeten herrsche, d. h. ob er hoch oder tief am Himmel und ob und in welcher Conjunktion er zu anderen Planeten stehe.

> „Exempli gratia: In inflammatione oculorum radix malvae communis ad occiput firmiter liga, quum sol est in medietate virginis." Phil. Moysaic.

Aus jener Zeit stammen viele Vorschriften, welche im gemeinen Leben noch heut gang und gäbe sind, z. B. dass man die Haare nicht bei abnehmendem, sondern bei zunehmendem Mond schneiden lassen müsse. Auch die Isopathie, nur etwas modifizirt, tritt wieder bei ihm ein in ihre Crollius'schen Rechte. (Die Rhinoplastik, aber aus dem Arme eines Anderen hergestellt, wurde damals schon ausgeübt. Stirbt aber der Mensch, aus dessen Arme die Nase gebildet ward, so fault von dessen Todestage ab die neue Nase unfehlbar. Phil. Mos. lib. II).

Alle die Abirrungen, vor welchen Paracelsus so eindringend gewarnt, brechen noch einmal gewaltsam empor; seine Zeit hatte ihn noch zu wenig verstanden. Andererseits hatte auch seine unselige Spottlust die Gemüther verwirrt, insofern er bald im trockensten Ernste die lächerlichsten Albernheiten, an denen das 16. Jahrhundert so überreich war, als ausgemachte Wahrheit am einen Orte reproduzirte, während er dieselben Märchen am anderen Orte verspottet und endlich am dritten vielleicht erst seine eigentlichen Gedanken und Meinungen vorträgt; ein thörichter Fehler, den er, sowie die wahre Wissenschaft, bitter zu büssen hatten!

Mit Erstaunen sehen wir also, dass diese verrufenen „sympathetischen Kuren" keineswegs dem Aberglauben des gemeinen Mannes, sondern thatsächlich „den Männern der Wissenschaft" ihre Entstehung verdankten. Nur möchte ich im Geringsten nicht

zu dem Irrthume Anlass geben, dass etwa die Galeniker erhaben über diese Kurmethoden, oder über Astrologie und jegliche Art von sogenanntem Mysticismus gestanden hätten; nicht im Entferntesten! Die Mummia vielmehr — also der wesentlichste Bestandtheil in dem vielberufenen Unguentum armarium der damaligen Zeit, repräsentirt zugleich den vornehmsten animalischen „Magneten" von Fludd. Sie war überhaupt damals ein gar beliebter und kostbarer Bestandtheil der Apotheken. Denn die Mumien waren nach gerade bekannt und als Arzneistoffe von unschätzbarem Werthe aus Egypten importirt worden; alle Welt brauchte sie; nur dass die Galeniker dieselben schlechthin medikamentös verwertheten, während Fludd das Warum? ihrer Wirkung zu erklären sucht. Sein Gegner Foster erblickt auch nicht etwa eine Irreligiosität darin, dass Mumientheile arzneilich verwendet werden, noch tadelt er von irgend einem sonstigen Gesichtspunkte aus deren Gebrauch, noch bezweifelt er etwa ihre Wirksamkeit. Man glaubte eben vielfach — und so auch Fludd — dass wenn irgend eine schneidende Waffe, welche einen Menschen verletzt hatte, dem Besitzer dieser kostbaren Salbe auf viele Meilen Entfernung hingebracht und von diesem an der Stelle, wo sie in das lebende Fleisch eingedrungen sei, mit der Salbe überdeckt und an einem nicht zu kalten Orte unbewegt verborgen gehalten würde, so heile von Stund' an jene Wunde. Hiergegen legt Foster nur die Verwahrung ein:

> „primum non est ex institutione divina, „quia nullibi in sacris (sc. scripturis) utatur"; secundo naturaliter non operatur eo, quod operatur modo ab omnibus aliis agentibus diverso: Est enim regula inter Theologos et Philosophos: nullum agens agere ad distans . . . . ergo non operatur naturaliter. . . . . Iudicet igitur judicio ac pietate pollens lector, an medici Unguenti armarii „Deum non effingant ex unguento suo et an Idolatriam non committant", attribuendo id paucillo linimento propriae suae confectionis, quod solius Dei, rerum omninum opificis, est proprium."

Also die behauptete Wirkung an sich anzuzweifeln, oder experimentell zu widerlegen, fällt Foster nicht entfernt bei. Nur die „natürliche" bz. bibelgerechte Wirkungsweise wird bestritten; folglich ist Kakomagia im Spiele, folglich der Gebrauch der Salbe gottlos. O tempora, o mores! Heut führt man ähnlich wesenlose Angriffe, nur mit anderen Worten! —

§. 50. Der Gegenstand ist zu wichtig, als das ich nicht strikte Beweise zu liefern hätte, dass nicht etwa die Paracelsisten — wie sie freilich Mitgläubige waren — so auch die Erfinder der „sympathetischen Kuren“ gewesen wären, welchen sie vielmehr nur in Fludd's Person die Begründung durch das Similia similibus, wurzelnd im „magnetischer Sympathie“ unterlegen. So referirt Fludd von einem Nicht-Paracelsisten: (fol. 132 column. 3. edit. Philosoph. Moysaic. Goudae 1638)*)

> Johannes Rumelius Pharamondus fassus est, se saepius podagram praedictis mediis, nimirum eadem transplantationis via (scil. per foramina arborum terebra excavata) curasse: Nam abscissis capillis tibiarum et crurum et abrasis unguibus pedum (foramine prius ut antea in quercus centrum usque facto) eos in cavitatem illam instruit, tunc foramen clavo ex eodem ligno facto obturat ac denique locum fimo vaccino oblinit. etc.

Aehnlicher Beispiele findet man im 3. Buche der Sectio secunda des genannten Werkes von den verschiedensten Autoren eine ziemliche Blumenlese. Schade nur um den Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, welchen Fludd für die Erklärung des Grundes derartiger Heilprozesse verschwendet und — um die unbegreifbare Leichtgläubigkeit, welche damals alle Welt und auch ihn beherrschte! Einen absoluten Beweis liefert u. A. auch Zimara dafür, (s. § 53. Anm.) dass die Mummia, die Usnea und noch viel wunderlichere und widerwärtigere Präparate schon vor Paracelsus bei den Galenikern ganz allgemein im Gebrauch waren und nach Art der sympathetischen Kuren angewendet wurden, jedoch ohne diesen Titel, den ich bisher nur bei Fludd auffand.

§. 51. Nachdem wir soeben die Abwege vorweg genommen haben, auf welche Fludd und seine Zeit mit der praktischen Anwendbarkeit des Similia similibus gerathen war, und nachdem wir gesehen, dass er zwar ein Similia similibus schreibt, dahingegen dieses Axiom stets isopathisch denkt und anzuwenden sucht, müssen wir einige wenige Beispiele aufbringen, um zu zeigen, in welcher hervorragenden Weise das so gänzlich verkehrt angewendete Aehnlichkeitsgesetz damals die Gedanken — die philosophischen, wie die therapeutischen — der letzten Paracelsisten und ganz besonders die Gedankenwelt Fludd's

---

*) Es ist das diejenige Ausgabe, nach welcher ich hier stets citire.

beherrschte, der bereits auf dieses Axiom thatsächlich ein seine Weltansicht begründendes System baute. Seine Werke sind, wie ich glaube, zu selten, als dass den Lesern einige direkte Beispiele für meine Behauptung nicht erwünscht sein würden; die Beispiele habe ich mich bemüht so zu wählen, dass sie uns aus seinen Allgemeinideen über das Similia similibus in die medizinische Besonderheit hinüber leiten. Die Seitenzahl ist nach der bereits erwähnten Ausgabe der Philosophia Moysaica, Goudae 1638 gewählt, welche etwa ein Jahr nach dem Tode des Autors erschien:

Si subtili rationis nostrae intuitu meatus invisibiles et antra arcana eiusdem invenire, ac tum postea punctum seu essentiam earum essentiarum centralem observare ac denique internam cuiuslibet actionis caussam detegere queamus, facillimum esset caetera superare, cum, quae externo effectu apparent similia, debent necessario esse homogenea: hoc est: unius eiusdemque conditionis, respectu naturarum suarum internarum. Fol. 97. col. 1.

Notum feci vobis in praecedentibus, quod duae proprietates essent more archetypico seu ideali et complicito in una radicali unitate seu essentia aeterna comprehensae, quarum una ab eius* (scil. Dei) Noluntate et altera ab eius Voluntate est producta. Ecce hic radicem, ex qua originaliter cum Sympathia tum Antipathia est orta, quarum haec a proprietate privativa, seu Noluntate divina, illa a positiva, seu Voluntate eius, initium ducit. . . . .

Hinc intueri potestis dua concordiae et discordiae, amoris, inquam, et odii, et consequenter Sympathiae et Antipathiae principia, quorum effectibus scripturae sacrae atque etiam philosophorum scripta et gesta sunt plena. Fol. 92. col. 1.—Fol. 93. col. 1.

Agrippa haud inconsulte confirmat: In rebus (sc. inveniuntur) proprietates occultae, non ab elementali natura sed coelitus insitae, sensibus nostris occultae, rationi vix denique notae: quae quidem a vita spirituque mundi per ipsos stellarum radios proficiscuntur, quae a nobis non aliter, quam experientia et conjecturis indagari possunt. Scire ergo debes, quod una quaeque res movet ad suum simile et inclinat ad ipsum secundum totum posse suum. Fol. 95. col. 1.

In animo meo igitur est, grano tritici insistere, quod, quum in terra sit mortuum et putrefactum, radiosa solis influentia a morte resuscitatur. Nam simile, magnetica quadam virtute, attrahit ad se suum Simile, et Simile suo Simili gaudere solet ac simile resuscitatur et vivificatur; hoc est: a sua quiete centrali evocatur a suo simili illud evocante, alliciente et amplectente: atque, hac ratione, substantia radiosa (seu atomi solaris influentiae) in grano tritici ociosa manens et nihil operans — in centro eiusdem, jam grano corruptione dissoluto, excitatur a suo simili externo ad agendum et operandum pro sua ex coeno elementari seu viscosis compositionis elementariae ligamentis redemptione. Fol. 118. col. 4.

Wer sollte sich nicht wahrhaft erfreuen an der Kraft und Schönheit dieses bildlichen Gedankens!

Aber auch darauf möchte ich hinweisen, dass hier die Anregung zur „actio" der Similität zugewiesen wird, während wir oben bei Albertus Magnus, als einem Anhänger der Aristotelischen Vierelemententheorie, gegentheilig lasen: „omnis actio fit gratia contrietatis" (s. § 18.)

Indem er seine Betrachtungen über magnetische Kraft weiter fortführt, spricht nun Fludd auch über die im Haushalt des Organismus so hochwichtigen abstossenden Kräfte. Welch ein gewaltiger Unterschied tritt nunmehr schon hervor im Gegensatz zu den ungefügeren Anschauungen Galen's und namentlich denen des Albertus Magnus:

Invenimus in magnete omnes passiones tam sympatheticas quam antipatheticas, quae matrem suam, terram, afficiunt. Nam habet in se suos polos cum terra, omnesque inconformitates in natura evitat effugitque ab illo, quod est suae naturae contrarium; ut terra. Atque iterum sympathizat cum eo, quod est sibi in natura simile: aequinoctium, coluros, meridianos ac tropicos haud aliter, quam terra sibi vendicat; ac denique non modo sensum in suo motu arguit, sed etiam quandam in sua actione rationem manifestat: nimirum, in recusando illud, quod est naturae suae contrarium et amplectando atque desiderando id, quod est conditioni atque harmoniae suae magis conveniens. Fol. 96. col. 1.

Dies erinnert doch nun vollends an die moderne sogenannte „elektive Thätigkeit" der Zellen à la Virchow! —

Praeterea notum est factum, quod ut simile, exsistens salubre, soleat suum simile more salutari recipere, ita etiam simile exsistens corruptum, more antipathetico idque ad distans, inficit et intoxicat suum simile, quod erat sanum.

. . . . atque etiam unus phtisicus sive pulmones ulceratos habens, pulmones alterius hominis suo anhelitu etiam ad distantiam convenientem vulnerat et laedit, idque applicatione seu concurrentia duarum irradiationum unius naturae, quarum una est more antipathetico affecta, atque veneno et aliam etiam, cui applicat, contaminare solet.

Fol. 118. col. 1.

§ 52. Dass mit den Giften, namentlich mit den geheimen, zu denen man die sogenannte Mummia spiritualis zählte, (über welche Fludd im letzten Buche seines hier angezogenen Werkes spricht) ein schändlicher Missbrauch getrieben werden könne, gesteht dieser Autor natürlich ein und nennt in bitterem Zorne derartige Bösewichter abominabiles ministros et filios Satanae und Diabolos incarnatos super terram, dennoch hält er fest daran, dass die Aerzte sich sehr genau um die Gifte kümmern müssten und sagt hierüber:

Scholastici discunt ab Aristostele artem sophisticationum et fallaciarum non ut decipiant, sed ut praeveniant fallaciam, et sic honestus, artificiosissimus ac fidelis medicus mysteria veneni, maxime spiritualis, scrutatur non cum intento intoxicandi aut damna inferendi, sed ut majore cum certitudine et efficacia vigorosa moliatur ad curationem morbi, et ut caussam, ea prius nota, tollat; natura cum venenis probe intellecta, curatio erit certior. Vulnus venenosum viperae (ut dixi) curatur antidoto theriacali, in cuius compositionem caro viperarum ingreditur: oleum scorpionum, seu ipse scorpio per se contusus, curat ictum scorpionis idque attractione quadam magnetica sui similis. Quod quum ita sit, cur non prudens medicus intueatur naturam venenorum spiritualium aeque ac spiritualia alexiteria, quae sunt in homine, cum venenum, quod vulnerat, deprehendimus esse ratione suae homogenitatis in natura magnetem perfectissimum ad sugendum ad se suum simile? Si per

suam mummiam in homine curare possunt ac tollere corruptionem seu venenum, quod similis eius natura accidentaliter imbibit, namquid fas est, scire unum aeque ac alterum?

Fol. 150. col. 2.

§. 53. Nunmehr aber leitet uns Fludd ohne Gnade in das widerliche Gebiet der Isopathie:

Ut spiritus unione quadam cungantur invicem et multiplicantur ad instar olei oleo additi, sic flamma contagiosa increscit et pascitur aequaliter utroque.

Nam ut sanus spiritus expetit societatem sui similis ad confortandum illud, et corruptus spiritus ita desiderat ac etiam concupiscit sanum spiritum ut sibi adversus inimicum suum adsistat: Ita corruptio sugitur et attrahitur ab utroque et antipathia cogitur inter eos quiescere, nec eos derelinquit, dum penetrarit et corroserit usque ad ipsa eorum viscera et intoxicarit illa. Et notandum est nobis, non esse spiritum veneratum, qui citius se iungat spiritui, quam talis, qui specificus est et naturae homogeneae. Haec enim est ratio, quod unius hominis spiritus infectus epidemia usque adeo multiplicat illam, potissimum in genere suo, ut etiam infectio illa maligna, dicta: „the murren", furit praecipue in spiritu ovium nec tentat spiritum aggredi humanum. Nonne communiter videmus, similem naturam alteratam putrefactione maxime esse exitialem suo simili? Sic vermes eiecti e corpore et sicci in pulverem redacti, interna administratione enecant lumbricos: sputum rejectum a pulmonico post debitam praeparationem curat Phtisin: splen hominis praeparatum inimicum est spleni tumenti. Calculus vesicae aut renum per calcinationem curat ac dissolvit calculum: tactus manus mortui curat tumores scirrhosos: scorpio contusus aut corpus eius maceratum oleo curat vulnera scorpionum, et oleum viperae, ut etiam trochisci carnis, morsum viperae. Mortuus ac congelatus sanguis et excrescentia ex ossibus humanis salsa*)

---

*) Dieses angenehme Präparat war damals in den Apotheken vorräthig unter dem Namen: mosca, auch: usnea. Als ganz besonders heilkräftig galt die „usnea ex calvaria hominis diu suspensi" und wenn diese nicht zu haben war, so die „usnea de ossibus laqueo praefocati". Nicht minder giebt Dr. Zimara, Professor der Universität Padua, zwei Methoden an, um ein oleum cranii hominis darzustellen, von dem er sagt: Id quantum ad memoriam variosque

est antipathetica haemorrhagiae. Tandem nihil est, quod magis praepotens sit ad corrigendum impedimentum in spiritu, quam applicatio spiritus eiusdem specifici, alterati a natura sua per eius contrarietatem; sic etiam nihil est, quod citius inficiat naturam sanam, quam natura sibi ipsi homogenea, quae jam corruptionem induit. Atque haec est ratio, quod infirma ac corrupta mummia

---

morbos praecellat, nemo est vel tantillum in lectionibus authorum versatus, qui ignoret. Dieser gelehrte Mann ist Aristoteliker und als solcher ganz besonders dem Averrhoes zugethan — folglich bei Leibe nicht etwa ein „Mystiker“!! — Um jedoch dem Leser einen Vergleichspunkt zu bieten für die Heilkünste auch der wissenschaftlichen Gegner Hohenheim's in damaliger Zeit, entlehne ich Zimara ein paar seiner Recepte gegen Epilepsie:

Sachari unc. 6, cranii humani unc. 1, pilorum canis albi drachm. 2, mosci gr. 4, aquae paeoniae quantum satis. Fiant rotulae, e quibus sumantur drachm. 2 singulo mane.

Nachdem er gegen dasselbe Leiden auch die gepulverte Froschlunge und die Galle eines schwarzen Hundes anempfohlen (NB. letztere hat der Patient „paroxysmi tempore“ zu schlucken!) fährt er fort:

Alii sani hominis prope horam interfecti, ut ex eo affectu convaleant, sanguinem, sed meo judicio nimis horride, hauriunt. (Gladiatorenblut empfiehlt übrigens auch Celsus gegen die Gelbsucht). Nonnulli vero annulo cuiusvis metalli, a parte digitum attingente, verba quaedam sed intelligibilia in puncto novilunii sculpi curant, qui digito annulari sinistrae manus patientis gestari debent. Sed quia et hoc non naturale, haud item plura*) — Melius probantur, qui ex ungue postremi sinistri pedis animalis „Elam“ curant annulum confici, quem summe huic morbo gestatum praevalere dudum nos experientia (!!) docuit.

Er bespricht die „anodina antipodagrica ad sedandos dolores“ und äussert:

Primum locum habent catelli, non omnes quidem, sed ii praecipue, quibus pilus est concolor.

In welcher Weise die jungen Hunde gebraucht werden sollen, verräth er uns nicht. Das sind also Verordnungen eines hochberühmten Lehrers der hochberühmten Universität Padua. Das Arzneiproben der Gegner des Paracelsus! Daran muss man doch mahnen, um dieses vielgeschmähten Mannes wahre Verdienste erkennen zu lassen.

Nicht minder gross war die Eitelkeit dieser damaligen Galeniker oder Aristoteliker auf eine solche Art von Heilkunst, und nirgend tobte ihre Verfolgungssucht gegen die Paracelsisten wüthender, als in Frankreich, „wo“, — wie Kopp sagt — „die Gegner sich den Sieg der bis dahin anerkannten Lehre durch Benutzung amtlicher Gewalt zu sichern suchten. Schon 1566 ver-

---

*) Der Aristotelische Professor hält somit die geheimnissvollen Worte und die astrologische Zeitbestimmung nicht etwa für thöricht, sondern diese Kurmethode, gleich Foster, nur für etwas „non naturale“.

unius hominis tam apta est putrefacere ac corrumpere illam alterius. Quod etiam non solum Paracelsi (de Phil. tract. 3) verbis hisce discernere possumus: Corrupta, inquit, mummia corpus etiam sanum, quod attingit et cum quo unitur, corrumpit. Ea autem sani corporis corruptio est corporis alterius (ex quo mummia sumpta est) valetudo et sanitas. Ut exempli gratia: Si vir sit leprosus egoque ex-

---

bot das Parlament zu Paris allen in dieser Stadt praktizirenden Aerzten bei Strafe des Verlusts des Rechts, ihre Kunst ausüben zu dürfen, den Gebrauch des Spiessglanzes und der daraus bereiteten Mittel. Gleichzeitig sprach sich die Pariser Facultät gegen jeden Neuerungsversuch in der Medizin verdammend aus. Dennoch wagten Einzelne, zum Theil unter falschem Namen, zum Theil offen, sich für die Lehre des Paracelsus und für den Gebrauch der von diesem angepriesenen Heilmittel zu erklären."

(Dr. H. Kopp, Geschichte der Chemie, Braunschweig 1843. Th. I, S. 110.)

„Der Leibarzt des Königs Heinr. IV, Josef du Chesne, bekannter unter dem Namen Quercetanus, kümmerte sich freilich, gesichert durch den königlichen Schutz, nicht um dieses Verbot. Schlimmer aber musste Turquet de Mayerne seine offen ausgesprochene Vorliebe für Paracelsus büssen. Denn obgleich auch ihn der König mit seinem Zutrauen beehrte, so erklärte ihn doch die medizinische Facultät zu Paris 1603 für unwürdig, die Heilkunst auszuüben und verbot allen übrigen Aerzten bei gleicher Strafe, mit ihm zu konsultiren. Dies schadete zwar Turquet in seiner Praxis nicht das Allermindeste, allein sein Amt als Professor der Chemie ward ihm entzogen und die Verfolgungssucht seiner Kollegen trieb ihn endlich doch nach England, 1611, wo er Leibarzt König Jakob's II wurde. " ibid. S. III.

Diese blinde Verfolgungswuth der Pariser Facultät der Medizin erhielt sich weit über 100 Jahre hinaus und sie tobte gleichzeitig so durch Frankreich, wie durch Deutschland und die Niederlande. So hatte namentlich noch Sylvius (Franz de la Boë) vielfach von dieser Unduldsamkeit zu leiden. Es ist nothwendig, in heutiger Zeit solche Dinge dem Gedächtniss zu erhalten, den Freunden zur Aufmunterung, gewissen heissspornigen Feinden zum beschämenden Spiegel. Die vorher bereits erwähnten Gründe, nicht minder aber auch die äusseren Rang- und Machtverhältnisse der Anhänger der scholastischen Schule, sowie ihre bedeutende Mehrzahl, werden es nunmehr begreiflich erscheinen lassen, woher es kam, dass nicht die Gerechtigkeit, sondern der Parteihass bis in die neueste Zeit hinein die Quelle blieb, aus welcher man für gewöhnlich sein Urtheil über Paracelsus und die Paracelsisten zu beziehen gewohnt ist. Die Geschichte urtheilt anders und hat namentlich daran zu mahnen, dass es ein grundfalsches Vorurtheil ist, wenn man sich heut in dem Glauben gefällt, als seien jene alten Galeniker im glänzenden Besitze tadelloser, gelehrter Klarheit und die Jatrochemiker mystische Narren gewesen. Letztere im Gegentheil erscheinen als eine kämpfende Fortschrittspartei gegen den alten und befestigten Grundbesitz der Aristotelischen Vier-Elemententheorie. Beide haben ihr Gutes wie ihre Fehler, aber über beide hinweg zog der Sieg neuer Wahrheiten und begrub Freund und Feind, um einem neuen geistigen Ringen Zeit und Raum zu bieten.

traham magnete microcosmico mummiam ex eo tradamque sano homini, leprosum illud suae restituet sanitati. Sanum vero, qui accipit, turpiter eodem morbo inficiet, ut vobis expedietur in posterum latius. Fol. 149. col. 1.

So glauben manche syphilitisch Inficirte noch heut leicht zu gesunden, wenn sie mit einer Jungfrau den Coitus ausüben könnten.

§ 54. Ich kann mir ganz gut denken, dass diejenigen meiner Leser, welche Männer wie Agrippa, wie Paracelsus und Fludd nicht aus ihren Schriften — und also nicht im Rahmen ihres Zeitalters — kennen, sondern etwa auf Universal- und Konversationslexica angewiesen sind, welche — die armseligen historischen Data und die Titelverzeichnisse der Schriften abgerechnet — sich in der Regel auch keiner eingehenderen Kenntniss über solcher Männer inneres Wesen und Sein erfreuen, als der, welcher sich Raths erholen will — mit Genugthuung jetzt in den lexikalischen Procrustesruf ausbrechen werden: Mystik — nichts als Mystik! Allein grade diese Leser würden vollkommen gegentheilig richten, würdigten sie die schweren Kämpfe eben dieser „Mystiker" gegen manche Vorurtheile ihrer gelehrten Zeitgenossen, der Theologen, Aerzte — und selbst der Juristen! Damals blühten z. B. bekanntlich neben den harmloseren Exorzismen und Teufelsbannereien die Hexenprozesse, und wer Gelegenheit hat, die fatal summarischen Protokolle über dieselben zu lesen, dem geht — auch wenn er gute Nerven besitzt — doch ein Schaudern durch alle Glieder. Der oder die Angeklagte leugnen natürlich vor dem inquirirenden Ortsvorstande das Hexenthum. Dann erscheint — oft aus beträchtlicher Entfernung — ein kaiserlicher Kommissarius als Richter und nun wird die Folter anbefohlen. Früher oder später — je nach deren minder oder mehr scheusslichen Graden — gestehen die Inkulpaten zu, einem Hexensabbathe beigewohnt zu haben, bei welchem gewöhnlich Hagelschauer oder Gewitter zusammengebraut werden. Befragt um die ferneren Theilnehmer an der nächtlichen Zusammenkunft, diktirt ihnen entweder ein alter Groll oder eine abermalige Androhung der Folter beliebige Namen. Von einem sonstigen, sachlichen Eingehen ist keine Rede. Wer gestanden hat, wird verbrannt, und wer angezeigt ist, kommt demnächst an die Reihe. So nimmt das Geschäft seinen munteren Fortgang; Hekatombe auf Hekatombe wird dem Moloch geschlachtet. Ob die Aussagen richtig — ja! ob sie nur thatsächlich möglich sind — danach fragen weder Aerzte, noch Geistliche, noch Richter! — Aber unter den

kühnsten Vorkämpfern gegen dieses sinnlose Wüthen strahlt der Name eines Agrippa. Paracelsus lud den Hass der Geistlichen gerade deshalb auf sich, weil er — wiewohl selbst Katholik — gleich Agrippa die Exorzisten verhöhnte und sie auf ihre sonstigen seelsorgerischen Mängel aufmerksam machte. Und gleich jenen beiden deutschen Katholiken ruft der englische Protestant Fludd nach einer sehr gründlichen Vertheidigung gegen seine frommen Herren Kollegen, die ihn der Kakomagia beschuldigten:

> Concludo igitur, necesse esse, ut Cacomagi ac venefici nihil mali alicui imponere possint, nisi operentur per substantiam creaturae realem et manifestam, cuiusmodi sunt pulveres, unguenta, herbae et similia;

und etwas später:

> Videre licet, Diabolum non posse plus ex naturae mysteriis elicere, quam generi humano datum est cognoscere. Fol. 124.

Mit solcher Kühnheit den allgemein herrschenden Ansichten entgegenzutreten, wagt nur, wem ein überwiegendes Wissen moralischen, aussergewöhnlichen Muth verleiht. Jene Männer standen in den Reihen der geistigen Vorkämpfer ihrer Zeit, und mit dem Massstabe ihres — nicht des heutigen — Jahrhunderts gemessen, erscheinen sie wahrhaft hochbedeutend. Wolle man doch nicht vergessen, dass selbst ein Keppler sich die Erde noch als ein lebendes Wesen gedacht hat! Mystiker freilich sind und bleiben sie, denn sie waren, wie sämmtliche mittelalterlichen Gegner des Aristoteles, Neuplatoniker, und als solche fast alle Kabalisten. Allein man wolle sich auch nur endlich einmal darüber definitiv klar werden, dass sie den Namen „Mystiker" einzig und allein von ihren Gegnern im theologischen Sinne entnahmen; Mystiker also sind sie lediglich im kirchlich-orthodoxen Sinne. Wir jedoch, die wir hier nicht Kirchen-, sondern medizinische Geschichte treiben, haben nachgerade doch einmal die Pflicht, die kirchlich-gefärbten Brillengläser zurückzuweisen, wenn wir jene Männer hinsichtlich ihres ärztlichen Standpunktes in's Auge fassen; das ist Pflicht der Gerechtigkeit!

§ 55. Nunmehr werden, wie ich hoffe, auch die gewiss sehr zahlreichen, aber ruhigeren und besonnenen Gegner der Homöopathie anerkennen, dass die Entwickelungsgeschichte unserer bisherigen medizinischen Geschichtschreibung doch noch recht trostlose Lücken zeigt und dass unsere Gesammtgeschichte allerdings

eine Spezialgeschichte des Aehnlichkeitsgesetzes involvirt, welches als solches, und zwar nun physikalisch begründet, ausdrücklich auch bei den Paracelsisten auftritt. Sie werden weiter anerkennen, dass es allmählich wieder in sich versiechte, weil es auf um so thörichtere, therapeutische Abwege auslief, je mehr es sich von dem Paracelsischen Grundgedanken der Aehnlichkeit zwischen natur- und erfahrungsgemässen Wirkungen medikamentöser Substanzen und dem Krankheitsbilde entfernte. Sie werden nun auch zugestehen, dass die medizinische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert einmal bereits die ganze Fatalität der Isopathie durchzukämpfen hatte, und sie können nicht in Abrede stellen, dass für alle Parteien genug hängen bleibt von dem bekannten Schimpfnamen, mit welchem man die Apothekerei jener Jahrhunderte bedacht hat. Ist dem aber so, dann wird ihr Gerechtigkeitsgefühl, sowie die zwingende Logik historischer Thatsachen die wahrhaft wissenschaftlich denkenden und strebenden Männer aller Parteien ja nunmehr auch veranlassen müssen, meinen Beweis anzuerkennen, dass fortan Hahnemann — ganz abgesehen von seinen selbstverständlichen Fehlern und Trugschlüssen — dennoch mit Nothwendigkeit ehrenvoll in die Geschichte der Medizin eingereiht werden muss. Er ist Derjenige, der dem Axiom Similia similibus, welches als ein rother Faden durch die Gesammtentwickelung der Medizin zwar hindurchgeht, überall erkennbar, aber ruhelos, wie der ewige Jude, — endlich durch seine Arzneimittelprüfungen ein kulturfähiges Heim geschaffen hat, dessen weiterer Ausbau nicht einer kleinen Partei überlassen werden sollte, sondern welches die Beachtung und Förderung der Gesammtmedizin mit historischer Berechtigung in Anspruch nehmen darf. Ich bin dessen sicher, dass nunmehr die Zeit nahe ist, in welcher gerade die geistig bedeutendsten unter den heutigen Widersachern der Homöopathie die Hand bieten werden zu gemeinsamer Arbeit — und zu mancher dringend-nothwendigen, reformatorischen Musterung am ferneren praktischen Ausbau der Aehnlichkeitstherapie, und zwar in ihrem eigensten Interesse, nämlich in dem der Wissenschaft, die ja keine Partei ist, sondern über allen Parteien hocherhaben steht.

§ 56. Ich habe nach Fludd bisher keinen späteren aufgefunden, der das Similia similibus noch eingehend bespricht. Unter den mannigfachen grossen Anstössen, welche Hohenheim seiner Zeit

gab, ist es bekanntlich grade die Chemie, welche jetzt nach und nach aufhört, die „ancilla medicinae" — wie noch Rud. Glauber sagt — zu sein, um allmählich eine allzuweit ausgiebige Herrschaft über dieselbe zu gewinnen. Die Chemie beginnt schon in voller, einflussreicher Selbstständigkeit hervorzutreten in Rudolf Glauber's Schriften (vgl. deren Gesammtausgabe im Jahre 1659) wie sie denn auch bei ihm schon wesentlich in das sonstige Leben, in Oekonomie und Technik einzugreifen beginnt. Das Similia similibus aber wird allmählich vergessen, ja! es scheint verschollen, bis es urplötzlich wieder durch Hahnemann glänzender als je ersteht. Nach dem Vorgetragenen kann ich mich über Hahnemann's reformatorisches Auftreten ziemlich kurz fassen. Dass er kein Deus ex machina ist, dass er vielmehr unbedingt nur eingereiht werden muss in die lange Reihe der Entwickler des Aehnlichkeitsgesetzes, ja! dass ihm kein einziger der Grundgedanken, auf welchen die Homöopathie heut thatsächlich aufgebaut ist, in der Weise angehört, dass sich die Säulen unseres Lehrgebäudes nicht — wenigstens als klare Ideen — schon bei Paracelsus vorfänden, habe ich durch unwiderlegliche Zeugnisse nachgewiesen. Hahnemann's Belesenheit war bekanntlich eine ganz aussergewöhnliche. Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass sich in den Citaten aus Hohenheim's Schriften — und ich beschränkte mich ja absichtlich auf nur diejenigen, welche Rademacher beigebracht — sogar schon Bilder fanden, welche auch Hahnemann später gewählt hat. Dass er von Paracelsus schweigt, weiss der Leser. Hat er ihn, hat er sämmtliche Paracelsisten — was nach Sachlage auffällig erscheinen dürfte — wirklich gar nicht gekannt?

Nach dem, was wir nur in diesen kurzen Umrissen zur Anschauung des Lesers brachten, dürfte das kaum glaublich erscheinen — nicht einmal für einen Nichtkenner der Homöopathie. Der homöopathische Arzt aber, der mit Hohenheim selbst sich befassen will, wird allüberall erkennen, dass er in des Letzteren echten Schriften auf wohlbekanntem Boden sich befindet. Denn wenn es auch überaus möglich ist, dass zwei verschiedene Autoren einen Gedanken, dass zwei verschiedene Componisten das gleiche Motiv, dass zwei Techniker die gleiche konkrete Erfindung unabhängig von einander darlegen können, so ist es doch absolut unmöglich, dass Dichter und Musiker den Gedanken in den gleichen Modu-

lationen, in den gleichen Worten und Bildern einleiten, entwickeln und durchführen, oder dass zwei Techniker ihre Erfindung im genau gleichen Modell darbieten. Geschieht dies, so sind eben dadurch die Kriterien des geistigen Plagiats geliefert, und wer dies in Abrede stellt, stellt damit zugleich die Möglichkeit in Abrede, Original und Nachahmung überhaupt unterscheiden zu können. Bietet uns aber Hahnemann in seiner Auffassung vom Wesen der Krankheit schon Dagewesenes, in der Behauptung sowohl, dass dieses „innerste Wesen" derselben ein unerkennbares, wie in derjenigen, die so frappirend ihrer Zeit wirkte, dass Krankheiten nicht entstehen in Folge eines im Menschen innerlich sich bildenden „Krankheitsstoffes", sondern stets durch Einwirkung äusserer, meist immaterieller Ursachen; folgerte er weiter, dass daher nicht ein Einzelsymptom, sondern stets deren Gesammtsumme, welche allein einen Schluss auf das uns verborgene Wesen der Krankheit ermögliche, Gegenstand eines Heilverfahrens sein müsse, so bot er etwas überraschend Neues allerdings seiner Zeit, allein überraschend nur für Diejenigen, welche diese absolut gleichen Vordersätze bei Paracelsus nicht kannten, noch zur Stunde kennen. Entwickelt Hahnemann gar weiter, dass somit nicht die Krankheit das im Allgemeinen stets sich gleiche sei, dass es vielmehr das Ens einer normativen Krankheit gar nicht gäbe, sondern dass selbst aus gleicher Krankheitsursache bei verschiedenen Menschen nur die allerverschiedensten Krankheitsformen entständen; lehrt er gar, dass lediglich in den natürlichen Droguen der ruhende Punkt zu finden sei in dieser Erscheinungen Flucht, insofern dieselben ewig gleiche Beziehungen zu den Körpergebilden des Menschen sich bewahrten: so kann für keinen Einsichtigen mehr ein Zweifel sein, dass es sich hier nicht um einzelne gleiche Gedanken handeln kann, sondern lediglich um die Reproduktion der Paracelsischen wohlgefügten logischen Gedankenkette. Nun entnimmt aber Hahnemann der Paracelsischen Signaturenlehre gar noch die leitende Maxime, im Gegensatze zur Galenischen Lehre, Heilmittel anzuwenden nach dem Aehnlichkeitsgesetze; ja! er endet endlich mit des älteren Meisters ur-originalstem Gedanken, dass — da ebenso die unsichtbare Krankheitserzeugung kosmischer Einflüsse, wie das Heilprinzip der natürlichen Droguen ebenso stets spezifische, wie immaterielle Kräfte seien, so genüge schon die immaterielle Dosis des spezifischen Heilstoffes zur Rückführung — „zum lenken in die Gesundheit", wie

Paracelsus sagt. Nun wahrlich! Wer da noch leugnen möchte, dass Hahnemann dem Paracelsus nicht das Gesammtgerüst seiner Heillehre schweigend entliehen habe, der wird auch fähig sein zu behaupten, dass zwei Componisten unabhängig von einander die gleiche Symphonie zu schaffen vermögen! —

Allein nun ist gleichwohl zwischen der Heilmethode des Paracelsus und der von Hahnemann ein gewaltiger Unterschied. Denn wie unanzweifelbar Paracelsus auch das Aehnlichkeitsgesetz seiner Therapie theoretisch zu Grunde legt, so bleibt doch unerkennbar, nach welcher Maxime — ausgenommen der ex usu erworbenen — sich im Einzelfalle die jedesmalige Mittelwahl bei ihm vollzieht, wie also die „Aehnlichkeit" zwischen Krankheit und Arznei praktisch voraus erkennbar erscheinen mochte. Wir müssen vielmehr mit Rademacher wohl glauben, dass Paracelsus, gemäss dem Rademacherschen Genius epidemicus und dessen Wandlungen, das Simile von Fall zu Fall auch erst „durch Ausprobiren gesucht" habe.

Hier also tritt die hochbedeutende Reform Hahnemann's in Gestalt seiner „Arzneimittelprüfungen" ein. Allerdings lehrte er selbst, vollkommen irrthümlich, dass auch die Wirkungsweise der nach seiner Methode gewählten Arznei nach dem Aehnlichkeitsgesetze erfolge, während in Wahrheit das Aehnlichkeitsgesetz seinen praktischen Werth lediglich dadurch gewinnt, dass es das Suchen und Auswählen der in casu passendsten Arznei vermittelt. Eben diese Methode: Medicamente für eine gegebene Krankheitsform auszufinden, bezeichnet Hahnemann als „Homöopathie" und diese „Homöopathie" als seine Erfindung. Hätte seine Erklärung sich darauf allein beschränkt, so wäre sie auch wissenschaftlich unanfechtbar geblieben, da die praktische Erfahrung (resp. die Statistik) seine Methode in dieser Einschränkung anerkennen durfte, was bezüglich der medicamentösen Wirkungsweise nicht zugestanden werden konnte für das Aehnlichkeitsgesetz. Dass nun gerade dessen „Erfindung" Hahnemann mit ausdrücklichen Worten für sich in Anspruch genommen hätte, konnte ich allerdings bisher nicht auffinden. Allein seine kolossale Belesenheit ermöglichte ihm, in raffinirt kunstvoller Weise eine bedeutende Zahl planloser Einzelfälle darzubieten, denen gemäss viele unbekanntere Aerzte unbewusst oder doch nur traumhaft nach dem Aehnlichkeitsgesetze vorübergehend verordneten, während er allzu augenfällig die ganze iatrochemische Schule, während er den damals noch keines-

wegs verschollenen Paracelsus und die interessanten Abirrungen in dessen Schule todtschweigt, und das eben muss jedem Sachverständigen verdächtig erscheinen. Indem er seine Methode der Mittelbestimmungen „Homöpathie" benennt, übrigens aber vollkommen darüber schweigt, ob und wo eine unvollkommenere therapeutische Benutzung des Aehnlichkeitsgesetzes als ein System — dessen sämmtliche Fundamente er gleichwohl benutzt — schon vor ihm anzutreffen sei, verursachte er, dass eine weniger belesene Mitwelt ihn für den Erfinder auch der Hauptsache seiner Homöopathie, nämlich auch des Aehnlichkeitsgesetzes, anstaunte oder gänzlich verwarf. Gegen diesen Glauben seiner Zeitgenossen hat Hahnemann niemals protestirt; er hat ihn vielmehr gefördert und begünstigt durch kluges Schweigen. Denn dass er bei seiner immensen Belesenheit von Paracelsus, dem so viel besprochenen, nichts als den Namen sein Leben hindurch gekannt hätte, kann schlechterdings kein Urtheilsfähiger für denkbar halten.

Also der historisch wahre und wirkliche „Erfinder" des therapeutischen Similia similibus — der „deutschen Medizin", wie er es nannte — das war und bleibt der grosse Paracelsus! —

Dass wir letzteres endlich wahrheitsgetreu und laut anerkennen und aussprechen, dass wir Beide — Paracelsus wie Hahnemann — endlich an ihren richtigen Ehrenplatz stellen, davon hängt meines Erachtens die Zukunft unserer Homöpathie wesentlichst ab. Hahnemann hat die Paracelsische „Einheitslehre" mit schweren eigenen Irrthümern und Fehlgriffen verwoben. Er hat es verschuldet, dass auch der gemässigte C. H. Schultz in seiner Homöobiotik die Lehre Hahnemann's „ein Element der Wissenschaft, aber durchaus in unwissenschaftlicher Form" nennen durfte (l. c. S. 126). Diese Fehler sind auf das gründlichste ausgemerzt; wir erinnern nur an Männer wie Hirschel, v. Grauvogl u. v. A. Allein was hat uns das genutzt? So lange die ganze „Homöopathie" für eine „Erfindung" Hahnemann's zu Unrecht von uns ausgegeben wird, krampfen unsere Gegner sich an des „Erfinders" Fehler, um deren „Unwissenschaftlichkeit" und demgemäss „Unebenbürtigkeit" zu beweisen. Können wir ihnen das verdenken? — Allein die Sachlage ändert sich mit einem Schlage, wenn wir, wie wir wahrheitsgemäss müssen, in Paracelsus unsern Meister, in Hahnemann seinen bedeutendsten Schüler und Interpreten anerkennen. Dann fügen wir uns als organisches Glied nicht nur wieder in den Gesammtorganismus der

Gesammtmedizin, sondern befreien auch die Homöopathie von einem noch immer zu Unrecht auf ihr lastenden und sie hemmenden Drucke, unter dem wir alle litten und noch leiden durch Hahnemann's Subjectivismus.

§. 57. Verliert somit nach unseren gewiss unparteiischen Darlegungen Hahnemann überaus viel an der bisher von uns Homöopathen ihm zuerkannten Genialität der Erfindung, so bleibt ihm nichtsdestoweniger der volle Ruhm der Initiative thatkräftigsten und genialen praktischen Aufbaus des neuen Systems. Er bewährte dies, indem er Paracelsus' Lehre zeitgemäss umzugestalten suchte in anderer und zutreffenderer Richtung als später Rademacher. Seine Fehlerquellen aber erwuchsen daraus, dass er seinen Fundort für die therapeutische Verwendbarkeit des Aehnlichkeitsgesetzes verschwieg und dadurch das historische Missverständniss andauernd förderte und duldete, als sei gerade auch das Aehnlichkeitsgesetz durch ihn zuerst ersonnen; sowie dadurch, dass er des Paracelsus — freilich auch nicht uroriginale, sondern vorwiegend kabalistische — Begründungen allzu gering schätzte oder — was wahrscheinlicher ist — missverstand, und nun sich unfähig erwies, das Entliehene durch andere oder gar bessere Theoreme als sein wohlerworbenes geistiges Eigenthum ausweisen zu können. — Dadurch schwächte er nicht nur seine Sache, sondern stellte sie bloss in theoretischer Hinsicht. Andererseits aber — nämlich praktisch — vervollkommnete er hinwiederum das allerdings neue Heilsystem der „Homöopathie" höchst bedeutend durch die umsichtige Erschaffung seiner Vermittlungsbrücke zwischen Krankheitsbild und Arzneikraft, welche in der Prüfung der Arzneimittel an Gesunden zuerst von Hahnemann thatsächlich uns dargeboten ward. Allein ich muss — wenngleich nicht ohne eine gewisse Wehmuth — geltend machen, dass der Grundgedanke auch für diese grossartige Arbeit wiederum nicht Hahnemann's geistiges Eigenthum ist; dies erheischt die historische Unparteilichkeit. Mit Freuden jedoch erkenne ich an, dass es diesmal Hahnemann selbst ist, welcher die geistige Autorschaft für diese Erfindung ablehnt. Er selbst sagt uns im Organon der Heilkunst (2. Aufl.) Anmerk. zu § 113, Seite 221, dass vor ihm bereits Albrecht von Haller dieses Postulat ausgesprochen habe in seiner Vorrede zur Pharmacopoea Helvetica, Basil. 1771, Fol. S. 12:

„Nempe primum in corpore sano medela tentanda est,

sine peregrina ulla miscela; odoreque et sapore ejus exploralis exigua illius dosis ingerenda et ad omnes, quae inde contingunt, affectiones, quis pulsus, qui calor, quae respiratio, quaenam excretiones, attendendum. Inde, adductum phaenomenorum in sano obviorum, transeas ad experimenta in corpore aegroto. etc.

§ 58. So ist es denn nächst Paracelsus kein Geringerer, als der grosse Albrecht von Haller, der hier mit klaren und dürren Worten abermals auf das Aehnlichkeitsgesetz hinweist, das nach vorausgegangener Arzneimittelprüfung am Gesunden den Wegweiser für die Anwendungsweise der Arznei beim Kranken abgeben soll.

Im Jahre 1875 habe ich zuerst in einer kleinen Schrift darauf hingewiesen, dass — nur noch erheblich ausführlicher — auch der hochgeachtete Jenenser Professor Dr. Xaver Schoeman in seiner Arzneimittellehre S. 23 und 24 ganz dieselbe Anforderung stellt; und nicht minder darauf, dass der zu früh verstorbene Dr. Friedr. Wilh. Böcker, dessen Niemand mehr zu gedenken scheint, in seinen „Beiträgen zur Heilkunde" einen thatsächlichen, wenn auch nicht mustergiltig durchgeführten Versuch auf dieser Bahn bereits machte. Schroff folgte rühmlichst — aber ein bedauerlicher Beweis, wie abgestorben das Interesse für die Arzneimittellehre unter den Aerzten der Jetztzeit sich erweist, ist z. B. auch, dass die neueste Ausgabe von dem erst 1879 beendeten Pierer'schen Universal-Conversationslexikon die drei letzteren Männer todtschweigt.

Allopathie und Homöopathie.

§ 59. Ich bin zu Ende mit meiner Durchmusterung der historischen Entwickelung des Axioms Similia similibus. Wie verhält es sich nun in der Jetztzeit mit diesem Prinzip und seiner Geltungsweise?

Ohne auch nur einen Augenblick den immensen Fleiss zu verkennen, welchen die physiologische Schule aufgewendet hat, um Einsicht zu gewinnen in jenes Geheimniss, welches wir das „Wesen der Krankheit" nennen, — ohne im Geringsten zu unterschätzen, für wie manche Reihen pathologischer Prozesse, Ursachs- oder Entwickelungsmomente thatsächlich aufgefunden sind, von welchen man im Beginne dieses Jahrhunderts, ja! noch vor kaum zwei Dezennien keine Ahnung hatte, stehen wir nichtsdestoweniger nur noch allzu-

oft und selbst bei alltäglichen physiologischen Erscheinungen, wie z. B. der Schlaf ist, mit Galenos fragend vor der Sphinx des Lebens. (Vgl. Lebert, Handb. der Allg. Path. u. Ther. S. 1—6, S. 34. 39. 41. 47. 48. 715—762. 800—860.) Die Grenze der Modificationen zwischen Gesundheit und Krankheit ist noch keineswegs klar gelegt; selbst über die Definition beider streiten die Gelehrten noch immer. Die überwiegende Mehrzahl der Krankheitsursachen und ihrer Ausbreitungsmoden auch in manchen alltäglichen Krankheitsformen bleiben unbekannt oder doch strittig. Auch rücksichtlich der Pilze, Bacillen und sonstiger Mikroben bleibt die Frage: post hoc oder propter hoc? so lange eine offene, als deren Vor-Dasein in der uns umgebenden Luftschicht nicht als zweifellos krankmachende Ursache nachgewiesen ist. Die oft überaus komplizirten Krankheitserscheinungen subsummiren wir noch immer kategorisch unter allgemein acceptirte Namen, als wären sie ein uns wohldurchschaubares Ganze. Allein gerade deren inneres Wesen, d. h. also: die Gesetze, nach denen jene Symptomencomplexe sich so oder anders bei verschiedenen Personen oder zu verschiedenen Zeiten gruppiren, sind unserer Einsicht vor wie nach verborgen, und wir können somit aus der sogenannten Diagnose keinerlei logischen Grund für eine verlässliche Arzneimittelwahl entnehmen, wie die physiologische Schule es als Ziel ihrer Wünsche erstrebt. Das freilich gestehen die Schriftsteller und Aerzte der Allopathie — wenigstens in ihren hervorragenderen Werken — selbst auch ein; sie hoffen aber, dass Zeit und Fleiss die sämmtlichen vorhandenen Lücken noch ausfüllen werde, und diese Vollendung erwarten Manche sogar schon von einer sehr nahen Zukunft. Gegen den letzteren Hoffnungstraum haben wir aber hier daran zu erinnern, dass jedes dahingesunkene Jahrhundert bereits vermeinte, dem Ziele der Vollendung erheblich näher gekommen zu sein, und dass ja das Alles, was wir achselzuckend heut veraltet nennen, zu seiner Zeit bekanntlich überaus modern und ein scheinbarer Beitrag zur Erreichung der jedem Zeitalter anders vorschwebenden Vervollkommnungsziele war. Und dennoch — was bedeuten im Reiche der Wissenschaft — der ewig jugendlichen — einige Jahrhunderte? Die Erkenntniss der Ursachen und Bedingungen für Erkrankungen wird zwar vielleicht niemals eine völlig durchsichtige werden; mindestens ist dies eine Frage der Zeit, der vorzugreifen wir Alle nicht ver-

mögen. Jedenfalls aber muss und wird die ärztliche Welt nach der thunlichsten Erreichung dieses hohen Ziels unablässig fortringen, und diesem wissenschaftlichen Streben kann und will die Homöopathie unter keinen Umständen abhold sein, — sie würde sonst den Vorwurf der Einseitigkeit gerechter Weise auf sich laden. Allein sie hat auf der andern Seite auch das ganz entschiedene Recht, mindestens sich selbst immer und immer wieder daran zu mahnen, dass die Wissenschaft gerade in der Medizin keineswegs ihrer selbst willen getrieben werden dürfte; vielmehr muss sie unverrückt den humanen Endzweck im Auge behalten, in erster Linie gerade diejenigen Probleme zu lösen zu trachten, welche die wesentlichsten Bedürfnisse für die ärztliche Praxis bilden, um dieser letzteren möglichst bald nutzbar werden zu können. Die Homöopathie muss und wird also stets darauf hinweisen, dass selbst dann, wenn die wichtige Frage nach dem Wesen der Krankheiten wirklich einmal vollständig und zweifellos gelöst sein sollte für jeden Einzelfall, — und wann wird diese Zeit kommen? sicherlich aus dieser Erkenntniss zwar die Prophylaxis zur Vollkommenheit gefördert sein würde, keinenfalls jedoch zugleich hiermit die Sicherstellung des ärztlichen Curverfahrens. Denn eine derartig umfassende Prophylaxis könnte ja niemals — ebenso wenig als unsere moderne Gesetzgebung — Allgemeingut werden; sie könnte also auch keinenfalls verhüten, dass nicht dennoch Erkrankungsfälle erwüchsen, wie wir dessen uns ja jetzt schon genügend zu überzeugen vermögen. Dann aber bleibt, weil im lebenden Organismus durchaus nicht das einfache Causalgesetz massgebend ist, sondern weil stets eine Reihe von Wechselwirkungen zwischen Krankheitsursache und Krankheitsausbreitung Platz greifen muss, welche sich in verschiedenen Organismen verschieden, je nach deren Constitution, zu gestalten haben, stets doch die Frage nach dem Curverfahren die ewig wiederkehrende, die schlechthin unabweisliche. Die Homöpathie also ist und bleibt der Meinung, dass man ganz sicherlich zwar das Eine thun, das Andere aber deshalb nicht lassen solle. Und darum muss sie die jetzt übliche Vernachlässigung der durch keine Chemie zu ersetzenden Arzneimittellehre in der Allopathie bitter beklagen und kann daher unmöglich anders, als höchst verwundert darauf hinblicken, dass und warum die Allopathie diesem zuerst von Paracelsus und später von A. von Haller und von

Hahnemann nachgewiesenen Weg, ebenfalls eine rationelle, d. h. gesetzlich geregelte Curmethode zu gewinnen, so empört den Rücken wendet und weshalb sie die im Vorwort erörterten Fragestellungen Hohenheim's gar nicht einmal kennen, geschweige denn beachten will? Es kann in Fragenklärung von so absolut praktischem Interesse, wie es die nach dem gegenseitigen Verhältniss zwischen Krankheitsfall und Arzneimittel ist, doch unmöglich sein Bewenden haben dabei, dass man sich dieselben fern zu halten sucht unter dem Ausdruck doctrinären Missbehagens, möge immerhin der Einzelne sich in diesem Falle entscheiden, wie er wolle. Allein die Wissenschaft muss doch endlich einmal Stellung nehmen zu dieser Sache, muss die Natur dieser Fragen zuvörderst wenigstens doch erst einmal richtig kennen lernen und sie sodann experimentell — nicht theoretisirend — prüfen. Denn die Bestätigung ihrer Richtigkeit, wie etwa die Verwerfung derselben, kann beweisgiltig nur auf experimentellem Wege gewonnen werden. Dies ist ein Postulat, welches gerade die physiologische Schule in jeder anderen Hinsicht, als in Bezug auf Homöopathie, mit Recht betont, und welches keinem neuen Arbeitsresultate versagt werden darf aus dem Grunde, weil die Vertreter desselben zur Zeit in der Minorität sind. Wenn also einzelne Autoren der herrschenden Schule aus lediglich instinctiven Abneigungsgründen sich zu der Redensart verstiegen: „Die Wissenschaft lehne die experimentelle Prüfung dieser Frage ab", so ist dies völlig nichtssagend und mahnt einzig an die übermüthige Willkür türkischer Justiz. Denn „die Wissenschaft" hat doch in dieser Welt durchaus nichts anderes zu thun, als eben objektiv „zu wissen" d. h. also: beweisende, folglich experimentell gewonnene, Argumente pro oder contra zu kennen. Competenzconflicte kennt das Forum der Wissenschaft bekanntlich keine, weil letztere nichts mit Subjectivitäten gemein haben kann und darf. Am allerwenigsten können vollends posthume, müssige Betrachtungen über diverse theoretische Schnitzer Hahnemann's, welche heutzutage ebenso wenig irgend Jemand bestreitet, als sie das mindeste sachliche Interesse gewähren, jene uralte Streitfrage entscheiden, welche Hippokrates bereits andeutend aufwarf, welche jedoch das ganze Alterthum, von der irrigen Theorie der Vierelemententheorie völlig umstrickt, übersah, und welche erst Paracelsus wieder verdeutlichte, indem er die Fesseln jener tyrannisirenden Theorie mit

gewaltigem Geiste zerbrach, — jener Paracelsus, den ja auch die neueste Allopathie als ihren „Reformator" proklamirt! — Eine endgiltige Entscheidung des so alten Kampfes ist aber, wie sie eine wissenschaftliche Ehrenschuld ist, so ebenfalls auch eine Pflicht im Interesse aller Kranken; sie ist eine ernste Humanitätsforderung. Als solche kann sie freilich wohl verschleppt, jedoch nicht aus der Welt geschafft werden. Und letzteres ist es eben, was die Geschichte der Medizin wie der Naturwissenschaften unwiderleglich für Jedermann predigt. Umsonst ja lehnten von jeher die gerade herrschenden Theorieen, indem sie vergeblich sich identifizirten mit der „Wissenschaft", gegen gehaltvolle Neuerungen sich auf, welche ihnen mehr oder weniger unbequem waren. Umsonst vergällte der Hass der Galeniker Hohenheim's Leben, bis dasselbe vermuthlich feiger Meuchelmord bei Salzburg beendete; seine Lehre spülte das tausendjährige, unerschütterlich erscheinende Reich des Galenismus geräuschlos dahin. Umsonst suchte selbst die irdische Allmacht der Kirche bei Katholiken wie bei Protestanten*) die Erde festzuhalten und den Himmel sich drehen zu lassen: der schwache Greis siegte. Umsonst wollte die „Wissenschaft" des 17. Jahrhunderts noch lieber

*) Ueber Galilei's Vertheidigung des Copernikanischen Systems äussert sich Luther in seinen Tischreden (Ausg. von Irmischer Bd. LXII. S. 319): „Es ward gedacht eines neuen Astrologi, der wollte beweisen, dass die Erde bewegt würde und umbginge, nicht der Himmel oder das Firmament, Sonne und Monde. — — Aber es gehet itzt also: wer da will klug sein, der soll ihm nichts lassen gefallen, was Andere machen, er muss ihm etwas Eigenes machen, das muss das Allerbeste sein, wie er's machet. Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umbkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeiget, so hiess Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich."

In demselben Sinne urtheilte Melanchton (Initia doctrinae physicae, im Capitel: Quis est motus mundi?): „Der Himmel dreht sich. die Erde ruht fest. Einige Neuere, vel amore novitatis, vel ut ostentarent ingenia, haben allerdings behauptet, die Erde bewege sich und die Sonne stehe still, rechnen auch die Erde unter die Sterne, — aber solche palam absurdas sententias zu behaupten, non est honestum et nocet exemplo: bonae mentis est, veritatem a Deo monstratam reverenter amplecti et in ea acquiescere." Es folgen dann die Stellen aus dem altem Testament, welche die Bewegung der Sonne und das Stillstehen der Erde beweisen und dazu sollen auch noch die (natur-) wissenschaftlichen Betrachtungen dasselbe als richtiger darthun, und dass die Erde in der Mitte des Universums stehe und ruhe.

(H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie, Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1869—1875. S. 128).

mit Galenos irren, als mit Harvey den Blutlauf anerkennen. Das Blut kreiste still und aller Modewissenschaft zum Trotz in seinen Adern weiter. Niemand mochte von Anenbrugger's „novum incentum" die geringste Notiz nehmen; Laennes brachte es dennoch zu Ehren. Noch in unserm Jahrhundert erklärte die „Wissenschaft" die praktische Brauchbarkeit der Dampfschiffe für eine Unmöglichkeit; längst aber beherrschen dieselben alle Meere. Der Mensch ist sterblich und sein Wissen ist dem Irrthume auf Schritt und Tritt unterworfen; die Wissenschaft aber ist die allmälige Entschleierung des irdischen Waltens göttlicher Allmacht und ihrer Gesetze; sie kennt keinen Hass, keinen Neid, denn sie kennt keine Autoritäten mit ihren menschlichen Fehlern und Gebrechen. Seien wir also Jünger der Wissenschaft; prüfen wir gerecht und unparteiisch Alles, um das Beste zu erkennen und zu behalten. Früher oder später wird uns dennoch — dessen bin ich vollkommen überzeugt — die Zukunft jene im Interesse Aller — der Mediziner wie Nichtmediziner — wünschenswerthe Vereinbarung beider Methoden bringen, welche ebenso unbeirrt fortstreben wird, alle Ursachen und Bedingungen im laboratorio zu entschleiern, welche Erkrankungen erzeugen und fortzubilden vermögen, wie sie dem Aehnlichkeitsgesetze (denn solchen Gesetzesrang nimmt das Similia similibus geschichtlich ein) am Krankenbette die anerkanntesten Früchte sichern wird.

Jeder Kenner der Homöopathie ist offenbar gezwungen, zuzugeben, dass ihm in den vier hier aufgestellten Fundamentalsätzen, wie ich sie wörtlich Rademacher entlehnte und wie dieser sie als Grundprinzipien der Paracelsischen Heillehre entnommen zu haben angiebt, die wohlbekannten Prinzipien der Homöopathie entgegentraten, welche ich also nunmehr durch die allegirten Citate als ein unbestreitbares Prioritätseigenthum Hohenheim's erwiesen zu haben glaube.

V. Hahnemann und die Homöopathie der Neuzeit.

§ 60. Ich habe Hahnemann viel, sehr viel nehmen müssen, um der Geschichte und um seinen Vorgängern am Ausbau des Aehnlichkeitsgesetzes gerecht zu werden. Allein der Ruhm — und er ist wahrlich gross genug, um ihm den Glanz der Unsterblichkeit unverblichen zu wahren — wird seinem Namen immerdar verbleiben müssen, dass er die fast versunkenen und ver-

schollenen, überall verstreuten Bausteine zusammenfand, dass er neue, von gleich unschätzbarem Werthe bahnbrechend in seinen Arzneimittelprüfungen hinzufügte und dass er so den neuen Tempel der Heilkunst von Grund aus wieder entwarf und zuerst fertig ausführte. Michael Maier, der bekannte Leibarzt Kaiser Rudolf II., erzählt in seinem Silentium post clamores (Edit. altera, Francof. 1624) S. 28 vom Osiris: A Typhone quodam furioso et impio dolo (hic) occisus traditur et in aliquot partes dissectus, pudendis in Nilum abjectis. Sed Isis partes recollegit et iterum composuit, exceptis pudendis. Ich wüsste kein passenderes Gleichniss, um Hohenheim's und Hahnemann's Verdienste um das Aehnlichkeitsgesetz richtig zu veranschaulichen. Wie Isis den Osiris, so hatte zuerst Paracelsus das Aehnlichkeitsgesetz therapeutisch neu gestaltet und belebt. Allein erst Hahnemann machte dies Gesetz durch seine Arzneimittelprüfungen auch wahrhaft fruchtbar und befähigte es, neues Leben zu spenden.

Freilich bleibt fürderhin Hahnemann nicht mehr der Götze, mit welchem man von manchen Seiten einen übertriebenen Cultus feierte, das von der Vorgeschichte der Medizin völlig losgelöste Universalgenie ist er nicht, und das ist gut, wie ich meine, denn je entschiedener er dieser Geschichte angehört, um so unabänderlicher wird es nunmehr auch für die Gegner, ihn gerade in dieser neuen Gestaltung seiner Wirksamkeit ernster und aufmerksamer in's Auge zu fassen, als je bisher geschehen ist. Weil seine Anhänger ihn allzuhoch erhoben, so fand man es seitens der Widersacher um so nothwendiger, ihn desto tiefer hinabzusetzen. Seine Anhänger liehen ihm allzuviel Licht; seinen Feinden erschien es menschlich, zum Lichte auch den Schatten zu complementiren. Jetzt wird man gezwungen sein, ihm einfach Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und dabei kann Hahnemann nur gewinnen. Der Mann, der die leuchtendsten Gedanken eines Paracelsus neu belebte, welchen ja so erbitterte Feinde der Homöopathie, wie z. B. Lebert, als den Ahn der neueren Medizin hochachten und anerkennen, derselbe Mann, welcher der unzweideutigen, gleichlautenden Forderung des allverehrten, grossen Albrecht von Haller Fleisch und Blut gab, war nicht und konnte nicht der alberne Phantast und eitle Träumer sein, als welchen bisher einzig und allein diejenigen ihn ausgaben, welche es am Aengstlichsten vermieden, ihm fest und klar in's Auge zu sehen. Allein dieselbe Forderung, unsern Blick klar und gleichfalls unbe-

stochen von Vorurtheilen auf sein geistiges Bild zu heften, müssen wir nothgedrungen auch an uns, an seine Schüler und Nachfolger, richten. Noch hat in der Geschichte kein grosser Reformator exsistirt, welchen nicht theils der Mangel, der jedem Sterblichen anhaftet, theils die verbitternden, im unablässig wogenden Kampfe immer schroffer sich gestaltenden Consequenzen der eigenen Lehre zu Uebertreibungen und Ueberconsequenzen hinabdrängten. Wie hätte Hahnemann dies erspart bleiben können! In seiner Zeit traten Magnetismus und Electrizität abermals als Erscheinungen auf, welche erneute allseitige Beobachtung und Erforschung herausforderten; sie sah man damals als Kräfte an, welche aller stofflichen Bande zu spotten schienen, als gleichsam vergeistigte Gewalten.

§ 61. Geht denn nicht durch jene ganze Zeit, durch ihr ganzes literarisches Schaffen, Leben und Denken in Deutschland ein phantastisches, sensitives Gefühlsschwelgen, das grell contrastirt mit dem materiellen Massenmorde der französischen Guillotine, aber seinen poetischen Ausdruck findet im damals begeistert aufgenommenen Ossian, in Werther's Leiden, im Schiller'schen Geisterseher, in verschiedenen Körner'schen Novellen, im ganzen Jean Paul, in den älteren Novellen Zschokke's u. s. w. und welches nach den begeisterten Kämpfen gegen Napoleon I. ausklingt in jenen ideellen, patriotischen Träumen der einstigen akademischen Jugend, welches Demagogie gescholten und so imposant-heroisch von oben her besiegt wurde? In der medizinischen Literatur aber ist es vorzugsweise die damalige Psychiatrie, in welcher jener Drang zum Verflüchtigen jedweder materiellen Causalität scharf ausgeprägt wird, der seinen kränklichen Höhepunkt feiert in den Schriften Swedenborg's, Just. Kerner's und in jener Mischung von Dichtung und Wahrheit in den Beobachtungen Mesmer's. Unmöglich kann und darf derjenige Theil der Aerzte, welcher in seinem Urtheil über Verstorbene auch die Geschichte zu consultiren für Pflicht erachtet, übersehen, dass in jener Epoche offenbar ganz Deutschland einer mystisch waltenden Dynamis zu opfern liebte. Wie sollte denn da gerade Hahnemann bei seinem Aufbau eines so eigenartigen Systems unberührt geblieben sein von dem eigenthümlichen, epidemischen Hauche seiner Zeitströmung, der das seelische Leben abzulösen strebte von seinem körperlichen Substrate, zur selbigen Zeit, als er Beobachtungen thatsächlicher Art machte, für welche der Standpunkt der Naturwissenschaften ihm noch keine

passendere Erklärung an die Hand gab! Dass Hahnemann in seiner Theorie geirrt, weiss heut die ganze gebildete Welt; was sie indessen nicht wissen will, ist, dass im Laufe der Zeit seine befähigtsten Anhänger — und unter diesen namentlich Dr. von Grauvogl — seine Irrthümer richtig stellten. In dem geflissentlichen Ignoriren dieser Correcturen aber liegt das schwere Unrecht gegen den Verstorbenen, wie gegen die Lebenden.

§ 62. Als Hahnemann die thatsächliche Geltung des Aehnlichkeitsgesetzes regenerirte, da geschah es — und das steht historisch unläugbar fest — auf Grund von stofflichen Arzneigaben. Als er diese Arzneigaben zu verkleinern begann, da geschah es gleichfalls auf Grund derjenigen zwingenden Gründe, denen auch unser Aller Erfahrung, die wir Homöopathen sind, sich beugt, wenn wir — gerade auf Grund des Aehnlichkeitsgesetzes — unsere Arzneimittel nicht mehr in denjenigen Dosen geben, welche uns aus unserer allopathischen Vergangenheit geläufig waren, denn da erleben wir in der That nur allzuoft unliebsame Verschlimmerungen des Krankheitsbildes. Als er jedoch — durch die absolute Noth gedrängt während seines Wirkens in Leipzig, (und auch dies steht historisch fest) — sich zu dem Satze verstieg: „ein Arzneimittel kann niemals so weit verkleinert werden, dass es nicht immer noch ungleich kräftiger wirke, als die Krankheitsursache“ — da war es nicht mehr die Hand der positiven Erfahrung, an welcher er dahin schritt, sondern da waren es seine grundfalschen Theorieen vom geistigen Wesen der Krankheit, welchem er eine stoffliche, vergeistigte Arzneikraft entgegensetzen musste — seiner Theorie zu Liebe!*) Für seine „Dy-

) Merkwürdig genug ist es aber doch, dass auch diese Theorie Hahnemann's von dem „Geistigen der Krankheit“ nicht als seine Ersterfindung gelten kann, sondern sich gleichfalls bei Paracelsus bereits — nur innerhalb richtigerer Grenzen — vorfindet. Um dieses zu erweisen, muss ich freilich meinem Plane untreu werden, mich nur auf solche Citate aus dem Paracelsus zu beschränken, welche Rademacher mittheilt. Vielmehr entnehme ich hier der Strassburger Ausgabe vom Paracelsus von 1616, 2. Th. (S. 222 und ff.) „Von Ursprung, Ursach und Heilung der Frantzosen“ (lues Gallica), einer Schrift, welche noch heut von grossem Interesse ist, ganz besonders auch betreffs der Arzneiendosirung (§ 45) folgende hierher gehörige Stellen: „Dieweil nun der Ascendens) die Krankheit ist, so wissen hie in Luxu**), in was weg jr die Artzney sollen ministriern, dz ist, das fürzunemmen, das jr wollt ver-

*) hier etwa = epidemische Constitution.
**) luxus = morbus syphiliticus.

namisationen" der Arzneien spricht kein realer Grund mehr, keine Nothwendigkeit; sie gehören dem Gebiete der Speculation an, und sind — das ist die Erfahrung auch meines Lebens und in dieser weiss ich mich eins mit der Erfahrung vieler anderen

---

treiben, das ist, das die Artzney geben werd, auszuführen den Geist der Krankheit und nit die Materiam, die ihr nennend peccantem. . . . ."

„So nun nit Materia, sonder der spiritus peccans sol ausgetrieben werden, so wird die Materia bleiben, die jr ausszutreiben understehn. und die jr todthaftig schetzen, die wird dem Leibe gesundt und frisch bleiben: Dann vrsach, an dem ort ist allein der spiritus die Krankheit vnn nit die Materia. Vnn als wenig sich gebürt, so von dem Gestirn der*) Lufft vergifft were worden, den Lufft hinzunemmen, also wenig gebürt sich hie an dem ort, die Materi hinweg zu nemmen. Dann es liegt nichts anderst in der Materia, als so du ein Geschmack machest, in ein vermachte Stuben und der Lufft derselbigen Stuben würde geregieret vom selbigen Geschmack. Nun ist das vertreiben des geschmacks: nit, das du mögest den Lufft hinweg thun, der an dem ort ein corpus ist des geschmacks, sonder den Geschmack vom corpus magstu wol treiben, das corpus bleibt aber allweg in der Stuben. Also wenig solche Corpora müglich sind zu verendern, also wenig auch soltu wissen, das dir müglich ist, solche corpora, die im Leib Spiritualia liegen, hinweg zu treiben, darumb die Artzney dermassen sein soll in der Administrierung fürgenommen werden, dass das corpus ungeletzt**) bleibe und der Spiritus auss jm gang, welcher das corpus geletzet hat. Dann was ist, das von uns die Kälten treiben mag, als allein die Sonn oder das Fewer oder der Sommer: dann vrsach, sein corpus mag nit genommen werden, allein sein Geist, der dem Menschen nit müglich ist, sonder allein müglich seinen Genossen, das ist, dem widerspil im Element. Vnd wie solchs frembd ist, also auch frembd an dem ort die Krankheit zu erkennen. Darauff dann folgt, das die Artzney gleichmässig sein soll den Ascendenten, vnd nicht den corporibus. In solchen weg wird rechtgeschaffen probiert in der Administrierung der Artzney: Dann sie soll dermassen geordnet werden, dass sie vom corpus nichts hinweg neme, sonder das corpus unverletzt in seim Gewicht lassen stehen. Dann es ist nit Materia peccans zu betrachten, sondern Spiritus peccans, den ihr allmal, wie die Etzarzt***), vnderstehend hinweg zu treiben."

Cap. IX.

„Vn aber so wissend von dem Geist in Luxu vnd Venere, derselbig ist nit ein corpus, sonder ein corporalischer Spiritus, er ist derselbig, der Luxum vn Venerem, die Krankheit, herrschet. Nun ist in guter Erkenntniss, daz Luxus, so er sich erzeigt durch coitum, nichts anderst ist, dann sperma den Augen zu sehen. Aber auss dem geht kein Grund der Artzney, sond' in der eussern Sphaera wird er funden, dz diese sperma nit ist die Materia, derfür wir sie halten, sonder das corpus ist es, das der Spiritus gubernirt . . . . . wiewol dieser Spiritus peccans ein corpus ist, aber vnsichtig, auss vrsach seiner grossen kleine u. s. w. u. s. w."

Paracelsus löst also seinen Spiritus nicht, wie Hahnemann, ab von jedweder Stofflichkeit.

---

*) = die. **) unverletzt. ***) Aetzärzte.

Kollegen — dem Praktiker vollkommen entbehrlich. Unendlich fern stehe ich der Anmassung, als sei ich in der Lage, für jede Arznei im Verhältniss zu jedem Organismus die Grenze gegenseitiger Einwirkung bestimmen zu können. Im Gegentheile weiss ich aus eigener Erfahrung, dass wirklich einige Arzneimittel Wirksamkeit noch jenseits der 30. Potenz entfalten; für die Mehrzahl der Arzneien jedoch vermochte ich die gleiche objective Ueberzeugung aus meinen Versuchen mit selbstgefertigten Potenzen durchaus nicht zu gewinnen.

Wenn ich indessen nicht einmal Hahnemann auf dieses Gebiet der „dynamisirten" Arzneigaben zu folgen vermag, wie sollte mich gar der ehemalige Stallmeister Jenichen mit seinen Hochpotenzen in das mystische Arzneimittelwirrsal der Hochpotenzen zu locken vermögen, — und wie vollends, wenn ich von den Hochpotenzen, welche ich mir selbst — und zwar gewissenhaft — bereitete, nichts weniger als befriedigende Erfolge zu verzeichnen habe? Und überdies — welches Chaos, welche Willkür, welche Unzuverlässigkeit herrscht rücksichtlich der Darstellungsweise dieser Hochpotenzen! Diese stellt der eine Verkäufer so und der andere anders dar — und der Arzt kauft sie — unfähig jeder Controle — geleitet vom „Glauben" an die Verlässlichkeit des einen oder anderen Lieferanten. Wer solcherart basirten „Erfahrungen" eine „wissenschaftliche" Geltung zugestehen will, der mag es thun; ich folge ihm in keinem Falle, und um so weniger, als ich — wie gesagt — meinen eigenen derartigen Präparaten kein empfehlendes Zeugniss auszustellen vermag! Ich schweige davon, dass von Amerika aus bereits Potenzen mit der Zahl 6000!! angeboten wurden, denn ich schäme mich dessen für unsere Sache! Allein auch hier und unter uns hört man von der Anwendung 1000. und 2000. Potenz gelegentlich sprechen.

Das heisse ich nicht allein die „Wissenschaft" (!!) sondern die gesunde Vernunft auf den Kopf stellen! Wie grosss denkt man sich denn etwa den Zeitraum, den ein verlässlicher Apotheker brauchen würde, um eigenhändig unsern Arzneischatz bis zur 2000. Potenz zu „verdünnen"? Und gesetzt, er fertige sämmtliche Arzneien nur in 2 Grammgläsern an, — welchen Raum müsste eine solche Apotheke beanspruchen? Erwägt man ferner die Kosten für Zeit, Raum, Gläser, Korke, Etiketten und Alkohol, so muss auch der Harmloseste sich sagen, dass bei dem kläglich

schwachen Absatze solcher „Hochpotenzen" deren Preis ein nahezu für Aerzte unerschwingbarer werden müsste. Und welcher Apotheker würde — bei dem Allen — noch dafür einzustehen wagen, dass bei diesem Potenzirgeschäfte, welches eine Arbeit für Sträflinge, aber nicht für denkende Menschen sein würde, kein Fehler unterlaufen sei? Schon die Achtung für unsere Apotheker sollte gewisse Schwärmer abschrecken, derartige Anforderungen überhaupt verlauten zu lassen und den oder jenen unserer Apotheker allmälig in die Gefahr zu drängen, Garantien zu übernehmen, welche kein vernünftiger Mann annehmen — und vollends gar fordern sollte!

Gewöhnlich pflegt es sich aber auch bei derartigen käuflichen „Hochpotenzen" durchaus nicht um Medicamente zu handeln, welche thatsächlich von der 1. bis zur 1000., 2000. etc. in regelmässiger Verdünnung hergestellt wären, sondern um beliebige substanzielle Verdünnungen, welche man kräftig in der angegebenen Weise geschüttelt zu haben behauptet. Dergleichen Schüttelpräparate „Hochpotenzen" zu nennen, ist jedoch eine — Willkür wollen wir sagen, welcher ein Ende zu machen der Centralverein für Homöopathie endlich einmal sich das Herz fassen sollte.

§ 63. Vor allen Dingen giebt es keine irdische Kraft und hat zu keiner Zeit eine geben können, welche nicht auf einen Stoff zurückführbar wäre. Stofflich waren und mussten die Arzneigaben sein, mit welchen Hahnemann Arzneiwirkungen erzielte, welche wir — wenn wir heut seine Arzneimittelprüfungen an uns nachmachen und auf ihren Wahrheitsgehalt controliren wollen — ebenfalls nur dann wieder gewinnen, wenn wir mit Gaben experimentiren, welche freilich verschieden sein können und dürfen — je nach individueller Reizbarkeit des Einzelnen für diesen oder jenen Arzneistoff — welche aber unter allen Umständen gleichfalls noch stoffhaltig bemessen werden müssen; nicht selten bedarf man sogar der Urtincturen. Prüfen wir in dieser Weise, wie wir es zu thun gezwungen sind, wenn wir von Nachprüfungen oder von Neuprüfungen mitsprechen wollen, dann überzeugen wir uns zu unserer aufrichtigen Freude, dass Hahnemann, gestützt auf thatsächliche Erfahrung, jenen bis dahin unbekannten, aber alle Welt überraschenden Satz aufstellen durfte, dass die überwiegendste Mehrzahl der Arzneimittel (— aber nicht alle, z.B. nicht Cochenille —) in dem gleichen Grade an Ausbreitung ihrer Einwirkungsfähigkeit auf den menschlichen Organismus ge-

winnen, wie sie an Intensität ihrer Einwirkung auf Einzelorgane, z. B. auf Magen, Darmkanal oder Gehirn, verlieren. Und da diese Intensität der Einwirkung nur von der Masse des einverleibten Medicaments abhängt, die Extensität der Einwirkungen eines und desselben Stoffes aber ebenso nur durch Wiederholungen schwächerer Gaben in die Erscheinung gebracht werden kann, so hatte er ein vollkommenes Recht, von „aufgeschlossenen Arzneigaben" zu sprechen, und von deren Kraft (oder „Potenz"), die Extensionssphäre eines Arzneikörpers über viele Körperprovinzen zu propagiren. Dass er sich dabei falsch ausdrückte und nicht von vorn herein die Missdeutung ausschloss, als stünden Volumverminderung des medicamentösen Prüfungsstoffes und Extensität der Wirkungsausbreitung im Organismus etwa in einem gewissen, arithmetischen Verhältnisse und als nähme die letztere in einem ähnlichen Grade andauernd zu, als man die Stoffmasse verringere, — das ist zu bedauern. Wenn jedoch eine Anzahl seiner Gegner noch immer auf dem krassen Irrthume verharrt, er habe damit den Nonsens ausgesagt, dass zugleich mit der Volumabnahme eines Arzneikörpers dessen Wirkungsintensität auf ein Einzelorgan zunähme, so gereicht ihnen das wahrlich nicht zur Ehre, sondern beweist lediglich ihre Incompetenz zur Sache; das ist ein ebenso schweres Verschulden gegen den verstorbenen Hahnemann, wie eine ebenso leere und dünkelhafte Ueberhebung über das Intelligenzmaass seiner lebenden Anhänger; das ist ein trauriger Beleg nicht für ihr Wissen, sondern für ein trostloses Nichtwissen in der streitigen Sache.

§ 64. Die Besonneneren dahingegen unter unsern Gegnern werden fortan sicherlich geneigter sein, zu erwägen, ob sie eben dieselbe, und doch lediglich theoretische Abneigung, welche sie gegen Hahnemann empfinden, auch einem Albrecht von Haller gegenüberstellen mögen? Sie werden sich nicht verhehlen können, dass sie zur Zeit eine ähnliche Rolle spielen, wie ein Gefühlspolitiker einem sachlich geschulten Staatsmann gegenüber; sie werden endlich — wenn Keinem sonst in der Welt — so doch sich selbst eingestehen müssen, dass grade sie, welche mit vollem Rechte überall laut verkünden, dass die heutigen Naturwissenschaften ihre Behauptungen und Lehrsätze nur auf das Experiment gründen dürften, wenn sie sachlichen Werth beanspruchen wollen, vor allen Dingen auch bezüglich der Arzneiprüfungsresultate an Gesunden sich nicht mit einem negativen „Glauben" und

„Wähnen“ beruhigen dürfen, sondern das Ablehnen unserer Resultate auf Gegenexperimente basiren müssen, wenn der Kampf ein ehrlicher sein soll. So viel Ehrlichkeit und so viel Muth, als zu solchen Gegenexperimenten gehört, haben nicht sowohl wir, als gerade sie selbst von sich zu fordern! Desgleichen aber ist auch jeder Homöopath, ohne irgend eine Einzelausnahme, gezwungen zuzugeben, dass er — sein ungetrübtes Gesundsein natürlich vorausgesetzt — überaus bald aufhören wird, klare und deutliche Abänderungen seines Befindens verzeichnen zu können, sobald er jenseits der Dosen, welche seine Individualität verlangt, um deutliche Gesundheitsstörungen an sich zu erzeugen, die Prüfungen fortsetzt. Es bedarf hierzu nur eines regelmässigen Fallens um je fünf Decimalverdünnungsstufen, um ein schnelles Ende der Prüfung herbeizuführen. Dass hierbei Idiosynkrasieen keine entscheidende Rolle spielen können, ist selbstredend. Das letzterwähnte Experiment müsste aber ein umgekehrtes Resultat ergeben, wäre die Berufung auf die intensivere Heilkraft „dynamisirter“ Medikamente eine wirklich der Erfahrung entnommene. Das aber ist durchaus noch unerwiesen; mindestens ist man uns noch jede Spur eines demonstrirbaren Beweises dafür schuldig geblieben,*) und zweifellos „erfahrungsgemäss“ ist bisher einzig und allein der Einwand, dass wirkliche Neuropathieen der Regel nach viel weniger materielle Dosen verlangen und er-

*) Beweise für die Wirkungsfähigkeit von Hochpotenzen anzuerkennen in solchen Fällen, welche mit käuflichen sogenannten Hochpotenzen behandelt wurden, sollte man doch Niemandem zumuthen. Ebenso wenig können und dürfen Fälle beweisen, in welchen sogenannte Hochpotenzen im Zeitraume weniger Tage nach vorausgebrauchten Tiefpotenzen zur Anwendung gelangten. Das Thema der „Nachwirkungen“ beansprucht ohnehin beim Gebrauche sowohl von Thermen, wie von homöopathischen Medicamenten eine überaus weitgehende Berücksichtigung. Vollends aber Berufungen auf sonstiges Verhalten minimalster Stoffpartikelchen, wie z. B. in der Spectralanalyse, bei den Experimenten von Crookes u. s. w. beweisen doch wahrlich nichts Sonstiges, als dass auch die denkbar minimalsten Stoffpartikelchen noch Wirkungen innerhalb gewisser Grenzen und unter bestimmten Bedingungen verursachen, und innerhalb dieser Beschränkung ist die Berufung auf solche Erscheinungen gewiss unbedingt zu Gunsten der Homöopathie im Allgemeinen gestattet. Zu Gunsten der Wirkungen von Hochpotenzen jedoch erweisen Analogieen aus dem einfachen Grunde durchaus gar nichts, weil daraus, dass atomartige Körperchen unter genau bestimmten Modalitäten eine Kraftentfaltung in der einen Richtung erkennen lassen, kein logischer Schluss auf gänzlich andersartige Kraftentwickelungen unter gänzlich verschiedenen Modalitäten und Relationen zulässig ist

tragen, als Erkrankungen sonstiger Gewebe. Ich habe mich innerhalb meiner Praxis recht wohl befunden bei Bevorzugung sechster Decimalpotenzen, mitunter auch dritter. Ich habe mich jedoch auch der Erfahrung nicht entziehen können, dass in der That z. B. Mercurius cyanatus noch unsicher wirkt in 6. Decimalverdünnung, während er mich bisher sehr selten im Stich liess, wenn ich ihn bei reiner Diphtheritis in 12. Dec.-Pot. anwendete. Ueber diese jedoch hinauszugreifen habe ich niemals Veranlassung gefunden. Ich halte mich somit berechtigt zu dem Ausspruche, den meine persönliche Erfahrung mir dictirt und der übereinstimmt vielleicht mit der Mehrzahl selbstständiger Beobachter, dass höchste und immaterielle Verdünnungen — ihre Wirkung einmal unbeanstandet vorausgesetzt — mindestens vollkommen überflüssig in der Praxis sein würden, und dass vielmehr die sogenannten „Dynamisationen" Hahnemann's seiner Theorie, und noch dazu einer grundfalschen bezüglich seiner Auffassung vom Wesen der Krankheit, entstammten, nun und nimmermehr aber einer wirklichen und darlegbaren Erfahrung am Krankenbette, welche etwa klar und deutlich die Unbrauchbarkeit mehr stofflicher und zur Zeit controlirbarerer Arzneigaben bisher dargethan und bewiesen hätte.

§ 65. Fordern wir aber von unseren Gegnern Gerechtigkeit für Hahnemann, so ziemt es uns, auch selbst mit gutem Beispiele voranzugehen, und nicht gar noch deutlich nachweisbare Consequenzen seiner thatsächlichen Irrthümer, an deren Spitze seine unheilvolle Dynamis steht, conserviren und propagiren zu wollen.*) Leicht und behaglich ertragen wir den Spott der Gegner, welcher uns unverdient trifft und den sie als Quittung über ihre eigene Unkenntniss unserer Lehre uns aufdrängen; wohlverdient aber und demüthigend trifft derselbe uns da, wo wir darauf verzichten müssen, uns berufen zu dürfen auf die Congruenz unserer therapeutischen Handlungsweise mit der Physiologie und mit den Naturwissenschaften und ihren Gesetzen oder aber auf wirkliche und all-

*) Unmittelbar nach Abschluss dieser Arbeit ging mir die Schrift zu: Mein ärztliches Testament von Dr. Georg Schmid. Wien, bei Manz 1882. Es berührte mich überaus freudig, zu finden, dass dieser ältere und wohlbekannte Kämpfer für die Homöopathie aus anderen Gesichtspunkten her zu ganz denselben Schlüssen gelangte, wie ich sie soeben hier ausgesprochen, und ich kann nicht umhin, Freund und Feind auf diese Broschüre recht angelegentlich aufmerksam zu machen.

seitig controlirbare Ergebnisse unangreifbarer Erfahrungen. Hier genügt kein demüthiges Zurückgreifen auf den schülerhaften Standpunkt des *αὐτὸς ἔφα*, am allerwenigsten, wenn wir dieses „*αὐτός*“ auf einen Mann wie Jenichen mit ausdehnen sollen, dessen tragisches Ende schon hätte genügen sollen, um das Evangelium von den Hochpotenzen doch etwas strenger auf seine Verlässlichkeit zu prüfen, bevor man ihm die Pforten der Homöopathie so bereitwillig öffnete. Mit ihm drängte sich auch der widerliche Mysticismus eines vielgenannten, aber verstorbenen, fast grössenwahnsinnigen Laien hinein, dessen erbettelte medizinische Titel Schaaren von Laienpraktikern zur Nachfolge reizten und die Homöopathie diskreditirten bis auf diese Stunde; mit ihm die Auswüchse und centrifugalen Bestrebungen und leider! auch ein gewisser, halbwüchsiger Dilettantismus, welcher ernste Studien in der Arzneimittellehre schlimmer wie Alles scheuend, ernten möchte ohne gesäet zu haben, und darum den destructiven Strömungen, welche in dem letzten Decennium immer dreister innerhalb der Homöopathie wühlen, seine corrumpirende Unterstützung entgegenträgt. Diese letzteren „guten Freunde“ bilden jedenfalls die gefährlichste Gegnerschaft, welche wir irgend haben könnten. Lieber offene Feinde, als unzuverlässige Bundestruppen! —

Die Gabengrösse vermögen wir zur Zeit noch durch kein Gesetz, keine Norm sicher zu regeln, und dies wird voraussichtlich niemals gelingen, denn sie ist und bleibt variabel, ebenso wegen der individuellen Verschiedenartigkeit der Arzneistoffe in ihrem Rapport zu unsern Körpergeweben, wie wegen der Verschiedenartigkeiten der Krankheitsformen, gegen welche wir Hülfe leisten sollen, und wie endlich wegen der grossen Differenzen der epidemischen Constitutionen, welche die Toleranz für Arzneigaben ganz wesentlich beeinflussen. Das wusste bereits Paracelsus sehr wohl; das bestätigten Männer, wie Boerhave und Rademacher und das hat jedenfalls mancher Einzelne von uns gewiss nicht minder schon erfahren, namentlich Aerzte in kleineren Orten.

Eins aber bleibt beständig in dem unruhigen Schwanken aller dieser Verhältnisse, und das ist — die sonstige tadellose Beschaffenheit unserer Droguen und pharmazeutischen Präparate vorausgesetzt — das physikalische Verhalten der Arzneikörper zu unserm normalen Körper und dessen Geweben. Darum bilden die einfachen, natürlichen Arzneistoffe den zur Zeit einzigen, unwandelbaren Grund und Boden, von dem

aus wir Vergleiche anstellen können zwischen dem wandelbaren Symptomencomplex jedweden Krankheitsfalls und den unverrückbaren Beziehungen und Einflüssen jener Heilkörper auf unsern Organismus im Zustande des Gesundseins. Und wenn und weil dem so ist, darum ist das Aehnlichkeitsgesetz das einzige, welches dem homöopathischen Arzte die alleinige, unverletzliche Norm für sein therapeutisches Handeln darbietet, wie es früher oder später unzweifelhaft der unverrückbar glänzende Polarstern für die Arzneimittelwahl sämmtlicher Aerzte werden wird. Einzig das Aehnlichkeitsgesetz ist es auch, was zwischen uns und dem praktischen Bedürfnisse der uns heut noch fernstehenden Aerzte die Brücke zur Vermittelung, zur Verständigung und zur endlichen Vereinigung unserer gesammten Kräfte darbieten wird, um das Endziel uns leichter erreichbar zu machen, welches ja — trotz aller theoretisirenden Einreden — doch der wahre und innige Wunsch unser Aller ist: immer häufiger und immer sicherer aus Kranken Gesunde machen zu können!

§ 66. Indem ich diese Arbeit der ärztlichen Welt — den Freunden wie den Feinden der Homöopathie — zu freundlicher Beachtung übergebe, bin ich mir ihrer Mängel sehr wohl bewusst. Sie will, sie kann und sie soll ja auch nichts, als nur einen neuen Anstoss geben, um aus alten, streitumtobten Ruinen ein neues, kraftbewusstes Leben emporsprossen zu lassen, — um zu werben bei dem Genius der Geschichte und der Vergangenheit, dass er schlichtend hineintrete in den Hader der heutigen Parteien und die zum Streite erhobenen Hände ernster Männer, die ja Alle das Beste — und gewiss redlich — wollen, einige zum Frieden und zu fernerer rastloser, aber gemeinsamer Arbeit.

Diesem Genius vertraue ich freudig und fest, denn er ist ebenso furchtlos, als wahr und gerecht. Ihm vermag Niemand zu widersprechen, wenn er uns lehrt, dass das vielbestrittene Aehnlichkeitsgesetz nicht dieser, nicht jener Partei angehört, sondern der Geschichte der Medizin von grauester Vorzeit her; dass es somit uns allen als ein gemeinsames Erbtheil von ihr überwiesen ist, und dass es ebenso unsere Pflicht, wie unser Stolz sein muss, dieses ehrwürdige Erbtheil, mit dessen innerer Wahrheit nunmehr zwei Jahrtausende — je nach ihren Zeitbedürfnissen — bereits gewuchert haben, immer reiner und schöner gestaltet und ausgebaut, auch unsrerseits den fernen Enkeln als ein segensreiches Vermächtniss zu überlassen. Wie

unser gemeinsames Vaterland nicht Preussen, nicht Sachsen, nicht Franken, Baiern oder Schwaben mehr, sondern Alldeutschland sein will für Alle, so möge der Geist der Geschichte uns Alle — Homöopathen wie Allopathen diesseit und jenseit des Oceans — sammeln und einigen für sein grosses Reich gemeinsamer, wissenschaftlicher Wahrheit und Arbeit.

Mehr als sieben Jahre sind verflossen, seitdem ich diese Arbeit beendete.

Wie inzwischen durch das Mikroskop die ganze frühere Ansichtsweise über die Verursachungen vieler und sehr komplizirter Krankheitsformen durch allerminimalste Krankheitserreger von Grund aus umgestaltet ist, lebt in Aller Munde. Wer indessen überzeugt ist, dass durch solche mikrokosmische Lebewesen die Gesundheit in Krankheit umgeschaffen zu werden vermag, der kann es auch nicht mehr „unlogisch" finden wollen, dass mikrodosistische Arzneigaben auch die Krankheit in Gesundheit zurückzuwandeln vermögen nach dem Aehnlichkeitsgesetze.

Nun ich aber den Nachweis gebracht habe, dass auch das Aehnlichkeitsgesetz keineswegs, wie hüben und drüben irrthümlich angenommen wurde, eine „Erfindung Hahnemann's", sondern ein uraltes, vielgewandeltes Urgesetz der Gesammtmedizin ist: nunmehr kann, wie ich glaube, nicht der geringste stichhaltige Grund mehr innerhalb wirklich wissenschaftlicher Kreise geltend gemacht werden, um dem Geltungskreise desselben fernerhin aufmerksame Beachtung zu versagen.

Ich bin vielmehr dessen fest überzeugt, dass nunmehr sogar in der „rationellen Medizin" das Vor-Urtheil der ruhigen Prüfung und dem darauf basirten Urtheil den Platz räumen werde. Denn fortan kann es sich ja nicht mehr um Rechthaberei handeln hier oder dort; für diese ist vielmehr kein Platz auf dem Boden des unparteiischen, historischen Wissens.

Und die echte Wissenschaft gleicht auf ihrem sonnigen Gipfel der echten Liebe; denn auch sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.

Der Verf.



Die Aetiologie der Diphtherie.

von **Dr. W. Albert Haupt** in **Chemnitz.**

Einleitung.

Hahnemann hat in seinen Schriften oft und entschieden das Suchen nach der prima causa morbi verdammt und ist damit zu seiner Zeit ganz gewiss vollkommen im Rechte gewesen, denn damals gab es eben noch keine exakte Forschung. Man begnügte sich, über Ursache und Wesen der Krankheiten vage Speculationen anzustellen; aus ihnen gingen dann meist falsche Hypothesen hervor und auf diesen wurden Kurverfahren aufgebaut, welche sich häufig bei weitem verderblicher erwiesen, als die Krankheiten selbst.

Indess — tempora mutantur!

Die Hilfswissenschaften der Heilkunde machten gewaltige Fortschritte; die optischen Instrumente erfuhren bedeutende Verbesserungen; physikalische und chemische Untersuchungsmethoden entstanden; die werthvollsten Aufschlüsse aber brachte das, immer mehr zur Herrschaft gelangende Mikroskop, indem es den feineren Bau des thierischen und menschlichen Körpers und seiner, für das unbewaffnete Auge unsichtbaren Veränderungen bei pathologischen Zuständen klar legte; ihm verdanken wir auch das wichtigste Ereigniss auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Medizin: die Entdeckung der pathogenen Bakterien; selbst der von unserem grossen Meister in echt naturwissenschaftlichem Sinne und Geiste so energisch geforderte „Versuch am Gesunden" fand in der Neuzeit — wenn in der Hauptsache auch nur bei Thieren — die weitgehendste, erfolgreichste Anwendung und so kam es, dass wir, Dank der bewundernswürdig ausgebildeten Technik und der rastlosen Arbeit zahlreicher Forscher, von einer stattlichen Reihe infektiöser Leiden die wirkliche, erste Ursache ihrer Entstehung kennen lernten.

Das Suchen nach der causa movens der übrigen ansteckenden Krankheiten wird — das dürfen wir heutzutage mit aller Bestimmtheit voraussagen — nicht mehr fruchtlos sein!

Im Organon § 55 heisst es:

„Wer hat je einen Gichtstoff, ein Skrophelgift oder ein anderes „sogenanntes Krankheitsgift den Augen darlegen können?"

Nun, wenn Hahnemann jetzt noch lebte, würden wir ihm den Bacillus tuberculosis, als Erzeuger der Skrophulose*), unterm Mikroskop sehen lassen oder ihm das Methylguanidin, ($C_2 H_7 N_3$) in die Hand geben, jenes Toxin, das durch die Vegetation der Bacillen der Kaninchen, Septicämie sich im Körper der Thiere entwickelt und das, wenn gesunden Kaninchen injiziert, sofort typische Septicämie hervorruft; wir würden ihm ad oculos demonstriren, dass die Einimpfung einer Reinkultur des Bacillus tetani mit mathematischer Sicherheit nach ein paar Tagen Wundstarrkrampf herbeiführt, sowie dass das von diesen Bakterien in sterilisirtem Fleischbrei producirte, von Brieger greifbar dargestellte Tetanin subkutan applicirt, schon nach wenigen Minuten die Krankheit mit allen ihren charakteristischen Symptomen verursacht; wir würden ihm die Sporen des Bacillus anthracis zeigen, deren Verfütterung an Schafe unfehlbar Milzbrand zur Folge hat, oder die Neisser'schen Gonococcen, mit denen man durch Einspritzung in die männliche oder weibliche Harnröhre acuten Tripper zu erzeugen vermag; wir würden ihm vor Augen führen, dass wir im Stande sind, bei jedem, auch dem gesündesten, stärksten und kräftigsten Menschen an jeder beliebigen Körperstelle (Handteller und Fusssohlen ausgenommen), ohne seine Epidermis nur im Geringsten zu verletzen, zu jeder Zeit zahlreiche Furunkeln entstehen zu lassen, indem wir den, in schönen goldgelben Rasen auf gekochten Kartoffelschnitten wachsenden Staphylococcus pyogenes aureus in die Haut einreiben.

Ich glaube, dass Hahnemann, wenn er dies Alles selbst beobachtet hätte, ganz gewiss davon abgekommen wäre, die Krankheiten als „nicht von einem materiellen Krankheitsstoffe abhängig, sondern blos als geistige, dynamische Verstimmungen des Lebens"

---

*) Gegenwärtig unterliegt es gar keinem Zweifel mehr, dass Koch vollständig Recht hatte, als er die wirkliche Skrophulose: eine Form kindlicher Tuberkulose, nannte. Der Beweis hierfür ist jüngst von Cornet aufs Ueberzeugendste geliefert worden. Derselbe brachte nämlich tuberkelbacillenhaltiges Material Hunden in den untern Conjunctivasack, in die Nasenhöhle, an das Zahnfleisch, in das Ohr, in die Vagina und an den Penis, oder rieb es in die Haut der Zehen, der Inguinalgegend und der Wange ein — Alles ohne die geringste örtliche Laesion — und sah danach zum Theil lokal tuberkulöse Geschwüre, in allen Fällen aber Anschwellung und exquisite tuberkulöse Erkrankung der zu den Infektionsstellen gehörigen Lymphdrüsen entstehen, während sich die Lungen dieser Thiere stets, als völlig gesund geblieben, erwiesen.

zu erklären und dass er heute sicherlich der Lehre vom Contagium animatum nicht so abweisend und feindlich gegenüber stünde, als viele seiner Epigonen. Macht er doch eine Ausnahme bei jenen „aus einem eigenartigen festständigen Miasma sich erzeugenden" Krankheiten und hat sich dieses Miasma auch gar nicht als etwas „Immaterielles" gedacht, dafür bürgt sein Ausspruch über die Cholera, deren Entstehung und Verbreitung er „miasmatisch lebenden Wesen" zuschreibt, „zuerst an „den breiten sumpfigen Ufern des lauen Ganges erzeugt, „immer den Menschen vorzüglich aufsuchend und dicht „an ihn sich hängend, bei Uebertragung in ferne, selbst „kältere Gegenden sich auch an diese gewöhnend, ohne „Verminderung, weder in ihrer unseligen Fruchtbarkeit, „noch in ihrer tödtlichen Verderblichkeit."

An anderer Stelle belegt er diese supponirten Lebwesen mit dem Namen „Choleraïdes" *) und war also den Erregern der furchtbaren Seuche auf der richtigen Spur, zu einer Zeit, wo man noch Nichts von pathogenen Bakterien wusste — ein halbes Jahrhundert vor der Entdeckung des Komma-Bacillus durch Koch!

Freilich würde unser genialer Altmeister, wenn er das Emporblühen der neuen Wissenschaft mit durchlebt hätte, bei seinem grossen Scharfsinn und seinem eminenten Forschertalente sehr rasch erkannt haben, dass mit dem Auffinden der prima causa der Infektions-Krankheiten die Therapie derselben um Nichts gebessert worden ist, weil alle Arzneien, welche die Krankheitserreger im Innern des menschlichen und thierischen Körpers vernichten und mit der Ursache der Krankheit auch diese selbst beseitigen sollen, eine Konzentration und Dosis erheischten, die den Tod des erkrankten Individuum unfehlbar weit früher herbeiführen müssten, als das Zugrundegehen der so lebenszähen Parasiten.

Verräth es nicht einen wahren Seherblick wenn er im Organon fragt:

*) In dem Kraus'schen „Kritisch-ethymolog.-medicin. Lexikon" welches 1844 in Göttingen erschien, steht pag. 228: „Choleraïdes, die Choleraïden, Cholera-infusorien, nennt Hahnemann eine hypothetische Gattung von Thieren, welche unsichtbar sich durch die Luft fortbewegen und die indische Cholera fortpflanzen sollen."



„Durch welche allmächtigen und allweisen Reinigungstränke „wolltet ihr aber denn wohl dieses, sich immer wieder erzeugende „Ferment, diese Masse sogenannten Krankheitsstoffes so rein aus „den menschlichen Säften aussondern und aussäubern lassen, dass „nicht noch ein Stäubchen solchen Krankheitsferments (die heutigen „Bakterien! Ref.) drin bliebe, was die Säfte immer wieder, wie zu- „erst, zum neuen Krankheitsstoffe umbilden und verderben könnte?"

Das Suchen nach solchen Mitteln, wie es von den Allopathen trotz des bisherigen regelmässigen totalen Fiasco's thörichter Weise immer noch fortgesetzt wird, hat nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg und das Probiren der im Kulturglase die Bakterien tödtenden Droguen am kranken Menschenleibe vermag uns Anhängern Hahnemann's nur ein mitleidiges Lächeln abzulocken.

Keiner der unglücklichen Experimentatoren scheint sich die Mühe zu nehmen, durch ein einfaches Rechenexempel die absolute Zwecklosigkeit seines Versuchs vor dessen Inscenirung zu eruiren!

Gelänge aber der Chemie wirklich einmal das Undenkbare, nämlich die Darstellung eines Stoffes, der, ohne den Patienten geradezu umzubringen, die parasitären Eindringlinge vernichtete, so wäre doch damit die Heilung noch nicht vollbracht, weil die, von denselben producirten Toxine krankmachend fortwirken und von dem, durch die eingreifende Medikation geschwächten Organismus nur langsam oder auch gar nicht ausgeschieden würden.

In keinem Falle braucht die Homöopathie zu fürchten, sich von ihrer älteren Schwester in der Behandlung ansteckender Leiden überflügelt zu sehen und niemals wird die Pilztheorie, auch wenn sie eine weit grössere Ausdehnung und Bedeutung als bisher gewönne, im Stande sein, die Fundamentalsätze unserer Heilmethode zu erschüttern oder zu modificiren.

Hierüber sind die meisten homöopathischen Aerzte sich völlig klar geworden und kümmern sich deshalb auch wenig um die neue Lehre und ihre Fortschritte. Dadurch entstehen jedoch bei Vielen falsche Ansichten und verkehrte Urtheile über dieselbe und das kann man nur beklagen.

Wohl gilt mit Recht „schnelles, sanftes, dauerhaftes Heilen" als die höchste Aufgabe des Arztes, indess ist sie nicht seine einzige; er muss auch an der Erreichung des Ideals der Medizin „Krankheiten vorzubeugen" mit all seinem Wissen und Können

arbeiten, will er seinen erhabenen Beruf voll und ganz erfüllen.

Wie soll sich aber der Homöopath an dieser Arbeit betheiligen, wenn die bakteriologischen Errungenschaften der Neuzeit ihm allerhöchstens ein wissenschaftliches, jedoch kein praktisches Interesse gewähren; wie soll er beispielsweise bei der Tuberculose prophylaktisch verfahren, wenn ihm die Koch'sche Klarlegung der Aetiologie dieser Krankheit ein Buch mit sieben Siegeln geblieben und es ihm vollkommen gleichgültig ist, ob sein phthysischer Patient den bacillenhaltigen Auswurf in ein besonderes Gefäss oder aber ins Taschentuch oder gar auf den Boden spuckt; wie soll er das Seinige zur Verhütung der Vorbreitung von Typhus und Cholera beitragen, wenn er es für überflüssig hält, das Wartepersonal seiner Kranken zur peinlichst sorgfältigen Desinficirung der Dejektionen zu veranlassen?

Und bietet nicht auch die indifferente oder feindselige Stellung, welche man meistentheils in unserem Lager der neuen Wahrheit gegenüber einnimmt, unseren therapeutischen Gegnern eine passende Gelegenheit, über die homöopathischen Aerzte als „ausserhalb der Wissenschaft stehend" zu spotten.

Ich kann es wirklich nicht begreifen, warum Manche so starr und hartnäckig in der Negation des Contagium vivum verharren und dies selbst jetzt noch, wo doch nicht der mindeste Zweifel mehr darüber herrscht, dass die Bakterien nicht grob mechanisch krankmachend wirken, sondern eine spezifische Spaltung des lebenden Eiweisses in dem von ihnen befallenen Körper verursachen und dass solche Spaltprodukte es sind, welche die Krankheiten erzeugen.

Uebrigens hoffe ich, dass die Macht der sich stetig anhäufenden Thatsachen doch nach und nach die Zweifler bekehren werde und diese Hoffnung giebt mir den Muth von Zeit zu Zeit in homöopathischen Blättern bakteriologische Themata zu besprechen.

Die Wahl meines gegenwärtigen bedarf wohl keiner besonderen Rechtfertigung, da die Aetiologie der Diphtherie jetzt endlich als sicher gestellt gelten darf und da gerade für diesen Gegenstand in unserer Literatur sich stets ein gewisses Interesse gezeigt hat.

Freilich traten bisher in den betreffenden Publikationen häufig Anschauungen zu Tage, welche beweisen, wie sehr es in unseren Reihen noch immer an den nöthigen Kenntnissen in der Pilzkunde und an dem genügenden Verständnisse dafür mangelt. Als Be-

leg aus jüngster Zeit für diese Behauptung sei der Heyberger'sche Artikel, „Neues und Altes" in der Allgem hom. Zeit, Bd.118 No.15, v.11.April 1889, hier angeführt. In demselben verkündet uns der Autor, „dass der Diphtherie-Bacillus wie der Kommabacillus „der Cholera, der des Typhusexanthems (?? Ref.), die Tuber-„kelmikrobe und alle andern, die in den Ausscheidungen oder in „den erkrankten Schleimhäuten selbst gefunden werden, Erzeugnisse „jedes eigenthümlichen Zersetzungs- und Gährungsprocesses sind, „sich wie die Käsemade und andere Parasiten in ihrem Ge-„burts- u. Wohnorte wohlbefinden, ausser diesem Kreise durch Ent-„ziehung der Feuchtigkeit (Trockenheit) zu Grunde gehen, auf den „Gang der Krankheit einen noch nicht nachweisbaren Einfluss „haben, und nur mit den Sekreten, in denen sie sich befinden, An-„steckung vermitteln können." Hier enthält jeder Satz einen Irrthum!

Zunächst begegnen wir dem alten Aberglauben von der Generatio aequivoca, der, leider, noch im Kopfe einzelner Aerzte spukt. Man lasse diesen längst abgethanen Lehrsatz doch endlich einmal in der Rumpelkammer der Wissenschaft ruhen, denn es giebt absolut keine Thatsache, welche ihn zu stützen im Stande wäre und in allen Fällen, wo man früher von der spontanen Entstehung gewisser Pflanzen u. Thiere fabelte, ist durch die neueren exakten Untersuchungsmethoden der Hinzutritt von Keimen ausnahmslos nachgewiesen worden. Kein Ding kann doch gleichzeitig Wirkung und Ursache sein und die Bakterien werden nicht durch Zersetzungs- und Gährungsprozesse produzirt, sondern leiten diese Vorgänge ein, wovon sich jeder zu überzeugen vermag, sobald er den von mir erdachten, in dieser Zeitschrift Bd. VII, Heft 1, pag. 93 genau beschriebenen Versuch nachmacht. Uebrigens sind ja auch die betreffenden Krankheiten mit mathemathischer Sicherheit jederzeit durch Einimpfen, Einreiben, Inhaliren oder Verfüttern der pathogenen Bakterien zu erzeugen und zwar nicht blos „mit den Sekreten, in denen sie sich befinden", sondern ebenso unfehlbar durch ihre Reinkulturen auf Fleischwasserpeptongelatine, Agar-Agar, Fleischbrühe, Blutserum, Kartoffel oder Reisbrei.

Dass diese Mikroorganismen meistentheils absterben, sobald die, von ihnen bei der Zersetzung organischer Stoffe gebildeten Substanzen eine bestimmte Konzentration erreicht haben, weiss H. natürlich ebensowenig, als dass nur die Vegetativform durch

Trockniss bald zu Grunde geht, die Dauerform (die Sporen) jedoch ihre Ansteckungsfähigkeit jahrelang bewahrt. Ich hatte mir einmal, um die Lebensbedingungen des Bacillus anthracis zu studiren, eine fortlaufende Reihe von Reinkulturen dieses Spaltpilzes in Gelatine gemacht, die 11. Generation desselben in Bouillon übertragen und ihn darin zur Sporenentwickelung gebracht, dann aber am 5. Juli 1882 Seidenfäden in die Flüssigkeit eingelegt und dieselben, nachdem sie genügend mit Sporen bedeckt waren, an der Luft trocknen lassen. Als ich nun vor kurzem ein Stückchen eines solchen Fadens einer Hausmaus in die Haut der Schwanzwurzel einzog, stellte es sich heraus, dass diese, 8 Jahre alten, trockenen Sporen noch ebenso rasch keimten, zu Stäbchen auswuchsen und dieselbe pathogene Kraft besassen, wie frische Sporen, denn das Thier verendete nach 2 Tagen an typischem Milzbrand. Die mikroskopische Exploration ergab ungeheure Mengen von Bacillen in der Milz, Leber, Niere, Lunge und im Blut, also ganz anderswo, als der erwähnte Artikel besagt.

Mit der Widerlegung der Heyberger'schen rein persönlichen Ansicht, dass der Einfluss der Bakterien auf den Gang der Krankheiten noch nicht nachgewiesen wäre, brauche ich mich hier nicht zu befassen, da mir mein Thema mehrfach Gelegenheit bieten wird, darzuthun, wie genau und sicher gerade dieser Nachweis durch die neuesten Untersuchungen und Experimente geliefert worden ist.

Dagegen will ich mich noch, wenn auch nur kurz, mit der oft vernommenen Meinung beschäftigen, nach welcher bei der Entstehung der parasitären Krankheiten die individuelle Disposition die Hauptsache, das Virus animatum aber blos etwas Sekundäres sein soll. Diese Annahme beruht auf ganz falschen Vorstellungen, denn eine derartige Krankheit kann sich wohl ohne Disposition entwickeln, nun und nimmermehr aber ohne Mikroorganismen. Ersteres geschieht sicherlich immer, sobald eine sehr grosse Anzahl pathogener Spaltpilze auf ein Mal in den menschlichen oder thierischen Körper gelangt, dann erkrankt ausnahmslos jedes, selbst das gesündeste, widerstandsfähigste, ganz und gar nicht prädisponirte Individuum (das Nichtvorhandensein einer absoluten Immunität selbstverständlich vorausgesetzt), wie es uns die Beobachtung bei jedem mit peinlichster Vermeidung von Verletzungen bewerkstelligten Thierversuche und bei ausgedehnten Typhus- und Choleraepidemien klar und deutlich zeigt. Nur wenn einzelne dieser winzigen Missethäter eindringen,

spielt die individuelle Empfänglichkeit eine wichtige Rolle. Indess giebt selbst in diesem Falle den Ausschlag einzig und allein der Zustand, in dem sich dieselben befinden; sind sie nämlich auf irgend eine Weise abgeschwächt, also wenig lebenskräftig und nicht gehörig vermehrungsfähig, so kömmt die Krankheit trotz vorhandener Disposition doch nicht zu Stande.

Eine richtige Erkenntniss von der Ursache und dem Wesen der Disposition und der Immunität*) fehlt uns gegenwärtig noch und es bleibt uns deshalb nichts anders übrig, als bei der einen ganz einfach einen für die Vegetation der Bakterien günstigen, bei der anderen einen ungünstigen Boden zu supponiren. Dass beide Zustände nicht so dynamisch aufgefasst werden dürfen, als dies die Anhänger Hahnemann's häufig thun, lehren uns Thatsachen, von denen einige hier mitgetheilt seien.

Die Erreger der croupösen Pneumonie: Fränkel's Diplococcen, treten gar nicht selten vereinzelt im Speichel und im Nasenschleim völlig Gesunder auf; das Flimmerepithel des Respirationstrakts verhindert sie aber, die Lunge zu invadiren. Hat indess diese Schutzvorrichtung irgendwie (durch Katarrh etc.) Schaden gelitten, so steht ihrem Vordringen nichts weiter im Wege und sie rufen nunmehr in dem, für ihre Vermehrung geeigneten Organe Entzündung hervor.

Frösche lassen sich durch Einimpfung von Anthraxbacillen niemals milzbrandkrank machen, weil ihr Blut nicht die Temperatur besitzt, welche diese Spaltpilze zu ihrem Wachsthum brauchen, vielmehr dieselben rasch zum Absterben bringt. Hält man indess die Thiere nach der Inoculation in 30—40grädigem Wasser, so vervielfältigt sich auch bei ihnen der Parasit sehr schnell und sie gehen an Milzbrand zu Grunde, gerade wie die Warmblüter.

In den meisten Fällen scheinen jedoch chemische Verbindungen und Vorgänge bei Mensch und Thier die Empfänglichkeit oder Nichtempfänglichkeit zu bedingen.

So beruht z. E. die Immunität der weissen Ratten gegen den

---

*) Weder Metschnikoff, noch irgend einer seiner Anhänger hat es vermocht, die Erklärung der Immumität durch eine baktericide Wirksamkeit der Leukocyten sicher zu stellen. Nach den neuesten Untersuchungen erscheint es vielmehr als fast gewiss, dass es sich dabei um biochemische Einflüsse handelt und dass die Phagocytose nicht die Ursache, sondern eine Folgeerscheinung derselben ist, ja dass den Phagocyten keine weitere Aufgabe zufällt, als die Beseitigung todter oder lebensunfähiger Fremdkörper.

Anthrax auf einer eigenthümlichen Zusammensetzung ihres Blutes. Weisse Mäuse erweisen sich vollständig refraktär gegen Impfung mit dem Bacillus mallei, einem Schizomycet, der auf Agar Agar üppig gedeiht, wenn man diesem Nährsubstrat etwas Zucker beimischt. Erzeugt man nun bei den Thieren Glycosurie durch Darreichung von Phloridzin, so genügt die allergeringste Menge dieses Bacterium, um bei ihnen den Tod an Rotz herbeizuführen.

Neuerdings hat man gefunden, dass überhaupt der Zuckerzusatz bei den allermeisten Spaltpilz-Kulturen eine, die Vegetation ausserordentlich fördernde Wirkung ausübt. Diese Erfahrung erklärt es nun auch, warum Diabetiker in so auffallender Weise zu sekundären Erkrankungen (Tuberkulose, Lungenbrand, Bildung von Furunkeln und Carbunkeln, Eiterung und Schwerheilbarkeit selbst der geringfügigsten Wunden u. s. w.) disponiren, welche einer Infektion durch pathogene Mikroorganismen ihre Entstehung verdanken, denn die zuckerhaltigen Säfte und Gewebe solcher Patienten bieten den Krankheitserregern die allergünstigsten Bedingungen zu reichlichster Vermehrung.

Ich würde gern noch mehrere, hierher passende Beispiele vorbringen, allein meine „Einleitung“ ist schon so ungebührlich lang geworden, dass ich die Geduld des freundlichen Lesers allzusehr auf die Probe zu stellen fürchte; ich will deshalb lieber zu meinem eigentlichen Thema übergehen.

Ein kurzer

geschichtlicher Rückblick

auf die Diphtherie-Forschung möge zum besseren Verständniss des von mir über die prima causa dieser Krankheit Mitzutheilenden vorausgeschickt sein.

Bekanntlich finden sich bereits bei Homer und Hippokrates Angaben, welche die Vermuthung nahe legen, dass das Leiden schon zu ihren Zeiten existirte. Die erste treffende Beschreibung desselben rührt von Aretaeus (Ende des 1. und Anfang des 2. Jahrh. n. Chr.) her, welcher sagt, dass die Mandeln mit „quodam concreto humore albo“ überzogen, die Geschwüre darauf ausgehöhlt, faulig und mit einem weissen, oder lividen oder schwärzlichen Gerinnsel bedeckt, dass „Foetor ex ore“, Regurgitiren von Flüssigkeiten durch die Nase, Heiserkeit und Stimmlosigkeit zugegen sind und der Tod bei Uebergang auf den Kehlkopf in kurzer Zeit durch Erstickung erfolgt. Nach seinen Aufzeichnungen befiel die Krankheit am meisten Kinder vor dem Pubertätsalter und stammte aus Aegypten (daher

„Malum aegyptiacum") und Syrien her. Makrobius schildert eine Seuche mit ähnlichen Symptomen zu Rom im Jahre 380 n. Chr.

In späteren Jahrhunderten trat das Uebel zuerst wieder in Holland 1557 epidemisch auf und breitete sich von da über einen grossen Theil Europa's aus. Im 17. und 18. Saeculum grassirte es namentlich in Spanien, Deutschland, Frankreich, Italien und England und wurde von zahlreichen Aerzten mehr oder minder gut beschrieben, so z. B. von Schobinger (Diss. de morbo strangulatorio seu maligno faucium carbunculo, 1650), von Ghisi (Lettere mediche, 1749) und von Chomel (Diss. sur le mal gorge gangréneux 1749). Was dieselben berichten, schliesst freilich Verwechselungen mit Scharlach, Syphilis und andern Krankheiten nicht immer aus.

Genauere Untersuchungen hat zuerst Bretonneau angestellt und die Resultate derselben im Jahre 1821 in 2 Abhandlungen der Pariser Académie de médecine vorgelegt, später auch zwei, heute noch mustergültige Werke*) darüber veröffentlicht. Er führte den Namen „Diphtheritis" ein, den er dieser Form der Angina wegen ihres charakteristischen, membranösen, kontagiösen Exsudats beilegte. Anfangs hielt er sie für eine lokale Erkrankung, räumte aber in der Folge die Blutvergiftung bei derselben ein.

Während der letzten 6 Decennien durchzog das gefürchtete Leiden die obengenannten Länder wiederholt in verschiedenen Epidemien und ist in der jüngsten Zeit an vielen Orten Deutschlands völlig endemisch geworden. Die meisten Impfgegner schieben die Schuld davon auf die Dekretirung des Impfzwangs — — nach meiner Ueberzeugung nicht mit Unrecht; denn ebenso wie nachgewiesener Maassen die, mittelst des Pasteur'schen Praeventiv-Verfahrens gegen Milzbrand immun gemachten Schafe ausserordentlich leicht und häufig andere parasitäre Krankheiten acquiriren und an ihnen zu Grunde gehen, ebenso muss der Kindeskörper durch das Einbringen der giftigen Schutzpockenlymphe in seiner Widerstandsfähigkeit beeinträchtigt und für die Invasion von pathogenen Mikroorganismen praedisponirt werden.

Die Impffreunde sollten über diese Ansicht nicht so ohne Weiteres den Stab brechen, da ja das Experiment dargethan hat, dass die Spaltprodukte gewisser Bakterien (u. etwas anderes ist doch

*) J. Bretonneau: Des inflammations spéciales du tissu muqueux et en particulier de la Diphthérite. Paris 1826, und: Addition supplémentaire au traité de la diphthérite. Paris 1827.

das Impfvirus sicherlich nicht!) einen auffallend günstigen Boden für andere Bakterienspezies schaffen und da die Diphtherie, welche ursprünglich eine reine Kinderkrankheit war, gegenwärtig, wo die Revaccinationen in späteren Altersperioden gesetzlich geboten sind, auch Erwachsene nicht selten heimsucht.

Bei der grossen Häufigkeit und Bösartigkeit dieser Krankheit darf es nicht Wunder nehmen, dass eine bedeutende Anzahl namhafter Aerzte sich eingehend mit derselben beschäftigte und sich aufs Eifrigste bemühte, ihr Wesen und ihre Ursache zu ergründen.

Zunächst wurde im Gegensatze zu Bretonneau die Allgemein-Infektion mehr hervorgehoben und eine Reihe bestimmter Symptome als sekundäre Affektion aufgefasst (Orillard, Trousseau, Maingault, Steinbömer, Donders, Gull, Weber u. A.).

Sodann bahnten die Arbeiten Virchow's eine pathologisch-anatomische Grundlage in der Kenntniss des diphtheritischen Prozesses an, indem sie lehrten, dass bei diesem die Ausschwitzung in das Schleimhautgewebe und die Mortifikation desselben durch Aufhebung der Ernährung stattfindet, während bei der croupösen Entzündung das Exsudat auf die Schleimhautoberfläche zu liegen kömmt.

Weigert trennte letztere, fibrinöse Form in die croupöse, bei der die fibrinöse Ausschwitzung über die Zellenauswanderurg überwiegt und in die pseudodiphtheritische, bei welcher, trotz fehlender Eiterung eine sehr reichliche Emigration von Zellen vor sich geht, so dass die Membran fast nur aus fibrinös degenerirten Zellen besteht.

Wagner suchte die Bretonneau'sche Behauptung, Diphtherie und Croup seien eine und dieselbe Krankheit, wieder zu Ehren zu bringen, indem er die These aufstellte, dass beide sich nur nach ihrer Lokalisation im Rachen oder in der Luftröhre verschieden gestalteten und dass die Bildung der Pseudomembranen nicht auf einer Verschorfung oder Faserstoffexsudation, sondern auf seiner eigenthümlichen Metamorphose der Epithelien beruhe, die er als „fibrinöse Degeneration“ beschreibt.

Buhl verlegte das Charakteristische der Diphtherie, die er für eine allgemeine Infektionskrankheit ohne vorausgegangene lokale Erkrankung hält, in die Kern- oder cytoide Wucherung des submukösen Bindegewebes überhaupt, die dessen Absterben durch Kompression der Blutgefässe verursachen soll.

Die weiteren pathologisch-histologischen Untersuchungen von Cornil, Ranvier, Oertel, Steudener, Senator, Schweninger, Zahn



u. A. zu besprechen, würde den Rahmen meiner Abhandlung überschreiten; dagegen scheint es mir geboten, noch Einiges von jenen Forschungen zu erwähnen, welche über die pathologisch-physiologischen Bedingungen der Entstehung diphtheritischer Schleimhautveränderungen Licht verbreiteten.

Schon Bretonneau glückte es, durch Einspritzung von Olivenoel mit Cantharidentinktur in die Luftröhre eines Hundes eine membranöse Entzündung hervorzurufen; noch besser gelang dies Delafond durch Einführung von Chlor, Sublimat, Arsenik, Schwefelsäure, Sauerstoff und Ammoniak. Letzteres Mittel zeigte sich am geeignetsten und wurde deshalb auch vielfach von späteren Experimentatoren (Reitz, Oertel u. A.) verwendet.

Den exaktesten Nachweis über das Zustandekommen der verschiedenen Formen der Schleimhautveränderungen hat uns Weigert in Virchow's Archiv, Bd. 70 und 72 geliefert.

Seine zahlreichen Versuche ergaben Folgendes:

Die katarrhalische Erkrankung entsteht, wenn ein Reiz die Schleimhaut trifft, welcher zwar die Epithelschicht krankhaft alterirt, aber nicht vollständig zerstört.

Ist dagegen das Epithel zu Grunde gegangen, die Schleimhaut selbst aber intakt geblieben, so entwickelt sich die croupöse, resp. pseudodiphtheritische Form.

Bei der eigentlichen Diphtheritis (im rein anatomischen Sinne), also bei der spezifischen Mortifikation von Gewebstheilen der Schleimhaut selbst, verwandelt sich das untergehende Gewebe in eine derbe, dem geronnenen Fibrin ähnliche Substanz. Da nun bei oberflächlichen Nekrosen, z. B. durch traumatische Abtödtung eine solche spezifische Metamorphose des abgestorbenen Theiles in eine derbe koagulirte Masse gewöhnlich nicht stattfindet, so muss bei der diphtheritischen Nekrose noch etwas geschehen, um den Prozess zu vollenden, nämlich eine Durchtränkung der nekrotischen Theile durch fibrinogenhaltige Lymphe und diese wird am ehesten eintreten, wenn während des Absterbens die Saftwege offen bleiben, oder wenn eine allmälige Abtödtung in ganz dünnen Schichten erfolgt. Bei dieser Form der Nekrose kömmt es zur Zerstörung derjenigen Schleimhautschicht, welche die fibrinöse Exsudation auf die Oberfläche ermöglicht. Wo sich daher Diphtheritis mit Croup oder Pseudodiphtheritis combinirt, kann man stets mit Sicherheit annehmen, dass diese Ausschwitzungen vorausgegangen sind. Für diese Entstehung der Diphtherie bildet also die Ne-

krose des Epithels eine wesentliche Vorbedingung und man hat sich also die Wirkung des Diphtheriegiftes ähnlich, wie die des Ammoniaks, als eine von aussen nach innen vorschreitende, vorzustellen.

Das Suchen nach diesem Virus begann vor ungefähr 30 Jahren, als man anfing, die fast dem Dunkel der Vergessenheit anheimgefallene Lehre vom Contagium animatum wieder ans Tageslicht zu ziehen.

Gewöhnlich wird Hueter als der Erste gepriesen, der die pflanzliche Natur des Diphtherie-Ansteckungsstoffes behauptete, aber sehr mit Unrecht, denn Laycock in Edinburg veröffentlichte schon ein Decennium vor ihm eine Arbeit [1]), in welcher er die Krankheit als Produkt der Vegetation des Oïdium albicans betrachtete.

L. wurde indess 1 Jahr darauf von Hillier [2]) widerlegt, der nicht diesen Pilz, sondern die Leptothrix buccalis in den Pseudomembranen nachwies, derselben aber mit Recht jede Bedeutung für die Diphtherie absprach. Auch Laboulbène [3]) fand in ihnen: „parfois des végétaux sous forme de spores ou de mycélium et des „vibrioniens des genres bactérium et vibrio, surtout du premier „genre, ayant le corps filiforme et raide" und hielt diese Mikroorganismen für Fragmente von Leptothrix buccalis.

Buhl schrieb 1867 [4]): „Ich meine den Pilz, welcher bei „Diphtheritis constant vorkömmt und die Epithelschicht durch„wuchert und durchsetzt. Seine Elemente sind so klein, dass Un„kundige häufig zu dem falschen Schlusse verführt wurden, dass das „untersuchte Object einen völlig körnigen Gewebszerfall andeute. „Ob nun dieser Pilz ein eigenthümlicher und für Diphtheritis we„sentlicher oder der gewöhnliche, im Mundschleim vorkommende „Leptothrix buccalis, somit nur eine zufällige, auf guten Boden ge„fallene Beigabe ist, lasse ich, da die Frage mir gegenwärtig zu „weit abliegt, dahingestellt."

In demselben Jahre berichtete Tigri [5]) über „un cryptogame rameux articulé", welches die Diphtheritis-Ursache sein sollte.

---

[1]) Laycock: „On Diphtheria". Med. Times and Gaz. May 1858.

[2]) Th. Hillier: „History of Diphtheria. Med. Times and Gaz. Jan. and Febr. 1859.

[3]) A. Laboulbène: „Recherches cliniques et anatomiques sur les affections pseudo-membraneuses" Paris 1861.

[4]) L. Buhl: „Einiges über Diphtherie" Zeitschr. f. Biologie III Nr. 4, 1867.

[5]) Tigri: Bulletin de l'Académie de médec. Janv. 1867.

Hallier[1]) proklamirt als solche das Diplosporium fuscum und unter seinem Einflusse sah man später den Zygodesmus fuscus und die Tilletia diphtheritica Letzerich's dafür an.

Dass allen diesen Funden keine aetiologische Bedeutung gebührt, hatte man indess bald erkannt.

In eine neue Phase trat die Frage über das Wesen der Krankheit durch die Untersuchungen von Hueter und Tommasi-Crudeli[2]).

Diese Beiden entdeckten im Blute von Diphtherie-Kranken kleine, rundliche in Bewegung begriffene Körperchen, welche sie für pflanzliche Organismen erklärten und mit den, in den Membranen gefundenen identisch hielten; sie verimpften frische Membrantheilchen aus der Luftröhre und dem Rachen der Patienten in die Rückenmuskulatur von Kaninchen und sahen diese Thiere nach 20—40 Stunden verenden. In den entzündeten Geweben derselben waren Massen von den, sich lebhaft bewegenden Kügelchen vorhanden. Hueter gab ihnen den Namen „Monaden", eine schlecht gewählte Bezeichnung, denn derselbe existirt bereits in der Zoologie für eine gewisse Infusoriengattung.

Gleichzeitig beobachtete auch Oertel[3]) eine massenhafte Vegetation von pflanzlichen Gebilden in den Membranen, Lymphgefässen, Lymphdrüsen, inneren Organen (besonders den Nieren) und im Blute Diphtheritischer, unterschied sie in bewegliche und ruhende, runde und längliche, grössere und kleinere Formen nannte sie aber alle „Micrococcus" (worunter wir jetzt nur die runden oder ovalen Spaltpilze verstehen) und proklamirte sie als Träger des Contagium der Krankheit.

Trendelenburg[4]) brachte, um den lokalen Charakter derselben zu beweisen, Kaninchen und Tauben Partikelchen diphtheritischer Häute in die Trachea und erzielte unter 68 Experimenten 11 Mal pseudomembranöse Luftröhren-Entzündungen.

Oertel wiederholte diese Versuche, indem er nicht blos in die Trachea, sondern auch in die Muskulatur inokulirte. Er hatte

---

[1]) E. Hallier: „Die pflanzlichen Organismen des menschl. Körpers" Leipzig 1868, pag. 82.

[2]) Hueter und Tommasi-Crudeli: Centralblatt f. d. med. Wissenschaften. 1868 No. 34.

[3]) J. Oertel: „Studien über Diphtherie". Aerztl. Intelligenzbl. 1868 No. 31.

[4]) Trendelenburg: „Ueber contag. und lokale Natur der Diphtherie. Arch. f. klin. Chir. X., 2, 1869.

in zahlreichen Fällen positive Erfolge und konnte in den Membranen und inneren Organen der geimpften Thiere Mikrokokken nachweisen. Kontrol-Inokulationen mit faulenden Substanzen ergaben sowohl ihm, als auch Billroth und Nasiloff, negative Resultate.

Letzterer[1]) führte auch Impfungen in die Cornea von Kaninchen aus und zwar mit diphtheritischen Wunden- und Schleimhaut-Theilchen, die er aus kleinen, gleich grossen, von ihm als Pilze gedeuteten Körnchen zusammengesetzt fand und erzeugte „Hornhaut-Diphtheritis", bei der er massenhafte Entwickelung der Pilze mit reaktiver Zellwucherung constatirte. In Folge dessen gelangte er zu dem Schlusse, dass die Pilzvegetation stets das Primäre darstellt, von welchem die diphtheritischen Veränderungen ausgehen.

Die Annahme des spezifischen Charakters dieser Mikroorganismen bekämpfte von Recklinghausen[2]) sehr stark in der Sitzung der Würzburger physiol.-med. Gesellsch. vom 10. Juni 1871, indem er behauptete, die sogenannten Diphtherie-Mikrokokken auch bei Pyaemie, Puerperalfieber, Typhus, akutem Gelenk-Rheumatismus, Urininfiltration und Lungengangraen gesehen zu haben.

An dem nunmehr ausbrechenden Streite über die parasitäre Natur der Diphtherie betheiligten sich sehr viele Forscher.

Die Einen (Senator, Duchamp, Satterthwaite, Curtis, Leloir u. A.) erklärten die Mikrokokken nur für accidentell, die Anderen vertheidigten deren aetiologische Bedeutung mit mehr oder weniger Entschiedenheit.

So trat z. B. Classen[3]) sehr energisch für die lokale Erzeugung der Krankheit durch die, von ihm stets in den Epithelien und obersten Schichten der Membranen nachgewiesenen „glänzenden Körnchen" ein und auch Cornil neigte auf Grund gleicher Befunde zur mikroparasitären Auffassung des Leidens, während sowohl Weigert als auch Everett schwankend war, ob die Mikrokokken wirklich das diphtheritische Virus repräsentirten oder nicht.

Eberth[4]) kam in Folge sehr gründlicher mikroskopischer

---

[1]) Nasiloff: „Ueber das Wesen der Diphtherie." Virchow's Arch. Bd. 50, Heft 4, 1870.

[2]) v. Recklinghausen: Centralbl. f. d. med. Wissensch. 1871, pag. 173.

[3]) A. Classen: „Beitrag zur Kenntniss der Diphtherie des Rachens" Virchow's Arch. Bd. 52, 1871.

[4]) C. J. Eberth: „Ueber bacter. Mycosen", Leipzig 1872.

Explorationen und vieler Thierversuche zu der These: „ohne Mikrokokken keine Diphterie."

Oertel dürfte wohl derjenige sein, der am entschiedensten für die Diphtherie-erzeugende Eigenschaft dieser Bakterien plaidirte. In seiner grossen Abhandlung über „die epidemische Diphtherie"*) führt er, gestützt auf zahllose Untersuchungen und Experimente den Beweis, dass die Krankheit als lokale Affektion beginnt und, sich vom Infektionsherd radienförmig über den ganzen Körper ausbreitend, zur Allgemein-Erkrankung wird, dabei aber durch Blutvergiftung die Lebensfähigkeit desselben untergräbt und schliesslich ganz aufhebt.

Die supponirte Causa movens des Leidens, den „Mikrokokkus diphtheriticus", bildete O. nunmehr auch ganz richtig als kugelförmige Bacterien ab und zwar in Kolonienform sowohl freiliegend, als in Schnitten durch eine diphtheritische Membran, durch ein Lymphgefäss und durch eine Muskelparthie.

In jener „mikrokokkenfrohen" Zeit gehörte auch ich zu den vollständig Ueberzeugten und bin in den homöopathischen Zeitschriften vielfach als Verfechter der Oertel'schen Lehren aufgetreten. Ich liess damals keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den schmierigen Mandelbelag, die ausgehusteten oder künstlich entfernten Membranen von Diphtherie-Patienten und die ausgeschnittenen Tonsillen von den, an der Krankheit Verstorbenen zu exploriren und war jedes Mal so glücklich, die Mikrokokken zu finden. In einem sehr schweren Falle mit septischen Erscheinungen sah ich sogar kugelige Spaltpilze im Blute**) und nahm natürlich deren Identität mit den, im Rachen nachgewiesenen als selbstverständlich an. Dagegen vermisste ich sie stets im Harne; selbst, wo derselbe Eiweiss enthielt, vermochte ich nur Blutkörperchen, Epithel- und Fibrincylinder — die Zeichen der hinzugekommenen Nephritis — zu konstatiren. Ebenso gelang es mir nie, die Mikrokokken in irgend einem inneren Organe zu entdecken. Als ich im Jahre 1880 das Berliner städtische Krankenhaus am Friedrichshain besuchte, wurde mir von dem, mich herumführenden Assistenten eine Glasbüchse mit einer grossen Menge von schön

---

*) J. Oertel: Handbuch d. spec. Pathol. u. Therap. v. Ziemssen. 2 Bd.; I. Hälfte. Leipzig 1876.

**) W. A. Haupt: „Die Pilze als Krankheitserreger." Leipzig 1877 pag. 68.

gehärteten Stückchen Milz, Leber und Niere geschenkt, welche von verschiedenen typischen Diphtheriefällen (die kurz vorher beendete Epidemie hatte über 22 % Todte ergeben!) herstammten. Ich fertigte davon zahllose Schnitte an und tingirte sie nach allen, damals bekannten Färbungsmethoden; die Parasiten liessen sich aber nicht erblicken! Anstatt hierdurch stutzig zu werden, schob ich meine Misserfolge auf Unzulänglichkeit der angewendeten Verfahren und tröstete mich schliesslich mit Friedländer, Eberth, Klebs, Babbe, Weigert u. A., denen es nicht besser, als mir, erging.

Der wahre Grund der negativen Resultate solcher Untersuchungen ist erst kürzlich festgestellt worden.

Ich komme darauf zurück.

Ebenso verschieden, wie die Ansichten über die Rolle der Mikrokokken bei der Diphtherie gestalteten sich auch die Ergebnisse der mit diphtherischem Materiale vorgenommenen Experimente. Merkwürdiger Weise sind die direkten, zweckbewussten Impfungen bei Menschen sämmtlich wirkungslos verlaufen, z. B. die berühmten Selbst-Inokulationen Trousseau's und Peter's, die 20 prophylaktischen Impfungen Mosotto's und die Uebertragungen auf variköse Ulcera von Felix, während doch andererseits zuweilen bei Aerzten (O. Weber, Seehusen, Valleux, Blache, Gillette u. A.) Ansteckungen erfolgten durch blosses Aussaugen der Kanüle bei der Tracheotomie.

Die gelungenen Impfversuche, welche Trendelenburg, Oertel und Nasiloff an Thieren machten, büssten viel an Bedeutung ein, als es Hueter [1]) und Markuse [2]) glückte, durch Inokulation nicht-diphtheritischer Stoffe, durch warm-faulendes Blut, dieselben pseudomembranösen Prozesse experimentell zu erzeugen, wie durch Einbringung von Membranpartikelchen.

Labadie-Lagrave [3]) impfte junge Kaninchen unter die Haut mit ganz frisch entnommenen Membrantheilchen und injicirte auch das Blut eines, an Diphtherie gestorbenen Kindes einem solchen Thiere in die Schenkelvene — Alles ohne Erfolg. Als er jedoch Stückchen

---

[1]) Hueter: Allgem. Chirurgie, 1873. pag. 205.

[2]) Markuse: „Experiment. Untersuch. über d. Erzeug. eines croup. Processes auf der Trachealschleimh a. Kaninchen". Deutsche Zeitschrift f. Chirurgie Bd. V 1875, pag. 613.

[3]) Labadie-Lagrave: „Des complications cardiaques du croup et de la diphthérie." Paris 1873.

diphtheritischer Membranen zwei Kaninchen in die Luftröhre brachte, verendeten dieselben nach 12 Stunden mit Pseudomembranen in der Trachea.

Auch Duchamp[1]) constatirte die Unschädlichkeit der intravenösen und subcutanen Uebertragungen, während Trachealinokulationen ihm stets positive Resultate lieferten.

Homolle und Francotte erzielten bei ihren Thier-Experimenten Nichts, was der menschlichen Diphtherie ähnlich gewesen wäre, wohingegen Everett immer reussirte, selbst bei Einführung von Membrantheilchen in die unverletzte Rachenhöhle.

Die Erklärung für die grosse Verschiedenheit aller dieser Ergebnisse wird aus meinen weiteren Mittheilungen ganz von selbst hervorgehen. Interessant ist es, dass zu jener Zeit, wo doch die Bakterienkunde noch in den Kinderschuhen steckte, schon Kulturversuche angestellt wurden. So säte z. B. Hueter Stückchen einer diphtherischen Membran auf gekochte Kartoffeln aus und sah danach Dotter- oder orangegelben oder violetten Schleim entstehen, welcher nach Professor Hoffmann in Giessen „Monas crepusculum" und „Bakterium termo" sein sollte.

Oertel[2]) aber wollte von solchen Kulturen Nichts wissen, so lange noch eine Reihe von Prinzipienfragen ihrer Lösung harrten. „Die verschiedenen Hefeformen, die Fäulnisshefe, der Mikrokokkus, „die Schizomyceten, ihr Zusammenhang mit bestimmten Pilzformen „oder ihre selbstständige Individualität, die Bedingungen ihres Ve- „getationsprozesses müssten erst erforscht sein, bevor die Möglich- „keit gegeben wäre, durch Einimpfung irgend welcher Pilzsporen „einen exakten pathologischen Versuch vorzunehmen."

Klebs[3]) machte 1873 Kulturen aus dem diphtherischen Tonsillenbelag eines Kindes in Recklinghausen'schen flachen, mit Leim beschickten Glaskammern und erzielte nach 5 Tagen kleine, intensiv braune Körnerhaufen, nach 3 Wochen zahllose ausserordentlich kleine Stäbchen.

Sein Schüler, Graham-Brown[4]) benutzte zu gleichem Zwecke eine geschwollene Lymphdrüse von einer frisch obduzirten Diph-

---

[1]) Duchamp: „Des parasites de la diphthérie." Paris 1878.

[2]) Oertel: Experimentelle Untersuchungen über Diphtherie." Leipzig 1871.

[3]) Klebs: „Beitr. z. Kenntniss der pathogenen Schizomyceten." Arch. f. experim. Pathologie und Pharmakologie. Bd. I. u. f.

[4]) Graham-Brown: Arch. f. experim. Pathol. und Pharmak. 1878. Bd. 8, pag. 140.

therie-Leiche und brachte davon ein Partikelchen in ein Gefäss mit Hühnereiweiss. Dasselbe trübte sich nach einigen Tagen und zeigte unter dem Mikroskope: „Monaden und Mikrokokken", nach der Klebs'schen Anschauung: „verschiedene Entwickelungsstufen eines und desselben Mikroorganismus." Mit dieser vermeintlichen „Reincultur" bewerkstelligte Impfungen in die Kaninchen-Cornea riefen eine „rapide Mikrokokkeninfiltration" hervor, während das Konjunktivalsecret „deutliche Stäbchen" enthielt.

Letzerich[1]), der die Pilze nicht blos primär in den lokalen Herden, sondern auch sekundär in Nieren, Milz, Leber, Herz und sogar im Urin in ungeheuren Mengen fand, filtrirte letzteren und impfte mit dem Filtrirpapier die Maulschleimhaut und die Vagina von Kaninchen, wonach sich Pseudomembranen, resp. weissliche Flecken entwickelten, in denen er dieselben Bakterien wieder nachweisen konnte. Er züchtete dieselben in Kalbfleischleim, Blut und Milch und beobachtete dabei die Uebergänge der Bakterien zu „Plasmakugeln" und von diesen zu „Mikrokokkenrasen". Verimpfungen dieser Kulturen verursachten jedes Mal Diphtherie.

Rosenbach[2]) machte seine Kulturen in langhalsigen Fläschchen, in denen er neutrale Hühnereiweiss-Pepton-Lösung 10 Minuten lang gekocht hatte und die er mit Material aus der Niere, dem Herzen und einer ausgehusteten Membran beschickte. Nach mehreren Tagen war der Inhalt trübe und liess am 7. Tage Kugelbakterien und lebhaft sich bewegende Stäbchen erkennen. Die mit ihnen vorgenommenen Inokulationen blieben ohne Wirkung, weshalb R. zu dem Schlusse gelangte, dass auf derartige Kulturversuche noch wenig Gewicht zu legen sei.

Die von Klebs später angestellten, wobei Hirnrinde mit Pilzfäden (von ihm Mikrosporon diphtheriticum genannt) und alkalisch gemachte Hausenblase zur Verwendung kamen, ergaben eine grosse Masse stark lichtbrechender und zum Theil beweglicher Körnchen, welche Tauben und Hunden eingeimpt, wohl verschiedene Krankheitserscheinungen, bei einigen Thieren selbst den Tod, herbeiführten, aber Nichts, was der Diphtherie ähnlich sah.

Wood und Formad[3]) kultivirten die Mikrokokken aus dem

---

[1]) Letzerich: Arch. f. experim. Path. und Pharmak. 1880 Bd. 12. pag. 354.

[2]) O. Rosenbach: Virchow's Archiv. Bd. 70. Heft 3, 1877.

[3]) Wood und Formad: National board of health bulletin. Supplement Nr. 17. 21. Jan. 1882.



Blute und den Membranen Diphtheriekranker in feuchten Kammern mit Humor aqueus von Kaninchen, mit Hühner- und Kaninchenfleischbrühe und Ascites-Flüssigkeit und erhielten Mikrokokken und Stäbchen von verschiedener Grösse, die bei den ersten Uebertragungen sich üppig vermehrten, aber schon nach einigen Generationen nicht mehr wuchsen. Nur bei einem einzigen unter 21 geimpften Kaninchen wurden die Mikrokokken im Blute nachgewiesen; bei den übrigen Inokulationen sollte, nach der Meinung der Experimentatoren, eine Abschwächung („dormant state") der Pilze stattgefunden haben.

Eine eingehende Kritisirung der bisher von mir angeführten Arbeiten scheint mir gänzlich überflüssig, da dieselben, soweit sie aetiologische Forschungen über Diphtherie betreffen, heute nur noch einen historischen Werth besitzen und von dem Moment an vollständig bedeutungslos und unbrauchbar geworden sind, wo Koch*) den Beweis erbrachte, dass die Reinkultur die conditio sine qua non für alle bakteriologischen Untersuchungen und Experimente ist, und wo er durch die Erfindung eines festen durchsichtigen Nährbodens für die pflanzlichen Mikroorganismen der ganzen Pilzforschung mit einem Schlage eine unerschütterliche, wissenschaftliche Grundlage verlieh.

Mit Hülfe seiner „Platten- nnd Stichkulturen" vermochte man nunmehr, die in Bakteriengemischen enthaltenen Arten vollkommen von einander zu trennen, das Wachsthum der isolirten Keime genau zu beobachten, zufällige Verunreinigungen mit Sicherheit zu erkennen und die charakteristischen Eigenschaften einer jeden einzelnen Spezies in wirklichen Reinkulturen sorgfältig zu studiren.

In Folge dessen erfuhr die Biologie dieser winzigsten aller Lebwesen eine mächtige Förderung und Ausbildung und da auch die Untersuchungstechnik durch Einführung neuer Tinktionsmethoden, der Oelimmersions-Objektive und des Abbe'schen Beleuchtungsapparates eine ungeahnte Höhe erreichte, so war es ganz natürlich, dass die bisherigen Resultate der Diphtherie-Forschungen in bakteriologischer Hinsicht den sich jetzt geltend machenden strengen Anforderungen nicht Genüge leisten konnten.

Es stellte sich heraus, dass die Diptherie-Membranen eine, ihrer Herkunft entsprechende, stets wechselnde Menge der verschiedenartigsten, in ihren Wirkungen sehr von einander abwei-

*) R. Koch: „Zur Untersuch. v. patholog. Mikroorganismen". Mitth. a. d Kaiserl. Gesundheitsamte. Berlin 1881.

chenden Spaltpilzen beherbergten und man überzeugte sich durch exakte Thierversuche mit wirklichen Reinzüchtungen auch sehr bald, dass der Oertel'sche Mikrokokkus ganz und gar unschuldig an dem Zustandekommen der Krankheit war.

Seitdem hat sich eine grosse Zahl von Bakteriologen aufs Redlichste bemüht, den wahren Erreger der Diptherie zu eruiren. Wenn dies indess nicht so rasch gelang, als mancher schlecht Versirte erwartete, so darf dies nicht Wunder nehmen. Beginnt doch das Leiden in der Mundhöhle, also auf einem Terrain, welches fortwährend, auch beim Gesunden, durch die Luft, durch Speisen und Getränke, mit zahllosen Bakterienkeimen besät wird und denselben die allergünstigsten Existenzbedingungen: hinreichende Nahrung (Speisereste, Mundschleim, Speichel, abgestorbene Epithelien etc.), Feuchtigkeit und Wärme, darbietet. Gesellt sich aber nun hierzu, wie dies bei der Diptherie geschieht, noch der Umstand, dass die Schleimhaut ihre schützende Epitheldecke verliert und sich in Folge von Entzündung und Exsudation ansehnliche Massen von eiweissreichen Substanzen anhäufen, so muss in den erkrankten Partien die Vermehrung dieser Mikroorganismen eine ausserordentlich üppige und das Herausfinden des spezifischen Parasiten aus dem Wirrwarr von verschiedenen harmlosen und malignen Fäulnissbakterien und von pathogenen Spaltpilzen demgemäss mit den allerärgsten Schwierigkeiten verknüpft sein.

An dieser Klippe scheiterten eben alle früheren Untersuchungen.

In den Anfang der neuen Aera der Bakterienforschung fällt eine Arbeit, die eigentlich noch der älteren, unfruchtbaren Periode angehört, die ich jedoch hier mit erwähne, weil sie s. Zt. ein gewisses Aufsehen erregte und auch den homöopathischen Tagesblättern vielfach Veranlassung zu mancherlei Bemerkungen gab. Ich meine die Heubner'sche Schrift*) über Diptherie, welcher bekanntlich der von der Kaiserin Augusta gestiftete Preis für „experimentelle Untersuchungen über die Ursache der Diptherie und die aus diesen sich ergebenden praktischen Folgerungen" zuerkannt wurde.

Der Autor modifizirt darin die Weigert'schen Lehren von der Entwickelung der Membranen dahin, dass ausser der Nekrose des Epithels eine krankhafte Veränderung der oberflächlich gele-

*) Heubner: „Die experimentelle Diptherie." Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1883.

genen Kapillaren und Venen bei fortgehender Blutzirkulation in derselben zur Entstehung einer croupösen oder pseudodiphtherischen Auflagerung nothwendig sei. Nach Heubner's Ansicht können solche Alterationen erzeugt werden, sowohl durch direkte Einwirkung des Giftes auf die Zellen, als auch auf indirektem Wege, z. B. durch Reizung der Vasomotoren der betreffenden Schleimhautgebiete.

Absolut unmöglich erscheint es mir nicht, dass dasselbe auch einmal durch den Blutstrom dorthin zu gelangen vermag; bei Weitem wahrscheinlicher ist mir jedoch, dass es gewöhnlich direkt von aussen her lokal einwirkt; denn einerseits bleibt nicht selten der Prozess ganz circumscript begrenzt, während er andererseits allmälig auf benachbarte, aber zu völlig verschiedenen Gefäss- und Nervenbezirken gehörenden Schleimhautpartien weiterkriecht. Dafür dass die örtlich erkrankten Stellen die Eingangspforten und die Hauptentwicklungsstätten des Virus bilden, sprechen am deutlichsten jene Fälle, in denen nicht im Munde, sondern an anderen Körpertheilen eine diphtherische Ansteckung stattgefunden hat, in Folge deren die charakteristischen schweren Lähmungen eintreten, ohne dass es jemals zu einer Affektion der Rachenorgane kömmt.

Ob die Leistung Heubner's, welche in der Herstellung einer „künstlichen Diphtherie“ auf der Blasenschleimhaut von Kaninchen (vermittelst temporärer Unterbindungen) gipfelte, mit 2000 Mark nicht zu hoch bezahlt war, weiss ich nicht; irgend welche „praktische Folgerungen, wie sie die Preis-Aufgabe verlangte, vermochte Niemand daraus zu ziehen! Das aber weiss ich ganz bestimmt, dass die H'schen Versuche, die erzielte diphtherische Lokal-Affektion durch Infektion mit Bakterien in eine Allgemein-Erkrankung zu verwandeln, auch nicht den allergeringsten wissenschaftlichen Werth besitzen, denn sie sind nicht mit Reinkulturen, sondern mit Spaltpilzgemischen gemacht worden.

Wem dieses Urtheil zu hart dünkt, den bitte ich die eingehende Motivirung desselben nachzulesen in meiner Besprechung des H'schen Werkchens in der Allgem. hom. Zeitung, Bd. 107, Nr. 24—26, 1883 — — s. Zt. die einzige Kritik, welche „das Kind beim rechten Namen“ nannte!

Meiner innigsten Ueberzeugung nach hätte der Kaiserin-Preis eigentlich unserem jüngst verstorbenen von Villers sen. gebührt,

dessen Bewerbungsschrift*) zwar auch nicht dem Wortlaute der Aufgabe völlig Genüge leistete, dafür aber die wissenschaftliche Begründung eines von ihm in den homöopathischen Arzneischatz eingeführten wirklichen Heilmittels der epidemischen Diphtherie lieferte und somit den Intentionen der hohen Stifterin sicherlich am besten entsprach.

Eher dürfte man freilich „Feigen von Disteln lesen", als einen Homöopathen von allopathischen Richtern preisgekrönt sehen können!

Ihm ist nur das tröstende Bewusstsein geblieben, dass durch seinen Merc. cyanat. unzählige von dem tückischen Würgengel heimgesuchte Kinder gerettet wurden und dass der Name v. Villers noch gesegnet werden wird, wenn schon längst kein Mensch mehr den Namen Heubner kennt.

Bevor ich diesen Theil meiner Abhandlung schliesse, will ich der Vollständigkeit halber, noch in Kürze einiger Publikationen gedenken, welche die Ursache der Diphtherie nicht in pflanzlichen Mikroorganismen suchen.

Wiss**) findet dieselbe nach dem Vorgange englischer Aerzte „in den Ausdünstungen (Cloakengasen) verunreinigten Wohnungsbodens und der Abortgruben".

Nun müsste aber ein Gas, welches, trotz der stets erfolgenden kolossalen Verdünnung durch die atmosphärische Luft, noch giftig genug wäre, um eine so bösartige Krankheit, wie die Diphtherie, hervorzurufen, unbedingt an seiner Austrittsstelle eine furchtbare, alles Lebende augenblicklich vernichtende Wirkung äussern. Davon hat man jedoch noch nie Etwas gehört.

Ausserdem würde auch ein solches Gas, gerade wie die in Gährkellern oder tiefen Brunnen angehäufte Kohlensäure, oder wie das, durch zu frühes Schliessen der Ofenklappen in die Wohnräume eindringende Kohlenoxydgas, ausnahmslos Jeden vergiften, der es einathmet, während die Diphtherie doch immer nur einzelne wenige Bewohner eines Hauses ergreift.

Die Wiss'sche Annahme gehört unstreitig in das Kapitel der „ungenau beobachteten Thatsachen". Nicht die Ausdünstungen

*) C. F. D. v. Villers: „Experiment. Untersuch. über d. Urs. d. Diphtheritis u. aus diesen sich ergeb. prakt. Folgerungen. Nichtgekrönte Preisschrift." Zeitschr. des Berl. Ver. hom. Aerzte. II. Bd. 5. Heft 1883.

**) C. Wiss: „Die Heilung und Verhütung der Diphtheritis." Charlottenburg 1879.

an und für sich sind es, welche das Leiden erzeugen, sondern die, zufällig in ihnen vorhandenen spezifischen Bakterien.

Uebrigens lässt sich die Möglichkeit, dass bei langdauernder Einathmung ammoniakhaltiger Ausdünstungen die Rachenschleimhaut für die Ansiedelung der Diphtheriepilze prädisponirt werden kann, durchaus nicht in Abrede stellen.

Das Drolligste in Erklärungsversuchen über die Ursache des Leidens ist ohne allen Zweifel von Oidtmann und Crüwell geleistet worden, welche dieselbe in Ernährungsstörungen sehen.

Ersterer[1]) schiebt diese auf den „Genuss faulhefigen Gebäcks," Letzterer[2]) auf den „Mangel von Kalisalzen in der Fleischnahrung".

Beide wurden von mir in ein paar längeren Artikeln[3]) ad absurdum geführt; ich vermag es aber heute wirklich nicht mehr zu begreifen, dass ich damals die Autoren ernst genommen und an die Widerlegung ihrer komischen Behauptungen soviel Zeit, Mühe, (selbst Thierexperimente und mikroskopische Untersuchungen) und Papier verschwendet habe.

Gegenwärtig bedürfte ich zu einer vollkommen ausreichenden und treffenden Kritik ihrer Hypothesen nur eines einzigen Wortes.

Dasselbe klingt indess zu unparlamentarisch, um es hierher zu setzen.

Die prima causa der Diphtherie.

Die Priorität der Entdeckung des wirklichen Erregers der Krankheit muss jedenfalls Klebs zuerkannt werden.

Derselbe berichtete auf dem Wiesbadener mediz. Congress[4]), dass ausser der durch das „Microsporon diphtheriticum" bedingten Form von Diphtherie noch eine zweite existire, bei welcher die sich sehr rasch ausbreitenden Membranbildungen im Pharynx grosse Neigung

---

[1]) H. Oidtmann: „Unser tägliches Brod" und „Mehr Licht in die Diphtheritis-Theorien". Leipzig 1880.

[2]) R. Crüwell: „Die Diphtheritis ist keine Pilzkrankheit, sondern eine Ernährungsstörung." Allg. hom. Zeit. Bd. 100, Nr. 16 u. 17, 1880.

[3]) W. A. Haupt: „Die Dr. Oidtmann'sche Diphtheritis-Theorie". Popul. Zeitschr. für Homöopathie. 11. Jahrg. Nr. 2. 1880, und „Die Diphtherie ist eine Mykose". Allg. hom. Zeit. Bd. 100, Nr. 19—21, 1880.

[4]) Verhandlungen des Congr. für inn. Medizin. II. Abth. Wiesbaden 1883, pag. 143.

besitzen, auf die Trachea überzugehen, sogar noch ehe irgend ein erheblicher Zerfall in der Rachenaffektion eingetreten ist und dass er dabei stets nach Färbung der Schnitte mit Methylenblau an der Oberfläche der Exsudatschicht äusserst kurze feine Stäbchen (Bacillen) gesehen habe. An solchen Stellen, wo fast noch keine faserstoffige Ausschwitzung zugegen, hätten diese Spaltpilze immer in Zellen gelegen.

„Was die Form dieser Stäbchen betrifft,“ sagte er, „so sind „sie gleichmässig lang, sehr schmal, leicht gebogen, an den Enden „etwas verdickt und erreichen im Ganzen kaum die Grösse der „Tuberkelbacillen.“ Reinkulturen wären ihm nicht gelungen.

Obgleich nun in der Discussion Edlefsen das häufige Vorkommen dieser Bacillen bei den, von ihm in Kiel beobachteten Fällen bestätigte, schenkten die Fachmänner dem Klebs'schen Funde doch keine Beachtung und zwar wohl hauptsächlich deshalb, weil von diesem Forscher auf bakteriologischem Gebiete bisher fast nur Fehlschüsse gethan worden waren.

Bedeutung gewannen seine Angaben erst, als Löffler wahrhaft klassische, mit den neuesten und besten technischen Hülfsmitteln, nach den Koch'schen Methoden im Kaiserl. Deutsch. Gesundheitsamte ausgeführte Untersuchungen über Diphtherie*) veröffentlichte, welche Folgendes ergaben.

In den von ihm explorirten 27 Fällen von typischer und von Scharlach-Diphtherie zeigten sich in den lokal erkrankten Partien (Pharynx, Larynx und Trachea) bei Behandlung der Schnitte mit einer kalihaltigen Methylenblau-Lösung (Färben während weniger Minuten in 30 Cubkztmr. einer konzentrirten alkoholischen Methylenblau-Solution zu 100 Cbkztmr. einer Lösung von 1 Gr. Kali causticum in 10000 Gr. Aqua destillata, dann Auswaschen binnen einiger Sekunden in einer ½ prozentigen Essigsäure-Solution, hierauf Entwässerung in absolutem Alkohol, Aufhellung in Cedernoel und Einschluss in Canadabalsam) im obersten Theile der Pseudomembranen: grosse Mengen der verschiedenartigsten Spaltpilze — sowohl die bisher als Diphtherie-Erreger angesehenen Mikrokokken, als auch Kurz- und Lang-Stäbchen — in den tieferen Schleimhautschichten:

---

*) F. Löffler: „Untersuchungen über die Bedeutung der Mikroorganismen für die Entstehung der Diphtherie beim Menschen, bei der Taube und beim Kalbe.“ Mittheilungen aus dem Kaiserl. Gesundheitsamte II. Band. Berlin 1884.

die Klebs'schen Bacillen und zuweilen, stets aber bei Scharlach-Diphtherie: kettenbildende Mikrokokken (Streptokokken.)

In der Löffler'schen Schilderung des anatomischen Befundes bei letzterer Erkrankung heisst es:

„Es fehlt das Epithel an der Oberfläche der erkrankten Schleim„häute; Substanzverluste mit graugelbem Grunde oder abgestorbene „Gewebstheile bilden das Charakteristikum dieser Gruppe. Pseudo„membranen fehlen. Auf der entblössten Schleimhautoberfläche „oder in einem spärlichen zelligen Exsudate liegen lange Ketten „ziemlich grosser Mikrokokken, welche sich aber nicht auf „die Oberfläche beschränken, sondern in der Form von zungen„oder keilartigen Haufen in das Gewebe eindringen, hinter sich „Nekrose zurücklassend. Die Haufen sind umgeben von einem „schmalen ungefärbten Saume (jedenfalls hervorgerufen durch die direkte Einwirkung des von den Streptokokken produzirten Toxins! „Ref.) „und weiterhin von einer reaktiven Kernwucherung. Sie dringen in die Lymphgefässe ein und verbreiten sich von dieser „Eingangspforte aus bisweilen durch den ganzen Körper. Man „findet sie dann wieder in den kleinsten Blutgefässen der „inneren Organe, dieselben stellenweise geradezu verstopfend.

Diese kettenbildenden Mikrokokken, welche dem, bekanntlich bei anderen, mit Schleimhautläsionen verbundenen Krankheiten (Variola, Typhus, Puerperalfieber etc.) auftretenden accidentellen Streptococcus morphologisch vollständig gleichen, spielen, wie Loeffler gewiss mit Recht annimmt, auch bei der Diphtherie nur eine sekundäre Rolle, indem ihnen die, durch das eigentliche diphtherische Virus in den ersten Wegen stets erzeugten Epithelverletzungen Thür und Thor öffnen.

Meiner Ueberzeugung nach können es nur solche Mikrokokken gewesen sein, welche frühere Beobachter im Blute, in Lymphgefässen, Lymphdrüsen, Herz, Milz, Leber und Nieren, ja sogar im Urine Diphtherischer nachgewiesen und für die prima causa morbi gehalten haben.

Auch mein eigener, bereits erwähnter Fund lässt nach der, von mir s. Zt. gegebenen Beschreibung, laut welcher ich den Mikrokokkus (vide l. c. pag. 68) „theils vereinzelt, theils zu 2, 4 „und 6 Stück in Ketten geeint, zwischen den Blutscheiben" u. s. w. sah, gegenwärtig gar keine andere Deutung zu.

Ganz anders verhält es sich mit den Klebs'schen Bacillen. „Dieselben finden sich" wie Loeffler schreibt, „im Gegensatze zu „den Mikrokokken gerade ausschliesslich in jenen typischen „Fällen, welche sich durch das Vorhandensein dicker Pseudomem- „branen auf den, von enorm erweiterten und prall gefüllten Gefässen „durchzogenen Schleimhäuten des Rachens, des Larynx und der „Trachea charakterisiren. Unterhalb der, die Oberfläche der Pseudo- „membranen in regellosem Wirrwarr bedeckenden, aus verschiedenen „Arten bestehenden Bakterienmassen findet man die, in kleinen „Häufchen angeordneten mit Methylenblau sich ausserordentlich „intensiv färbenden Stäbchen. Diese Schicht der Membran führt „meist zahlreiche Zellen. Da, wo die Stäbchen nach innen zu „aufhören, hört auch der Zellenreichthum der Membran auf; es „folgt eine breite fibrinöse, nur wenige Zellen enthaltende Schicht, „welche die grösste Dicke der Membran ausmacht, direkt auf den „erweiterten Blutgefässen der Schleimhaut aufliegt und keine Bakterien „mehr enthält. Die zellenreiche äussere Zone der Membran ist „der älteste Theil derselben: sie ist das erste Reaktionsprodukt „der, durch das Virus gereizten Schleimhaut. Man findet in ihr „nicht selten noch Epithelzellen. Der Strom des aus den gefüllten „Gefässen hervorquellenden fibrinösen Transsudates hebt diese „Schicht empor."

Für den mit bakteriologischen Untersuchungen Vertrauten erhellt aus dieser Beschreibung, dass die an der Grenze der zellenarmen Exsudatschicht liegenden Bacillen unbedingt mit den Membranen in aetiologischem Zusammenhange stehen müssen.

Indess wird ihr spezifischer Charakter doch durch den Umstand wieder zweifelhaft, dass L. in ein Paar Fällen weder diese Stäbchen noch die Kettenkokken nachzuweisen vermochte.

In den inneren Organen der Diphtherie-Leichen waren die Bacillen niemals vorhanden.

Die durch Plattenkulturen isolirten Streptokokken wuchsen auf Fleischwasserpepton-Gelatine ziemlich langsam. Erst vom 3ten Tage an zeigten sich in den Impfstrichen kleine wasserhelle Tropfen mit leicht grauem Farbeton, ganz ähnlich wie bei den Kulturen des Streptococcus erysipelatis; sehr üppig dagegen gestaltete sich das Wachsthum in Fleischinfusen, denen 1% Pepton, ½% Kochsalz und 1% Traubenzucker zugesetzt war, bei einer Temperatur von 37° C., indem dann schon nach 24 Stunden in der

klaren Flüssigkeit kleine, feingekräuselte Flöckchen auftraten, die unterm Mikroskope sich als lange, vielfach durcheinander geschlungene, bis zu 100 Einzelkokken enthaltende Ketten darstellten. Am besten gelangen die Reinkulturen auf erstarrtem Blutserum mit einem Zusatz eines Viertels seines Volumens von dem besagten Fleischinfus bei 37° C. Wärme und erschienen als grauweisslicher Belag. Impfungen mit denselben an Mäusen, Meerschweinchen Kaninchen, Hunden, Affen, Hühnern, Tauben, Sperlingen, und Kanarienvögeln hafteten nur bei den Mäusen und Kaninchen und verursachten zwar verschiedene Krankheitserscheinungen, bei den meisten Mäusen sogar den Tod, bei keinem einzigen Thiere jedoch Symtome, die irgend welche Aehnlicheit mit Diphtherie besassen.

Die Klebs'schen Bacillen liessen sich weder auf Gelatine, noch auf gekochter Kartoffel reinzüchten, wohl aber auf einer erstarrten Mischung von 3 Theilen Kälber- oder Hammelblut-Serum und 1 Th. neutralisirter, mit 1% Pepton, 1% Traubenzucker und ½% Kochsalz versetzter Kalbfleischbouillon und bildeten darauf bei + 37° C. bereits in 2 Tagen einen, fast 1 Millimeter dicken, weisslichen, undurchsichtigen Ueberzug, der bei einzelnen Kolonien einen Flächen-Durchmesser von ½ Zentimeter erreichte. Mit Methylenblau färbten sich die, auf diese Weise kultivirten, übrigens unbeweglichen Bacillen äusserst schnell und intensiv und präsentirten sich unterm Mikroskope ganz so, wie von Klebs angegeben. Die häufig an den Stäbchen zu beobachtende, entweder blos an dem einen Ende, oder auch an beiden befindliche, meist stärker tingirte Anschwellung erklärt Löffler für eine Involutions-Form.

Uebertragungen mit diesen Reinkulturen wurden an Mäusen, Ratten, Meerschweinchen, Kaninchen, Affen, Kanarienvögeln, Finken, Zeisigen, Tauben, und Hühnern gemacht und zwar mittels subkutaner Impfung, mittelst Inokulation in die verletzten und auf die intakten Schleimhäute und mittels Inhalation.

Mäuse und Ratten erwiesen sich als immun. Dagegen starben die Meerschweinchen gewöhnlich nach 2 Tagen und zeigten grauweissliche, pseudomembranöse Massen an den Impfstellen, leichtes Oedem in deren Umgebung, starke, röthlich gefärbte Ergüsse in den Pleurahöhlen und lobuläre, braunrothe Verdichtungen in den Lungen. Die Bacillen fanden sich nie in innern Organen, sondern blos am Infektionsorte und zwar in grossen Mengen, wenn das Thier rasch verendet, dagegen nur

spärlich oder auch gar nicht mehr, wenn es länger am Leben geblieben war. Hieraus schloss Loeffler, dass diese Parasiten in loco ein chemisches Gift produziren, welches mit dem Blutstrome zirkulirt und eine, die Gefässwände schwer schädigende Wirkung ausübt.

Ebenso sicher, wie bei den Meerschweinchen, aber noch rascher, führte die Bacillen-Uebertragung bei kleineren Vögeln zum Tode, indess auch bei diesen ergab sich nur an den Impfstellen eine Vermehrung der Krankheitserreger.

Nicht so gleichmässige Resultate erzielte der Experimentator bei den Kaninchen, welche er theils auf die Cornea und Conjunctiva theils, in die Schenkelmuskulatur, theils in die eröffnete Trachea impfte. Es gingen nämlich nicht alle zu Grunde; aber bei den meisten entstanden derbfibrinöse Auflagerungen auf den Augen, Pseudomembranen in der Luftröhre und grauweissliche, zähe Massen an den Schenkelwunden, bei einem der nicht gestorbenen Thiere: nach 3 Wochen sogar Lähmungserscheinungen. Auch hier fehlten in allen Fällen die Bacillen in den inneren Organen und konnten blos an den Infektionsorten nachgewiesen werden.

Tauben und Hühner blieben gesund, wenn L. Partikelchen von Reinkulturen in den Kehlkopf oder in die Luftröhre ohne Verletzung der Schleimhaut einbrachte, erkrankten aber nach Aufstreichen der Bacillen durch eine Tracheotomiewunde unter oedematöser Anschwellung der Umgebung und Bildung gelber, fibrinöser Beläge und verendeten meist unter Athemnoth.

An der Brust und in der Schnabelhöhle Geimpfte bekamen gelbliche Exsudate und Auflagerungen, welche nach 8 oder 14 Tagen wieder verschwanden.

Inokulationen bei einem langgeschwänzten Java-Affen hatten keinen Erfolg, ebensowenig wie Inhalationen der verstäubten Bacillen bei Hühnern, Tauben, Kaninchen und Meerschweinchen oder Aufstreichen von Reinkulturen auf die intakte Conjunctival-, Maul- und Rachen-Schleimhaut von Kaninchen und Meerschweinchen.

Interessant war es, dass bei jungen Meerschweinchen durch Einbringen von Bacillen in den Scheideneingang und in die Scheide — trotzdem hierbei nur eine ganz oberflächliche, makroskopisch kaum erkennbare Epithel-Läsion gesetzt wurde, — es doch recht wohl gelang, Oedem und gelblichweise Pseudomembranen hervorzurufen, während dieselbe Manipulation bei

alten Thieren, deren Vulva durch ein derberes Epithel geschützt ist, resultatlos verlief.

Auf die Ergebnisse der Loeffler'schen Untersuchungen über die Tauben- und Kälber-Diphtherie hier näher einzugehen, würde mich zu weit führen.

Nur soviel sei bemerkt, dass der unermüdliche Forscher in diesen beiden Krankheiten zwei besondere Spezies von Bacillen entdeckte, die von denen der menschlichen Diphtherie wesentlich differirten und die, in Reinkulturen an diese Thiere verimpft, besagte Krankheiten wirklich erzeugten.

Die viel behauptete Identität derselben mit der Diphtherie des Menschen existirt demnach nicht.

Wenn man die umfangreiche, höchst verdienstvolle Arbeit Loeffler's aufmerksam durchstudirt, so fällt es nicht schwer, sich die, von mir berichteten, so grossen Abweichungen in den Impferfolgen bei den Thierversuchen früherer Experimentatoren vollständig zu enträthseln.

Befanden sich nämlich in den, mit den verschiedensten Spaltpilzarten bevölkerten Diphtherie-Membranen die Klebs'schen Bacillen in gehöriger Menge und Virulenz, so bewirkten die damit vorgenommenen Inokulationen diphtherische Krankheitserscheinungen; waren indess diese Parasiten abgestorben, oder durch die vorhandenen Fäulnissbakterien abgeschwächt oder ganz verdrängt, so blieben natürlich die Versuche ohne Resultat.

Selbstverständlich spielten dabei auch noch die benutzten Thiergattungen eine wichtige Rolle.

Kaninchen z. B. scheinen für das diphtherische Virus wenig Empfänglichkeit zu besitzen.

Ausserdem muss man an die Möglichkeit denken, dass hin und wieder einmal der Fränkel'sche Diplococcus, der gar nicht selten im Munde Gesunder und Kranker vegetirt, mit übergeimpft und der danach bei Kaninchen ausnahmslos eintretende Tod an Septikaemie für eine Wirkung der Diphtheriepilze gehalten wurde.

Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, dass ein so ausgezeichneter Bakteriolog, erfahrener Experimentator und kenntnissreicher, scharfsichtiger Beobachter, wie Loeffler, bei Abfassung seiner Abhandlung völlig mit sich im Reinen über die aetiologische Bedeutung der Klebs'schen Bacillen für die Diphtherie gewesen ist; aber ich begreife auch recht wohl, dass er, als Koch'scher Schüler und Mitarbeiter, dieser seiner Ueberzeugung

nicht Worte leihen konnte, weil er die, von seinem Meister geforderten Beweise nicht voll und ganz geliefert hatte.

Bekanntlich verlangt Koch, dass der in Rede stehende Parasit

1) „in jedem einzelnen Falle der betreffenden Krankheit nach-„zuweisen ist und zwar unter Verhältnissen, welche den „pathologischen Veränderungen und dem klinischen Verlaufe „der Krankheit entsprechen;
2) „bei keiner anderen Krankheit als zufälliger und nicht-„pathogener Schmarotzer vorkommt und
3) „von dem Körper vollkommen isolirt und in Reinkulturen „hinreichend oft umgezüchtet, im Stande ist, von Neuem „die Krankheit zu erzeugen“ —

ehe er als prima causa morbi gelten darf.

Nun räumt aber Löffler ganz offen Nachstehendes ein:

1) „die Stäbchen wurden vermisst in einer Anzahl typischer „Fälle von Diphtherie.
2) „Sie fanden sich nicht in der beim Menschen beobachteten „typischen Anordnung in den, nach ihrer Einimpfung „entstandenen Pseudomembranen der Kaninchen und Hühner.
3) „Nach Uebertragung auf die unverletzten Schleimhäute „des Rachens, der Luftwege, der Augen und der Scheide „entfalteten sie keine Wirkung bei Thieren, welche sonst „für die Impfung empfänglich waren.
4) „Die Thiere, welche die Impfung überlebten, zeigten (mit „einer einzigen Ausnahme) keine Lähmungerscheinungen.
5) „Endlich aber wurden im Mundschleime eines gesunden „Kindes Bacillen gefunden, welche nach ihrer Form und „ihrem physiologischen Verhalten sich mit den Diphtherie-„Stäbchen identisch erwiesen.

Hierdurch waren jedenfalls dem Skeptiker Anhaltspunkte genug geboten, um den spezifischen Charakter der Klebs-Loeffler'schen Bacillen in Zweifel ziehen zu können.

Wir werden jedoch im Folgenden ersehen, wie vollständig die, durch die ersten 4 Punkte erregten Bedenken, Dank zahlreicher weiterer, theils von Löffler selbst, theils von vielen Anderen ausgeführter Untersuchungen widerlegt worden sind; und was Punkt 5 anlangt, so verliert derselbe seine Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass bei einer Diphtherie-Epidemie nothwendiger Weise der Bacillus in die Mundhöhle vieler Kinder gerathen und gewiss auch ein Mal Verhältnisse antreffen kann, die seine

Vervielfältigung nicht gestatten und deshalb die Krankheit nicht zu Stande kommen lassen. Ausserdem machen es auch Entdeckungen, die ich noch besprechen will, ziemlich wahrscheinlich, dass L. durch einen, dem Klebs'schen sehr ähnlichen Bacillus getäuscht wurde.

Der Erste, welcher die Anwesenheit der Klebs-Löffler'schen Stäbchen in allen, von ihm explorirten Fällen konstatirte, war Babes[1]).

Derselbe hielt die Anschwellungen an ihren Enden nicht für beginnende Degeneration, sondern für endogene Sporen, weil es ihm gelang, sie mittelst der Neisser'schen Tinktions-Methode roth zu färben, während die Stäbchen blau erschienen.

Kurze Zeit darauf berichtete Loeffler[2]) in der Berliner militärärztlichen Gesellschaft, dass er in zehn, neuerdings untersuchten Diphtherie-Fällen durch sein Kulturverfahren die Klebs'schen Bacillen jedes Mal schon 24 Stunden nach der Erkrankung nachzuweisen vermochte und dass er in dem einen Falle einen, diesen Parasiten morphologisch völlig gleichen Bacillus auffand, welcher indess in der Reinkultur nicht die deutliche Randzähnelung und eine entschieden weissere Farbe zeigte, wie die Kolonien der echten Diphtheriebacillen, und sich überdies als ganz unschädlich für Meerschweinchen erwies.

Mir scheint es hiernach gar nicht unmöglich, dass es dieser Spaltpilz gewesen ist, welcher in der ersten Löffler'schen Untersuchungsreihe zu einer Verwechselung Veranlassung gab; denn L. hat später selbst einmal versichert, es sei ihm trotz vieler, durch 5 Jahre angestellter Versuche nie wieder geglückt, im Mundschleime Gesunder die Klebs'schen Stäbchen zu eruiren.

Von diesem Pseudo-Diphtheriebacillus behauptete v. Hofmann[3]) dass derselbe wahrscheinlich ein ziemlich regelmässiger Bewohner des Pharynx sei. In 8 Fällen genuiner Diphtherie isolirte dieser Forscher die Klebs-Loeffler'schen Bacillen ohne eine einzige Ausnahme, machte indess die merkwürdige Beobachtung

---

[1]) M. Babes: „Les spores des bacilles de la diphthérie humaine". Progrès méd. 14. année 2. série t. III Nr. 8, 1886.

[2]) F. Loeffler: „Die Ergebnisse weiterer Untersuchungen über die Diphtherie-Bacillen". Centralbl. für Bakteriologie und Parasitenkunde. Bd II. Nr. 4. 1887.

[3]) G. von Hofmann: „Untersuchungen über den Loeffler'schen Bacillus der Diphtherie und seine pathologische Bedeutung." Wiener med. Wochenschrift Nr. 3 und 4. 1888.

bei seinen Thierexperimenten, dass die Virulenz seiner Kulturen, je nach ihrem Herkommen, äusserst verschieden war. Von einer Sporenbildung bemerkte er Nichts.

Ueber Oertel's „Pathogenese der epidemischen Diphtherie, nach ihrer histologischen Begründung", das umfangreichste Werk über diesen Gegenstand, vermag ich nur nach der Baumgarten'schen Besprechung zu referiren, da ich dasselbe blos so lange in Händen hatte, um es durchblättern und die vielen prachtvollen, naturgetreuen buntfarbigen Abbildungen von mikroskopischen Präparaten bewundern zu können. Der hohe, in Ansehung des Gebotenen, aber durchaus nicht zu theure Preis (80 Mark) hielt mich vom Ankaufe ab.

Das allgemeine Resultat seiner Forschungen fasst Oertel etwa folgendermassen zusammen:

„Als das Charakteristische und Wesentlichste der diphtheri-„schen Erkrankung ist das Absterben und die Umwandelung „zelliger Elemente zu einer gerinnfähigen Substanz anzusehen, „welche je nach dem Orte ihrer Entstehung und der Möglichkeit „eines Abflusses oder einer Ausscheidung nach aussen auf die „Oberfläche einer erkrankten Schleimhaut abgesetzt wird und zu „nachfolgenden Transsudationen, d. h. Bildung von Pseudomem-„branen, Veranlassung geben kann, oder in innere Organe einge-„schlossen bleibt, eine rückschreitende Metamorphose durchmacht „und schliesslich zur Aufsaugung gelangt. Dieser eigenartige „Vorgang mit seinen charakteristischen histologischen Merkmalen „(rasch fortschreitende Decomposition des Kern- und Zell-Inhalts, „Theilung und Zerfall der Kerne, Nekrobiose und Umwandlung „des Protoplasmas und des Kerns zu einer gleichförmigen, anfangs „feinkörnigen, allmälig sich verflüssigenden und schliesslich zu „netzförmigen oder klumpigen hyalinen Massen erstarrenden „Substanz) findet sich weit ausgebreitet in den Rachengebilden „und in der Respirationsschleimhaut; davon abhängig und „zwar ganz und gar proportional der Grösse der Erkrankung in „den genannten Bezirken entwickelt er sich in den Cervical- und „Bronchialdrüsen. Unter den mehr inneren Organen ist es „die Milz, und zwar vorzüglich deren Follikel, in welcher der „diphtheritische Prozess in seiner ganzen Wesenheit noch einmal „zum vollen Ausdrucke kommt; in geringerem Grade etablirt er „sich ausserdem noch in den Follikularapparaten der Darmschleim-„haut und den Mesenterialdrüsen. Vermisst wird die charakte-

„ristische Erkrankung in der Lunge, in der Leber, dann, in ihren „letzten Erscheinungsweisen, in den Nieren und im Herzen. Diesen „Befunden gemäss ist die Diphtherie als eine Infektionskrankheit „aufzufassen, welche an dem Orte der ersten Infektion, also „in der Regel auf der Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle, „beginnt oder primär daselbst lokalisirt ist und in nicht „bestimmbaren Zeiteinheiten durch den Transport kontagiöser „Stoffe mittelst Lymph- und Blutstrom, zur allgemeinen Infek- „tionskrankheit wird. Beim Eintritt der Heilung bildet sich „an besagtem Orte durch Heraufdringen von Eiterkörperchen aus „der Tiefe eine Demarkationslinie, die Pseudomembranen lösen „sich und stossen sich ab, hinterlassen aber meist Geschwüre „und Substanzverlust, welche später unter Bildung einer „mit Epithel bedeckten Narbe verschwinden."

Hierzu muss ich bemerken, dass Baumgarten in dieser histologischen Auffassung der Diphtherie mit dem Verfasser nicht ganz einig geht, weil Oertel 2 Prozesse, die bei der Entstehung der diphtherischen Produkte zweifellos eine hochbedeutsame Rolle spielen, fast gar nicht oder doch entschieden nicht genügend gewürdigt hat, nämlich 1) die fibrinoide Entartung der Epithelien (E. Wagner) und 2) die fibrinoide Entartung des Bindegewebes (E. Neumann). Nach B's Ansicht stellen diese beiden Prozesse neben der Exsudation einer gerinnenden Ausscheidung aus den Gefässen die Hauptquellen der charakteristischen „hyalinen" Massen in den diphtherischen Membranen und Herden dar.

Als Ursache der diphtherischen Veränderungen nimmt Oertel „ein spezifisches Virus" an, „welches durch den Lebensprozess „der auf und in dem Epithel und später in den Membranen „wuchernden Bacterien gebildet, als ein zur Klasse der Ptomaïne gehöriger chemischer Körper definirt werden darf."

In Betreff dieser Bakterien behauptet er, dass die Klebs-Loeffler'schen Stäbchen und die jetzt als Streptokokken bezeichneten kugelförmigen Mikroorganismen bereits vor 20 Jahren von ihm gesehen und, den damaligen Anschauungen gemäss, als zusammengehörig: „Micrococcus diphtheriticus" von ihm genannt worden seien und betont, dass er jetzt die Diphtherie für „eine Mischinfektion von spezifischen Bacillen und septischen Kokken" halte.

Nach den neuesten Untersuchungen entbehrt indess diese Ansicht der thatsächlichen Begründung.

Ich will aber von denselben, um den freundlichen Leser nicht mit allzuviel Details zu behelligen, blos diejenigen besprechen, welche ein allgemeineres Interesse darbieten und nur erwähnen, dass die, von Cornil, Teissier, d' Espine, Ortmann und Soerensen angestellten, die Richtigkeit der Loeffler'schen Ausführungen bestätigten.

Roux und Yersin*) konstatirten, dass sich in den Reinkulturen der Klebs-Loeffler'schen Bacillen ein Gift bildet, welches mittelst Filtriren durch Porcellan von den Bacillen befreit, bei den Versuchsthieren (Tauben und Kaninchen) in grösseren Dosen: raschen Tod und in kleineren: nach einiger Zeit Lähmungen der Extremitäten und Athmungsmuskeln hervorruft. Die Kulturen verloren nach und nach ihre Wirksamkeit, gewannen dieselbe jedoch durch Ueberimpfungen auf frisches Nährsubstrat vollständig wieder. Auftragung der Bacillen auf excoriirte Schleimhäute ergab ausnahmslos exquisite Bildung von Pseudomembranen.

Meerschweinchen zeigten sich am empfänglichsten. Schon nach 4 Stunden fand sich bei ihnen ein deutliches Oedem an der Inokulationsstelle, in welchem sich die Parasiten 6—8 Stunden lang vermehrten; von da ab verminderte sich deren Zahl und im Augenblicke des Todes war dieselbe geringer, als 6—8 Stunden nach der Infektion. Aussaat von Blut oder Organtheilen der Thiere auf passende Nährböden blieb ohne Erfolg.

Heubner**) kam auf Grund sehr genauer Untersuchungen der Scharlachdiphtherie, welche er streng sowohl von der epidemischen Diphtherie, als auch von der einfachen Gewebsnekrose scheidet, zu dem Schlusse, dass das, uns noch völlig unbekannte Scharlachgift durch seine Einwirkung auf die Schleimhaut des Nasenrachenraumes die einfache Entzündung durch immer stärkere Schädigung der Gefässe und Gewebszellen zur diphtherischen und nekrotischen steigere und auch das brandige Absterben der Lymphdrüsen veranlasse und dass erst durch diese weitgehenden

---

*) Roux et Yersin: „Contribution à l'étude de la diphthérie". Annales de l'institut Pasteur Nr. 12., pag. 629, 1888.

**) O. Heubner: „Ueber die Scharlachdiphtherie und deren Behandlung." Sammlung klin. Vorträge v. Volkmann. Nr. 332. 1888.

Veränderungen sich den von Loeffler beschriebenen Streptokokken der Weg zur Invasion des Körpers eröffne.

Henoch*) will wirkliche Diphtherie erst dann, als sicher bestehend, annehmen, wenn mehrere der folgenden Erscheinungen gleichzeitig zugegen sind:

„Ergriffensein beider Mandeln, Ausdehnung auf die Winkel „der Gaumenbögen u. s. w., Albuminurie, seröser dünner Ausfluss „aus der Nase, oder wirkliche Pseudomembranen in derselben, Kon- „tagiosität der Krankheit."

Drüsenschwellung und Fieber betrachtet er nicht als charakteristisch, da Beides gänzlich fehlen kann; die aetiologische Bedeutung der Klebs-Loeffler'schen Bacillen erscheint ihm noch nicht als völlig erwiesen.

Der erfahrene Kinderarzt bekennt ehrlich, mit der Tracheotomie geringere Erfolge, als Andere, gehabt zu haben und schiebt dies theils auf die schlechten hygienischen Einrichtungen der alten Charité-Klinik, theils auf Irrthümer fremder Statistiken, welche diese Operationen in Fällen von idiopathischem, fibrinösem Croup mit denen bei diphtherischem Croup zusammenwarfen. Ueberhaupt gesteht er zu, dass die Therapie (natürlich die allopathische! Ref.) bei Diphtherie sehr wenig leiste, und hofft, dass weitere bakteriologische Arbeiten die Erkenntniss des eigentlichen Krankheitserregers und seiner Toxine bringen und zu einer besseren Behandlung führen werden.

Hochwichtige Ergebnisse lieferten die Explorationen und Versuche, welche von Spronck**) in Utrecht unter Assistenz von Wintgens, van den Brink und van Herwerden ausgeführt wurden und aus denen eine glänzende Bestätigung der Roux-Yersin'schen Angaben resultirt.

Auch die Holländischen Forscher eruirten bei den künstlich diphtherisch gemachten Thieren, dass der Bacillus in den Pseudomembranen lokal bleibt, dass er subkutan inokulirt sich im Unterhautgewebe bis zu einem gewissen Grade ausbreitet, aber im Blute und den inneren Organen niemals zur Vermehrung gelangt und dass, falls die Thiere nicht zu bald sterben, schliesslich die charakteristischen Paralysen (bei

*) Henoch: „Ueber Diphtherie". Deutsche medic. Wochenschrift Nr. 44. 1889.

**) C. H. H. Spronck: „Le poison diphthérique considéré principalement au point de vu de son action sur le rein". Comptes rendus des séances de l'Académie des sciences. Paris, tome CIX Nr. 7. 1889.

Tauben circa 3 Wochen nach der Impfung in den Pharynx) eintreten.

Erfolgte die Einspritzung des, von den Bacillen in der Bouillon-Reinkultur produzirten und von denselben befreiten Giftes bei Tauben nicht in einer einzigen, den Tod binnen wenigen Tagen verursachenden Dosis, fand vielmehr eine Vertheilung dieses Quantums auf eine Serie von winzigen Injektionen mit Intervallen von 24 Stunden statt, so kam es niemals zu einer schnellen Intoxikation, sondern im Verlaufe einiger Wochen stets zu typischen Lähmungen, welche nach einer gewissen Zeit wieder heilten.

Bei Kaninchen (nach den neuesten Experimenten von Roux und Yersin auch beim Hunde!) erzeugte die subkutane und die intravenöse Einführung dieses Giftes Albuminurie und wirkliche Nephritis, sobald die Intoxikation derartig eingerichtet wurde, dass dieselben noch mehrere Tage am Leben blieben. Das Eiweissharnen trat 24—48 Stunden nach der Einspritzung auf und zwar am frühesten bei der intravenösen. Der Urin, der bis dahin normal gewesen war, nahm eine dunkelere Farbe an, verringerte sich in seiner Menge und enthielt variable Quantitäten Albumin. Bei der mikroskopischen Untersuchung zeigten sich in demselben: weisse und rothe Blutkörperchen, fettig entartete Nierenepithelien, hyaline Cylinder und solche, die aus degenerirten Epithelzellen bestanden. Die Sektion der, einige Tage nach der Vergiftung gestorbenen Kaninchen ergab: Schwellung und Kongestion der Nieren, Volumenvergrösserung der Kortikalsubstanz mit dunkelem, trübem Aussehen auf dem Schnitte und vielen Hämorrhagien. Unterm Mikroskope fanden sich: fettige Entartung des Epithels der meist mit Cylindern verstopften Harnkanälchen in der Rindensubstanz, veränderte und abgelöste Epithelbekleidung beim grössten Theile der Glomeruli, Kongestion und Hämorrhagien derselben, ausserdem noch mehr oder weniger ausgesprochene interstitielle Alterationen.

Diese Publikation hat es mir nun auch erklärt, warum ich trotz eifrigsten Suchens in den entzündeten Nieren von den, an epidemischer Diphtherie Verstorbenen niemals Bakterien zu entdecken vermochte. Die diffuse Erkrankung dieses Organs beruht ja nicht auf dem direkten Einflusse von Mikroorganismen, sondern auf einer Veränderung des Gesammtstoffwechsels,

insbesondere auf der giftigen Wirkung eines, von den Bacillen produzirten Toxins.

Mikrokokken, und zwar kettenbildende, (Streptokokken) sind in der Niere bei Scharlach-Diphtherie vorhanden, spielen aber nur die Rolle sekundärer Parasiten.

Sehr überrascht war ich, als ich in alten, verblassten, gänzlich werthlos gewordenen und gewissermassen nur aus Pietät*) aufbewahrten mikroskopischen Präparaten vom „Micrococcus diph-

---

*) An diese Präparate knüpft sich eine kleine Geschichte, die als Curiosum hier Platz finden mag.

Dr. med. Pfeil, der nun schon seit einer Reihe von Jahren von seiner hiesigen langen, segensvollen Thätigkeit im kühlen Grabe ausruht, war ein Alt-Hahnemannianer vom reinsten Wasser, sehr glücklicher Praktiker und mir ein lieber Freund. Er besass ein altes Mikroskop, das ihm viel Geld gekostet hatte und durch die riesigen Dimensionen des Stativs dem Sprechstunden-Publikum mächtig imponirte. Man konnte damit dem staunenden Laien ein Fliegenauge, ein Spinnenbein und auch Trichinen in ziemlicher Vergrösserung sehen lassen, es zu feineren, wissenschaftlichen Untersuchungen aber nicht benutzen. Die Unmöglichkeit, mit demselben Bakterien zu beobachten, hauptsächlich wohl indess die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der Hahnemann'schen Lehren machten Dr. P. zu einem entschiedenen Gegner der Theorie vom Contagium animatum und alle meine Bekehrungsversuche blieben lange vergeblich. Dass ich endlich doch noch reüssirte, verdanke ich den oben erwähnten Präparaten.

Eines Mittags schickte er mir ein Fläschchen, eine leicht getrübte Flüssigkeit mit zahllosen grauweissen Partikelchen enthaltend und etiquettirt mit „Aqua destillata“ und dem Datum desselben Tages und liess mir Nichts weiter dazu sagen, als: ich möchte den Inhalt mikroskopisch untersuchen und ihm darüber berichten.

Es war zur Zeit, als der Glaube an den „Micrococcus diphtheriticus“ in höchster Blüthe stand und da wir in Chemnitz gerade eine bösartige Diphtherie-Epidemie hatten, so lag es für mich ziemlich nahe, diphtherische Membrantheilchen zu vermuthen. Jedenfalls galt es aber, eine äusserst sorgfältige Exploration vorzunehmen und eventuell auch kühn zu kombiniren und der Zufall erwies sich mir günstig. Ich fertigte nach allen mir bekannten Methoden Präparate an und eruirte unterm Mikroskope:

> Mikrokokken in riesiger Menge, meist zu Haufen zusammengeballt, ergo: Micrococcus diphtheriticus; kolossale Massen von Fäulnissbakterien (darunter sind, wie ich jetzt weiss, auch die wirklichen Diphtheriebacillen gewesen, die ich indess damals selbstverständlich nicht beachtet und für Fäulnisserreger angesehen habe) und grosse Pilzsporen, die sich durch Vergleichen mit meinen Ustilagineen-Präparaten als Sporen von Tilletia caries — Schmierbrand des Weizens — herausstellten (der Kranke musste also in einer Atmosphäre athmen, in welcher solche Brandsporen in bedeutender Anzahl herumwirbelten).

Daraufhin schrieb ich meinem Freunde:

theriticus aus Membranen" die Klebs-Löffler'schen Stäbchen erkannte, nachdem ich die mit dem diphtherischen Materiale bestrichenen Deckgläschen durch vorsichtiges Erwärmen und Flüssigmachen des Canadabalsams von den Objektträgern abgelöst, hierauf erst 24 Stunden in Terpentin und dann ebensolange in Alkohol gelegt und schliesslich in der Lœffler'schen alkalischen Methylenblau-Lösung von Neuem gefärbt hatte. Natürlich erschienen diese Bacillen neben den grossen Haufen von Mikrokokken und zahllosen Fäulnissbakterien nur in sehr geringer Zahl, liessen sich aber in Folge ihrer Aehnlichkeit mit dem Bacillus tuberculosis, der nur etwas dünner und niemals an den Enden angeschwollen ist, recht wohl unterscheiden.

Zu einem eigentlichen Abschlusse gediehen die bakteriologischen Untersuchungen über Diphtherie durch die Arbeiten von Kolisko und Paltauf[1]), Zarniko[2]) und Escherich[3]), welche durch sorgfältigste Exploration von mehr als 100 Fällen die Konstanz der Klebs-Löffler'schen Bacillen unwiderleglich bewiesen.

Zarniko stellte fest, dass dieselben nicht blos bei Blutwärme — wie Lœffler angab — gedeihen, sondern bei + 19 bis 42° C., dass ihr Wachsthums-Optimum zwischen 33—37° C. liegt, und völliges Absterben bei 60° C. erfolgt.

Escherich übertrug die, mittelst Platinnadel aus der Mundhöhle der Patienten entnommenen Membranpartikelchen auf Loeffler'sches Blutserum und sah danach im Impfstriche in ganz frischen

---

„Das mir Gesandte stammt von einem schweren Diphtheriefalle mit „septikämischen Erscheinungen.
„Prognosis infausta.
„Patient ist das Kind eines Müllers, Mehlhändlers oder Bäckers."

Diese Diagnose stimmte fast wörtlich — es handelte sich in der That um das Söhnchen eines Konditors, das ein Paar Tage darauf, trotz der Anwendung von Merc. cyanat. 30, der tückischen Krankheit erlag — und flösste dem Dr. P. solchen Respekt vor der „neuen Wissenschaft" ein, dass er sich von mir einschlägige Literatur zum Studium erbat und auch meine Sammlung von Bakterien-Präparaten eingehend besichtigte, wozu ich ihn früher niemals bringen konnte.

Er ist in der Folge aus einem Saulus ein vollständiger Paulus geworden!

[1]) Kolisko und Paltauf: „Zum Wesen des Croups und der Diphtherie". Wiener klin. Wochenschr. Nr. 8. 1889.

[2]) C. Zarniko: „Zur Kenntniss des Diphtheriebacillus". Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde VI. Bd. Nr. 6—9. 1889.

[3]) Th. Escherich: „Zur Aetiologie der Diphtherie". Centralbl. für Bakteriologie und Parasitenk. VII. Bd. Nr. 1 1890.

Fällen: meist Reinkulturen der Bacillen in Form erhabener gelblichweisser Knöpfchen entstehen, zuweilen mit Mikrokokken untermischt; bei längerem Bestande der Krankheit neben diesen Spaltpilzen noch lange Fäden, Kurzstäbchen und Spiralformen. Er betont, dass für den geübten Beobachter das Ergebniss dieser Blutserum-Impfungen die Diagnose auf epidemische Diphtherie entscheide und sieht darin einen hochwichtigen Fortschritt für die klinische Diagnostik.

Die mit den isolirten und rein gezüchteten Bacillen von diesem Forscher ausgeführten Inokulationen lieferten bei Meerschweinchen ausnahmslos positive Resultate, ebenso bei jungen Hunden. Weniger empfänglich zeigten sich auch ihm Kaninchen, Tauben und Hühner.

Seine Kontrolversuche erstreckten sich auf eine grössere Anzahl von fieberhaften Anginen, bei denen zum Theil auch kleine fibrinöse Beläge in den Lakunen zugegen waren.

In keinem einzigen dieser Fälle wurden in dem, der Tonsillenoberfläche oder den Auflagerungen entstammenden Impfmateriale die Klebs-Löffler'schen Bacillen nachgewiesen.

Den Pseudo-Diphtheriebacillus, welchen von Hofmann für sehr häufig vorkommend hält, traf Escherich (gerade wie Kolisko und Paltauf) nur ausnahmsweise an; auch konnte er, ebensowenig wie Roux und Yersin, eine Verschiedenheit in der Virulenz der Kulturen aus den einzelnen untersuchten Fällen konstatiren. Es müssen demnach bei von Hofmann ganz aussergewöhnliche Verhältnisse obgewaltet haben.

Klein in London*) verdanken wir wesentliche Ergänzungen zu dem bisher über die Diphtheriebacillen Bekanntgewordenen.

Auch er überzeugte sich, dass dieselben ganz gut bei Zimmertemperatur (19—20° C.) und zwar auch auf Nährgelatine wachsen und machte die Erfahrung, dass sie noch nach 18 Monaten lebensfähig sind und bei Katzen ebenso prompt und sicher wirken, wie bei Meerschweinchen.

---

*) E. Klein: „Zur Aetiologie der Diphtherie". Centralbl. f. Bakt. und Paras. Bd. VII. Nr. 16 und 17. 1890. Ferner:

„Ein weiterer Beitrag z. Aetiol. d. Diphth." Centralbl. f. Bakt. und Paras. Bd. VII. Nr. 25 1890 und:

„Nachtrag z. Beitrag z. Aetiol. der Diphth." Centralbl. f. Bakt. und Paras. Bd. VIII. Nr. 1. 1890.

Zwei Kühe, die er mit Reinkulturen der Klebs-Löffler'schen Bacillen impfte, boten vollständig diphtherische Erscheinungen dar. Am Euter entwickelten sich Papeln, welche nach und nach sich zu Blasen, Pusteln und Borken umwandelten. Die Lymphe der Blasen, sowie auch die Milch der Thiere, enthielt Diphtheriebacillen.

Diese Experimente besitzen insofern einen hohen, praktischen Werth, als sie eine Erklärung bringen für die in den letzten 10—12 Jahren in England wiederholt vorgekommenen Diphtherie-Epidemien, deren Ursache und Verbreitung von kompetenten Sanitätsärzten mit aller Sicherheit der Kuhmilch zugeschrieben wurden.

Englische Aerzte hatten auch darauf hingewiesen, dass Katzen in Familien mit Diphtheriepatienten öfters unter diphtherischen Symptomen erkrankten und starben, wobei ihr Kranksein entweder der Diphtherie der Kinder vorausging, oder fast gleichzeitig bestand, oder hinterher stattfand.

Klein forschte nun diesen Vorkommnissen genauer nach und erfuhr von Veterinärärzten als ganz bestimmt, dass diese Diphtherie sich von Katze zu Katze durch direkte Ansteckung fortsetzte. Auch eruirte er eine bedeutende Aehnlichkeit zwischen der natürlichen und der von ihm durch Inokulation hervorgerufenen Krankheit.

In einem späteren Nachtrag zu seinen Veröffentlichungen berichtete er weiter, dass im März a. c. in seinem Institut 2 Katzen dem Leiden zum Opfer fielen, denen aus Versehen die Milch der beiden diphtherisch gemachten Kühe verabreicht worden war, und dass die Krankheit ganz so verlief, wie die von den Thierärzten geschilderte Katzendiphtherie. Alle, während des folgenden Monats in denselben Räumen untergebrachten gesunden Katzen, im Ganzen 14 Stück, wurden ebenfalls infizirt.

Bei der mikroskopischen Untersuchung zeigten sich in der nekrotischen Schleimhaut dieser Thiere zahlreiche kleinere und grössere Nester von Klebs-Loeffler'schen Bacillen. Da nun auch der Bronchialschleim grosse Mengen davon enthielt, so ist es recht wohl zu begreifen, wie leicht selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen eine diphtherisch erkrankte Katze das Kontagium, auf andere Katzen und auch auf Menschen zu übertragen vermag. Ebenso ist natürlich die Möglichkeit vorhanden,

dass die Katze vom Menschen die Bacillen per tracheam aufnehmen kann.

Die von Babes*) neuerdings ausgeführten Experimente ergaben, dass frische Reinkulturen der Diphtherieerreger regelmässig Pseudomembranen auf der Conjunctiva des Kaninchens erzeugen und dass diese Eigenschaft nach 15—20 Tagen sich verliert, aber durch Ueberimpfung auf neues Nährmaterial wiederkehrt, sowie dass die Membran-Entstehung einzig und allein durch den Vegetationsprozess der Parasiten bedingt wird, während das Einspritzen der filtrirten (also von den Bacillen befreiten) Kulturen dieselbe niemals, dagegen stets eine tödtliche Allgemeinerkrankung zur Folge hat.

Schutzimpfungs-Versuche, welche B. nach dem Vorgange der darin excellirenden französischen Bakteriologen mit Diphtheriebacillen anstellte, bewiesen, wie völlig illusorisch die darauf gesetzten Hoffnungen in Wirklichkeit sind.

Wässrige Lösungen von übermangansaurem Kali (1 : 1000), Sublimat (1 : 4000), Chloralhydrat (2 : 100) und Borsäure (5 : 100), sowie 20prozentiger Alkohol erwiesen sich ihm von entschieden vermehrungshemmendem Einfluss auf diese Spaltpilze.

In einem Vortrage vor dem Greifswalder medizinischen Vereine ist es nunmehr von Loeffler**) ausgesprochen worden, dass auf Grund der, seit seiner ersten Arbeit von gewissenhaften Forschern veröffentlichten Untersuchungen gegenwärtig alle berechtigten Zweifel an der bacillären Natur der Diphtherie als beseitigt gelten müssen und dass das Studium der „Klebs'schen Stäbchen" sämmtliche Forderungen Koch's zum Nachweis einer Bakterienart als prima causa morbi erfüllt hat.

Weiter machte er Mittheilungen über die grosse Lebenszähigkeit dieser Bacillen — aus getrockneten, mit denselben imprägnirten Seidenfäden wuchsen noch nach 101 Tagen einzelne Kolonien — und über seine Thierexperimente mit der giftigen Substanz, die er aus den Reinkulturen nach der, von Salomonsen und Christmas-Dircking-Holmfeld beim Iequirity-Samen angewandten Methode isolirte, und die in wässriger Lösung Meerschweinchen in die Bauchhöhle eingespritzt, den Tod unter Erscheinungen einer

*) M. Babes: „Untersuchungen über den Diphtheriebacillus und die experimentelle Diphtherie." Virchow's Archiv, Bd. 119. 1890.

**) F. Loeffler: „Der gegenwärtige Stand der Frage nach der Entstehung der Diphtherie". Deutsche med. Wochenschrift Nr. 5 und 6. 1890.

heftigen Peritonitis, bei subcutaner Injektion aber derbe fibrinöse Knoten mit Hämorrhagien und Oedemen hervorrief.

Dieses, deletär auf die Blutgefässe wirkende Gift, wird von L., in Uebereinstimmung mit Roux und Yersin, für eine Art Diastase, ein Enzym, angesehen.

Brieger und Fränkel*), welche die Bacillen in 22 Fällen von Diphtherie des Rachens oder Kehlkopfes regelmässig, ohne Ausnahme, fanden und auch auf Gelatine und Agar-Agar zu züchten im Stande waren, erzielten durch Uebertragungen auf Meerschweinchen, Kaninchen und Tauben nicht nur nekrotisirende Schleimhautenzündungen der Vagina, dicke Auflagerungen auf der Conjunctiva, croupöse Membranen auf der Rachenschleimhaut und echte Diphtherie in der Trachea, sondern auch charakteristische Lähmungen und Koordinationsstörungen mit tödtlichem Ausgange, oft, nachdem zwischen ihrem Auftreten und den Initialsymptomen eine Zeit scheinbarer Genesung gelegen hatte.

Die beiden Forscher stellten mit Hülfe des bewährten Brieger'schen Verfahrens das Diphtherie-Gift aus den Bacillen-Reinkulturen als eine schneeweisse, amorphe, krümelige, sehr leichte Masse dar und konstatirten, dass dasselbe kein Enzym ist, sondern seinem chemischen Verhalten nach in die Reihe der Eiweisskörper gehört.

Dieses „Toxalbumin" besitzt ausserordentlich giftige Eigenschaften und führt selbst bei Anwendung kleinster Mengen (2½ Milligramm auf 1 Kilogramm Thier) den Tod herbei, merkwürdiger Weise bei solchen Dosen erst nach Wochen oder Monaten. In unwirksam gewordenen Kulturen zeigt sich auch das Filtrat ungiftig und enthält nur noch ganz winzige Quantitäten des Toxalbumins; dagegen tritt darin ein anderer, durchaus unschädlicher Eiweisskörper auf, dem ersteren zweifellos nahe verwandt, aber doch physiologisch von ihm verschieden.

Schliesslich seien noch ein Paar Arbeiten erwähnt, welche die Loeffler'schen Angaben über Scharlach-Diphtherie in vollem Umfange bestätigen.

Wurtz und Bourges**) fanden nämlich in 9 Fällen von früh-

*) L. Brieger und C. Fränkel: „Untersuchungen über Bakteriengifte". Berliner klin. Wochenschrift Nr. 11 und 12. 1890.

**) Wurtz et Bourges: „Recherches bactériologiques sur l'angine pseudo-diphthérique de la scarlatine". Archives de médecine expérimentale et d'anatomie pathologique Nr. 3. 1890.



zeitig entstandener, meistentheils das Bild wahrer Diphtherie darbietender pseudo-membranöser Angina nach Scarlatina nicht ein einziges Mal Diphtheriebacillen, wohl aber den von Loeffler beschriebenen Streptococcus, nebenbei mehrere Male noch Eiter-Mikrokokken (Staphylococcus pyogenes aureus und albus).

In 2 anderen Fällen, in denen sich die Halsentzündung später und zwar das eine Mal 7 Tage, das andere Mal 36 Tage nach dem Erscheinen des Exanthems entwickelte, war der spezifische Bacillus vorhanden und also wirkliche Diphtherie hinzugekommen.

Sevestre*) ergänzt diesen Bericht, indem er Folgendes anführt:

Die Angina pseudomembranacea, welche sich gewöhnlich in den ersten Tagen des Scharlachfiebers einstellt, kennzeichnet sich durch weisse, den diphtherischen vollkommen ähnliche Auflagerungen, die weder das Zäpfchen, noch die Gaumenbögen verschonen, sich aber nicht auf den Kehlkopf fortpflanzen.

Das Allgemeinbefinden bleibt dabei meist befriedigend und die Krankheit endigt fast immer in Genesung, ist also wohl von echter Diphtherie zu unterscheiden.

Da indess die Differentialdiagnose zuweilen doch Schwierigkeiten bietet, so empfiehlt Chatemesse für zweifelhafte Fälle die bakteriologische Exploration.

Schlussbetrachtungen.

Fassen wir nunmehr die Ergebnisse der besprochenen Untersuchungen kurz zusammen, so ergeben sich als genügend festgestellt die folgenden Sätze:

1) Die Diphtherie charakterisirt sich durch eine Schleimhaut-Affection mit zelliger und parasitärer Invasion, welche zur Nekrose der betroffenen Theile, im Falle der Heilung zur Geschwürs- und Narbenbildung führen.
2) Sie gehört zu den Infektionskrankheiten, beginnt fast stets lokal und wird im weiteren Verlauf zu einer Allgemeinerkrankung.
3) Ihre prima causa ist ein stäbchenförmiger, von Klebs entdeckter und von Loeffler zuerst genau erforschter Spaltpilz von wechselnder Länge, leicht gebogen, ungefähr so gross

*) Sevestre: „De l'angine scarlatineuse précoce pseudo-diphthérique". La semaine médicale. Nr. 21. 1890.

wie die Tuberkelbacillen aber etwas dicker, und meist an seinen Enden ein wenig angeschwollen; derselbe zeichnet sich durch eine bedeutende Lebenszähigkeit und rasche Vermehrung aus. Sporenbildung wurde bei ihm bis jetzt noch nicht sicher nachgewiesen.

4) Der Diphtheriebacillus vegetirt nur an der Invasionsstelle, d. h. meist auf der Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle und des Kehlkopfes, zerstört das Gewebe, verursacht die Entstehung von Auflagerungen und Pseudomembranen und produzirt bei seiner Vegetation sehr schnell ein lösliches Gift, welches, in die Blutmasse eintretend, die bekannten Intoxikations-Erscheinungen hervorruft; er selbst gelangt nicht in die inneren Organe und wird, bei längerer Krankheitsdauer, in den Membranen durch andere Bakterienarten (Mikrokokken, Fäulnissbacillen etc.) verdrängt, resp. getödtet; befinden sich unter diesen Mikroorganismen auch maligne Saprophyten, so kömmt es zu einer septikaemischen Komplikation.

5) Am besten gedeiht der Diphtherie-Bacillus auf Loeffler'schem Blutserum bei 33 bis 37° C. Wärme, wächst indess auch auf Gelatine und Agar-Agar bei Zimmertemperatur und erscheint als erhabener, gelblich-weisser, undurchsichtiger Ueberzug mit deutlicher Zähnelung am Rande.

6) Impfungen mit solchen Reinkulturen erzeugen bei Meerschweinchen, Katzen, Tauben und Kaninchen diphtherische Auflagerungen und Pseudomembranen, welche in frischem Zustande grosse Mengen der Parasiten beherbergen, während diese im Blute und den inneren Organen nie anzutreffen sind. Sterben die Thiere nicht zu bald, so zeigen sich auch die charakteristischen Lähmungen. Die künstlich herbeigeführte Krankheit stimmt mit der menschlichen Diphtherie vollkommen überein.

7) Auf intakten Schleimhäuten haftet der Bacillus bei Thieren nicht.

8) Aus den Kulturen lässt sich ein heftig wirkendes chemisches Gift (ein Toxalbumin) isoliren, welches, den besagten Thieren injizirt, keine Membranen, wohl aber Erweiterung und Laesion der Gefässe, Hämorrhagien, Oedeme, Albuminurie, Lähmungen und Tod verursacht.

9) Mit der epidemischen Diphtherie darf die Scharlach-Diphtherie nicht zusammengeworfen werden. Der bei dieser, sowohl in den Auflagerungen, als auch im Blute und den inneren Organen sich findende Kettenkokkus (Streptococcus) ist kein primärer Infektionserreger, sondern nur ein sekundärer Parasit. Natürlicherweise kann sich indess die Scarlatina durch Hinzutreten der Klebs-Loeffler'schen Bacillen mit wirklicher Diphtherie compliziren.

10) Die Diphtherie-ähnlichen Krankheiten der Kälber, Schweine, Hühner und Tauben sind nicht durch diese Bacillen bedingt und für den Menschen nicht ansteckend.

Zum 7ten Satz will ich noch einige Bemerkungen hinzufügen, weil die Skeptiker unter den Lesern glauben könnten, es müsse derselbe auch beim Menschen gelten und bei diesem entweder ein noch unbekanntes Contagium deletär auf die Schleimhaut einwirken oder eine spezifische Disposition vorhanden sein, um einen günstigen Boden für den Parasiten zu schaffen, resp. die Entstehung der Diphtherie zu ermöglichen.

Zunächst möchte ich derartigen Annahmen gegenüber daran erinnern, dass Thierversuche doch nicht in allen Stücken ohne Weiteres einen bindenden Schluss auf den Menschen erlauben. In unserem Falle fehlt z. B. den Meerschweinchen, Katzen, Kaninchen und Tauben das drüsige Organ mit zahlreichen Nischen und Buchten, das, wie die menschliche Tonsille, den Parasiten Gelegenheit bietet, sich anzusiedeln und zu vervielfältigen, sowie durch ihre Stoffwechselprodukte das Epithel zu zerstören und sich so einen Weg in die Schleimhaut zu bahnen.

Fernerhin wäre zu bedenken, dass die lockere Beschaffenheit derselben beim Kinde vielleicht schon genügt, die Bacillen eindringen zu lassen.

Aber selbst, wenn wir die Verletzung der Schleimhaut als conditio sine qua non zugeben, hat die Supposition eines, dieselbe hervorbringenden Virus durchaus keine Berechtigung. Wissen wir doch, dass hierzu eine einfache Erkältung oder das Einathmen scharfer Dünste völlig hinreichend ist.

Nach den neuesten Beobachtungen soll sogar schon der öftere, unvermittelte Uebergang aus einer Luft, die den Respirationsorganen verhältnissmässig wenig Wasser entzieht, in eine solche, welche diese Organe zur Abgabe von sehr viel Wasser zwingt, kleine

Epithel-Läsionen erzeugen. Ganz gewiss geschieht dies aber durch Katarrhe des Rachens und der Luftwege.

Hieraus erklärt es sich auch, warum Diphtherie-Fälle beim Herrschen scharfer Nord- oder Nordostwinde und im Winter am häufigsten sind (in Preussen liegt das Maximum der durchschnittlichen Sterblichkeit an Diphtherie zwischen den niedrigsten Jahres-Isothermen, d. h. zwischen 6—7° C) und warum derartigen Epidemien in der Regel ein gehäuftes Auftreten von gewöhnlichen, katarrhalischen Erkrankungen des Rachens vorausgeht.

Von einer spezifischen Empfänglichkeit kann sicherlich keine Rede sein.

Höchstens dürfte man annehmen, dass in Familien, deren Kinder auffallend oft an Halsentzündungen laboriren und demgemäss auch leicht Diphtherie acquiriren, eine vererbte ungünstige anatomische Struktur der betreffenden Schleimhäute besteht.

Ich, für meinen Theil, suche indess den Grund solcher häufiger Erkrankungen mehr in der übergrossen Aengstlichkeit der Eltern in Bezug auf die Kleidung ihrer Sprösslinge, als in der Heredität.

Wenigstens beobachte ich schon seit einer langen Reihe von Jahren, dass immer diejenigen Kinder zuerst befallen werden, welche bei Eintritt rauherer Witterung sofort mit dicken Halstüchern, Shawls und Kaputzen erscheinen.

Mehrere hiesige Lehrer, welche ich bat, auf diesen Umstand ihre Aufmerksamkeit bei ihren kleinen Schülern und Schülerinnen zu lenken, haben mir in der Folge versichert, bestimmt voraus zu wissen, welche von denselben bei Beginn der kälteren Jahreszeit stets als die Ersten mit Schnupfen, Husten, Heiserkeit und Halsaffektionen zu kämpfen hätten: es wären immer jene, die den Hals zu warm trügen.

Es ist deshalb vielen Eltern von mir gerathen worden, solchen Kindern früh und Abends den Hals kalt waschen und sie mit kühlem Wasser gurgeln zu lassen, für trockene, warme Füsse derselben stets besorgt zu sein, und Umhüllungen des Halses nicht mehr zu gestatten; beim Herrschen von Diphtherie aber in dem Gurgelwasser einige Krystalle von übermangansaurem Kali zu lösen so dass es eine rothviollette Färbung annimmt.

Wo diese Maassregeln konsequent durchgeführt wurden, blieben die Kinder von Anginen und Diphtherie verschont.

Es drängt sich nunmehr unwillkürlich die Frage auf: besitzen die Resultate der aetiologischen Forschungen über Diphtherie

neben dem unbestrittenen wissenschaftlichen Interesse auch einen effektiven Werth für die Praxis?

Ich antworte hierauf mit einem ganz entschiedenen „Ja“ und werde dies im Nachstehenden begründen.

In erster Linie sei darauf hingewiesen, dass dieselben es jetzt dem, mit der bakteriologischen Technik nur einigermassen vertrauten Arzte ermöglichen, in jedem zweifelhaften Falle mittelst der mikroskopischen Exploration und des Loeffler-Escherich'schen Kulturverfahrens mit absoluter Sicherheit festzustellen, ob es sich um wirkliche Diphtherie handelt oder nicht. Welche ungeheuere Wichtigkeit aber eine frühzeitige richtige Diagnose unter Umständen hat, brauche ich nicht näher zu erörtern!

Ein fernerer grosser Gewinn ist durch die erlangten Aufschlüsse der Therapie zu Theil geworden, indem sie den Beweis lieferten, wie unsinnig und für den Kranken geradezu verderblich das, bei den Allopathen früher so beliebte Abreissen der Pseudomembranen sein muss; denn es liegt doch nunmehr klar auf der Hand, dass die dabei verletzten Saftkanälchen, Lymph- und Blutgefässchen ein rasches Aufsaugen des Diphtherie-Giftes und somit die Allgemein-Intoxikation ausserordentlich begünstigen. Selbstverständlich vermag das gewöhnlich hinterher angewendete Antisepticum niemals sämmtliche, in der Mund- und Rachenhöhle vorhandene Diphtheriebacillen zu vernichten, die übrig bleibenden aber finden in der lädirten Schleimhaut den denkbar geeignetsten Boden für ihre Vegetation und deshalb geht auch die Reproduktion der Membranen und eine grössere Ausbreitung derselben mit reissender Schnelligkeit vor sich. (Oertel sah bei dieser unheilvollen Behandlung die Auflagerungen sich in 30 Stunden 3 mal erneuern).

Unter den Anhängern Hahnemann's dürfte es kaum Einen geben, der dieser rohen, mechanischen Therapie gehuldigt hätte; das Herausgreifen und Bekämpfen eines einzelnen Symptoms, das einseitige Entfernen eines Produkts der Krankheit beim Fortbestehen derselben erscheint uns als Gräuel.

Uebrigens sind auch unter den Allopathen schon längst einzelne, gute Beobachter aufgetreten, wie z. B. Oertel, Münchmeyer, Mosler, Senator, Guelpa, Baginsky, Monti und Schulz, welche das Nutzlose und Schädliche der gewaltsamen Ablösung der diphtherischen Membranen hervorhoben.

Allein es existiren doch immer noch Aerzte, die sich von dem alten Schlendrian nicht trennen können. Hoffentlich öffnen die bakteriologischen Errungenschaften auch Diesen endlich die Augen!

Das von dem groben, mechanischen Insult Gesagte gilt natürlich ebenso für die Cauterisation (unter der, bei Anwendung von Höllenstein sich bildenden Decke von Hornsilber wuchern übrigens die Bacillen lustig weiter) wie überhaupt für jeden energischen lokalen Eingriff, selbst für die Benutzung des Halspinsels, die für brüske Untersuchung mit dem Spatel und die Nasendouche.

Alles, was eine Schleimhaut-Läsion verursacht, und wäre es auch die unbedeutendste, leistet dem Einnisten der Parasiten Vorschub und beschleunigt die Aufnahme des, von ihnen produzirten Toxins in den Blutstrom.

Auch der, ganz zweckmässig scheinende Versuch die Auflagerungen auf chemischem Wege (z. B. dnrch Auflösung mittelst Kalkwassers) zu beseitigen und auf diese Weise die Giftquelle zu verschliessen, lässt sich nicht gutheissen, da die hierbei erfolgende Blosslegung der, ihres Epithels beraubten Mucosa die Bacillen-Invasion zweifellos befördert und da überdies, so lange die Entzündung fortdauert, nach Auflösung der Pseudomembranen neue Faserstoffexsudation und damit auch die Bildung frischer Häute stattfindet.

Das Einzige, was man nach den Ergebnissen der bakteriologischen Untersuchungen rechtfertigen kann, ist die Desinfektion der Mund-, Rachen- u. Nasenhöhle, welche indess nur in Form von Gurgelungen, Irrigationen oder Zerstäubungen ausgeführt werden darf.

Von den vielen, hierzu seither benutzten Antisepticis gebührt einer wässrigen Lösung von Kali hypermanganicum (1:1000) oder dem verdünnten, schon von v. Grauvogl sehr gerühmten Alkohol (1:4) unstreitig der Vorzug. Namentlich möchte ich letzteren empfehlen, weil sich herausgestellt hat, dass er nicht bloss auf die Bakterien selber, sondern auch auf deren giftige Stoffwechselprodukte zerstörend einwirkt.

Wer jedoch von diesen Mitteln eine Heilung der Diphtherie erwarten wollte, würde sich arg getäuscht sehen, denn dieselben üben in der anzuwendenden Verdünnung nur einen entwickelungshemmenden Einfluss auf die Bacillen aus und natürlich auch nur dann, wenn sie dieselben wirklich treffen. Dies wird aber

nie in toto geschehen, weil die Mundhöhle zu zahlreiche und zu gute Verstecke für diese Parasiten darbietet und dieselben auch ausserdem zu tief in der erkrankten Schleimhaut vegetiren.

Die Antiparasitica vermögen also im günstigsten Falle bei äusserlicher Applikation Nichts weiter, als die Ausbreitung des Krankheitsprozesses einzuschränken und die Ansiedelung maligner Fäulnissbakterien zu verhüten, niemals aber das im Körper kreisende Bacillengift unschädlich zu machen.

Liest man freilich die Berichte einzelner Aerzte, welche mit irgend einem der unzähligen neuen bakterientödtenden Mittel „glänzende Resultate" erzielt haben, so sollte man meinen, die Sache verhielte sich ganz anders.

Schade nur, dass die unerbittliche Statistik, laut welcher z. B. in Preussen von 1875—1886: 539 901 Todesfälle an Diphtherie angemeldet wurden, keine Verminderung, sondern eine Zunahme der Mortalität nachweist. So starben in diesem Staate 1887: 9000 Personen an dieser Krankheit mehr, als im Mittel der Jahre 1875 bis 1880 und ganz Aehnliches berichten die österreichischen Statistiken.

In einzelnen Epidemien der letzten Jahre stieg die Sterblichkeit bis auf 47 %!

Dies dürfte sich auch nicht ändern, so lange die Schulmedizin keine Arznei*) kennt, die eine antidotarische Wirkung gegen das diphtherische Gift entfaltet.

---

*) Während der Abfassung dieser Arbeit bekam ich den Abdruck des von Koch auf dem jüngsten internationalen medizinischen Kongress in Berlin gehaltenen Vortrags, in welchem bekanntlich der berühmte Bakteriologe mit der „vorläufigen Mittheilung" heraustrat, dass es ihm gelungen sei, eine Substanz zu finden, welche Meerschweinchen gegen den Bacillus tuberculosis immunisirt und bei diesen Thieren, wenn sie schon in hohem Grade an allgemeiner Tuberkulose leiden, die Vegetation des Parasiten sistirt (die Tödtung desselben im lebenden Organismus ist unausführbar!), hiermit aber den Krankheitsprozess vollständig zum Stillstand bringt, ohne dabei dem Körper anderweitigen Nachtheil zuzufügen.

Wem, wie mir das Glück zu Theil wurde, Koch persönlich kennen zu lernen, wer seine Schriften eingehend studirt und sich überzeugt hat, mit welcher bewundernswürdigen Genauigkeit und Gründlichkeit er arbeitet und wie äusserst vorsichtig und peinlich gewissenhaft er in seinen Angaben ist, der kann auch nicht einen Augenblick die Richtigkeit seiner neuesten Entdeckung in Zweifel ziehen.

Ich hege sogar die bestimmte Erwartung, dass sein Mittel, mit dem gegenwärtig Stabsarzt Pfuhl in der Berliner Charité auf Senator's Station Ver-

Ganz bedeutend besser reüssirt die Homöopathie bei der Behandlung dieser mörderischen Krankheit. Das beweist unsere reichhaltige Diphtherie-Literatur, u. a. namentlich die mustergiltige, in dieser Zeitschrift (IV. Bd., 1. Heft 1885 und VI. Bd., 1. und 2. Heft 1887) veröffentlichte statistische Zusammenstellung von Sulzer, Windelband, Burkhard, Kleinschmidt, Fischer und Traeger, bei welcher sich eine Mortalität von nur 1.12 bis 6.5 % ergiebt.

Wir besitzen gegen die epidemische Rachendiphtherie ein Specificum — sit venia verbo — im v. Villers'schen Mercurius cyanatus, einem wahren Prototyp eines homöopatischen Heilmittels; denn derselbe verursacht bei Gesunden, wie die von Beck und Henke gesammelten Vergiftungsgeschichten lehren, nicht blos die primären Symptome der Diphtherie: Halsschmerzen, Schlingbeschwerden, nekrotische Zerstörung des weichen Gaumens und Rachens, Salivation- und Drüsenanschwellungen, sondern auch die allgemeinen Intoxikations-Erscheinungen: Fieber, Kopfweh, grosse Mattigkeit und Hinfälligkeit, gastrische Störungen, Nierenentzündung mit Eiweissharnen und Lähmungen.

Unser „Similia similibus curantur" gelangt also hier zur vollsten Geltung.

Um die Wirkung des Mittels vom bakteriologischen Standpunkte aus zu erklären, könnte man sagen, es zerlege oder neutralisire das im Körper des Befallenen diffundirte, von den Bacillen erzeugte Gift und reize die Zellen des primär ergriffenen Territoriums derart, dass sie entweder im Kampfe ums Dasein mit den Parasiten zu höherer, siegreicher Thätigkeit oder aber zur Ausscheidung eines, denselben feindlichen Stoffes angeregt würden.

Die auffallend günstigen, nicht wegzuleugnenden Erfolge der Homöopathen mit dem Cyanmercur haben auch einzelne allopathische Aerzte (Rothe, Edlefsen, Erichsen, Mosler, Peiper u. A.)

---

suche anstellt, sich auch beim Menschen bewähren und den glücklichen Forscher zum Wohlthäter der Menschheit machen wird.

Allein ich möchte doch davor warnen, auf dieses Mittel bezüglich der Heilung anderer, durch Bakterien verursachter Krankheiten, besonders der Diphtherie, allzu sanguinische Hoffnungen zu bauen, denn einerseits wäre es doch gar nicht unmöglich, dass es sich anderen Bacillenspecies gegenüber ganz ohnmächtig erwiese, anderseits erscheint es mir völlig undenkbar, dass dasselbe rapid genug wirkt, um z. B. den Diphtherie-Bacillus an der Produktion des spezifischen Toxins zu verhindern.

veranlasst, Versuche damit anzustellen und es ist rühmend anzuerkennen, dass Professor Hugo Schulz in Greifswald, der sehr glücklich mit demselben operirte, ihn warm empfohlen und die Herkunft dieses Mittels nicht verschwiegen hat.

In Selldén's Physikatsbezirke erkrankten 1879 bis 1882:564 Personen an Diphtherie, von denen bei der landläufigen Medikation 523, also 92.7 % starben, 1883—86:160, von denen 28 mit Kali chloricum etc. tractirt, der Krankheit alle erlagen, während die übrigen, welche Quecksilbercyan bekamen, bis auf einen Einzigen genasen. Die von ihm und mehreren anderen schwedischen Aerzten mit Merc. cyan. in einer, unserer 4ten Decimale entsprechenden Verdünnung behandelten 1400 Fälle ergaben nur 69 Todte i. e. 4.9 %. In Folge dessen geht S.'s Begeisterung für unser Mittel so weit, dass er sich zu der Aeusserung versteigt: er wolle sich ohne Furcht mit Diphtheriebacillen impfen lassen.

Bree, welcher in 318 Fällen genuiner Diphterie HgCy in wässriger Lösung (1:1000) anwendete, verlor sogar blos vier, i. e. 1.2 %

Dass andere Allopathen nicht allenthalben so brillante Resultate damit erreichten, liegt unbedingt in den von ihnen benutzten, viel zu massigen Dosen des äusserst giftigen Cyanuretum mercurii. Tiefe Verdünnungen davon scheinen sehr träge zu wirken; es verfliessen gewöhnlich 3 Tage, ehe der Organismus damit gesättigt wird und in der Zwischenzeit breiten sich die Beläge immer mehr aus oder es kömmt bei sensibeln Patienten zur sogenannten „homöopathischen Verschlimmerung"; der nicht versirte Arzt verzweifelt dann an der Heilkraft des Mittels und verlässt dasselbe oder trifft nebenbei andere, eingreifende, störende Verordnungen.

Ausserdem zersetzen sich Dilutionen unter der 6ten Decimale auch ausserordentlich rasch und büssen ihre Wirksamkeit ein.

Hier in Chemnitz hat die 10. und 12. Dec.-Verd. ganz entschieden sich besser bewährt als die 6te, und gewöhnlich schon nach 12 Stunden bei 1—2stündiger Wiederholung der Gabe, Abfall der Temperatur, Besserung des Allgemeinbefindens und Stillstand des lokalen Prozesses hervorgebracht.

Die grössere Schnelligkeit der Wirkung solcher hoher Dilutionen verhütet auch in den allermeisten Fällen den Uebergang der Diphtherie auf den Kehlkopf.

Einige Homöopathen rühmen Apis oder Apisin, allein oder im Wechsel mit Merc. cyanat. gegeben; jedenfalls ist das Bienengift bei der Scharlach-Diphtherie dem Quecksilbercyanür vorzuziehen.

Ich möchte hier noch ein anderes, bei uns wenig bekanntes Mittel erwähnen, dessen Pathogenese eine bedeutende Zahl charakteristischer Diphtherie-Symptome aufweist und das von überseeischen Homöopathen in niederen Verdünnungen mit ausserordentlichem Glücke gegen diese Krankheit angewendet wird, nämlich: Phytolacca decandra.

Dass unter gewissen Umständen auch noch andere Mittel in die Wahl fallen können, wie z. B.

Sublimat und Kali bichronicum bei Betheiligung der Nasenhöhle,

Acid. nitricum, Arsen., Hep. sulf. calc. bei sehr frühzeitigem Auftreten von Nephritis,

Merc. bijodatus bei starken Drüsenanschwellungen,

Arsen. jodatum und Arsen bei septischen Erscheinungen, bedarf in einer homöopathischen Zeitung keiner weiteren Begründung.

Stellen sich die Zeichen von Herzschwäche ein, so sind Chin. arsenicosum, Arsen oder Phosphor am Platze, daneben kleine Dosen von Rum, Cognac oder starken Weinen.

Die manchmal nachkommenden Lähmungen, welche häufig ohne alle Kunsthülfe verschwinden, werden durch Lachesis, Causticum, Phosphor, Gelsemium, Calabar, oder Belladonna günstig beeinflusst.

Viele homöopathische Aerzte verordnen diese oder ähnliche Mittel im Wechsel mit dem Cyanuretum mercurii, was bekanntlich den Vorschriften Hahnemann's, der nur eine einzige Arznei auf einmal angewendet wissen wollte, zuwiderläuft, sich aber bei einem so heimtückischen Leiden vertheidigen und durch die, auf diese Weise erlangten Erfolge rechtfertigen lässt.

Ohne allen Zweifel hat die Thatsache, dass die Homöopathie dieses Specificum gegen die epidemische Rachendiphtherie aufzufinden vermochte und jede eingreifende äusserliche Behandlung derselben perhorrescirte, — lange bevor das Wesen und die Ursache der Krankheit erkannt waren — einen glänzenden Beweis für die Richtigkeit des Aehnlichkeitsprinzips und dessen hohen Werth betreffs der Arzneimitteltherapie geliefert.

Leider müssen wir eingestehen, dass bei der Larynx-Diphtherie die Resultate der homöopathischen Medikation durchaus nicht befriedigend sind!

Bisweilen gelingt es wohl, das, sich durch Heiserkeit und den charakteristischen Husten ankündigende Weiterschreiten des diphtherischen Prozesses auf den Kehlkopf mittelst Brom zu sistiren oder auch den völlig entwickelten Croup dadurch oder durch Ammon. brom., oder Merc. bijod., Spongia, Hep. sulf. calc. oder Phosphor zu beseitigen; öfters jedoch scheint die Reaktionsfähigkeit des Körpers auf unsere Mittel völlig erloschen zu sein und dann schlagen selbst die sorgfältigst gewählten fehl.

Dass in solchen verzweifelten Fällen auch der Homöopath, wenn schlimmere laryngostenotische Symptome auftreten, schliesslich, um „Nichts unversucht zu lassen", zum Brechmittel und zur Tracheotomie seine Zuflucht nimmt, ist gewiss entschuldbar und zwar um so mehr, als für ihn die sonst sehr geringen Chancen dieser ultima refugia doch noch grösser sind, als für die Allopathen, indem nach der Entfernung des lebensgefährlichen mechanischen Athmungshindernisses seine Specifica manchmal wieder wirksam werden.

Wenn nun aber auch, wie aus dem bisher Angeführten erhellt, die Therapie der Diphtherie in Folge der aetiologischen Errungenschaften noch keine positive Förderung erfahren hat, so dürfen wir mit Fug und Recht sagen, dass dieselben für die Prophylaxis von unzweifelhaftem Nutzen waren.

Wissen wir ja nunmehr, wo der Erreger der Krankheit sich findet, welche Eigenschaften er besitzt und wie wir ihn ausserhalb des menschlichen Körpers sicher vernichten können.

Früher tappte man in Bezug auf den Werth der Desinfektionsmittel vollständig im Dunkeln. Heute vermögen wir von einem jeden mit absoluter Bestimmtheit zu eruiren, ob es seinen Zweck erfüllt oder nicht.

In Bezug auf die Diphtherie lassen sich, den Ergebnissen der bakteriologischen Forschungen entsprechend, gegenwärtig etwa folgende Direktive geben:

1) Ein besonderes Augenmerk ist auf Verbesserung dunkeler, feuchter, unsauberer Wohnungen zu richten, weil darin der Diphtheriebacillus sich jahrelang entwicklungsfähig erhalten kann.

2) Die Infektiosität des Leidens macht es nöthig, die Kranken streng zu isoliren oder, falls dies die Verhältnisse nicht gestatten, ins Hospital zu überführen, oder wenigstens gesunden Kindern jeden intimen Contact mit ihnen zu verbieten.
3) Aus dem Krankenzimmer sind Polstermöbel, Teppiche, Decken, und alle andere, als waschbare Gardinen und Rouleaux zu entfernen, sowie auch Katzen, Hunde, Stubenvögel und sämmtliche, nicht mit der Pflege der Patienten beschäftigte Personen.
4) Die Pflegerinnen sollten Mäntel aus Waschstoff tragen, welche am Halse und an den Händen gut schliessen und beim Verlassen des Krankenzimmers abzulegen wären, sowie sich die Hände fleissig in recht warmem Seifenwasser mittelst Bürste gründlich reinigen.
5) Die Aerzte müssen nach Manipulationen an den Kranken die Hände sorgfältig desinfiziren.
6) Da der Bacillus sich in den ergiffenen Schleimhäuten und deren Exkreten befindet, so können die, von den Kranken benutzten Essgeräthe, Trinkgeschirre, Taschentücher u. s. w. die Ansteckung vermitteln und sind deshalb vor der Reinigung stets erst $^1/_2$ Stunde lang in kochendes Wasser zu bringen.
7) Das „Desinfiziren“ der Zimmerluft mittels verdunstender Carbolsäure reizt nur die Respirationsorgane des Kranken, übt aber auf die Bacillen auch nicht die allergeringste Wirkung aus; dagegen ist fortwährend (auch bei Nacht) ein Fenster offen zu halten, doch so, dass den Kranken kein Zug trifft.
8) Die, mit ausgehusteten Membranpartikelchen oder mit dem Speichel in der Umgebung des Kranken, auf Leibwäsche, Kleidungsstücke, Betten, Fussböden, Wände etc. gelangenden und dort eintrocknenden Bacillen bleiben mindestens 4—5 Monate lebensfähig; deshalb müssen nach Ablauf der Krankheit die Wände mit neubackenem Brode abgerieben (durch das Abkratzen der Farbe oder Abreissen der Tapeten kann eine Verstäubung und Verbreitung der Bacillen erfolgen), die Möbel und Thüren mit warmer Sublimatlösung (1 Gramm Sublimat auf 1 Liter abgekochtes Wasser) abgewaschen, die Dielen damit gescheuert und hinterher mit warmem Wasser abgespült, die Zimmer aber durch Oeffnen aller Thüren und Fenster tagelang gelüftet werden. Alle, mit dem Kranken

in Berührung gekommene, geringwerthige Gegenstände (Waschschwämme, Bettstroh u. s. w.) lasse man verbrennen, die übrigen, wie Betten, Matratzen, Wäsch- und Kleidungsstücke (auch diejenigen des Wartepersonals etc.) aber in einer Dampf-Desinfektionsanstalt auf Gründlichste desinfiziren.

9) Der Umstand, dass die Diphtheriebacillen ausserhalb des menschlichen Körpers noch bei 19—20° C gedeihen und sich auch in Milch lebhaft vermehren, legt allen Müttern die Pflicht auf, ihren Kindern dieses Nahrungsmittel nur gut abgekocht oder sterilisirt zu verabreichen, und mahnt die Behörden, den Verkauf desselben aus Milchwirthschaften, in denen Diphtherieerkrankungen konstatirt wurden, gänzlich zu untersagen.

10) Wo eine Diphtherie-Epidemie herrscht, sollte man bei Kindern täglich die Rachenhöhle besichtigen und Mundausspülungen mit einer wässrigen Lösung von Kali hypermanganicum 1 : 1000 vornehmen, resp. damit gurgeln lassen.

In dem Maasse, wie die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Erspriesslichkeit derartiger Vorkehrungen nicht blos die Aerzte jeder Richtung, sondern auch alle Schichten des Volkes durchdringt und wie die Durchführung solcher prophylaktischer Vorschriften vor sich geht, muss und wird die Häufigkeit und Ausbreitung der Diphtherie sich vermindern und der Würgengel unserer Kinderwelt nach und nach an Macht und Furchtbarkeit verlieren!

Davos als Winterkurort.

Eine klimatisch-therapeutische Skizze.

von **Dr. Sulzer.**

Die Neuzeit stellt die Bedeutung der klimatischen Kuren immer mehr in den Vordergrund bei der Betrachtung der Erfolg versprechenden Heilfaktoren. Gewiss nicht mit Unrecht, da der theoretische Calcül sich durch praktische Heilerfolge als richtig erwiesen hat. Da ich leider genöthigt war, einen Winter in den Höhenlagen des Graubündener Landes, im Thale von Davos zu verbringen, sei es mir gestattet, einige Beobachtungen den Kollegen hier vorzulegen.

Das Davoser Thal erstreckt sich von Nordost nach Südwest etwa 3 Stunden lang und an den breitesten Stellen 15—20 Minuten breit. Die Thalsohle liegt 5000 Fuss über dem Meeresspiegel, also hoch in der von Tuberkelbacillen freien Zone. Rings ist das Thal von 2000—3000 Fuss hohen Bergen umgeben, welche noch 1000—1500 Fuss hoch mit theils sehr schönem Nadelholzwald bestanden sind. Diesem Berggürtel verdankt Davos wohl hauptsächlich seine fast absolute Windstille. Nur der Südwind macht sich mitunter in unangenehmer Weise geltend meist als Vorbote eines Schneefalles. Die Windstille trägt nicht wenig dazu bei, das Klima von Davos zu einem der herrlichsten der Welt zu machen.

Das Hochthal von Davos wird schon in diesem Jahre mittels der Schmalspurbahn Landquart-Davos dem Eisenbahnverkehr eröffnet und ist so leicht zu erreichen. Betritt man dasselbe von Klosters her, so stösst man zuerst auf Davos Dörfli, dem manche den Vorzug geben, weil es im Winter eine Stunde früher Sonnenschein hat als das übrige Thal und auch am Abend kurze Zeit länger von der Sonne beschienen wird. Das Kurhaus in Dörfli ist jedenfalls sehr gut eingerichtet und hat eine ganz vorzügliche Lage, auch giebt es dort eine Reihe Pensionen zu sehr mässigen Preisen; indess es ist nicht zu leugnen, dass Dörfli mehr Wind hat als die andern Thalstrecken, zweifellos deshalb weil es dem Ausgange des Dischmathales gegenüber liegt. Nach einem Spaziergang von höchstens 30 Minuten kommt man von Dörfli nach Davos-Platz, dem Zentralpunkt des ganzen Kurlebens im Dovoser Thal. Prachtvolle mit allem Comfort ausgestattete Hotels und Pensionen machen auch den verwöhntesten Kurgast den Aufenthalt leicht und angenehm. Ueberall ist durch bedeckte Verbindungsgänge und geheitzte Korridore speziell auf den Kranken Rücksicht genommen, dessen Athmungsorgane der besonderen Schonung bedürfen. Die noch weiter unten im Thal liegenden Orte Davos-Frauenkirch, Davos-Glaris, und das eine Schwefelquelle besitzende Spinabad und das ein wenig seitwärts gelegene Clavadel haben wenigstens in der Winterzeit kaum ein paar Kurgäste. Als Sommerfrische haben alle diese Orte ihre prächtigen Reize, da sie auch namentlich noch den mehr ländlichen Charakter bewahrt haben, in höherem Maasse als Davos-Platz, das doch mit seinen grossen Hotels und seiner dichteren Bebauung durchaus den Charakter eines eleganten Modebades hat.

Wie schon gesagt, findet auch der verwöhnte Kurgast mancherlei, das ihm den Aufenthalt, der ja doch unverhältnissmässig viel länger als sonst in Bädern sein muss, zu einem angenehmen macht. Theater, tägliche Konzerte finden statt, während die Gesellschaft der einzelnen Pensionen und Hotels sich meist zu besonderen Privatunterhaltungen und Vergnügungen vereinigen. Gesellschaftlich ist hervorzuheben, dass die Trennung der Nationalitäten ziemlich streng durchgeführt ist. Einzelne Hotels sind nur von Deutschen, andere ausschliesslich von Engländern, Holländern u. s. w. bewohnt. Wer indess Gelegenheit sucht, sich in irgend einer der dort gangbarsten Sprachen — Deutsch, Englisch, Französisch und Holländisch — zu vervollkommenen, dem wird die Sache leichter wie irgendwo gemacht, namentlich in den Wintermonaten, wo die langen Abende zu irgend einer zulässigen Beschäftigung einladen. Hier sei auch gleich erwähnt, dass ein Mädchenpensionat und ein vorzüglich geleitetes Schulsanatorium für Knaben, die beste Gelegenheit bieten, der heranwachsenden Jugend neben dem klimatischen Kurvortheil eine treffliche wissenschaftliche Erziehung zu gewähren. Im Schulsanatorium, dem Fridericianum, erstreckt sich die Erziehung auf sämmtliche Gymnasialfächer; die Unterrichtsstunden sind so gelegt, dass der Genuss der freien Luft während der Sonnenzeit, möglichst wenig beschränkt wird.

Die leibliche Pflege ist im allgemeinen als gut und den Verhältnissen der Kurgäste angepasst zu bezeichnen und wird den Anordnungen der Aerzte überall aufs Gewissenhafteste in Zubereitung und Auswahl der Speisen Folge geleistet. Natürlich wird auch hier nicht jeder befriedigt werden können, wie denn überhaupt viele Menschen immer Grund zu tadeln und zur Unzufriedenheit finden. Bei der Menge von Pensionen wird jeder das Passende finden. Bei der Wahl des Zimmers sollte für Jeden, dem es die Mittel erlauben, die Südlage massgebend sein, womöglich mit Balkon. Das vor einigen Jahren gegründete Sanatorium bietet auch Gelegenheit die ganze Lebensführung unter ärztlicher Leitung — Herr Dr. Turban ist Anstaltsarzt — zu regeln.

Zum Winteraufenthalt soll man womöglich schon im Oktober oder gar September hinaufgehen, um sich allmälig zu gewöhnen, doch habe ich den ganzen Winter hindurch Kranke ohne besonderen Nachtheil ankommen sehen. Jedenfalls ist es von der grössten Wichtigkeit, im Anfang mit der grössten Vorsicht zu leben, und zu dem Behufe ist es dringend nöthig, dass jeder Neuankommende sich an einen

der Aerzte wendet, nach deren Anordnung er sein Leben genau einzurichten hat. Die veränderten klimatischen und namentlich Höhenverhältnisse bewirken bei den meisten Menschen eigenthümliche Erscheinungen, z. B. Schlaflosigkeit, leichtes Nasenbluten u. s. w.; meistens bekommen aber dem Körper zu Anfang Anstrengungen, Bergsteigen etc. gar nicht, so dass gerade hierin die grösste Vorsicht unbedingt geboten ist. Gewöhnlich gegen Mitte November tritt der erste Schneefall ein. Das Thal bleibt nun in sein Winterkleid gehüllt, welches bis zur Frühjahrsschneeschmelze im April die Luft absolut staubfrei hält.

Bei 630 Millimeter mittlerem Barometerstand ist natürlich die Verdünnung der Luft eine ganz beträchtliche und in Folge davon auch die Verdunstungs-Kapazität eine viel geringere. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist relativ ein sehr hoher, und doch macht die Luft, selbst wenn der Sättigungsgrad fast erreicht ist, nicht den feuchten Eindruck wie in der Ebene. Man hat stets das Gefühl grosser Trockenheit der Luft, welches übrigens nicht etwa unangenehm ist. Auch das Wärme-Bedürfniss ist in jener Höhenlage ein geringeres. Im Zimmer wird man sich bei 12—13 Grad R. ganz behaglich fühlen. Dabei die absolute Windstille, so dass man an sonnigen Wintertagen mit grossem Behagen in einfachem Rock seinen Spaziergang in der Sonne macht, während das Thermometer im Schatten noch 10—15 Grad unter Null zeigt und in der Nacht 20 und mehr Grad nicht selten erreicht werden. Stundenlang kann man behaglich im Freien liegen, den Körper natürlich gegen die direkte Kälte geschützt, während ein in der Sonne frei aufgehängtes Thermometer unter Null zeigt oder nur wenige Grade über Null steigt. Das Gefühl der Wärme ist ein so entschiedenes, dass man zu Anfang der Angabe des natürlich ungeschwärzten Thermometers nicht recht Glauben schenken will. Ein an der Wand hängendes oder mit geschwärzter Kugel versehenes Thermometer steigt allerdings Mittags auf 25—30 Grad und noch höher.

Die meisten Pensionen besitzen nach Süden offene und nördlich geschützte Terrassen, welche also den Sonnenstrahlen vollen Einlass gewähren. Dort kann man vom ersten Erscheinen der Sonne bis zum Abend stetig die Kranken auf bequemen Rohrstühlen liegen sehen, den Kopf meist gegen die Sonne durch einen Strohhut oder Schirm geschützt, wie denn überhaupt der Strohhut auch im Winter zu der üblichsten und kaum zu entbehrenden Tracht gehört. Wenn die Sonne hinter den Bergen verschwindet,

tritt fast momentan eine intensive Kälte ein und es ist jetzt rathsam, das Haus aufzusuchen. Nach einiger Zeit, nach ½—1 Stunde, kann man sich wieder ungestraft ins Freie begeben zum Spaziergange. Solche, denen ausgiebige Bewegungen verboten sind, legen sich dann, natürlich gehörig gegen die Kälte geschützt, ins Freie. Ich kannte einen Herrn, der Abends bis ½ 10 auf der Terrasse lag bei 17 Grad Kälte, natürlich mit Pelz und Decke den Körper geschützt. Aber die kalte Luft wird doch mit Wohlbehagen eingeathmet. Man kann so den ganzen Tag die frische Luft geniessen, und wenn man bedenkt, dass die schlechten Tage, an denen man nicht draussen sein kann, im Davoser Winter zu den Seltenheiten gehören, so wird man begreifen, ein welch herrliches Klima in diesem Hochthale herrscht. Ganz verstehen freilich lernt man es erst durch eigenes Erproben, schildern lässt es sich kaum. Wer sich von den Witterungsverhältnissen überzeugen will, der werfe einen Blick auf die meteorologischen Aufzeichnungen, welche in monatlichen Blättern eine sehr anschauliche graphische Darstellung der Witterungsverhältnisse bringen.

Was endlich die Indikationen für Davos anlangt, so ist es ein Irrthum anzunehmen, dass bereits fiebernde Kranke nicht mehr hindürfen, oder dass Blutungen eine Kontraindikation abgeben. Es scheint, dass in Davos Lungenblutungen seltener als anderswo vorkommen. Für einen, der noch frische Blutungen gehabt hat, ist es indess rathsam, eine Zwischenstation von einigen Tagen auf etwa halber Höhe z. B. in Klosters zu machen. Je früher man das Davoser Klima als Heilfaktor zu Rathe zieht, desto grösser ist natürlich die Aussicht auf Erfolg. Bei Angabe der Indikationen können wir der Darstellung des Seniors der Davoser Aerzte, des Dr. Alex. Spengler folgen, der zuerst die Blicke der wissenschaftlichen Welt auf Davos als klimatischen Kurort gelenkt hat, und dessen Darstellung aus dem Jahre 1878 noch jetzt als durchaus mustergiltig gelten kann.

An erster Stelle empfiehlt Spengler den prophylaktischen Aufenthalt für solche, die hereditär belastet sind, oder durch ihre Konstitution den Verdacht auf Tuberkulose erwecken, wo vielleicht gar eine leichte Haemoptoe eintrat, ohne besonders nachweisbare Erkrankung. Hier feiert Davos seine Triumphe.

Als weitere Indikation tritt uns der Spitzenkatarrh entgegen, der bekanntlich selbst in der mildesten Form unser entschiedenes ärztliches Eingreifen verlangt.

„Hier tritt uns die erste wichtige Contraindikation in der erethischen Konstitution entgegen. Nach meiner Erfahrung dürfen Patienten von solcher Konstitution, seien sie auch nur an Spitzenkatarrh erkrankt, nicht nach Davos gesendet werden.

„Auf erethische Prophylactiker bezieht sich dies nicht. Häufig gelingt es der sorgfältigsten Behandlung, einer vorsichtigen Zumessung der Einwirkung unserer Heilfaktoren, bei Vermeidung jeder körperlichen oder geistigen Anstrengung, die Konstitution derselben zu verbessern, ein nervöses, schwächliches, reizbares Geschöpfchen nach und nach zu einem strammen, widerstandsfähigen Menschenkinde umzugestalten. Sobald aber nur die ersten pathologisch-anatomischen Veränderungen vorhanden sind, welche, wie bekannt, mit unverhältnissmässig hohen Temperaturen und paretischer Herzthätigkeit einhergehen, schreitet im Hochgebirge der Prozess rapide weiter, dehnt sich rasch auf Bronchialwände und interstitielles Lungengewebe aus, welches mehr und mehr zerfällt, bis schliesslich unter den Symptomen vollster Erschöpfung der Kranke an Lungenoedem und Herzparalyse zusammenbricht. Die Gründe für diesen raschen, unaufhaltsamen Verlauf liegen wohl vorerst in der Krankheit selbst, welche meistens auf skrophulösem Boden entspringt und schliesslich durch reichliche Knötchenbildung (Peribronchitis nodosa) und rasche Zerstörung des Lungengewebes das Bild der Phthisis gallopans repräsentirt. Ferner übt das excitirende Davoser Klima sicher keinen beruhigenden und heilsamen Einfluss auf einen Krankheitsprocess, welcher von vornherein das Gepräge der Ueberreizung trägt.

„Als dritte Indikation folgt das Infiltrat, die chronische Verdichtung des Lungengewebes im Bereiche einer oder beider Lungenspitzen. Diese Verdichtung wird bekanntlich bedingt durch peribronchitische oder chronisch-pneumonische Prozesse, welche bei ihrem Entstehen scharf unterschieden, nach und nach in einander übergehen, allein trotzdem, je nach der konstitutionellen Anlage und dem Ueberwiegen der einen oder anderen Form, auf Verlauf und Prognose von entscheidender Bedeutung sind.

„Eine vierte Indication für Davos ist der chronische Bronchialkatarrh. Ist derselbe weit verbreitet, besteht er schon längere Zeit, sind Emphysem und zahlreiche Bronchiectasien vorhanden, dann passt das Höhenklima nicht mehr. — — —

„Was nun die Erkrankungen des Kehlkopfs chronisch Brustkranker betrifft, so hat sich die irrige Ansicht verbreitet, dass schon

die leichteste Affection der Schleimhaut desselben oder der Stimmritzenbänder den Aufenthalt in Davos absolut verbiete.

„Die meisten Brustkranken, welche hierher kommen, leiden, abgesehen von ihrer Pharyngitis granulosa, welche sehr häufig zur Behandlung gelangt, an Hyperämie der Kehlkopfschleimhaut, wie dies ja leicht zu erklären ist aus dem Reiz, welchen das öftere Husten und die passirenden Auswurfstoffe ausüben.

„Allein mit fortschreitender Besserung des Lungenleidens verschwinden auch die hyperämischen Zustände. Ebenso verhält es sich mit dem einfachen chronischen Kehlkopfkatarrh, welcher trotz allfälliger Erosionen oder eines folliculären Geschwüres mit dem Verlaufe des Lungenleidens gleichen Schritt hält. Anders in der That verhält es sich, wenn der chronische Katarrh bis auf die Submucosa gedrungen, die Schleimhautverdickung Athembeschwerde verursacht, oder wenn Tuberkulose des Kehlkopfes vorhanden ist, welche in der Regel secundär zur Tuberkulose der Lunge tritt und die Schlusskatastrophe der schweren Erkrankung bildet. Für solche vorgeschrittenen Krankheitsformen ist von Davos nichts zu erwarten.

„Eine fünfte Indikation für Davos bilden die Disposition zu pleuritischen Reizungen, die abgelaufene exsudative Pleuritis und deren Residuen.

„Wenn auch in manchen Fällen pleuritischer Affection der Verdacht auf bereits bestehende chronische Lungenaffection gehegt werden darf, so zeigt uns doch in vielen Fällen die Erfahrung, dass selbst bei vorher intactem Lungengewebe, nach entzündlichen pleuritischen Ergüssen, waren dieselben vollständig resorbirt oder waren Verwachsungen, Schwartenbildung zurückgeblieben, über kurz oder lang chronische Lungenerkrankungen und somit die ersten Erscheinungen beginnender Phthise auftreten. Deshalb sollte nach dem Ablauf eines pleuritischen Prozesses der Reconvalescent hieher gesandt werden. Der Entwickelung der Phthise kann vorgebeugt und bei Schwartenbildung, ligamentösen Adhäsionen oder Verwachsungen der Pleurablätter, bei Einsinkung der entsprechenden Thoraxwand können durch den consequenten Aufenthalt im Hochgebirge, durch die hier übliche Methode, Lungengymnastik, die Douche etc., die überhaupt noch möglichen Ausgleiche erzielt werden.

„Ein Kranker, der an Pyothorax leidet, soll zu Hause bleiben und sich operativ behandeln lassen. Ist das Exsudat der eitrigen

Pleuritis auf ein Minimum reducirt, berühren sich wieder die beiden Pleurablätter, so tritt die Indication für Davos in ihr Recht.

„Als eine sechste Indication sei noch das Asthma nervosum erwähnt. Auf Asthma, bei dem weder vor noch nach den Anfällen Katarrh oder Emphysem nachzuweisen ist, von dem somit angenommen werden darf, dass es rein nervöser Natur ist, scheint die Hochgebirgsluft heilsam zu wirken. Die wenigen Fälle, welche mir hier zur Behandlung kamen, sind zwar noch nicht entscheidend, doch ermuthigen sie sehr zu weiteren Beobachtungen. — —

„Eine siebente und einstweilen letzte Indication — es mag wohl noch mehrere geben, doch fehlt Erfahrung — bilden alle jene Kranken, welche durch angestrengte geistige Thätigkeit, durch Stubenhitze u. s. w. abgespannt, heruntergekommen sind, an Appetitlosigkeit, träger Verdauung und hypochondrischer Stimmung leiden. Solche Patienten haben hier trefflichen Erfolg, vorausgesetzt, dass sie nicht zu vorgerückt an Jahren sind; über sechszig Jahre alt ertragen sie gewöhnlich das erregende Klima des Hochgebirges nicht; sie werden aufgeregt und schlaflos."

So weit Herr Dr. Spengler, dessen Angaben ja vor Entdeckung des Bacillus gemacht, aber noch völlig klassisch genannt werden können. Wegen der weiteren Ausführungen verweise ich auf das kleine Schriftchen „Die Landschaft Davos, ein Wegweiser für Aerzte und Kranke", das auf Wunsch gern jedem Kollegen von der Kurverwaltung zugeschickt wird.

Herr Dr. Peters erweitert obige Indicationen noch um folgende Punkte:

1. Skrophulose in allen Formen.

2. Lupus (derselbe ist bei der heimischen Bevölkerung nie beobachtet).

3. Eine fernere Indikation giebt die Malaria, frische und inveterirte Fälle, und zwar wird diese Indikation gestützt einmal durch die Thatsache, dass Malaria in den Alpen in einer Höhe von 5000 Fuss (wie Davos) nicht vorkommt, und zweitens dadurch, dass langjährige Erfahrung gezeigt hat, wie bald selbst veraltete Fälle von Malaria, oft ohne weitere Medication, allein schon durch den Aufenthalt in unseren Bergen geheilt werden.

4. Kreislauf-Störungen etc. nach Oertel'scher Methode. Hier kommen die vorzüglich angelegten herrlichen Spaziergänge in den waldigen Partieen zu beiden Seiten des Thales — im Winter natürlich der von der Sonne beschienene Hang — zur Geltung,

und verweisen wir des Weiteren auf die Ausführungen obigen Schriftchens, pag. 50 u. ff.

Nochmals will ich hervorheben, dass das Davoser Thal im Winter ein Klima von seltener Vorzüglichkeit und Heilkräftigkeit hat. Der Besuch des Ortes hat einen ganz ungemein grossen Aufschwung genommen. Vor 25 Jahren kam der erste Kurpatient nach Davos, der jetzt noch dort lebende Besitzer des Strela-Hotels. In Görbersdorf als unheilbar aufgegeben, wandte er sich nach Davos, wo er sich der besten Gesundheit erfreut. Im letzten Winter stieg die Präsenzliste der Kurgäste über 1500. Dazu kamen noch 200 solcher, die wegen ihrer Gesundheit in Davos ihren dauernden Wohnsitz aufgeschlagen haben und dort einer ihrem Befinden zusagenden Beschäftigung obliegen. Ich selbst habe des Klimas ungemein günstige Wirkung bei Indikation 5 an mir erprobt, und auch so viele anderweitige günstige Erfolge dort gesehen, dass ich den Kollegen nur rathen kann, in passenden Fällen den Heilfactor des Davoser Thales zu Hülfe zu nehmen. Dass homöopathische Medication dabei nur um so bessere Resultate erzeugt, ist selbstredend.

Kritik des Kritikers der Homoeosis

von **B. Fincke** M. D. **Brooklyn.**

> Wie magst Du deine Rednerei
> Nur gar so hitzig übertreiben.

Eine Liebe ist der andern werth. Setze ich die eine Liebe = x und die andere = y, so ist der mathemathische Ausdruck für dieses Sprichwort gefunden: $x = y$, nach dem Gesetze der Proportionalität, welchem die Hahnemannische Heilregel Similia similibus unterliegt. Denn wie sich x zu y verhält, so verhält sich auch y zu x. Und das ist die Proportion, welche einer jeden Gleichung zu Grunde liegt. Man kann nun allerdings unter x und y Zahlen verstehen, welche durch diese Buchstaben ausgedrückt werden. Jedoch haben diese Zahlen hier keine Bedeutung, wo es sich lediglich um den mathematischen Ausdruck für jenes liebliche Sprichwort handelt. Denn so viel die eine Liebe werth ist, ist die andere auch werth.

Dieser sonderbare Eingang bezieht sich lediglich auf die Freundlichkeit, mit welcher sich sowohl der Kritiker als auch die Redaktion der Anzeige meiner Arbeit unterzogen hat, und mit der sie mich auffordern, nicht nur mich wegen des mathematisch anstössigen Punktes x mit dem Kritiker auseinander zu setzen, — es ist aber mehr als ein Punkt und keineswegs ein mathematischer Punkt — sondern auch eine Uebersetzung in unser geliebtes Deutsch zu liefern, wozu ich gern erbötig bin, wenn die Redaktion mir dafür die Spalten ihrer geschätzten Zeitschrift gütigst überlassen will. Ob aber das Deutsche dann verständlicher sein wird, als das Englische, steht noch dahin. Es ist damit wie mit dem Bauer, der in die Stadt ging, um sich eine Brille zu kaufen und keine passende finden konnte, bis der Optikus entdeckte, dass der Bauer eine Brille haben wollte, mit der er lesen könne, da er es nicht wie andere Leute gelernt hatte. Dies bezieht sich jedoch keineswegs auf den Kritiker, der, wie figura zeigt, seine Mathematik gelernt hat, sondern auf die, welche wissenschaftliche Abhandlungen populär abgefasst zu sehen wünschen, damit man sie wie eine Novelle lesen und sich damit die Zeit verkürzen kann. Da der Kritiker aber nur von einem Mathematiker von Fach eine fernere Auseinandersetzung haben will, und ich kein Mathematiker von Fach bin, auch so leicht nicht Einer zu finden sein wird, der diese schwierige Materie, die Homöopathik, erst studiren muss, ehe er sie in die Mathematik übersetzen kann, so bin ich weiteren Eingehens darauf billig entbunden. Indess möchte ich doch Einiges auf die heitere Anschauung erwidern, mit welcher der Kritiker seine Leser unterhält, wovon auch eine ähnliche Heiterkeit auf mich übergegangen ist. Denn hier ist wieder das homöopathische Gesetz der Proportionalität thätig. Diese Erheiterung ist gegenseitig, folglich ähnlich und ist abermals eine Gleichung, welche man mit beliebigen Buchstaben bezeichnen kann. Die Maasseinheit ist, wie oben bei der Liebe, die gleiche Stimmung der Seelen, woraus man zugleich sieht, dass das Similibus sich nicht blos auf kranke Personen anwenden lässt, sondern auch auf gesunde, nicht blos auf Zellen und Gewebe, sondern auch auf Seelenzustände.

Der Kritiker stolpert gleich im Anfang über das Wort Homoeosis und versucht es durch medizinische Ausdrücke, die auf osis endigen, zu diskreditiren, um ihm so eine unliebsame Deutung zu unterlegen. Aber vergebens. Dieses Wort ist nicht mehr neu. Wenn ich mich recht erinnere, hat es schon Schultz von Schultzen-

stein, wenn auch für einen anderen Zweck benutzt und auch der verstorbene Kollege Rentsch hat es für sein naturwissenschaftliches Werk zum Titel gewählt. Ich habe freilich den Riemer nicht mit herauf in meine Waldeseinsamkeit geschleppt, — denn was kümmern sich die Grundschweine um das Griechische — bin aber ziemlich sicher, dass es dort zu finden ist, bei Riemer nämlich. Wenn nicht, so ist die Bildung des Wortes ganz gerechtfertigt und bezeichnet das Aehnlichwerden der Dinge, ohne welches nichts in der Welt geschieht und wird. Dies ist allerdings auch eine Sucht, jedoch nur insofern, als das Eine das Andere sucht, sich mit ihm zu verbinden, die allgemeine Assimilation, der das Gesetz der Gravitation untergeordnet ist, welche Newton die allgemeine Attraktion genannt hat. Auch hat das Wort Homoeosis bereits sein 25jähriges Jubiläum gefeiert, da es bereits in High Potencies and Homoeopathics, Tafel 1865 pag 65, 63 etc. vorkommt. Hätte der Kritiker in unserm Text weiter gelesen, so würde er auf die Definition der Homöose gestossen sein, nach welcher zwei Dinge in gegenseitiger Wirkung sich nach dem Maasse ihrer Aehnlichkeit ausgleichen.

Der zweite Stein des Anstosses ist das x, welches für den Organismus gesetzt ist, um mit dem hinzugefügten Arzneimittel eine arithmetische Proportion zu bilden. Wenn der Kritiker seinen Patienten ein Kügelchen oder Tropfen eines homöpathischen Mittels auf die Zunge giebt, so wird diese Gabe doch gewiss dem Organismus hinzugefügt, denn derselbe nimmt sie auf und die Folge davon ist Prüfung oder Heilung, je nachdem. Der Organismus ist daher nach dem Eingeben um die Differenz der Gabe vermehrt worden und dies ist gewiss ein arithmetisches Verhältniss. Mit d wird gewöhnlich irgend eine Differenz bezeichnet.

Nun kommt der dritte Stein des Anstosses, das Wort pathematisch und der Kritiker entrüstet sich vergebens. Denn es ist ein gutgebildetes Wort, das Adjektiv von pathema, was er ebenfalls im Griechischen Lexikon finden kann. Es war nämlich ein Ausdruck nothwendig, welcher das Krankmachen überhaupt bezeichnet, mit den Unterabtheilungen pathopoëtisch für die Prüfung und pathogenetisch für das natürliche Krankwerden. Also auch dieser Stein wird das Fortschreiten des Kritikers nicht ferner verhindern. Der Vorwurf neue Ausdrücke eingeführt zu haben, ist mir schon öfters gemacht worden, aber meist von denen, die keine klassische Bildung genossen haben. Vom Kritiker ist dies

natürlich nicht zu erwarten und er wird mir zugestehen, dass bei der Ausbildung der bis jetzt empirischen Wissenschaft der Homöopathie zur Homöopathik, Begriffe auftreten, welche eine kurze, treffende Bezeichnung verlangen, um damit weiter arbeiten zu können. Denn z. B. mit dem sogenannten Aehnlichkeitsgesetz kommen wir nicht aus. Wir müssen auf die Bewegungsgesetze zurückfallen, wo schon die Hahnemannische Aehnlichkeit vorkommt, und diesen Gesetzen liegt die Proportionalität zu Grunde.

Nun der vierte Stein des Anstosses, welcher zur Addition von Aepfeln und Dollars, ja, horribile dictu von Kometen und Paternostern Anlass gegeben! Dies ist jedenfalls aus der schönen heiteren Stimmung entstanden, welche die ungewohnte Behandlung eines ihm sonst vertrauten Gegenstandes bei dem Kritiker erweckt hat. Gut, der Zweck ist erreicht. Jedoch liegt hier ein Trugschluss zu Grunde. Nach Hahnemann ist das, was den Organismus belebt und regiert, die Lebenskraft s. Organon § 9. Diese Lebenskraft ist ein individualisirter Theil des Lebens, welches nach Hahnemann Alles auch die unorganischen Dinge durchströmt. So ist das Arzneimittel ebenfalls eine individualisirte Lebenskraft. Wer freilich die Heilkraft der Arzneimittel in dem Stoffe sucht, (auch eine Sucht), den, leider! noch die grosse Mehrheit der Homöopathen, Hahnemann entgegen, in Massen eingiebt, der ist, man verzeihe mir den hinterwäldlerischen Ausdruck, auf dem Holzwege, und je eher er umkehrt um auf den rechten Weg zu kommen, desto besser für ihn und für seine Patienten. Wer wie ich seit vierzig Jahren der wunderbaren Entdeckung der Potenzirung nachgegangen ist, und sie durch vielfältige eigene und fremde Erfahrung geprüft hat, der muss die Jdee von der Allmacht der Eigenschaften des Stoffes aufgeben und getreu dem Satze, dass der Stoff werth ist und sich nur bewegt, wenn andere Kräfte auf ihn wirken, diesen Stoff nur als Vehikel für die Arzneikraft betrachten, welche der gütige Vater aller Menschen zu ihrem Wohl hineingelegt hat, wenn sie dieselbe auf Hahnemannische Weise potenziren und potenzirt eingeben. War es mir nicht erspart, die von der herrschenden physiko-chemischen Schule eingesogenen Lehren als Irrlehren erkennen zu müssen und zu verwerfen, so wird es auch Anderen nicht besser ergehen, wenn sie ernstlich in ihrer Bildung fortschreiten wollen. Leider verlacht und verwirft man die Hochpotenzen und vergisst, dass die Vertheidiger derselben mit einer Gewissenhaftigkeit bei ihrer Bereitung

und Anwendung zu Werke gehen, welche andererseits ebenfalls zu wünschen wäre. Leider hat Deutschland diese Sache mit einer Hartnäckigkeit todtgeschwiegen und niedergedrückt, welche einer besseren Sache werth gewesen wäre. Doch gewinnt sie eine Verbreitung hier in Amerika, von der man sich drüben nichts träumen lässt. In der Freiheit, welche wir hier geniessen, entwickelt sich Manches, was unglaublich scheint, während es auf der unerschütterlichen Grundlage der Erfahrung basirt. Bisher ist Deutschland über die hiesigen homöopathischen Zustände immer falsch berichtet worden. Man wollte von Hochpotenzen und Potenzirung nichts wissen, man nannte es Humbug, Schwindel, Täuschung, Schwärmerei. Aber die Hahnemannische Saat gedeiht in unserm freien Lande, und wenn Sie sich darüber unterrichten und gute Fälle lesen wollen, die ausschliesslich mit Hochpotenzen geheilt worden sind, oft nur mit einer Gabe, so müssen sie die Transactions der International Hahnemannian Association, das Journal of Homoeopathics, den Homoeepathic Physician und die Medical Advance studiren. Diese predigen nicht nur die reine Lehre, sondern geben auch ihre Anwendung in der Praxis durch Mittheilung von Heilungen und Prüfungen mit meistens hohen Potenzen. Es ist nicht schön von den gelehrten homöopathischen Aerzten in Deutschland, dass sie sich mit Hohn, Verachtung, Gleichgültigkeit und einem unerklärlichen Starrsinn von der herrlichen Entdeckung abwenden, welche eine undankbare Welt Hahnemann verdankt, der Potenzirung. Denn die Hochpotenz, — schon Hahnemann hat diesen Ausdruck gebraucht, — ist nur ihre nothwendige Consequenz. Diese folgenreiche Entdeckung kann Hahnemann Niemand streitig machen. Sie ist sein ausschliessliches Eigenthum und sein grösster Ruhm. Ihre Bedeutung wächst mit der theoretischen und praktischen Ausbildung derselben und der hat Hahnemann noch nicht verstanden, der bei den rohen Substanzen und niederen Potenzen als ausschliesslichen Heilmitteln stehen bleibt. Zudem können wir die Wirkung dieser Mittel keineswegs verstehen, wenn wir nicht die Wirkung der Hochpotenzen ausgeforscht haben. Sie werfen erst das helle Licht auf die Hahnemannische Lehre. Wer freilich immer noch nicht aus seiner geliebten niederen Skepsis herauskommen kann, und noch immer nachsteht, auch nur Versuche mit selbstbereiteten Hochpotenzen anzustellen, dem ist nicht zu rathen und zu helfen. Er muss sich aber gefallen lassen, in einem der wichtigsten und interessantesten Theile der Homöopathik nicht mitsprechen zu können

Doch des vom Kritiker gerügten Mangels der Maasseinheit nicht zu vergessen! Die oben erwähnte Hahnemannische Lebenskraft des Organismus x und die Lebenskraft des Arzneimittels d sind die beiden gleichnamigen Grössen, welche das arithmetische Verhältniss darstellen, denn die eine Grösse wird zu der andern hinzugefügt. Dies ist das denkbar einfachste Verhältniss zwischen zwei Grössen. Dabei fällt mir ein altes Studentenlied ein.

Studenten, Jungfern, Degen
Wie reimt sich das zusamm?
Studenten die sind witzig,
Die Jungfern die sind hitzig,
Die Degen die sind spitzig:
So reimt sich das zusamm.

Hier ist die Maasseinheit „itzig", der Reim. Die verschiedensten Dinge können verglichen werden, wenn die Aehnlichkeit, die sie gemein haben, aufgeführt wird. Darin besteht dann der Witz. Und „Studenten die sind witzig". — Nach der nothwendigen Addition des Mittels zum Organismus folgen die Symptome: die Prüfungsreihe bei Gesunden, die Heilungsreihe bei Kranken. Diese Reihen stehen natürlich im umgekehrten Verhältniss. Der Kritiker hat recht. Der Spiess wird umgedreht und Heilung erfolgt. Oder beobachtet er bei seinen Heilungen eine andere Maxime als Similia similibus? Giebt er nicht das geprüfte ähnliche Mittel in ähnlichen Krankheitsfällen und heilt er seine Patienten nicht auf diese Weise? indem die Krankheitssymtome durch das Mittel subtrahirt werden, abermals nach Hahnemann? Natürlich! der Spiess wird umgedreht und die Krankheit muss der Heilpotenz weichen.

Zum Schluss noch ein Wort über den guten Hermias, den man doch kaum einen Stein des Anstosses nennen kann, da er dem guten Kritiker so viel Vergnügen bereitet. Mir ist es nicht eingefallen, dass durch die Benutzung seiner hübschen Formel die Homöopathie zweimal 1890 Jahre zurückgedreht werden sollte. Mir war der Gedanke erhebend, dass der alte Grieche, — vielleicht war er nicht einmal alt, — das homöopathische Heilgesetz so kurz und treffend ausgedrückt hat, dass wir es im Jahre des Heils 1890 als homöopathische Gleichung benutzen können. Denn eine Wahrheit bleibt ewig und erleuchtet mit ihren Strahlen das ganze Menschengeschlecht bis zum Ende. Wir zählen aber nicht einmal 2000 Jahre nach Christus und was ist das gegen die Ewig-

keit? Ist es nicht auffallend, dass die alten Griechen so viele Ausdrücke in ihrer Sprache hatten, die mit homoios zusammengesetzt waren? Nicht weniger als 45 solcher Worte sind im Riemer enthalten. Sie müssen sie doch gebraucht haben. Weshalb sollten wir sie nun nicht auch brauchen, wenn sie für uns passen?

Das Citat aus Faust passt in der That wie eine Faust auf's Auge. Ich könnte wohl auch den Faust citiren, doch möchte es die heitere Stimmung des Kritikers stören, die ich zu meinen Gunsten zu bewahren wünsche, wenn sie auch gegen mein Opus geht. Vielleicht findet es, wenn es ihm Deutsch vorliegt, bessere Gnade bei ihm, denn Vieles und die Hauptsachen hat er gar nicht berührt. Noch ist zu bemerken, dass die Rechnung stimmt, auch wenn nach des Kritikers Wunsch Zahlen den Buchstaben unterlegt werden. Ich gebe mich nicht für einen Mathematiker aus, noch weniger als einen von Fach. Doch habe ich einem auf der polytechnischen Anstalt in Dresden gebildeten Mathematiker die — Arbeit — vorgelegt, und er hat den mathematischen Theil richtig befunden.

Diese Arbeit entstand ursprünglich auf einer Versammlung von homöopathischen Aerzten im Jahre 1861 in Philadelphia, wozu damals Dr. C. Hering und Dr. A. Lippe die Hahnemannianer eingeladen hatten. Dr. Hering war damals trostlos, und frug, was zu thun wäre, um die Homöopathie zu erhalten und vorwärts zu bringen. Ein Ausschuss wurde ernannt, nähmlich Dr. A. Lippe Dr. W. R. Wesselhoeft und Dr. B. Fincke. Mein Vorschlag ein „Standing Committee for high potencies" zu errichten, dem sich jeder Homöopath anschliessen könnte, der die aufzustellenden Grundsätze der Homöopathik annehmen wollte, wurde angenommen. Das Progamm, welches vom Ausschuss vorgelegt wurde, wurde debattirt und angenommen. Ein Protokoll wurde darüber von Dr. C. Lippe als Sekretär aufgenommen, wovon eine Abschrift in meinem Besitz ist. Als es an's Unterschreiben gehen sollte, bemerkte Dr. C. Hering, dass dies auf einer in New-York zu haltendend von mir und Dr. Huny M. Smith zu berufenden Versammlung geschehen könne. Der Druck des Programms wurde durch Dr. C. Hering besorgt. Da es aber wesentliche Veränderungen zeigte, welche ich nicht billigen konnte, so zog ich mich zurück, und das war das Ende von dem Liede. Aus diesem Hergang erklärt sich die ungewöhnliche Form meiner Arbeit.

Zuerst waren blos die drei Prinzipien in dem Programm enthalten. Aufgefordert, zu jedem derselben Erklärungen hinzuzufügen, erfüllte ich willig den Wunsch der Versammlung, welche dann auch diese nach Diskussion annahm. Im Laufe der Zeit wurde die Arbeit nun wie sie eben ist.

Möge dieselbe Mathematiker von Fach anregen, es besser zu machen. Denn es ist ein grosser Gewinn, wenn philosophische Gedanken und Thatsachen mathematisch ausgedrückt werden können. Man denke nur an Herbarth's Psychologie. Eine Wahrheit, die man mathematisch ausdrücken kann, ist eine Gewissheit, die nichts umwerfen kann. Und diese würde der Homöopathie gut thun.

Das Dispensirrecht der homöopathischen Aerzte.

Von **Dr. Kröner** in Berlin.

Nachdem augenblicklich die allopathischen Angriffe auf unser Dispensirrecht verstummt sind, erhebt sich gegen dasselbe eine Stimme aus dem eigenen Lager. Wir bringen hier den betreffenden Passus aus einem Artikel von Koll. Villers im 121. Band der A. H. Z. (Nr. 2, pag. 11 f.) zum Abdruck:

„Ebenso falsch ist es, dass so viele Kollegen noch an der alten unpraktischen Form der Globuli und Dilutionen festhalten. Bei dieser Art der Receptur haben wir gar keine Kontrole, ob unsere Anordnungen über die Menge des zu nehmenden Medicaments genau befolgt worden sind. Nur das dispensirte Pulver oder die armirten Trochisci gestatten eine ungefähre Kontrole. Diese Form der Receptur giebt auch dem Apotheker den nöthigen Gewinn für seine Arbeit und die Kollegen, welche auf Apotheker angewiesen sind, die nicht ganz zuverlässig sind, werden bald die Entdeckung machen, dass die Officin ganz sicher und zuverlässig arbeitet, wenn die Form der Receptur eine anständige Verzinsung der zur Anschaffung unserer Potenzen aufgewandten Mittel und hohe Arbeitsvergütung gewährleistet. Dem Apotheker ist es gleichgiltig, welchen Stoff er verarbeitet, aber als Geschäftsmann kann es ihm nicht gleichgiltig sein, wieviel er daran verdient. Leben und leben lassen ist immer noch der beste Grundsatz, wenn man mit Leuten arbeiten muss, die an der Sache kein Interesse haben. Je weniger aber von uns zum Selbstdispensiren genöthigt sind, um so besser für unsern Stand, denn die Verquickung von Arzt und Apotheker in einer Hand ist unwürdig und nur in der Noth zulässig."

Inzwischen sind in der A. H. Z. bereits zwei Entgegnungen erschienen, eine von Lutze-Berlin, die andere von Möser-Liegnitz.



Wenn ich in dieser Zeitschrift als Dritter das Wort ergreife, so geschieht es darum, weil meiner Ansicht nach keiner der beiden Artikel das Thema in ganz erschöpfender Weise behandelt.

Halten wir einmal den ersten Theil des citirten Artikels und und den hier gesperrt gedruckten Schlussatz auseinander. Man kann sich mit jenem so ziemlich einverstanden erklären und doch diesen bekämpfen. Die Anfangssätze gehen davon aus, dass der Arzt genöthigt ist, mit dem Apotheker zu wirthschaften. Dann hat er allerdings aus Klugheitsrücksichten die Pflicht, den Apotheker auch etwas verdienen zu lassen. Von diesem, aber auch nur von diesem Gesichtspunkte aus, ist es zweckmässiger, Trochisci und abgewogene Pulver zu verschreiben; für den Patienten ist das so ziemlich einerlei: Wenn wir noch different wirkende Potenzen verordnen und es uns darauf ankommt, dass der Patient eine gewisse Menge des Arzneistoffes bekommt, so ist die Verabreichung in flüssiger Form die einzig richtige; bei giftig wirkenden Verreibungen muss der Arzt ebensowohl die einzelnen Dosen abwägen, wie der Apotheker. Weitaus in der Mehrzahl der Fälle aber wird es sogar bei erklärten Feinden der höheren Potenzen nicht auf die Quantität, sondern die Qualität des Arzeneimittels ankommen, und da ist es im Interesse des Kranken ganz gleichgiltig, ob er Globuli oder Trochisci bekommt, ob der Apotheker seine Pulver abwiegt oder er aus einer Schachtel mit Verreibung sich selbst seine ungefähr bestimmte Dosis herausholt. Und wozu dem Kranken eine Steuer auflegen, die nicht nothwendig ist, nur damit der Apotheker leben kann? Mir würde noch eher ein anderer Modus zusagen, den Apotheker auch zu seinem Rechte kommen zu lassen: Der Arzt verordnet die billigen Dilutionen oder Globuli, daneben aber diätetische Präparate, Mineralwasser u. dgl. Dinge, welche eine homöopathische Kur unter Umständen sehr energisch fördern können. Dabei verdient der Apotheker und der Kranke hat doch wenigstens etwas für sein Geld, während er in den Gebühren für theure Arzneipräparate blos eine für ihn unnöthige Steuer entrichtet.

Abgesehen von diesen Differenzpunkt können wir uns mit den Anfangssätzen des Kollegen Villers vollkommen einverstanden erklären, und wir möchten sie zur Beherzigung empfehlen erstens allen denjenigen Kollegen, welche in Ländern prakticiren, welche keine Dispensirfreiheit kennen, zweitens den Homöopathen in kleinen Städten, welche aus gesellschaftlichen Rücksichten in

der Regel gut thun, sich mit dem Apotheker zu stellen, selbst wenn sie selbst dispensiren dürften.

Wenn Sie mir aber, sehr geehrter Herr Kollege, diesen Zustand als den idealen und das Selbstdispensiren als blos in der Noth zulässig betrachten, so werden Sie bei allen Kollegen, welche das fragliche Recht besitzen, auf den entschiedensten Widerspruch stossen.

Denn, fragen wir erstens: inwiefern soll es des Arztes unwürdig sein, Arzneien selbst zu bereiten und abzugeben? Sie bringen dafür auch nicht den Schatten eines Beweises bei. Im Gegentheil haben nicht von jeher die Aerzte ihre Arzneien selbst hergestellt, und verabreicht bis die überhandnehmende Vielmischerei es als zweckmässig erscheinen liess, eine Arbeitstheilung vorzunehmen? Zweckmässigkeitsgründe waren es einzig und allein, welche die Trennung beider Berufszweige herbeiführten, und Zweckmässigkeitsgründe allein können für uns massgebend sein, ob wir diese Trennung beibehalten oder wieder aufheben sollen. Aber mit moralischen Gesichtspunkten bleibe man uns da fern, wo blos praktische Fragen Berechtigung haben. Ich würde Ihnen allerdings in einem Falle vollkommen recht geben, der augenblicklich bei allopathischen selbstdispensirenden Aerzten zutrifft, wenn wir nämlich für unsre Arzneien bezahlt würden und somit einen doppelten Verdienst einstrichen. Der Arzt kommt dadurch, selbst bei der grössten Gewissenhaftigkeit bei seiner Klientel gar zu leicht in Verdacht, unnöthig viel und unnöthig theuere Medikamente zu verschreiben. Nun sind wir aber gewohnt unsere Arzneien umsonst abzugeben und ich glaube, es ist noch niemand unter unseren Klienten eingefallen, darin etwas unser unwürdiges zu sehen. —

Ja, sagen Sie, wenn der Arzt seine Arzneien ab ovo selbst herstellte, d. h. die Tinkturen sich selbst bereitete und die Verreibungen von der niedersten an selbst fertigte, so liesse ich mir das Selbstdispensiren gefallen. (A. H. Z. 121, Nro. 8, pag 63). Was die Herstellung von Tinkturen betrifft, so kann ich diesen Einwand nicht billigen. Auch der Apotheker stellt sich seine Urtinkturen nicht alle selbst her, sondern er bezieht dieselben zum Theil von Grossisten. Warum nicht auch wir? Wurde im 17. und 18. Jahrhundert eine Arbeitstheilung zwischen Arzt und Apotheker in der Weise nothwendig, dass der Arzt nur verschrieb, der Apotheker nur dispensirte, was hindert uns, eine Arbeitstheilung in der Weise vorzunehmen, dass wir

denjenigen Theil der Dispensirarbeit, welchen wir zu kontroliren im Stande sind, und der für uns zu zeitraubend ist, einem anderen überlassen, und nur den selber besorgen, der trotz seiner immensen Wichtigkeit für uns in der Regel unkontrolirbar ist und bei dem wir, wie zahlreiche Erfahrungen gelehrt haben, oft genug übers Ohr gehauen werden? Irgendwo muss unsere Arbeit ein Ende haben und ein anderer für uns eintreten; wo das geschieht, ist wieder eine reine praktische Frage, bei der von würdig oder unwürdig keine Rede sein kann. Konsequenterweise müssten Sie ja auch verlangen, dass wir uns unsere chemischen Urstoffe selbst herstellen.

Zweitens: Hat der homöopathische Arzt, selbst wenn er nach Ihrem Rezept verfährt, die nöthige Garantie, dass er reell bedient wird? Ich behaupte: Nein. Eine gewisse Sicherheit gewähren die homöopathischen Spezialapotheken, welche um ihres eigenen Renommés willen gewissenhaft arbeiten müssen und die Apotheken an kleineren Orten, welche, wenn auch nicht de jure, so doch de facto unter der Kontrole des Arztes stehen (gutes Einvernehmen zwischen Arzt und Apotheker natürlich vorausgesetzt). Für alle andern Fälle, wo der Arzt mit dem Apotheker nicht persönlich bekannt und befreundet ist, müssen wir als Grundsatz festhalten: Wo die Kontrole aufhört, hört auch die Sicherheit auf. Es wird nur wenige Apotheker geben, die so gewissenhaft sind, wie ein mir bekannter, der nur aus religiösen Gründen, mit Rücksicht auf seinen Eid, die homöopathischen Arzneien streng nach Vorschrift bereitete. Und selbst wenn wir alle Apotheker gewonnen hätten, wer bürgt uns dafür, dass ihre Untergebenen — das Pulverreiben besorgt ja doch immer der Lehrling, welchem der Prinzipal unmöglich immer auf dem Nacken sitzen kann — ihre Schuldigkeit thun? Was die homöopathischen Spezialapotheken betrifft, so haben auch sie verschiedene Haken: Der Arzt darf seine Klienten nicht an eine bestimmte Offizin weisen, sondern muss ihnen die Wahl vollständig freistellen. Wo bleibt da wieder die Garantie für gute Arznei? Und auch sie sind nicht absolut zuverlässig. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Die Verreibungen werden in gemeinsamen Arbeitsräumen nebeneinander hergestellt, so dass die Reinheit der Arznei durch das unvermeidliche Zerstäuben arg gefährdet wird. Aus diesem Grunde bin ich auch dagegen, dass der Arzt fertige Verreibungen bezieht, aber auch blos aus diesem Grunde; denn eine Prinzipienfrage liegt meines Erachtens durchaus nicht vor, wie Sie ausführen.

Uebrigens möchte ich nicht unterlassen darauf hinzuweisen, dass ich vor einiger Zeit aus einer sogenannten homöopathischen Zentralapotheke eine potenzirte Arznei bezog, welche statt des vorschriftsmässigen Spir. Vini fortis kaum 20% Weingeist enthielt. Dass ich unter diesen Umständen in die Zuverlässigkeit der Arznei selbst Zweifel setze, wird mir niemand verdenken.

Also, Kollege Villers, es thus mir leid, aber trotz aller Vorzüge, welche Sie dem Apothekenverkauf unsrer Arzneien vindiziren, erlaube ich mir doch bescheidene Zweifel daran und bleibe lieber bei dem Grundsatz: ich glaube nur, was ich sehe. Und wenn Sie, verehrter Herr Kollege, eine Heilungsgeschichte durch Opium 200. veröffentlichen, so glaube ich nach all den unliebsamen Erfahrungen, die sonstwo mit den Apothekern gemacht worden sind, vorläufig nicht, dass der Patient wirklich die zweihundertste Potenz erhalten hat und Sie sind beweisfällig für die Richtigkeit Ihrer Behauptung, nicht ich für das Gegentheil wie es doch eigentlich sein müsste. Ihrer Krankengeschichte, welche ja die Wirkung einer Hochpotenz demonstriren soll, wird also gerade die Spitze abgebrochen. Einem selbstdispensirenden Kollegen gegenüber könnte niemand diesen Einwand geltend machen.

Und schliesslich möchte ich zu Gunsten unseres Dispensirrechtes noch einen Punkt hervorheben, der mir gar nicht unwichtig zu sein scheint. Wie oft wird ein Rezept, das einmal geholfen hat, wieder zum Apotheker getragen, ohne dass der Arzt gefragt wird. Dem Apotheker aber ist es einerlei, ob das Mittel hilft oder nicht Hilft es nun, so freut sich der glückliche Besitzer dieses Rezeptes, eine Art Panacee in Händen zu haben und wird noch mehr Leidensgenossen damit beglücken, der Arzt aber geht leer aus; hilft es nicht, so wird im günstigsten Fall kein Schade angerichtet, im ungünstigen aber dem Arzt und, was viel wichtiger ist, der Homöopathie geschadet. Dieser Fall wird aber, bei der Nothwendigkeit einer scharfen Indikationstellung, ceteris paribus bei homöopathischen Rezepten öfters eintreten, als bei allopathischen. Diesem Uebelstand gegenüber bildet unser Dispensirrecht den wirksamsten Schutz unsres geistigen Eigenthums. Und niemand möge uns etwa „unwürdiger" selbstsüchtiger Motive beschuldigen, wenn wir auf diesen Arbeitsschutz besonderes Gewicht legen; es hat noch nie als eines Mannes unwürdig gegolten, wenn er sein eigenes Interesse wahrnimmt, vorausgesetzt dass sein Vortheil

zugleich der seiner Klienten ist. Dass dem aber so ist, glaube ich im Vorstehenden zur Genüge nachgewiesen zu haben.

Also, Herr Kollege, mit dem ersten Theil Ihrer Ausführungen sind wir im wesentlichen einverstanden: wer den Apotheker nicht entbehren kann, suche sich mit ihm so gut als möglich zu stellen; es wird für ihn, den Apotheker und die Patienten das Beste sein; aber nicht das Selbstdispensiren ist ein Nothbehelf, sondern dieser von ihnen postulirte Zustand. Und, seien Sie mir darob nicht böse, Ihr Artikel erinnert mich doch stark an die Fabel vom Fuchs und den sauren Trauben.

Sanitätsrath Dr. Karl Bürkner

in Dessau

ist am 29. Mai d. J. nach kurzem schweren Leiden entschlafen. Geboren zu Oranienbaum am 8. Juni 1815, wurde er auf dem Gymnasium zu Dessau vorgebildet und bezog 1836 die Universität Leipzig, um dort Medizin zu studiren. 1841 wurde er auf Grund seiner Dissertation über die Venensteine promovirt. In Anhalt-Dessau gestatteten die beengten örtlichen Verhältnisse der damaligen Zeit dem jungen Arzte, auch nach Ablegung der heimischen Staatsprüfung nicht das Recht der freien Niederlassung. Vielmehr wurde ihm seitens der Herzgl. Regierung sein Wohnsitz und sein Wirkungskreis angewiesen, sobald eine der ärztlichen Stellen frei wurde. Für B. fügte es sich so ungünstig, dass eine solche für die nächstabsehbare Zeit überhaupt nicht in Aussicht stand, und er sich vorläufig in eine Wartezeit fügen musste. Um diese Zeit vermittelte wohl seine Verschwägerung mit Dr. Kurz, späterem Geheimen-Medizinal-Rathe in Dessau, ein näheres Bekanntwerden mit der Homöopathie. Letzterer war, als einer der hervorragenden und auch als Schriftsteller bekannter homöopath. Aerzte damaliger Zeit einige Jahre vorher als Herzoglicher Leibarzt von Breslau nach Dessau berufen worden. B. suchte seine unfreiwillige Musse durch vorübergehende Annahme einer Reisearztstelle und durch den Besuch der Krankenhäuser in Wien zweckmässig auszufüllen. Hier vertiefte er sich auch in das weitere Studium der Homöopathie. In das Haus seines Vaters, des damaligen Herzogl. Polizeidirektors in Dessau zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten auch auf dem schon früher vorübergehend bevor-

zugten Gebiete der Chirugie. Ein Ergebniss desselben waren die 1844 erschienen:

„Abbildungen zur Lehre von den Unterleibsbrüchen, auf 9 Tafeln mit erläuterndem Texte. Nebst einer ausführlichen Darstellung des Herabsteigens der Hoden. Zum Gebrauche der Studirenden bearbeitet von Dr. K. Bürkner.“ Ich selber habe die durch ihre Klarheit sich auszeichnende Darstellung während meiner Studien-Zeit mit Vortheil benutzt.

Im Jahre 1844 wurde B. das kleine Städtchen Wörlitz bei Dessau als örtlicher Wohnsitz angewiesen, an welchem die ärztliche Praxis sich nach jeder Richtung hin nur in denkbar engsten Grenzen bewegen konnte. Zum Glück vermochte er 1847 nach Dessau überzusiedeln, wo er bis zu seiner letzten Erkrankung — über 42 Jahre — nach Kräften und unermüdlich thätig gewesen ist.

Ich wurde erst 1860 mit B. persönlich bekannt, nachdem ich in meinem damaligen Wohnsitze Zerbst angefangen hatte, mich praktisch mit der Homöopathie zu beschäftigen. Seitdem habe ich in fortdauernden freundschaftlichen Beziehungen zu dem Verewigten gestanden, dem ich in machen Lebenslagen persönlich und mit aufrichtiger Hochachtung näher getreten war. Wenn auch der persönliche Verkehr wegen meiner Uebersiedelung nach Berlin sich mehr beschränken musste, als zuvor, so veranlasste doch wiederholter kollegialischer Verkehr auch in unseren engeren Familienkreisen öfter wiederkehrende persönliche Begegnungen. Diese wurden bei unseren gegenseitigen Besuchen in Dessau und Berlin zu meiner Freude immer neu belebt. In dieser Erinnerung steht mir noch unser letztes Beisammensein im Novbr. 1888, gelegentlich eines meiner Besuche am Herzogl. Hofe in Dessau, bei welchem es mir noch am späteren Abend vergönnt war, mit B. einige ungestörte Stunden in freundschaftlichen Gedankenaustausche zu verleben. Leider zum letzten Mal!

Kaum habe ich irgend einen Mann kennen gelernt, der sich körperlich und geistig so unverändert frisch erhalten hat, wie B. Trotz seines zunehmenden Alters hatte B. sich dank seiner klassischen Ruhe seit 25 Jahren weder innerlich noch äusserlich in irgend auffallender Weise verändert. Es war eine vornehm angelegte, abwägende, klar denkende Persönlichkeit. Sein Auftreten am Krankenbette war durchaus vertrauenerweckend, das habe ich selbst am Krankenlager meines Kindes dankbar erfahren. B. beobachtete ruhig

und ohne Voreingenommenheit aus seiner persönlichen Erfahrung heraus, und kam zu keinen voreiligen Schlüssen. Der Werth seiner Anschauungen und Folgerungen wurde dadurch erhöht, dass B. sich immer der Grenzen seines Wissens und Könnens wohlbewusst war, und in seiner liebenswürdigen und ruhigen Weise auch nie ein Hehl daraus machte. Aber innerhalb dieser Grenzen fühlte er sich um so sicherer und verstand es deshalb, auch den Berufsgenossen Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit einzuflössen, und etwaige Abweichungen der gegenseitigen Meinungen in leidenschaftsloser objektiver Weise zu klären. Von Vorurtheilen liess B. sich kaum befangen nehmen. Auch in seinen Anschauungen über die Homöopathie habe ich keine Neigung zur Ueberschwänglichkeit bemerkt. Manches Mal betonte er die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, und die Nothwendigkeit, sich den Fortschritten der Gesammtmedizin gegenüber dieser Grenzen immer bewusster zu werden. B. dachte nach jeder Richtung hin viel zu unabhängig und war auch zu wenig engherzig, um nicht was ihm gut und tüchtig erschien, zu prüfen und anzuerkennen, und das erprobte Beste davon zu behalten.

Dabei wissen wir aber Alle, wie sehr es ihm am Herzen lag, den guten Kern der Homöopathie durch Wort und That zu weiterer Anerkennung zu bringen. Wir wissen, mit welchem seltenen und ausdauernden Eifer er sich an den Versammlungen des Zentral-Vereins betheiligte; wir haben uns wiederholt an seiner umsichtigen, beherrschenden Leitung der geschäftlichen Verhandlungen erfreut, und den Einfluss anerkannt, den seine ruhige Beurtheilung der Sachlagen auf die sich entgegen tretenden Meinungsunterschiede ausübte. Fast immer war B. im Stande, Oel auf höher wogende Streitigkeiten im eigenen Lager zu giessen. — Auch seine Beziehungen zu den allopath. Aerzten in Dessau wusste er stets würdig zu gestalten.

Bei aller seiner Gelassenheit hatte B. doch ein warmes, theilnehmendes Herz, nicht blos für seine nächsten Angehörigen und Freunde, sondern auch für seine Kranken, zu deren Leiden und Freuden er sich auch als Mensch näher stellte. Wie oft wusste seine rechte Hand nicht was die Linke that! Und für alles Schöne in Natur und Kunst konnte B. warm fühlen, und man sah es seinem Auge wohl an, wenn er Freude und Erholung in demselben gefunden hatte.

Seine rege Theilnahme für das Wohl und Wehe der Homöopathie, besonders auch innerhalb der kollegialischen Kreise bethätigte B. an massgebender Stelle als berufenes Mitglied des Herzogl. Medizinal-Kollegiums in Sachen der Homöopathie und noch vor wenigen Jahren als Begründer eines Sächsisch-Anhaltischen Vereins homöopathischer Aerzte, dessen Versammlungen er bis in seine letzte Lebenszeit hinein wohl selten fern blieb.

Solange ich B. persönlich kannte, ist mir keine ernstlichere Störung seiner Gesundheit erinnerlich. Die Nachricht von seinem Tode kam mir ganz unerwartet, und auch sein letztes, gegen Mitte Mai d. J. aufgetretenes Leiden ist mir nicht genügend aufgeklärt worden. Er soll „einer haemorrhagischen Stomatitis, welche nach kurzer Zeit nomatös wurde", erlegen sein.

Als Arzt, als Mensch, als Freund hat es B. verdient, dass sein Andenken in hohen Ehren erhalten bleibe, und dass ihm nachgeeifert werde!

Maylaender.

Nachruf.

Seinem Freunde und hochgeehrten Kollegen Dr. Carl v. Villers.

In einer Zeit, wie die der letzten Decennien, zu der die weithin ertönende Klage über Mangel an Zuwachs in unseren Reihen sich auch noch mit der über Indifferenz der Wissenschaft gegenüber verband, ist es um so schmerzlicher, alte gewiegte Kämpfer aus unserer Mitte scheiden zu sehen. Zu dem innerlich von uns empfundenen Schmerze bei Verlust unserer Kampfgenossen gesellt sich auch noch die Besorgniss hinzu, welche bei einem Blicke auf alles uns Umgebende und in die nichts Hoffnungsvolles versprechende Zukunft in uns wachgerufen werden muss.

Männer, die immer schlagfertig, immer gewaffnet, immer bereit sind, einem feindlichen Anlaufe die muthige Stirne zu bieten, die von der Wahrheit der Wissenschaft durchdrungen, Gut und Blut daran setzen, um diese Wahrheit, wenn sie, gleichviel ob von ungeweihter oder geweihter Hand, ob von Freund oder Feind angetastet wird, zu schirmen, zu schützen und vor Unbill zu bewahren, solche Männer werden nicht alltäglich geboren, und dass der Verstorbene zu diesen Männern gehörte, wer wollte das wohl bezweifeln, oder gar bestreiten?

Von Hause aus ohne Sympathie für die Medizin — er war durch und durch Musiker von nicht alltäglichem Talente — und einzig und allein dem Willen des Vaters gehorchend, studirte er diese dennoch, erwarb sich Kenntnisse, mit denen nicht gar zu viele Standesgenossen zu concurriren vermochten und hätte ihn nicht eigenes Beispiel und eigene Erfahrung der Homöopathie in die Arme geführt, er wäre wohl schwerlich je praktischer Arzt geworden.

Die Homöopathie war es, die ihn mit der Medizin aussöhnte, sie, die seiner Strebsamkeit Genüge zu leisten, seinem Geiste Nahrung zu verschaffen vermochte; was Wunder daher, wenn er sein ganzes Leben hindurch bis in sein acht Jahre lang dauerndes schmerzvolles Krankenlager hinein, es nicht unterliess, alles Das mit Beharrlichkeit energisch zu bekämpfen, was mit den Grundpfeilern der Homöopathie nicht im Einklang, oder gar ihr entgegen ging, wobei sein mit Humor reich ausgestattetes Gemüth sich nie verleugnend manche Feindseligkeiten schuf, die, obgleich zuweilen hinderlich auf die von ihm verfochtene Sache wirken mussten, dennoch weder seine Gesinnung zu ändern, noch seinen Muth zu lähmen vermochten. Besonders war ihm das, hier und da in Gang gesetzte, Liebäugeln mit den Koryphäen der herrschenden Schule, das sich durch gefällige und liebenswürdige Concessionen äussert, verhasst und er unterliess es nie, seine Meinung frei auszusprechen, wie sie sich bei ihm formulirte, wie es denn auch nicht in seinem Wesen lag, etwas anders auszudrücken, als wie es in seinem Geiste sich zurechtgelegt hatte. Ein Gentleman durch und durch wusste er sich bei seinen allopathischen, oft sehr hochgestellten Kollegen, mit denen er zuweilen am Krankenbette zusammentraf, Achtung zu verschaffen und durch sein Auftreten und seinen Takt die sonst von ihnen wohl gern in Gang gesetzten Spötteleien und Sarcasmen über die Homöopathie von Hause aus unmöglich zu machen, dadurch aber, im Vereine mit seinen gründlichen Kenntnissen, musste die Homöopathie in den Augen der Gegner, eine andere Stellung, als die ihr von ihnen sonst gegebene, einnehmen.

Obgleich er grössere wissenschaftliche Werke, seine beiden in Madrid gekrönten und die nicht gekrönte Preisschrift über Diphtherie etwa ausgenommen, nicht hinterlassen, so tragen doch meist alle seine polemischen Artikel seinen schon oben besprochenen der Homöopathie gegenüber eingenommenen Standpunkt zur Schau, den nämlich — wir können das nicht oft genug betonen — sie

vor fremden, heterogenen und mit ihren Grundgesetzen nicht harmonirenden Elementen zu schützen — ein Verdienst, welches besonders in den letzten Jahrzehnten von allen der Homöopathie huldigenden Freunden derselben mit dem grössten Danke entgegengenommen zu werden verdient, und das schon allein für sich einem bleibenden Denkmale in unserer Mitte gleichkommt, wenn nicht bereits seine eiserne Beharrlichkeit sich durch die allgemeine Verbreitung des Cyanquecksilbers bei Behandlung der Diphtherie ein anderes, für ewige Zeiten unvergängliches Denkmal geschaffen hätte.

Sind wir unserem Dahingeschiedenen in Anerkennung seiner Verdienste als Mann der Wissenschaft, als Arzt und Kämpfer für die Wahrheit nach Kräften und Einsicht gerecht geworden, um wie viel mehr müssen wir uns verpflichtet fühlen, in ihm den Menschen hoch zu achten, ja zu verehren: stets bereit, ferne von jeglichem Eigennutz, Jedem die hülfreiche Hand zu bieten, Jedem ohne Ausnahme mit Rath und That beizustehen, verband sich ein Wohlwollen, eine Herzenswärme, die mit seiner lebhaften Theilnahme an Allen und Allem, ein unbegrenztes Zutrauen, besonders bei seinen Patienten hervorrufen musste. Seine Discussionen über Gegenstände der Wissenschaft waren stets anregend und von höchstem Interesse, wie denn überhaupt er selbst mit seinem unverwüstlichen Humor, der ihn auch noch auf seinem höchst schmerzenvollen Krankenlager — bis kurz vor seinem Tode — nicht verliess, eine Erscheinung darstellte, die dem Ausspruch eines namhaften Dichters in höchster Vollkommenheit gerecht wird:

Als Du geboren wurdest, weintest Du, und die Umstehenden freuten sich; lebe so, dass, wenn Du stirbst, die Umstehenden weinen und Du Dich freust. Dr. C. Bojanus sr.

Nachfolgende Notiz bringen wir mit bestem Dank an den Herrn Uebersender zur Kenntniss:

Berichtigung zu Dr. Brasol's Vorträge S. 269 Heft IV und V des 9. Bandes.

„Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist" („zu glücklich, wem sie nur die äuss're Hülle weist!") ist **nicht von Goethe**, sondern von **Albrecht von Haller**. Goethe sagt sogar in bewusstem Gegensatz: „Natur hat weder Kern noch Schale; alles ist sie mit einem Male."

E. Schlegel, Tübingen, prakt. Arzt.





